

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1837.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1837

by unknown author

Göttingen; 1837

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1837.

G ö t t i n g e n .

Am Abend des 20. April endete nach langem Leiden durch gichtische Uebel im 68sten Jahre seines Lebens Herr Franz Soulange Artaud, ordentlicher Professor der französischen Sprache und Literatur hieselbst, und Ritter der Ehrenlegion. Geboren in Paris im Jahre 1769 aus einer angesehenen Familie (aus der ein jüngerer Bruder durch frühere gesandtschaftliche Stellen am päpstlichen Hofe, und als Biograph von Pabst Pius VII. und andere Schriften rühmlich bekannt ist), erwarb er sich die feinere Bildung in der Sprache und im Umgange, welche auch nachher ihn auszeichnete. Im Jahre 1791, nach dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung, und der unglücklichen Wendung, welche diese nahm, verließ er mit so vielen anderen Frankreich, ohne die Schicksale zu ahnen, die ihm bevorstanden, und machte im Jahre 1792 den Feldzug in dem Armeecorps der französischen

Prinzen unter dem Prinzen Condé mit. Nach der Auflösung dieses Corps 1793, da die Rückkehr und selbst jede Verbindung mit dem Vaterlande abgeschnitten war, sah er sich bald dem bittersten Mangel ausgesetzt, und irrte umher, ohne zu wissen wohin, als ihn gegen Ende 1794 der Zufall nach Göttingen führte, das er in ganz hilfloser Lage erreichte. Hier wandte er sich an den ehrwürdigen Feder, dessen Namen als eines sehr menschenfreundlichen Mannes ihm genannt worden war, und nicht vergeblich. Mehrere der damaligen hiesigen Lehrer, unter denen vor allen Meiners, an den ihn nachher die genaueste Freundschaft knüpfte, und außer ihm Heyne, Planck und Hugo genannt werden müssen, nahmen sich auf Feder's Antrieb seiner an, und eröffneten ihm die Aussicht, durch Unterricht in seiner Muttersprache sich hier eine Lage für die Zukunft zu gründen. Mit angestremgtem Fleiße widmete er sich nun den grammatischen Studien von dieser, erfüllte auch vollkommen die Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, und ward 1799 zum Vector, im Jahr 1805 zum außerordentlichen und im Jahre 1819 zum ordentlichen Professor der französischen Sprache und Literatur ernannt. Öffentliche Vorlesungen hat er zwar nicht gehalten, aber die Anstrengungen, mit denen er den Wünschen derer, die seinen Privatunterricht verlangten, — zehen Stunden des Tages waren ihm nicht zu viel, — Genüge leistete, gaben dafür mehr als hinreichenden Ersatz. Nicht nur Studierende aus den verschiedensten, selbst den höchsten Ständen, wurden in großer Anzahl seine Schüler, auch Familien, die sich für den Unterricht ihrer Kinder an ihn wandten, versagte er seinen Beystand nicht. Auch in anderen Rücksichten war

sein Einfluß auf die Studierenden, mit denen er durch den Privatunterricht in genauere Verhältnisse kam, oft sehr heilsam. Als Schriftsteller hat er sich nur durch ein paar Uebersetzungen von Schriften von Blumenbach und Meiners bekannt gemacht, wie wohlthätig aber seine Wirksamkeit für die Universität war, an der er mit inniger Dankbarkeit und warmer Vorliebe hing, wird aus dem Obigen klar seyn.

Was seine Freunde an ihm verlieren, denn er war der treueste und theilnehmendste Freund, können nur sie würdigen. Die Ruhe aber und die Ergebung, womit er die mehr als 5 jährigen Leiden der Sicht, die fast jede Bewegung unmöglich machten, ertrug, erregten die Theilnahme und die Bewunderung aller derer, welche die Zeugen davon waren. Wir glaubten um so mehr diese wenigen Nachrichten der Freundschaft schuldig zu seyn, da sich anderwärts nicht leicht ein Platz für sie finden möchte.

Hn.

L e i p z i g.

Bei Fr. Ch. W. Vogel. Ueber Philologie, Alterthumswissenschaft und Alterthumsstudium. Für Studierende. Von K. H. Milhauser, Dr. phil. und Privatdocenten an der Universität Leipzig. 1837. 88 Seiten. 8. Eine kleine, mit Nachdenken und Geist geschriebene Schrift, welche die in unserer Zeit vielfach angeregte Frage, worin eigentlich das Studium der Philologie seinen Mittelpunkt habe, auf die wir auch neulich in diesen Blättern eingegangen sind, ihrer befriedigenden Beantwortung näher zu bringen sucht. Der Verf. stellt sich nicht in die Reihen derer, welche Philologie und Alterthums-

wissenschaft identificieren, und in Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft einen Inbegriff der Fächer, mit denen sie sich zu beschäftigen haben, finden, wie ihn auch früher schon Heyne ähnlich aufgefaßt und vor allem durch sein Wirken in Lehre und Schrift als ein großes wissenschaftliches Ganzes dargethan hatte. Unser Verf. behauptet dagegen erstens, daß Philologie ihrem ursprünglichen Sinne und ihrer wahren Bedeutung nach in dem bewußtvollen Gebrauche gewisser Functionen unseres Geistes bestehe, derjenigen nämlich, welche auf das Verstehen oder Nacherkennen dessen gerichtet sind, was uns von Anderen Erkanntes sprachlich mitgetheilt wird. Und zweitens, daß Alterthumswissenschaft, oder näher bezeichnet: classische Alterthumskunde, kein wissenschaftliches Ganzes bilde, sondern nach ihren verschiedenen Disciplinen den einzelnen Wissenschaften, die der Geschichte des Menschenlebens untergeordnet sind, als da sind Geschichte der Sprachen, der Staaten, der Religionen, anheim falle. Wir halten beide Einwürfe nicht für stark genug, das innere Band der Alterthumswissenschaft zu lösen oder zu lockern. Denn was erstens die gegebene Definition der Philologie betrifft, so setzt sie ohne Zweifel richtig die formelle Thätigkeit des Philologen in ein Verstehen eines bereits von Menschen Gedachten, aber schneidet durch die Forderung, daß es ein sprachlich Mitgetheiltes seyn müsse, das eng verbundene von einander. Denn über oder jenseits dem Verstehen des im Einzelnen sprachlich Mitgetheilten liegt ja immer das Verstehen der durch die Analyse der Sprache gewonnenen Gedanken in ihrem Zusammenhange, welches schon bey der Verbindung mehrerer Sätze zu einem Gedankenganzen, noch mehr bey gan-

zen Schriftwerken in Anwendung kommt; das Verstehen von dichterischen Gedanken aber hat eine solche Verwandtschaft mit dem Verstehen der Composition eines plastischen Kunstwerks, daß man meist ganz dieselben Principien und Verfahrungsweisen bey dem einen und dem anderen angewandt finden wird. Warum soll nun die Uebung dieser Function nicht überhaupt auf das Verstehen menschlicher Gedanken und Empfindungen, in welcher Form sie auch vorliegen mögen, in Gedichten und Reden, Mythen und Kunstwerken, Sitten und Staatseinrichtungen, dem Organismus der Sprache selbst, ausgedehnt, und die Philologie zur Auslegerin jener mannigfach tönenden Sprache gemacht werden, die Nationen durch ihr ganzes lebendiges Daseyn zur Nachwelt reden? Sollte nun aber die Forderung an den Philologen gemacht werden, daß er, im Bewußtseyn der Virtuosität in der formellen Handhabung aller Mittel des Verständnisses, sich hierauf allein beschränken, und den Stoff sammt und sonders der Geschichte belassen solle: so würde sich bald zeigen, daß bloß formelle Fertigkeiten, ohne inneres Interesse für die Gegenstände, ganz des Bodens entbehren, auf dem sie allein auf eine gesunde Weise sich entwickeln können, indem Niemand recht versteht, dem nichts an dem zu Verstehenden liegt, und die steigende Schwierigkeit des Verstehens auch eine steigende Begeisterung für den zu gewinnenden Inhalt verlangt. Wir leugnen nicht, daß es darin eine Verschiedenheit der Anlagen und Naturen gibt, und die einen mehr an der rein formellen Ausübung der Kunst des Verstehens und critischen Beurtheilens ihre Freude haben, während Andere auf jedem Schritte durch das Interesse des In-

halts fortgezogen seyn wollen. Aber im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß jede Art der Philologie, so bald sie ein gewisses Alter der Reife erlangt hat, sich mitten unter den gesammten Schätzen der Ueberlieferung nieder gelassen hat, und mit dem ganzen Denken und Thun bestimmter Nationen und Perioden der Menschheit ein inniges Verhältniß eingegangen ist. Hiermit haben wir nun auch schon den Standpunct angezeigt, von dem aus wir die zweyte Forderung des Verfs beurtheilen müssen. Er verlangt von der classischen Alterthumskunde, daß sie den Stoff, dessen sie sich bemächtigt, heraus geben, und an die einzelnen, (zum Theil noch gar nicht vorhandenen) Zweige der Geschichte des Menschenlebens restituieren solle, mit anderen Worten, daß z. B. von dem Griechischen Staatswesen nicht in Verbindung mit der Religion, der Kunst und gesammten Bildung der Griechen, sondern in Vereinigung mit der Chinesischen, Russischen, Nordamericanischen Verfassung die Rede seyn solle. Nun ist aber gar nicht abzusehen, warum diese Verbindung für die Erkenntniß der Sache förderlicher als jene seyn, und noch weniger, warum sie jene ausschließen solle. Bey allen Eintheilungen in historischen Materien kommt es vornehmlich darauf an, daß sie da einschneiden, wo ein wirkliches Gelenk ist, daß sie nichts trennen, was aus denselben Lebenstrieben, unter dem Einflusse derselben Grundideen und Verhältnisse, in organischer Einheit gewachsen ist, und Dinge nicht zusammen werfen, die aus ganz verschiedenen Quellen fließen, und etwa nur durch einen modernen Sprachgebrauch zusammen gehalten werden. Diese Gefahr liegt aber nur gar zu nahe, wenn man sich allein gewöhnt, die historischen Erscheinungen

immer nach einem solchen abstracten Fächerwerk, wie Staat, Religion, Literatur, zu registrieren; man setzt nur gar zu leicht eine Gleichartigkeit von Thätigkeiten voraus, die gleich bey dem ersten Hervorbrechen des Keimes einen ganz verschiedenen Anlauf genommen, und darnach eine ganz andere Stelle im menschlichen Leben ausgefüllt haben. Gerade unsere Zeit leidet an vielerley Uebeln, die in der Voraussetzung der Gleichartigkeit alles dessen, was man einmahl in ein abstractes Fach geworfen hat, ihren eigentlichen Grund haben. Wäre ferner die Forderung des Verfs gegründet, daß alle Seiten des Menschenlebens nach ihrer abstracten Eintheilung behandelt werden sollen, so müßte sie sich auch folgerecht durchführen lassen können, und es dürfte z. B. auch das Griechische Staatsleben, die Literatur, die Religion nicht zusammen bleiben, sondern die Lehre von der Volksrepräsentation, die satirische Poesie, die göttlichen Eigenschaften müßten von China bis Nordamerika durch alle Zeiten und Völker durchgeführt werden. Man weiß, zu welchen trockenen Compilationen, ohne Lebensfaß und innere Wahrheit, diese Methode geführt hat, und wie augenscheinlich dabey die offen bleibenden Rubriken den Zwang darzuthun pflegen, welchen dies Verfahren dem historisch Gegebenen anlegt. So weit aber auch eine solche Behandlung in der Zerlegung des zusammen gewachsenen Stoffes gehen möge, bey irgend einem Punkte wird sie doch stehen bleiben, die abstracten Eintheilungen aufgeben, und das in seiner concreten Erscheinung verbundene zusammen lassen müssen. Niemand wird leugnen wollen, daß die Durchführung solcher allgemeinen Gesichtspuncte, wenn sie nur in dem Wesen der

menschlichen Natur ihren Grund, und zum ganzen menschlichen Leben ihr bestimmtes Verhältniß haben, von großem Werthe seyn kann; da auch für die historische Behandlung des Einzelnen nichts förderlicher ist, als wenn man über die Bedürfnisse einer gewissen Seite des menschlichen Geistes und Lebens, und die Forderungen und Bedingungen, die in der Sache selbst liegen, von einem allgemeinen Standpuncte bereits unterrichtet ist. So bald aber die Betrachtung sich mit Entschiedenheit einem einzelnen Volke zuwendet, wird sie sich vor allem in das gesammte Leben desselben versenken, den Geist, der aus Sprachwerken und dem Sprachbau selbst, aus Kunstdenkmählern und Einrichtungen des geselligen Lebens auf gleiche Weise spricht, zu verstehen suchen, jenen geistigen Hauch, der Alles, was Hellenisch, oder was Hebräisch, oder was Römisch ist, umzieht und zu einem harmonischen Ganzen macht, zu fassen suchen müssen, ehe sie z. B. das Recht oder ein einzelnes bedeutendes Rechtsinstitut aus den blühenden Zeiten dieser Völker so begreifen kann, wie es zu begreifen möglich ist. Kurz, der Geschichtschreiber der Staaten oder Religionen oder Künste wird eine in sich zusammen hängende Alterthumskunde so wenig überflüssig machen, daß er vielmehr jederzeit davon ausgehen, und sich fortwährend darauf wird berufen müssen.

R. D. W.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 4. May 1837.

Stuttgart und Leipzig.

Bey E. F. Krieger und Comp. Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre, mit besonderer Rücksicht auf die Physiologie ausgearbeitet von Dr K. H. Baumgärtner, Grossherzogl. Bad. Hofrath, Professor der Medicin und Director des medic. Klinikums und der poliklinischen Anstalt an der Universität zu Freiburg etc. 1835. Bd. I. VIII und 678 S. Bd. II. 836 S. in 8.

Zur Ausarbeitung und Herausgabe des vorliegenden Werkes wurde der Verf., wie er in der Vorrede äußert, vorzüglich dadurch veranlaßt, daß er durch fortgesetztes Studium der Physiologie und durch Beobachtungen am Krankenbette neue Ansichten über manche Krankheitsvorgänge gewonnen habe, nach welchen, wie es ihm scheint, Mehreres in ein helleres Licht trete, und welchen er daher eine allgemeinere Verbreitung zu verschaffen wünschte. Der sicherste, aber von den

Pathologen zu wenig betretene, Weg, um die Krankheitslehre mehr zur Höhe der Wissenschaft zu führen, sey die stäte, vorsichtige Anwendung der von der Physiologie erkannten Wahrheiten auf die Krankheitslehre. Der Patholog müsse Physiolog seyn, und zwar genüge es nicht, ein Handbuch der Physiologie gelesen zu haben, sondern es sey nothwendig, sich durch eigene Anschauung eine recht lebendige Vorstellung von den vorzüglichsten Lebensvorgängen zu verschaffen. Erst seitdem er selbst das Microscop und das zootomische Messer zur Hand genommen habe, stehe er, was die Krankheitslehre betrifft, auf einem sichereren Boden, indem er vorher, ungeachtet guter Beschreibungen, doch von Manchem sich keine klare Anschauung zu verschaffen vermocht, an Manchem gezweifelt, und auch über Mehreres, was ihm, als Pathologen, von Wichtigkeit zu seyn schien, in den Physiologien nicht genügende Auskunft erhalten habe.

So sehr nun Rec. das Bestreben, durch Anwendung bewährter physiologischer Grundsätze die Pathologie aufzuklären, schätzt, so wenig kann er doch den den früheren Pathologen überhaupt gemachten Vorwurf der Vernachlässigung dieser Anwendung gegründet finden. Wiewohl die Medicin ursprünglich nicht aus physiologischen Grundsätzen abgeleitet worden, sondern ihr Ursprung der Beobachtung der Krankheiten, der Erscheinungen, des Ganges und der Ursachen derselben, so wie der Wirkung der Heilkraft der Natur, der heilsamen und schädlichen Einflüsse zuzuschreiben ist, so ist doch, wie die Geschichte der Medicin lehrt, schon von der Zeit der ältesten Dogmatiker bis auf Galenus, und seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, so wie der Wiederbelebung der Anatomie und den großen

Fortschritten der Physiologie im 16ten und 17ten Jahrhundert bis auf Boerhaave, Fr. Hoffmann und Stahl, die Physiologie als ein Haupttheil der medicinischen Wissenschaften angesehen, gerade besonders von den Aerzten bearbeitet, durch wichtige Entdeckungen bereichert und zur Erklärung der Krankheiten benützt worden; und so haben insbesondere auch seit der Zeit, wo durch den unsterblichen Haller die Physiologie eine bessere Gestalt bekommen hat, ein Gaub (wie mit gerechter Anerkennung der Verdienste desselben schon Haller selbst in seiner *Apologia ad Ant. de Haen difficultat. p. 11.* bemerkt hat) und andere große Pathologen es nicht versäumt, von den besseren physiologischen Grundsätzen auf pathologische Gegenstände Anwendung zu machen, ohne gerade, wie manche Neuere, dies auf dem Titel ihrer Pathologie auszusprechen oder (nach Art der Anhänger von Broussais, dessen einseitige Lehre auch zuerst eine *Médecine physiologique* seyn sollte) ihre Pathologie eine physiologische oder Physiologie der Krankheit zu nennen. Vielmehr ist wohl so manchen Pathologen, und zwar neueren sowohl als älteren, der Vorwurf zu machen, daß sie in der Anwendung nicht gehörig begründeter oder auch falscher physiologischer Ansichten zu voreilig gewesen, oder eine verkehrte Anwendung der Physiologie auf Pathologie und Therapie gemacht und dadurch der Medicin sehr geschadet haben. Sodann darf man bey aller Anerkennung der Wichtigkeit der Physiologie nicht verkennen, daß der veränderte Zustand des Lebens in Krankheiten auch seine eigene Erscheinungen und Gesetze hat, die nicht bloß aus der Physiologie des gesunden Lebens abgeleitet und erklärt werden können; daß es gar viele

Gegenstände der Pathologie gibt, die auch durch das beste Microscop eben so wenig, als vermittelst des zootomischen Messers zu erkennen sind; daß es um Pathologie und Therapie noch sehr schlimm stehen würde, wenn sie auf das aus physiologischen Grundsätzen abgeleitete beschränkt wären, und wenn man das abziehen wollte, was sie der genauen Beobachtung der Natur, der Erscheinungen, des Ganges und der Ursachen der Krankheiten, der Wirkung der Heilkraft der Natur, so wie der heilsamen und schädlichen Einflüsse zu danken haben; daß bis jetzt die Anwendung der Physiologie vielmehr zu mehr oder weniger wahrscheinlicher oder muthmaßlicher Erklärung pathologischer Gegenstände, oder durch Erfahrung bereits aufgefundenen Curmethoden als zur Begründung neuer und sicherer Curmethoden gedient hat, und daß selbst, wenn manchen physiologischen Ansichten gemäß die früher durch Erfahrung bestimmten Curmethoden wesentlich verändert wurden, dies für die Medicin und für die Kranken mehr nachtheilig als vortheilhaft gewesen ist. Wenn übrigens von weiteren Fortschritten in der Physiologie allerdings eine hellere Einsicht in die Natur so mancher Krankheiten zu erwarten, und eine solche Vervollkommnung unserer Einsicht, selbst wo sie nicht unmittelbaren Einfluß auf die Praxis hat, in wissenschaftlicher Hinsicht gewiß für sehr schätzbar zu halten ist, so muß man doch auch jetzt noch gestehen, daß die Physiologie noch viele dunkle, unbestimmte, zweifelhafte Stellen, gar manche unbegründete Hypothesen hat, daß sie dem Arzte so oft nicht sicher vorleuchtet; und man kann auch jetzt, wie es zu der Zeit der früheren Nervenpathologen von dem geistreichen Rec. der übrigens vortrefflichen Abhandlung von Thaer, de actione sy-

stematis nervosi in febribus in der allgem. deutschen Bibliothek Bd. 25. S. 257 ff. geschehen, der Pathologie zwar zu der näheren Berücksichtigung der Abweichungen der Nervenkraft von ihrem normalen Zustande Glück wünschen, aber auch wohl noch mit jenem wünschen, daß dies nicht geschehe, ohne die Physiologie der Nervenkraft gehörig erforscht zu haben, nicht mit der Sucht, in einer so geheimnißvollen Naturlehre alles zu erklären, alles zu demonstrieren, damit sich nicht Hypothesen, witzige Träume und faules Geschwätz blinder Seher statt solider Lehrsätze in unsere Pathologie einschleichen.

Was nun die neuen Ansichten des Verfs betrifft, so hat er vorerst (§. 17 ff.) die Eintheilung der Krankheiten nach der Verschiedenheit der einfachen Lebensvorgänge zu bestimmen gesucht, und sich dabey bemüht, in dieser Eintheilung, die auf die Verschiedenheiten des Wesens der Krankheitsprocesse gegründet seyn soll, die Krankheiten zugleich nach natürlichen Familien zu ordnen. Unter einfachen Lebensvorgängen versteht er (§. 18.) die einfachen Wechselwirkungen einzelner Kräfte und Similartheile auf einander; und sagt dann (§. 19.), daß an allen die Nerven, oder vielmehr das in ihnen wirkende Etwas, einen wesentlichen Antheil hätten. In einer großen Reihe von Lebensäußerungen sollen (§. 20.) die Nerven in Wechselwirkung mit dem Blute und anderen Similartheilen des Körpers treten, und zwar diese Wechselwirkung in gegenseitiger Anziehung und, wie es scheine, auch Abstoßung, das ist Bewegung, oder in biochemischer Wirkung bestehen. In einer anderen Reihe von Lebensäußerungen seyen es (§. 19.) die Nerven allein, in welchen dieselben vorgingen, was

bey den Empfindungen und den Seelenäußerungen der Fall sey. So zeige (§. 22.) es sich nun auch in krankhaften Zuständen, daß in einer Anzahl von Krankheiten das Blut und die übrigen den Nerven entgegen stehenden Stoffe des Körpers mit diesen in krankhafte Wechselwirkung träten, wobey die krankhaften Veränderungen vorzugsweise in diesen Stoffen vorgingen, und daß in einer anderen Reihe von Krankheiten nur das Nervensystem verlegt sey, während das Blut und die übrigen Stoffe des Körpers unverletzt blieben. Darnach könnten die Krankheiten eingetheilt werden: I) in die Classe der krankhaften Proceße zwischen den Nerven und dem Blute und den übrigen Stoffen des Körpers, wozu die Familien der Fieber, Entzündungen, der nicht entzündlichen Blutüberfüllungen, der Blutflüsse, der fehlerhaften Absonderungen, der Hautausschläge und der krankhaften Ernährung gehören sollen, II) in die Classe der reinen Nervenkrankheiten, unter welche man wohl auch die Krampfkrankheiten aufnehmen könne, da die fehlerhafte Muskelbewegung stets nur der Ausdruck eines Nervenleidens, und die Behandlung in der Regel allein gegen das Nervenleiden gerichtet sey (?), und welche zwey Familien, die Nervenkrankheiten im engeren Sinne des Wortes und die der Seelenstörungen enthalte.

Im Allgemeinen hat diese Eintheilung wenigstens kein anderes Resultat, als mehrere frühere, namentlich auch die in Krankheiten der Systeme und Organe des bildenden und sensorischen Lebens. Wenn sie aber auf die Verschiedenheit des Wesens der Krankheiten gegründet seyn soll, so möchte man, auch abgesehen davon, ob dem als

Irdings höchst wichtigen Nervensysteme von dem
 Vf. nicht zu viel zugeschrieben worden sey, doch
 mit Grund bezweifeln können, daß durch solche
 allgemeine und nicht näher dargethane Annah-
 men von Wechselwirkung zwischen den Nerven
 und dem Blute zc. das noch dunkle Wesen der
 Krankheiten aufgeheilt werde. Auch die Annah-
 me, daß in den eigentlichen Nervenkrankheiten
 nur das Nervensystem verletzt sey, während das
 Blut und die übrigen Stoffe des Körpers un-
 versehrt blieben, enthält nicht nur keine nähere
 Bestimmung des eigentlichen Wesens jener Krank-
 heiten, sondern ist auch in sofern unrichtig, als
 nicht nur so manche Krankheiten, die auch von
 dem Verf. zu den Nervenkrankheiten gerechnet
 werden, von Fehlern des Blutes und anderer
 Theile abhängen und besonders auch eine gegen
 diese Grundlagen gerichtete Behandlung erfordern,
 sondern auch bey manchen, wo ursprüngliche oder
 nicht mehr von Fehlern anderer Theile abhän-
 gende Affection des Nervensystems statt findet,
 dadurch doch auch Veränderungen in anderen
 Theilen, den Ab- und Aussonderungen, dem
 Blute zc. bewirkt werden, wie es selbst bey der
 aus psychischen Ursachen entstandenen Melancho-
 lie der Fall seyn kann. Daß solche Veränderun-
 gen in Nervenkrankheiten vorkommen können, hat
 der Verf. später (Bd. 2. §. 1770.) selbst bemerkt,
 aber sie nur für deuteropathische Krankheitsvor-
 gänge, nicht für einen Theil der reinen Nerven-
 krankheit erklärt, durch welche Annahme indessen
 das Unrichtige der obigen allgemeinen Bestim-
 mung nicht aufgehoben wird. Daß übrigens be-
 sonders die schmerzhaften und krampfhaften Krank-
 heiten der Organe des bildenden Lebens, wenn
 sie auch eine nervöse Seite haben, doch nicht
 durchaus und in allen ihren Formen für eigent-

liche Nervenkrankheiten zu halten seyen, hat Rec. schon anderswo (Handbuch der spec. Pathol. und Therapie, 4te Ausg. Bd. 2. §. 1281.) bemerkt.

Die natürlichen Familien der Krankheiten, welche der Verf. unter jene Classen gebracht hat, beziehen sich zwar zum Theil auch auf wesentliche Verschiedenheiten der Krankheiten, sind jedoch nicht durchaus auf diese, sondern ursprünglich auch auf äußere Verschiedenheiten gegründet, und sind auch nicht etwa erst von dem Verf. seiner physiologischen Ansicht gemäß bestimmt worden, sondern es sind die bekannten, welche (wie Rec. auch in seinem Handb. d. spec. Pathol. u. Therapie, 4. Ausg. Bd. 1. §. 13. bemerkt hat) schon vor Sauvages und anderen Nosologen von großen Ärzten, wie in der neuesten Zeit von S. G. Vogel, S. P. Frank, Sprengel, Hufeland, Harless u. A. anerkannt worden sind. Abweichungen, Veränderungen in Ansehung der Stellung einzelner Arten von Krankheiten, wodurch sich schon frühere Systeme unterschieden, und welche auch in einem andern neueren Werke vorkommen (vergl. meine Recens. von Choulant's Lehrb. der spec. Pathol. u. Therapie in den Götting. gel. Anz. 1835. St. 64.), finden sich auch hier; es hat indessen Rec. wenigstens nicht finden können, daß es auch Verbesserungen sind.

Zu den einzelnen Krankheiten, worauf sich die neuen Ansichten des Verfs beziehen, gehören besonders die Fieber. Es wird davon (§. 23.) folgende allgemeine Definition oder Characteristik voraus geschickt: 'Fieber nennen wir diejenigen Krankheitsformen, die sich in Verstimmung des Gemeingefühls, Veränderung der Temperatur des Körpers, verändertem Puls und veränderten Absonderungen ausdrücken.' Daß diese Definition

zu allgemein und unbestimmt ist, gar nichts Näheres über die Art der Veränderung enthält, braucht kaum bemerkt zu werden. In Bezug auf das Wesen des Fiebers heißt es §. 55. 'Fieber sind die von einem gereizten Zustande des vegetativen Nervensystems abhängenden und daher den Character der Reizung tragenden, über das ganze Gefäßsystem verbreiteten und zum Theil auch in den Geweben selbst statt findenden krankhaften Wechselwirkungen zwischen Nerven und Blut und anderen den Nerven entgegen gesetzten Similartheilen.' Diese Begriffsbestimmung soll (§. 56.) diejenigen Störungen in den Wechselwirkungen zwischen Nerven und Blut, die die Merkmale der Reizung gänzlich entbehren, von den Fiebern ausschließen, wie z. B. die Ohnmacht und den Scheintod, aber dem ungeachtet nicht alle Erscheinungen ganz allein aus einem gereizten Zustande des Gefäßsystems erklären, sondern neben diesem mannigfaltige Abweichungen in der Wechselwirkung zwischen Nerven und Blut insbesondere bey den auf so vielfache Weise veränderten biochemischen Processen annehmen.

Außer den bey dem Verf. beliebten Worten von der Wechselwirkung zwischen den Nerven und dem Blute ist hier durchaus nichts Neues, und das Wesen des Fiebers näher, als es bis dahin geschehen, Erklärendes zu finden. Denn daß die über das Gefäßsystem verbreitete Reizung mit erhöhter Reizbarkeit des Nervensystems, vorzüglich mit Reizung der dem Blutgefäßsysteme vorstehenden Nerven, zusammenhänge oder dadurch erregt werde, ist längst von Anderen bemerkt worden (Vgl. *Thaer de actione systematis nervosi in febris*. Gotting. 1774. 4. §. XVIII sqq., *Sprengel inst. path. spec.* §. 11. u. A.). Die Dunkelheit aber, welche bey dieser Annahme

sonst noch in Ansehung der Art der Affectio der Nerven u. statt findet, ist auch von dem Verf. nicht aufgehehlt worden.

Wenn der Verf. ferner (§. 53.) sagt, daß die Ursache der fehlerhaften Richtung in der Blutbewegung, nicht im Blute selbst, sondern in dem Nervensysteme liegen müsse, und zwar im Froste in vermehrter Einwirkung der Theile des Nervensystems im Inneren des Körpers, wohin vielleicht eine Concentration der Nervenkraft erfolge, in der Hitze zugleich oder vorzugsweise in der Peripherie, nachdem eine Ausgleichung der Nerventhätigkeit und selbst ein Uebergewicht in der peripherischen Nerventhätigkeit eingetreten sey, so ist, abgesehen davon, daß die Concentration der Nervenkraft im Inneren von dem Vf. selbst in dem angeführten §. nicht bestimmt angenommen, hernach aber eben so wie die Ausgleichung der Nervenwirksamkeit und das Uebergewicht derselben in der Peripherie mehr angenommen, als gehörig dargethan, oder die Annahme durch irgend neue Gründe unterstützt wird, hier von ihm auch auf die Fälle nicht Rücksicht genommen worden, wo das Fieber nicht mit Frost, sondern gleich mit Hitze anfängt.

Das Nervenfieber, welches der Verf. in seinem Werke über die Fieber von lähmungsartigem Zustande der Gefäßnerven abgeleitet hat, wird auch hier von ihm als ein Fieber mit erschöpftem Wirkungsvermögen oder einem sich entwickelnden lähmungsartigen Zustande im Gefäßsysteme characterisirt. Diese Annahme eines lähmungsartigen Zustandes der Gefäßnerven steht aber wohl mit der oben angeführten Aetiologie der Fieber, wornach dieselben überhaupt von einem gereizten Zustande des vegetativen Nervensystems abhängen, den Character der Reizung haben sollen, im Widerspruche; es kann auch

ein solcher lähmungsartiger Zustand durchaus nicht die eigentlichen Fieberzufälle bewirken, würde eher Stillstand der Bewegung des Gefäßsystems verursachen, ist, wo er in Nervenfiebern eintritt, eher auf den mit dem Fieber verbundenen Status nervosus in anderen Theilen als auf das Gefäßsystem zu beziehen, oder vielmehr Folge als Ursache des Fiebers; und außerdem paßt jene Ansicht auch nicht auf die Art des Nervenfiebers, wobey Erethismus nervosus hervor sicht. Wenn auch Reil die Lähmung als Gattung in sein System der Fieber aufnehmen zu müssen glaubte, so ist dabey zu bemerken, daß er erstens, freylich willkührlich, unter den Fiebern die so genannten dynamischen Krankheiten überhaupt verstand, zweytens (Memorabil. clin. Fasc. IV. p. 116. und Fieberl. Bd. I. S. 280.) in Bezug auf die eigentlichen Fieber selbst gestehen mußte, daß dem gewöhnlichen Begriffe von dem Wesen derselben die Lähmung widerspreche und mehr Wirkung derselben sey, oder im weiteren Verlaufe hinzu komme. Uebrigens vergleicht der Verf. das Nervenfieber mit gewissen Vergiftungen, besonders der durch das Mutterkorn bewirkten (durch welche Vergleichung aber der Gegenstand eben keine nähere Aufklärung erhalten hat), er hält es auch für sehr wahrscheinlich (?), daß in sehr vielen Fällen wirkliche, auf verborgene Weise in den Körper gebrachte Gifte die Schuld davon trügen, gesteht indessen doch, daß es auch durch andere Einflüsse bewirkt werden könne.

Das Wechselfieber wird von dem Verf. unter die Fieber von einfacher Gefäßreizung gestellt, was wohl weder auf das entzündliche, von ihm überhaupt hier nicht berücksichtigte, Wechselfieber, noch auf das bössartige paßt. Die §. 155. versuchte Erklärung des Wechselfiebers ist theils in wesentlichen Puncten nicht neu, theils hat sie der

Bers. selbst nur für eine Hypothese erklärt, daher wir uns hier nicht länger dabey aufhalten.

Bei der Betrachtung der Entzündung, und zwar zuerst der so genannten wahren, welche der Bers. wegen der im zweyten Zeitraume erfolgenden Umwandlung der Blutkügelchen in eine gleichförmige feste Masse Erhärtungsentzündung nennen möchte, nimmt er (§. 474 ff.) in Ansehung der Ursache der Ueberfüllung der Gefäße mit Blut an, daß hier ganz allein die von den Nerven ausgehende Anziehung der Organensubstanz auf das Blut wirke und erhöht sey. Aber auch angenommen, daß die verstärkte lebendige Anziehung des Blutes von den Theilen (welche bekanntlich nicht allgemein zugegeben wird) wirklich statt finde, und auch abgesehen davon, daß des Bers's Meinung von dem großen Antheile der Nerven an der Bewegung des Blutes in den Capillargefäßen von Anderen (vergl. S. Müller's Physiologie Bd. 1. S. 219. und Arnold's Physiologie §. 553.) für zweifelhaft erklärt wird, sind wir sonst durch das von ihm Gesagte irgend weiter gekommen, ist das, was hier noch dunkel war, irgend aufgeklärt worden? Daß durch Reizung der Theile (nur mit Ausnahme der Fälle, wo der Reiz contrahierend wirkt und Krampf erregt) Blutanhäufung in denselben bewirkt werde, ist längst von den Meisten anerkannt worden. Aber wie der Reiz dies bewirke, ist unbekannt, und mit Recht sagte wohl Borsieri (inst. med. pract. Vol. I. §. XXXVI): *'Qui enim nervorum, aut fibrarum, quibus vasa instruuntur, actione excitata stimulum agere dixerunt; hi profecto, ut ego judico, nihil, quod quaestioni faciat satis, dixerunt. Restat adhuc sepulta, atque obvoluta tenebris arcana vis stimuli.'* In Bezug auf die angenommene verstärkte Anziehung des

Blutes von den Theilen, hat übrigens auch Müller (a. a. O. S. 62.) geäußert, daß nicht mit Sicherheit auszumachen sey, ob die verstärkte Affinität zwischen Substanz und Blut in der Entzündung bloß eine Verstärkung der natürlichen organischen Anziehung sey, oder ob sie verschieden von der lebendigen Anziehung und mehr eine neue entstandene chemische Affinität zwischen der zersetzten Substanz und dem Blute sey.

Bey den serösen Entzündungen, wozu außer dem Rheumatismus (dem, wenn er ohne Fieber vorkommt, auch von dem Verf. die sehr unlateinische Benennung Rheumatismus afebrilis gegeben wird), die Gicht, der Rothlauf und der Catarrh gerechnet werden, soll (§. 793.) das Resultat der Einwirkung der Nerven auf das Blut Verflüssigung des letzteren seyn. Dieser verflüssigende Character derselben soll erstens darin begründet seyn, daß dieselben in der Regel in Organen ihren Sitz hätten, in welchen die Verdunstungsproceßse vorgingen, wodurch also der Krankheitsproceß leicht den besonderen Character der Verflüssigung erhalte, zweytens darin, daß sie gewöhnlich durch die Hemmung eines Verflüssigungsprocesses, besonders der Hautausdünstung, entständen und daher als stellvertretende Thätigkeit mehr oder weniger denselben Character annähmen. Bekanntlich hat man längst angenommen, daß sie theils durch den Sitz sich unterschieden, theils dabey mehr Anhäufung und Absonderung von seröser, scharfer, lymphatischer Feuchtigkeit oder Schleimabsonderung als Anhäufung von Blut statt finde. Wird nun wohl die Sache durch die so genannte Verflüssigung des Blutes besser erklärt? Uebrigens sollen die Mittel (welches sonst die bekannten sind) nach dem Verf. (§. 814.) zum Theil doch auch verflüssigend auf die Säftemasse wirken! — Die

Sicht, welche in Bezug auf ihr eigentliches Wesen eben nicht schicklich hierher gestellt wird, kann durch jene Theorie der Verflüssigung wohl am wenigsten erklärt werden.

Bei der Betrachtung der Ursache der Blutflüsse hat sich der Verf. (§. 938.) nicht bloß gegen die Annahme der Anastomose, sondern auch gegen die von Frank angegebene krankhafte Secretion erklärt. Daß, in sofern die ehemalige Vorstellung von sich mit offenen Mündungen frey endigenden Gefäßen falsch ist, der aus der Anastomose abgeleitete Blutfluß durch das Durchschwitzen (Diapedesis) zu erklären sey, ist bekanntlich längst von Sprengel, Rudolphi (im encyclopäd. Wörterb. d. medic. Wissenschaften unter Anastomosis) u. A. bemerkt, auch von dem Rec. in der vierten Ausgabe seines Handbuchs angeführt worden. Wenn aber auch das von Frank gebrauchte Wort Secretion hier nicht dem physiologischen Begriffe derselben entspricht (was wohl Frank selbst eingesehen hat, indem er sagt: *ut loco humoris consueti, mucosi, serosi, cruentum, parte proprio expellat, aut, quod sensu pathologico nobis dicere liceat, secernat*), so liegt doch seiner Ansicht (wie der ähnlichen Wichat's von activer Aushauchung) etwas sehr Wahres zum Grunde, indem er sich gegen die alleinige Annahme des *impetus cruoris a tergo, ut ajunt, venientis*, welcher von allgemein erhöhter Thätigkeit des Blutsystems abhängt, erklärt, und bemerkt hat, daß auch eine krankhaft erhöhte Reizbarkeit in dem leidenden Theile selbst zum Grunde liegen könne. Nach dem Verf. soll den activen Blutflüssen zwar auch von Seiten der Gefäße ein heftiger Herzschlag, namentlich bey der Hypertrophie des Herzens (die ihn jedoch nicht so allgemein, wie der Verf. mit manchen

Neueren glaubt, bewirkt), vielleicht auch zuweilen eine Affection der Arterien, am häufigsten aber die erhöhte Einwirkung der Nerven auf das Blut (?) in den Capillargefäßen, wodurch der heftigste Blutandrang veranlaßt werden könne, und von Seiten des Blutes der Orgasmus desselben zum Grunde liegen.

Bey der Darstellung der Fehler der Ausleerungen, der Flüsse und Zurückhaltungen, hat der Verf. (Th. 2. S. 137 ff.) die Hartleibigkeit und die Verstopfung, die Harnverhaltung, den unwillkürlichen Harnabgang den Mangel der monatlichen Reinigung in einen Anhang zu den krankhaften Absonderungen verwiesen, weil sie oft Symptome anderer Krankheitszustände seyen. Dieser Grund würde aber bey so manchen Flüssen und Zurückhaltungen, so wie anderen Zufällen, die auch von dem Verf. als besondere Krankheiten abgehandelt worden sind, nicht minder gelten.

Die knotige Lungenschwindsucht hält der Verf. (S. 1712.) mit Laennec für kein Product der Entzündung, sondern für einen Fehler der Ernährung, dessen nähere Ursache aber noch unbekannt sey. Es scheint ihm indessen bey den Tuberkeln auf ähnliche Weise, wie bey der Entzündung, ein Proceß statt zu finden, in welchem die sämtlichen im Organengewebe liegenden Stoffe eine wechselseitige Verbindung eingehen und sich zuletzt zu einem gleichförmigen Stoffe, dem Eiter, vereinigen. Daß jener Proceß zwischen den verschiedenen Substanzen des Lungengewebes Statt finde, dafür spreche die Verzehrung des Gewebes, die Umwandlung in eine halbflüssige Masse, die wiederum sich in eine, in Eiter übergehende Substanz verwandele, bey der gallertartigen Infiltration, und endlich die Eiterbildung selbst, welche bey der Entzündung das

Resultat eines ähnlichen Vorganges sey. So scheint ihm die Tuberkelbildung und Erweichung ungefähr derselbe Proceß zwischen den verschiedenen Substanzen des Organengewebes, namentlich zwischen Nervensubstanz und den ihr entgegenstehenden Substanzen im Gewebe selbst, etwa mit Theilnahme von Lymphe, die aus den Gefäßen ausschwißt, zu seyn, den wir in der Entzündung vorzüglich zwischen Nerven und Blut erkennen. Abgesehen davon, daß dies dem Wf. nur so scheint, so kann wohl auch hier die Annahme der wechselseitigen Verbindung der Stoffe, die in keiner Hinsicht näher bestimmt ist, durchaus keine Aufklärung geben. Wenn der Wf. übrigens bey der Untersuchung der Tuberkeln mit dem Microscope gefunden haben will, daß in ihnen durchaus keine entzündliche Blutüberfüllung vorhanden, und daß auch gewöhnlich das sie zunächst umgebende Lungengewebe ohne Entzündung sey, so haben Andere (vergl. Meckel's Handb. der pathol. Anat. Bd. 2. Abthl. 2. S. 370.) wenigstens in den umgebenden Theilen es oft anders gefunden, und auch Otto (Lehrb. der pathol. Anat. §. 65. Anm. 6.) sagt, daß er sehr häufig den Tuberkel mit einer hochrothen Schicht des ihn einschließenden Organs umgeben gesehen habe. Wenn man dies aber auch nicht gesehen hätte, so würde es doch nichts gegen die Entstehung der Tuberkeln, wenigstens in so manchen Fällen, aus vorher gegangener entzündlicher Reizung beweisen, so wie denn auch der Wf. (§. 1711.) als Gelegenheitsursache der Tuberkeln alle Ursachen, welche entzündliche und katarthalische Affectionen der Lungen hervor bringen können, angeführt hat.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1837.

Stuttgart und Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre.

Was die Darstellung der Nervenkrankheiten betrifft, so hat Rec. auch keine neuen, auf Physiologie gegründeten Aufklärungen der noch dunkeln Natur wichtiger Krankheiten hier gefunden, und der Verf. sagt bey der Betrachtung des Wesens derselben (§. 1777.) selbst, daß wir von der Physiologie noch näheren Aufschluß über die Vorgänge innerhalb der Nerven zu erhalten abwarten müsse. Wenn ihm aber das Wesen des Krampfes in einer krankhaften, in dem Gewebe der Muskeln und der übrigen, einer krampfhaften Zusammenziehung fähigen Gebilde vor sich gehenden Anziehung der in dieselbe eindringenden Nerven auf die in dem Gewebe des Organs ihnen entgegen stehenden Similartheile zu bestehen scheint, so möchte theils diese Anziehung noch auf einer Hypothese beruhen, theils durch die

Hypothese die Sache doch nicht gehörig erklärt werden.

In der Ordnung der Nervenkrankheiten mit Aeußerung erhöhter Nerventhätigkeit werden übrigens als eine besondere Gruppe bildend unter der Ueberschrift: Vom Nervensysteme ausgehende krankhafte Erregung der geistigen Thätigkeit, die Schlaflosigkeit, das Schlafwandeln, der Alp und der Säuerwahn Sinn zusammen gestellt. Letzterer möchte jedoch, wiewohl Schlaflosigkeit unter den Symptomen desselben vorkommt, mit den ersten nicht schicklich zusammen gestellt werden, oder damit eben keine sehr natürliche Familie bilden. Was aber den Alp betrifft, so definiert ihn der Verf. (§. 1943.) auf folgende Weise: 'Der Alp sind (sic) während des Schlafes sich einstellende Anfälle, welche in dem Gefühle von Erstickung, wobey oft das Gesicht bläulich-roth wird, und zu gleicher Zeit in phantastischen Träumen besteht, wobey sich der Kranke insbesondere häufig vorstellt, daß ein Ungeheuer auf seiner Brust sitze oder eine schwere Last auf ihm liege', und sagt dann weiter (§. 1944.), daß der Alp eigentlich keine besondere Krankheitsart sey, sondern in Brustaffectionen verschiedener Art, namentlich Blutcongestionen nach den Lungen und verschiedenen Herzkrankheiten, bestehe, bey welchen während des Schlafes Hemmungen in der Respiration und dem Blutlaufe sich einstellten, und wodurch die bezeichneten schreckhaften Träume erregt würden. So wie diese Darstellung desselben überhaupt, und auch die §. 1945. angegebene Behandlung in mehr als einer Hinsicht mangelhaft ist, so ist insbesondere aus der sehr ungenügenden Aetiologie nicht zu ersehen, wie wenigstens der Verf. selbst nach seiner allgemeinen Bestimmung der Nervenkrankheiten ihn unter diese stellen konnte.

Andere haben bekanntlich doch auch auf nervöse Disposition und diese veranlassende Ursachen Rücksicht genommen.

Nach allem diesem muß es Rec., so sehr er bereit ist, jede wirkliche Bereicherung der Wissenschaft anzuerkennen, doch sehr bezweifeln, daß die Pathologie durch die Anwendung der physiologischen Ansichten des Verfs irgend gewonnen habe. Rec. hat sich absichtlich hier auf diese Betrachtung neuer Ansichten des Verfs beschränkt, und überhebt sich gern der Aeußerungen dessen, was er noch über so manche von dem Verf. gegebene Definitionen der Krankheiten in Ansehung der Sache und der Sprache, und über sonstige Darstellungen desselben in pathologischer und therapeutischer Hinsicht zu erinnern hätte. Er sieht sich indessen veranlaßt, sich noch über Folgendes zu erklären. Der Verf. hat nämlich in der Vorrede noch als einen zweyten Grund, der ihn zur Ausarbeitung eines eigenen Lehrbuches bewogen, den angeführt, daß die ihrer Einrichtung nach ihm am meisten zusagenden Compendien, nämlich das des Unterzeichneten und das von Raimann, zu wenig Rücksicht auf die neueren Forschungen genommen hätten, und daß er deshalb, so lange er sich ihrer bey seinen Vorträgen bedient, sehr viele Dictate zu geben genöthigt gewesen sey. Der Unterz., welcher sich zwar in Ansehung der Worte der Kürze (wie es sich in einem Lehrbuche versteht) befleißigte, in Ansehung der Sachen aber, besonders der Darstellung der charakteristischen Symptome der Krankheiten, der bedeutendsten ätiologischen und prognostischen Sätze, so wie der bewährtesten Curmethoden und Heilmittel, diese für die Praxis wichtigen Gegenstände mit einer gewissen Vollständigkeit wenigstens anzudeuten, wenn auch nicht auszuführen und

weiter zu erläutern (was natürlich den Vorlesungen zu überlassen ist), für nöthig hielt, dagegen (wie er auch in der Vorrede ausdrücklich erklärt hat) Manches, und zwar vorzüglich das, was weniger auf ausgemachte Thatsachen, als auf noch zweifelhafte Theorien, Muthmaßungen und Hypothesen oder vermeintliche Erklärungen noch dunkler Gegenstände sich bezieht, nur kurz, besonders in Anmerkungen, berühren oder auf die Vorlesungen vorbehalten zu dürfen glaubte, fürchtet für sein Theil eher, der Rücksicht auf so manche neue Ansichten für ein Lehrbuch fast zu viel Raum aufgeopfert zu haben. Auch ist er der Meinung, daß, so wie wohl überhaupt ein Werk, das gar keine Zusätze in den Vorlesungen erfordern sollte, wenigstens für kein Compendium zu halten seyn möchte, es auch bey einem guten Lehrbuche auf andere Dinge ankomme, als auf die Mittheilung einiger neuen Hypothesen. 'Die Hypothesen, sagte Rudolphi (anatom. physiol. Abhandl. S. 231.), werden sich noch tausend und tausend Mahl verändern; hat also ein Handbuch nur darin seinen Werth, daß es die neuesten Hypothesen vorträgt, so ist dieser sehr bald verloren.' Uebrigens glaubt Unterz. nicht bloß seine Rücksicht auf neue, ihm irgend bemerkenswerth scheinende, Untersuchungen, Beobachtungen und Ansichten, sowohl in seinem Handbuche selbst (von dem der Verf. freylich auch nicht einmahl die neueste Ausgabe angeführt hat), als durch das, was er über so manche in der neuesten Zeit zur Sprache gebrachte pathologische Gegenstände, theils in seinen Abhandlungen in den Commentat. Societ. Reg. Scient. Gotting., theils in den hiesigen gelehrten Anzeigen, wie früher in den Heidelberger Jahrbüchern, geäußert hat, dargethan, sondern auch zugleich darin ge-

zeigt zu haben, warum er manchen Neueren und namentlich auch einem Laennec (den der Verf. besonders benutzt zu haben und dem er an einzelnen Stellen von Wort zu Wort gefolgt zu seyn erklärt) weder in Bezug auf manche andere pathologische Ansichten, noch in Bezug auf die durch das Stethoskop erhaltenen Zeichen (vgl. die Recension der Schrift von Williams in den Götting. gel. Anz. von 1836. St. 29 — 32.) so unbedingt folgen konnte.

J. W. H. Conradi.

F r a n k f u r t a. M.

In Commission bey Fr. Wilmanns. Die Controverse über die Nerven des Nabelstranges und seiner Gefäße, einer sorgfältigen Prüfung unterworfen von J. A. C. Schott, der Heilk. Dr und pract. Arzte zu Frankf. a. M. Mit 5 größtentheils illuminierten und 2 Umriss tafeln, nebst dem Bildnisse Fr. Tiedemanns. 1836. XVIII u. 122 Seiten in gr. 4.

Es ist den Bemühungen neuerer Zeit gelungen, vollkommene und auch so ziemlich anerkannte Begriffe von den in die Bildung der Nabelschnur eingehenden Theilen aufzustellen. Dagegen sind die Nerven des Nabelstranges und seiner Gefäße immer noch Gegenstand des Streites, indem sich hier seit alter Zeit zwey Parteyen gebildet haben, welche theils dieselben als durchaus nicht existierend und zugleich als durchaus unnöthig verworfen, theils aber dieselben als bestehend voraus gesetzt haben. Nur wenige versicherten, diese Nerven wirklich gesehen und mit dem Messer bloß gelegt zu haben. Seit die Tübinger Preisfrage 1814 über diesen Gegenstand von

Dürr und Riecke verneinend beantwortet wurde, hielt man die Acten darüber geschlossen, obgleich Oslander d. B. sich gegen eine solche Nichtannahme der Nerven erklärte: bis in England Gv. Home und Bauer 1825 wieder verkündeten, daß nicht nur die Gefäße des Nabelstranges und die sie umgebende Whart. Culpe, sondern auch der Mutterkuchen und die Eihäute mit unverkennbaren Nerven versehen seyen. Sie stützten sich auf ihre sorgfältig angestellten microscopischen Untersuchungen, und legten die Nerven der eben erwähnten Theile in prachtvollen Kupferstichen vor. Bey diesem grellen Widerspruche schien es dem Verf. kein unnützes Werk, die erneuerte Controverse über diese Nerven einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und so legte er uns die Resultate seiner Forschungen und Untersuchungen in vorstehendem Werke vor, welches er bereits im Winter 1826 — 27 ausgearbeitet hatte. Der erste Abschnitt enthält in zwey Kapiteln eine Uebersicht der hierher gehörenden Meinungen der verschiedenen Aerzte und Naturforscher in Bezug auf die Nichtannahme und Annahme von Nerven des Nabelstranges und seiner Gefäße. Unter den Anhängern der ersten Meinung steht Galen oben an, ihm folgen Fabr. ab Aquapendente, Spigelius, Wharton, Hoboken, Diemerbroeck, Haller, Rödderer u. A. Zur zweyten Meinung bekannten sich Ph. Verheyen, Trew, Ul. Schäffer, Herholdt, Lenhossack, Tiedemann u. s. w. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich nun mit der anatomischen Untersuchung der fragl. Nerven von Seiten des Verfs. Als Einleitung gibt er zuvörderst die Gründe an, warum auf den Umbilicalgefäßen und deren Verzweigungen Nerven vorhanden seyn müssen, er weist nach, daß diese

nicht von den mütterlichen Organen, sondern von der Frucht selbst kommen müssen, und zugleich zeigt er, daß die zu diesen Gefäßen sich begebenden aus den Geflechten des Abdominal- und Beckenstückes des großen Zwischenrippennerven entspringen. Daher gehen auch die Untersuchungen am besten von dem Leber- und unteren Gefäßnervengeflechte aus, und da sich überhaupt die die Gefäße begleitenden Nerven leichter mit dem Messer darstellen lassen, wenn jene injiciert sind, so muß man die Umbilicalgefäße mäßig mit Wachsmasse anfüllen. Das erste Kapitel enthält die Untersuchungen der Nabelblutader und des venösen Ganges. Nach diesen ist die Umbilicalvene, so weit sie in der Bauchhöhle verläuft, mit unverkennbaren, aus dem linken Lebergeflechte entspringenden Nerven versehen, die freylich nicht viel stärker als ein Haar sind. Von der Stelle des Ursprunges der der Umbilicalvene angehörigen Nerven bis dahin, wo diese die ersten Aeste in die Leber abschickt, verbinden sich mehrere jener Nerven durch Zwischenfäden mit einander, und stellen so innerhalb der angegebenen Grenzen ein mehr oder minder deutliches Geflecht dar. Von denselben treten mehrere zarte Fädchen zu den Seitenästen der Nabelvene und verbreiten sich auf diesen in die Leber. Auch zu dem venösen Gange begeben sich Nerven, welche theils an seiner unteren Fläche, theils an der einen oder anderen Seite desselben verlaufen. Diese entspringen ebenfalls aus dem Lebergeflechte, unterscheiden sich wie die Nerven der Nabelvene durch ihre Zartheit und Feinheit von den Fäden des Plex. hepaticus, kommen aber in ihrer Farbe und ihrem Baue mit denselben überein. Auch an Thieren hat der Verf. ähnliches gefunden. Das zweynte Kapitel hat die Untersu-

chung der Nabelschlagadern zum Gegenstande: der Verf. zeigt hier, daß auch die Nabelarterien Nerven besitzen. Sie entspringen meist nur als ein einziger Faden auf jeder Seite, bey weiblichen Individuen aus dem Plex. uterin. lateralis, bey männlichen Subjecten aber aus dem Mastdarmnervengeflechte. Bey ersteren entstehen sie in der Regel aus dem unteren Theile des seitlichen Gebärmutternervengeflechtes, und in zartes Zellgewebe eingehüllt, zwischen dem eben genannten Nervengeflechte, dem Ursprunge der Umbilicalschlagadern und den übrigen Verzweigungen des vorderen Astes der Art. hypogastrica fortlaufend, gehen sie unter den Harnleitern und den Uterinarterien weg. An dieser Stelle geben die erwähnten Nervenfasern ein zartes Zweigchen ab, welches mit den letzt genannten Schlagadern sich in die Gebärmutter verbreitet. Die Hauptfasern treten nun zwischen den unteren und seitlichen Theil der Urinblase und die innere Seite der Nabelarterien und wenden sich, nachdem sie zwey bis drey Fädchen an jene abgegeben haben, zu diesen. Auf den Umbilicalarterien laufen sie nun, mehr an die der Blase zugekehrte Fläche der Arterie sich haltend, immer feiner werdend fort und begeben sich endlich in die Nähe des Nabelringes, mehr auf die der Bauchhöhle zugewandten Fläche derselben. Hierauf gehen sie, an den Umbilicalschlagadern etwas fester anliegend, durch den Nabelring durch, und lassen sich ungefähr 1 Zoll und 6 bis 7 Linien weit auf deren Wandungen als äußerst feine, haarähnliche Fasern mit dem Messer verfolgen. Sie sind feiner als die der Nabelvene, und liegen an den Wandungen der ersteren außerhalb des Nabelringes weit fester an, als an ihrem Abdominalstücke. In Beziehung der Farbe derselben findet zwischen

den Nerven, aus welchen sie entspringen, und denen der Nabelblutader kein Unterschied statt; daß ein solcher in ihrer Structur und Textur zwischen den eben genannten Nerven obwalte, ist wohl nicht zu denken. Auch bey einem Kinde von $1\frac{1}{2}$ Jahren sah der Verf. noch deutlich den Rest des zu den ehemahligen, jetzt aber in ein Ligament verwandelten Nabelarterien sich begebenden Nervenfadens. Ueberall hat der Vf. sehr genau die Art und Weise angegeben, wie am besten solche Untersuchungen vorgenommen werden, und um dadurch zu einem recht sicheren Resultate zu gelangen, hat er sie auch öfters wiederholt. Der dritte Abschnitt enthält Reflexionen über die Nerven der Umbilicalgefäße, und das erste Kapitel den Versuch, die Gegenwart derselben aus anatomisch = physiologischen Gründen zu erweisen. Der Verf. nimmt an, daß die zu den Gefäßen der Nabelschnur tretenden Nerven sich nicht auch da endigen, bis wohin sie mit dem Messer verfolgt werden konnten. Sie begleiten gewiß auch, freylich nur bis jetzt dem geistigen Auge sichtbar, die Umbilicalgefäße in ihrer ganzen Ausdehnung, und so wie die feinsten Endigungen der Nabelarterien in dem Fruchtkuchen mit den Anfängen der Nabelvene communicieren, so mögen auch hier die Nerven dieser verschiedenen Gefäße innige Verbindungen eingehen. Daß sie eben so fein sind, liegt aber in der Bestimmung der Nabelgefäße, welche dereinst doch obliterieren: dagegen mußte die Abdominalportion des Stranges voluminösere Nerven haben, da ihr, der Nabelvene nämlich, als einzuverleibendem Theile der Pfortader und als künftigem Ligam. teres hepatis, den Umbilicalarterien aber als Ursprungsquelle mehrerer Arterien und als nachherigem bandartigem Befestigungs-

mittel der Harnblase eine perennierende Existenz beschieden ward. Es wird ferner dargethan, daß in den Gefäßen, deren Wandungen mit harten, wenig nachgiebigen Theilen mehr oder minder fest verbunden sind, die Blutbewegung sehr beeinträchtigt werden würde, wäre nicht dafür gesorgt, daß durch einen kräftigen Einfluß von Seiten der Nerven die der Contraction der Gefäßwandungen unter den angegebenen Verhältnissen entgegen stehenden Hindernisse wieder ausgeglichen würden. Auf der anderen Seite sieht man, daß die Gefäße, welche so gelagert sind, daß durch ihre Umgebungen die Circulation des in ihnen freißenden Blutes nicht im Mindesten gehindert wird, nie mit so vielen und gewöhnlich sehr unbedeutenden Nerven versehen sind, als sie zur zweckmäßigen Ausübung ihrer Function bedürfen, wie z. B. dies an den Nerven der Schlagadern des Gehirns, also auch an den des Nabelstranges und der Nachgeburt der Fall ist. Hier sind die Nerven, obgleich so zart und fein, daß man sie sogar geleugnet hat, doch bedeutend genug, um ihren Zweck gehörig zu erfüllen. Dafür, daß die Nerven bey Thiernabelsträngen im Vergleich mit den menschlichen so außerordentlich fein sind, und sich schon an ihren Ursprungstellen den anatomischen Untersuchungen entziehen, findet der Verf. den Grund in dem Baue dieser Stränge, welche bey Thieren gerade und kurz sind, so daß also der Circulation gar kein Hinderniß im Wege steht: bey dem Menschen ist dagegen der Strang sehr lang, und fast beständig mit Blutaderknoten, zuweilen auch mit wahren Knoten versehen. Ferner ist es erwiesen, daß alle Arterien und Venen des Körpers mit Nerven versehen sind, warum also nicht auch die Gefäße der Nabelschnur und des Mutterkuchens?

Auch sind ja gewissermaßen die Nabelpulsadern im Fötus die unmittelbare Fortsetzung der notorisch mit Nerven versehenen Art. hypogastrica: eben so können die Kraftäußerungen an den Umbilicalgefäßen nur unter der Mitwirkung der Nerventhätigkeit von Statten gehen. Daß beim Unterbinden keine Schmerzäußerungen von Seiten der Mutter oder des Kindes statt finden, spricht durchaus nicht für Nervenlosigkeit: wie sich überhaupt diese Versuche gar nicht zum Beweise des fraglichen eignen. Auch muß der Umstand, daß die Nerven der Nabelschnurgefäße aus dem gangliösen Nervensysteme des Kindes ihren Ursprung nehmen, über die nur scheinbare Unempfindlichkeit des Stranges einigen Aufschluß geben. Einen Fall aus dem Gebiete der Nosologie theilt der Verf. mit, zum Beweise, daß die Nabelvene unter gewissen Bedingungen wohl empfindlich ist. Einen ferneren Beweis für die Nerven in der Nabelschnur nimmt der Verf. von der Irritabilitätsäußerung der Nabelgefäße, so wie auch die Bildungs- und Ernährungskraft animal. organ. Körper, die Wirkung dieser Potenzen, das Werden und Wachsen jedes Theils und auch die Absonderung unter dem mächtigen Einflusse des Nervensystems stehen. Der Verf. führt hier die Meinung Liedemann's an, daß der Liquor amnii von in exhalierende Gefäße übergehenden Schlagadern, welche aus den Umbilicalarterien entspringen und in das Amnion sich verzweigen, secerniert werde. Der Verf. hat weiter auf den Vergleich der Nabelschnur und des Mutterkuchens mit den Lungen Rücksicht genommen, um aus der physiologischen Aehnlichkeit das Daseyn von Nerven zu beweisen. Auch zwischen der Nabelvene und der Pfortader waltet so wohl im Baue als in der Function eine große

Ähnlichkeit ob (Bichat). Diese Vergleichen sind in der Schrift selbst mit großer Genauigkeit und vielem Scharfsinne durchgeführt. Am Schlusse des Kapitels zeigt der Verf. noch, wie die Umbilicalgefäße und ihre Zweige in Bezug auf ihre Nerven ein ähnliches Schicksal mit anderen Gebilden theilten, mit dem Herzen, der Gebärmutter, der harten Hirnhaut, wo nach langem Zweifeln, ob diese Organe Nerven besäßen, doch endlich dafür entschieden werden mußte. Das zweyte Kapitel enthält den Versuch, die Existenz der fraglichen Nerven auch durch die Nosologie der Frucht und des Neugeborenen zu begründen. Es muß hier auf solche Krankheitsumstände der Nabelschnurgefäße, des Mutterkuchens, des Fötus und des Neugeborenen hingewiesen werden, von denen einige nur unter der Mitwirkung der Nervenkraft gedacht werden können, andere aber, wenn gleich nur sehr bedingt, durch die Vermittlung der Nerven der Umbilical- und Placentalgefäße allerdings zuweilen wohl auftreten mögen. Zu den Krankheiten, die nothwendig Nerven voraus setzen, in sofern sie mit den Irritabilitätsäußerungen der Gefäße in nächster Beziehung stehen, gehören Entzündung der Nabelgefäße und des Mutterkuchens. Es können ferner durch Druck und Zerrung des Nabelstranges, besonders in der Nähe des Bauchs, unter der Geburt sich manchemahl noch andere Zustände ereignen, bey welchen die gereizten Nerven der Umbilicalgefäße die vermittelnden Zwischenglieder abgeben mögen, so Icterus, Erysipel. neon., Convulsionen etc. Auch denkt sich der Verf. die Nerven des Nabelstranges als Wege, auf denen sich Krankheiten der Mutter der Frucht mittheilen können, z. B. Wechselfieber, wovon ein Beyspiel von Ruffel mitgetheilt ist. Eine genaue ausführliche Untersu-

chung ist dem s. g. Versehen der Schwangeren gewidmet, und wenn auch hier der Verf. der festen Ueberzeugung ist, daß die wenigsten Fehler der ersten Bildung durch s. g. Versehen entstanden seyn mögen, so wagt er es doch nicht zu läugnen, daß Bildungsfehler durch solche Gemüthsseinwirkungen, wenn auch gleich nur selten, entstehen können. Treue Beobachtungen sprechen zu kräftig für die Wahrheit dieser Behauptung, und werden auch durch den Ausspruch einer vernünftigen Theorie gebilligt. Es pflanzt sich nämlich der durch die Gemüthsaffecte veränderte Zustand des Nervenlebens der Mutter auf sympathische Weise durch die Nerven der Placental- und Umbilicalgefäße auf das Nervensystem der Frucht fort, und nachdem so die Thätigkeit desselben verändert worden, äußert diese pathogenetisch ihren Einfluß den Umständen gemäß auch auf den Organismus des Embryo. Es bedarf aber durchaus nicht der directen Communication des Nervensystems dieser beiden, denn die Nerven üben ihre Wirkung auch über ihre Substanz hin aus. Ein paar interessante Fälle von solchen Versehen theilt der Verf. am Schlusse dieses Abschnitts mit. Der vierte Abschnitt enthält die Kritik der Meinungen und Beobachtungen solcher Schriftsteller, welche als die kräftigsten Auctoritäten für oder wider die Existenz der Nerven der Nabelschnur oder ihrer Gefäße vorzugsweise betrachtet werden, wozu sich der Verf. erst dann berechtigt hielt, nachdem er sich durch eigene Untersuchungen über die so viel bestrittenen Nerven in nähere Kenntniß gesetzt. Unter den Gegnern, welchen das erste Kapitel gewidmet ist, beschäftigt sich der Verf. am ausführlichsten mit Dür und Kieck: unter den Vertheidigern (zweytes Kapitel) sind Einige, welchen der Verf.

evident nachweist, daß das, was sie für Nerven ausgegeben, durchaus keine waren, sondern nur als ernährende Gefäße der Nabelschnur zc. angesehen werden müssen, ein Vorwurf, der namentlich Ev. Home trifft, dessen Untersuchungen, so glänzend und herrlich auch seine Abbildungen sind, durchaus jeder positive Werth abgesprochen werden muß. — Dieß der Inhalt einer Schrift, die das Gepräge einer genauen Beobachtung und eines reifen Nachdenkens an sich trägt, und welche eine sehr gute Basis bildet für alle künftigen Untersuchungen auf demselben Gebiete: denn es bedarf nach dieser Schrift nur noch ein paar solcher Beweise auch von anderen Seiten her, und der Sieg für die Vertheidiger der Nerven des Nabelstranges, welcher sich schon stark nach ihrer Seite hinneigt, ist errungen, wobey dann unserem Verf. kein kleiner Theil an demselben gebühren wird. — Noch müssen wir hier der äußerst schönen Abbildungen, von welchen vier Originale sind, die 5te aber aus Home entnommen ist, lobend gedenken.

Ed. R. Jac. v. Siebold.

Pesth und Leipzig.

Bei R. A. Hartleben. Die Wuthkrankheit nach bisherigen Beobachtungen und neueren Erfahrungen pathologisch und therapeutisch dargestellt. Von Dr Mich. v. Lenhossék, Protopharmacus des Königreichs Ungarn. XII u. 426 Seiten. 1837. 8.

So fürchterlich in jeder Beziehung die Wuthkrankheit auch ist, so kommt sie doch zum Glück äußerst selten vor. Was vor bald 100 Jahren der in London lebende vielersahrene Heber den

sagte: *Hydrophobiam ex morsu animalis rabiosi nunquam vidi* (Comment. ed. Sömmerr. p. 165.) scheint auch noch so sich zu verhalten, denn Stieglitz gibt an (über die Homöopathie S. 84.), daß er während seiner 36jährigen Praxis in Hannover nur von Einem Wasserscheuen gehört habe. In denjenigen Gegenden, wo Cultur und Medicinal-Polizey noch nicht ihren zeitgemäßen Standpunct erreicht haben, mag dieses Uebel sich häufiger zeigen, doch sind alle Nachrichten darüber mit Vorsicht und Critik aufzunehmen. Die Anzahl der Schriften über diesen Gegenstand ist sehr groß, und nicht minder die der Meinungen über Ursprung, Natur und Behandlung desselben. Eine wahre Bereicherung der Wissenschaft kann nur durch eine, wo möglich öftere, Autopsie der Krankheit und unmittelbare physiologische wie pathologische Untersuchung derselben zu Stande kommen. Wir müssen gestehen, daß solches in vorliegender Schrift nicht der Fall ist. Sie enthält keine eigene Beobachtungen; denn die dem Verf. zu Gebote stehenden (S. 47 erwähnten) 10jährigen tabellarischen Berichte der Ungarischen Physici über die in jenem Lande, wie man vermuthen muß, nicht selten vorgekommenen Fälle, können solche nicht ersetzen. Aber als eine sehr brauchbare literar-historische Zusammenstellung des bisher darüber Geschriebenen und Verhandelten, als eine Abwägung und Discussion der widerstreitenden Ansichten, als eine Anleitung zu einer rationellen Cur kann diese Schrift mit vollem Rechte empfohlen werden. Unter den vielen älteren und neueren Werken, welche der Verf. anführt und auszieht, vermissen wir Delabere Blaine Canine Pathology, 2 edit. London 1824, wo S. 225 — 292 umständlich und mit Sachkenntniß von

der rabies canina gehandelt wird. Ein (jedoch dürftiger) Auszug aus der ersten Auflage findet sich in der neuen Sammlung außerlesener Abhandlungen zum Gebrauche für practische Aerzte. Band 28 (IV.) 1820. S. 713 — 753.

Der Inhalt des Buches ist folgender: Erste Abtheilung. Die Wuthkrankheit bey Menschen und Thieren und die gegen dieselben versuchten Heilmittel im Allgemeinen. Erster Abschnitt. Allgemeine Bemerkungen über die Wuthkrankheit (S. 3 — 28). Zweyter Abschnitt. Von der Wuth des Hundegeschlechts und anderer Thiere (S. 29 — 139). Dritter Abschnitt. Vorläufige Bemerkungen über die vorzüglichsten, bisher versuchten, Heilmittel bey der Wuth (S. 140 — 245). Zweyte Abtheilung: Die Wuthkrankheit bey Menschen insbesondere. Erster Abschnitt. Pathologische Erörterung der Wuthkrankheit (S. 247 — 354). Zweyter Abschnitt. Prophylaxis und Therapie (S. 355 — 384). Dritter Abschnitt. Definitive Vorkehrungen gegen die Wuthkrankheit (S. 385 — 418). Dieser letztere Abschnitt wurde im Königreiche Ungarn, nebst einer kurzen Belehrung über die ärztliche Behandlung als populäre Schrift allgemein bekannt gemacht. Das angegebene Verfahren dürfte auch anderwärts Beachtung und Nachahmung verdienen.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1837.

G ö t t i n g e n.

Se Majestät der König haben gnädigst geruht, unserm Herrn Hofrathe und Professor Bauer das Ritterkreuz des Guelfen = Ordens zu ertheilen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: 1) Strafrechtssfälle, bearbeitet von D. Anton Bauer. Zweyter Band. VI u. 648 S. Dritter Band. VI u. 588 Seiten in 8. — 2) Anleitung zur Criminalpraxis, von D. Anton Bauer. VII und 191 Seiten in 8.

1) Zweck und Einrichtung der Sammlung belehrender Rechtssfälle sind aus dem im J. 1835 erschienenen ersten Bande bekannt. Der zweyte Band enthält acht Relationen von größerem Umfange, unter denen besonders die erste, welche die Ermordung des Ministers von Qualen, und

die zweyte, welche die revolutionäre Verbindung des so genannten Männerbundes und das in Frankfurt zum Ausbruche gekommene Complotz zur Befreyung mehrerer, wegen der Ereignisse vom 3. April 1833 verhafteten Angeschuldigten, zum Gegenstande hat, so wohl an sich, als wegen des Aufsehens, welches diese Sachen in ganz Deutschland erregten, von vorzüglichem Interesse sind. Der dritte Band enthält sechs und zwanzig minder umfassende und deshalb mehr zur ersten Belehrung in der Criminalpraxis geeignete Vorträge. Der vierte Band wird merkwürdige Fälle aus der zahlreichen Classe verschiedenartiger Verbrechen wider die Vermögensrechte enthalten. Bey Auswahl der Fälle aus dem reichen Vorrathe seiner Relationen bestand einer der Hauptgesichtspuncte des Verfs in Mittheilung belehrender Beyspiele von der meist überaus schwierigen, und jetzt doch so sehr oft nothwendigen Beurtheilung des reinen Anzeigenbeweises, so wie des aus natürlichen und künstlichen zusammen gesetzten Beweises, so wohl der Unschuld, als der Schuld; von beiden enthält die Sammlung viele Proben. Ueber die Quellen der Verschiedenheit der von den Spruchcollegien zu Göttingen und Heidelberg in der Untersuchungssache wider den Tischler Wendt zu Rostock wegen Giftmordes gefällten Erkenntnisse sind in der Vorrede zum dritten Bande einige vorläufige Bemerkungen mitgetheilt.

2) Die Anleitung zur Criminalpraxis hat zunächst die Bestimmung, dem Verfasser, welcher mit seinen Vorlesungen über den Strafproceß, practische Uebungen aller Art verbindet, hierbey Zeitersparniß zu gewähren und seinen Zuhörern das Selbststudium zu erleichtern. Zugleich glaubt derselbe aber voraus setzen zu dürfen, daß

solche dem bisherigen Mangel eines eigenen, diesem Gegenstande gewidmeten Lehrbuches nachdürftig abhelfen und dazu dienen kann, junge Männer, welche sich mit der strafgerichtlichen Praxis, sey es als Untersuchungsrichter, oder als Bertheidiger, oder als Referenten, beschäftigen müssen, zu diesem Berufe besser vorzubereiten. Selbst Erfahrererem vermag sie wohl einigen Nutzen, wenigstens dadurch zu gewähren, daß ihnen die geprüften practischen Regeln in einer vollständigen und leichten Uebersicht vorgelegt und sie auf diese Weise in den Stand gesetzt werden, sich dieselben für die Anwendung stets gegenwärtig zu halten.

Die Aufgabe des Verfs bey Abfassung dieser Schrift bestand hauptsächlich darin, theils die meist schon von Anderen aufgestellten, jedoch in vielen Schriften zerstreut enthaltenen, practischen Regeln und Winke, mit steter Rücksicht auf seine vieljährige Praxis zu sichten, zu berichtigen, und die aus eigener Erfahrung geschöpften hinzu zu fügen, theils das Einzelne möglichst auf allgemeinere Grundsätze zurück zu führen, und den ganzen Stoff nach einer natürlichen Ordnung zusammen zu stellen, theils durch Klarheit und gedrängte Kürze der Darstellung die richtige Auffassung und das Behalten der Regeln zu erleichtern und dadurch deren umsichtige Anwendung zu befördern.

Die Anleitung schließt sich an des Verfs Lehrbücher des Strafrechtes und des Strafprocesses an, welche drey Schriften zusammen die Grundlage seines strafrechtlichen Lehrkreises bilden, zu welchem dann die Strafrechtssfälle eine belehrende Beyspielsammlung liefern.

H a m b u r g.

Bey Friedrich Perthes. Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Critik des Lebens Jesu von Strauß. Für theologische und nichttheologische Leser dargestellt von D. A. Tholuck. 1837. XVI u. 463 S. in 8.

T ü b i n g e n.

Bey L. F. Fues. Die Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte erörtert von D. F. H. Kern, ordentl. Prof. der evangel. Theologie an der Universität zu Tübingen. Nebst einer Erinnerung an G. E. Kern. Aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie Jahrg. 1836, besonders abgedruckt. 1836. 160 u. 59 S. in 8.

Es kann als Vorurtheil und Parteylichkeit ausgelegt werden, daß Ref über das Leben Jesu von Strauß in diesen Blättern erst mit diesen beiden apologetischen Gegenschriften zu reden anfängt. Uebelwollende könnten von Furchtsamkeit sprechen, einem Gegner, der die Gabe der Gespenstermacher hat, sich selbst für furchtbar auszugeben, allein und ohne Hülfe entgegen zu treten. Ref. will den Zufall, der in solchen literarischen Arbeiten nicht zu vermeiden ist, nicht für sich aufrufen. Er gesteht vielmehr, daß ihn wirklich ein gewisses Vorurtheil, eine Art von Parteylichkeit dabey beherrscht hat. Wer das Evangelium in seinem einfachen historischen Sinne zu dem höchsten Gute der Menschheit rechnet, und weiß, wie leicht doch die Menschen sich um die Erkenntniß und Liebe desselben bringen lassen, der konnte bey der Erscheinung des Buches von Strauß nicht ohne Beklemmung seyn. Die gepriesene Kälte, die für nichts mehr bangt und

sorgt, ist gewiß nur wenigen gegeben. Aber jene Beklemmung weicht sehr bald der lebendigen historischen Erinnerung, daß das Evangelium wohl noch andere und größere Gefahren und Angriffe glücklich bestanden hat. Diese Erinnerung haben freylich nicht alle, es gibt immer viele, die eben nur von heute, höchstens von gestern leben, und von diesen her tönte es anfangs deutlich genug, daß mit dem neuen Buche das alte Christenthum gerichtet sey. Ja, nicht bloß in Frankreich, wo alles wirbelt, sondern auch in dem sedaten Deutschland haben Weltkluge und halb oder ganz Ermüdete — eine jüdische Frau von absonderlichem Geiste voran, — wohl schon vorher davon gesprochen, daß das Christenthum seine Kraft über die Gemüther verloren habe, und ein neues zu erwarten sey; man weiß nicht, ob ein neues Christenthum oder eine neue Religion von einem neuen Genre, oder sonst etwas, was dem geistreichen Geschlechte besser behagte als kräftigeres Reizmittel oder größere Befriedigung. Allein es wird der Zeit in diesem Stücke schwer, etwas neues zu sagen. Als die englischen Deisten und die französischen Naturalisten am Christenthume ihren Widerspruch oder Spott übten, hat man dergleichen auch schon gehört, nur anders gesagt: Alle diese Stimmen sind verhallt, aber der heilige Mund mit der guten Botschaft aus Galiläa und Judäa tönt fort und wird auch die neueren und neuesten Mistdöne zum Schweigen bringen.

Als Ref. das Buch von Strauß genauer kennen lernte, fand er, wie Viele; bald, daß die einzelnen Angriffe und Zweifel darin fast alle schon da gewesen, auch die Art der Kritik, worauf sie beruhen; längst unter uns geboren und groß und übermüthig geworden, und nur die Zusammenstellung und schärfere Concentration mit

der eigenthümlichen Form ihrer speculativen Vor-
 aussetzungen neu sey. Wer die Zeichen der Zeit
 aufmerksam beobachtete, mußte, ohne gerade ein
 Apocalyptiker zu seyn, längst ein Buch, wie die-
 ses fürchten, oder, je nachdem er an entschei-
 den Kämpfen Freude hat, wünschen. Keine Wie-
 dergeburt, weder des Ganzen noch des Einzel-
 nen, überwindet gleich alles aus dem früheren
 Zustande, die alte Art und Macht wird gebro-
 chen, aber die Nachwirkungen bleiben nicht aus,
 zumahl wenn die Wiedergeburt, wie die vom
 Jahre 1813 in der Kirche wie im Staate, eine
 gewisse Heftigkeit und Hitze hat. Da entstehen
 leicht Uebereilungen und Uebertreibungen, denen
 es dann an Gegenstößen und Hemmungen nicht
 fehlen kann. Trägt nun ein solcher Kampf wes-
 sentlich zur Gesundheit des Lebens bey, so konnte
 das Buch von Strauß der neueren Theologie
 weder unerwartet noch unerwünscht seyn. Es
 gibt oft wiederkehrende Gedankenreihen, die, ob-
 wohl die Wissenschaft sie immer von Neuem und
 immer schärfer untersuchen und im Einzelnen wi-
 derlegen muß, doch von vorn heraus und im
 Ganzen auf immer widerlegt sind durch die Macht
 und das Gericht der Geschichte. Die Reforma-
 tion mag immer von Neuem angegriffen und im
 Einzelnen vertheidigt werden, ihr gutes Recht
 und ihre Wahrheit im Ganzen ist kraft der Ge-
 schichte immer im voraus gewiß. Dieser, soll
 ich sagen, prophetischen Widerlegung aus der
 Geschichte unterliegt auch das Werk von Strauß.
 Der christliche Glaube in seiner ursprünglichen
 biblischen Einfachheit und Ehrlichkeit kann, nach-
 dem er gleich anfangs mit der Bestimmung zur
 Weltherrschaft aufgetreten ist, und im Kampfe
 dafür fast jede denkbare Kategorie von Widers-
 pruch schon bestanden hat, fortwährend nicht nur

das Volk, sondern auch die schärfsten und ausgezeichnetsten Geister mit seiner stillen Gewalt beherrschend, selbst Widerwilligen Ehrfurcht und unbewußte Folgsamkeit aufnöthigend, — er kann einer Critik nicht unterliegen, die in ihren historischen Normen nichts von den Höhenzügen der Geschichte und in ihren speculativen Voraussetzungen nichts von dem wahrhaften religiösen Bedürfnisse weiß. Man mißt die großen Dome der Vorzeit nicht mit dem Maßstabe eines gemeinen bürgerlichen Hauses, und wenn auch eine speculative Baukunst tausend Mal die wunderbaren Baue für unmöglich und unnütz hielte, sie sind da und bleiben zur Bewunderung und Freude eines Geschlechts, das dergleichen nicht mehr vermag. Das ist allerdings ein Vorurtheil aus der Geschichte, aber solche Vorurtheile stehen sich nicht schlechter als die Nachurtheile — am Ende auch Vorurtheile — aus der Philosophie. Und so scheuet sich Ref. nicht, zu bekennen, daß er das Buch von Strauß bey aller Achtung gegen seinen wissenschaftlichen Werth im Ganzen nicht so hoch anzuschlagen vermocht hat, daß er mehr Interesse daran hätte nehmen können, als an einer schärfer gestellten apologetischen Preisgabe. Je schärfer, desto besser! Ja, man kann mit Sicherheit sagen, es werden und sollen noch schärfere Fragen kommen, aber in dem Grade auch schärfer entscheidende Antworten. Interessieren nun diese überall mehr als jene, und jene nur um dieser willen, so ist es natürlich, daß das größere Interesse in diesem neuen apologetischen Handel sich gleich anfangs mehr der Beobachtung zuwendete, wie die Apologetik jetzt stehe, wie sie die neue Aufgabe lösen und so sich weiter vollenden würde. Man darf es der heutigen Zeit nicht vergessen, daß das Buch von Strauß

im Allgemeinen von allen Seiten und theologischen Parteyen, selbst denen, welchen es willkommen scheinen konnte, Widerspruch, gänzlichen oder theilweisen, erfahren hat. Es ist dies ein schönes Zeugniß von der Macht des historischen Sinnes und des christlichen Triebes in der Zeit. Aber man ist dabey nicht stehen geblieben. Die Widerlegungen werden nicht nur häufiger, sondern auch schärfer und gründlicher. Die volle Widerlegung ist nicht gleich fertig, je gründlicher desto langsamer, und Hr Dr Strauß darf nicht bange seyn, man wird nach der ersten persönlichen Heftigkeit, die unvermeidlich war, ihn und sein Buch bald genug über den Objecten vergessen, aber nicht, — wie er wünscht, — um diese auch wieder über dem absoluten Begriffe zu vergessen oder darin aufzuheben. Er selbst zwar scheint nach der Vorrede zur zweyten Ausgabe seines Buches fast alles, was bisher gegen ihn geschrieben ist, 'für ein Weibergeschrey bey dem Fallen eines nahen Schusses zu halten.' So sagt er. Und doch sind unter seinen Gegnern ganz ordentliche muthige Männer, die eine Untersuchung wie die seinige aushalten, und sehr besonnene Reden sind gehört worden. Er klagt über den hochmüthigen und höhnnenden Ton einiger seiner Gegner, die, wie er sagt, sich unter dem sichereren Scheine der Kirchen- und Staatsgewalt einem scheinbar vereinzelt gegenüber stellen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. S t ü c k.

D e n 11. M a y 1837.

H a m b u r g. L ü b i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige: Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte.

Aber über den Hochmuth und den Hohn Anderer klagt derjenige nicht mit großem Rechte, der zuerst mit hochmüthigen und bitteren Reden gestachelt hat, ja, selbst die von Anderen vertheidigten Evangelisten auf eine ziemlich unsanfte und unzarte Art behandelt, als wären sie für die Welt eben nichts weiter als Schriftsteller aus dem heutigen Haufen. So hat Lessing nicht gethan, dem Hr Strauß sich gern gleich stellt! Die Wiedervergeltung ist in solchem Streite fast unvermeidlich, und derjenige, der den Streit bey aller versprochenen Objectivität doch so persönlich und subjectiv anlegt, ist dabey nicht ohne Schuld. Was aber den anderen Punct betrifft, so haben wohl diejenigen unter Straußens Segnern, die er besonders markiert, Hoffmann und Kern, wohl am wenigsten an jenen äußeren Sonnen- oder

Regenschirm gedacht, sondern der Wahrheit selbst vertrauet und mit anderen Waffen, als die des Wortes, nicht gefochten. Allerdings haben sie im Bewußtseyn einer Gemeinschaft warm gesprochen, zu der sie gehören, und zu der seit achtzehen Jahrhunderten werth gewesen ist, sich zu halten. Aber diese Gemeinschaft hat wirklich einen anderen Schirm als äußere Gewalt, und es wäre traurig, wenn Dr. Strauß diesen nicht kannte. Er nennt sich einen nur scheinbar Vereinzelten. Ganz Recht! Aber wenn er doch selber eine Gemeinschaft im Rücken hat — eine Art von neuer oder junger Kirche — und nicht undeutlich mit ihrer dunkeln Gewalt in der Zukunft drohet, wie kann er Anderen verdenken, daß sie sich an die Kirche halten, deren klare Geistesmacht in der Geschichte schon vorliegt? — Gewiß wäre es wider den Anstand einer guten Disputation, wenn der Respondent sich bey den ersten Angriffen ergeben wollte. Das verlangt auch Niemand, und das apologetische Interesse am wenigsten. Aber ein Respondent, dem es nicht um sich, sondern um die Wahrheit zu thun ist, wird ohne höchmüthige Abfertigung, ja Verdächtigung der Gegner vor der Wissenschaft, welche in gegenwärtiger Zeit nicht besser ist, als ehemals Verdächtigung vor der Kirche, der Wahrheit gern die Ehre geben, wenn sie ihn trifft. So hoffen wir, wird auch Hr. Strauß thun zu seiner Zeit. Das soll keine Rührung seyn, oder *captatio benevolentiae*. Die Apologetik bedarf deren nicht und kann, wenn die Wahrheit es fordert, so kalt seyn, wie die Gegner. Aber das müssen wir entschieden behaupten, daß es sich hier um eine Wahrheit handelt, welche sich nicht aus kleinen Rechnungen mit critischen Pfennigen und aus schwachartigem Zug und Gegenzug

ergibt, sondern nur aus den Höhenzügen auf dem Boden der Geschichte, auseinander großartigen Rechnung mit Goldstücken und großen Summen der Weltgeschichte, die richtig bleiben, wenn auch einzelne Positionen unter einander unsicher sind und variiren. Dr. Strauß vertrauet am Ende selbst einer solchen Rechnung. Nur rechnet er anders, und setzt uns statt der Zahlen der Geschichte, die er auf Null bringt, das große Eins und Nicht-eins der Speculation. Aber es gilt hier eine Wahrheit, zu deren Anerkennung ein Herz gehört, ein Wollen, und zu diesem Wollen bey aller Voraussetzungslosigkeit eine religiöse Voraussetzung, keine speculative, die von vorn heraus oder hinterdrein erklärt, daß sie, weil der Christus der Evangelien wegen des Hegel'schen Begriffes — des Himmelfürmenden — nicht existieren könne, keine andere Raison annehmen könne, als die der reinen Negation der Kirche. Schon Ullmann und J. Müller haben darüber in den Studien sehr Gutes gesagt, und die apologetische Rechtfertigung wird immer von diesem Hauptpunkte ausgehen müssen, ohne deshalb die Forschung und Disputation im Einzelnen und Kleinsten zu scheuen. Zu dieser kommt es nun immer mehr, und Hr. Strauß braucht nicht angst zu seyn, man wird ihm auch seine kleinen Rechnungen immer schärfer monieren. Aber, wer die Geschichte der Apologetik kennt, wird im voraus sagen können, daß weder die, welche in allem widersprechen, noch die, welche in allem Recht geben, den Sieg erringen werden, auch die mechanisch halbierenden nicht, sondern nur die, welche auch von dem edlen Zweifel die Wahrheit nehmen, und aus einem tiefer liegenden Princip Wahres und Falsches sicher zu unterscheiden wissen.

Dies als vorredende Bezeichnung unseres Standpunctes für die Beurtheilung der beiden vorliegenden Schriften. Wir versuchen nun, diese genauer zu characterisiren und den Gewinn kurz anzugeben, den sie der Apologetik gebracht haben.

Die Schrift des Herrn Dr Tholuck ist unter den vielen bisher erschienenen Gegenschriften nicht nur die ausführlichste, sondern auch durch die ganze Art ihrer Polemik die eindringlichste und eindrücklichste. Da das Buch von Strauß auch das nichttheologische Publicum sehr in Anspruch genommen hat, vielleicht mehr, als sein Verfasser wollte, aber nicht mehr, als er vorhersehen konnte, so hat Dr Tholuck recht gethan, zu seiner Gegenschrift auch diesen Leserkreis mit einzuladen, und er hat deshalb mit der ihm eigenen Gabe seiner ganzen Darstellung diejenige Popularität und zugleich den Reiz zu geben gesucht, der jetzt nöthig ist, um auch die gebildete vornehme Welt zu fesseln, wenn sie mehr als aus langer Weile neugierig ist. Gehört dazu stehender Witz, belebter Stil, geistreiches Erfassen der Analogien, lebendige Orientierung in der Gegenwart, so hat der Verf., ohne den theologischen Ernst zu verletzen, nichts der Art gespart, um vor den so genannten Geistreichen als ebenbürtig mit seinem Gegner zu gelten. Dabey ist die Polemik allerdings hie und da zornig und gegen den Gegner selbst etwas zu bitter geworden. Aber wer kann streicheln und lieblosen, wenn ihm sein Heiligstes ohne Schonung angetastet wird? So fragt der Vf., und da er den wissenschaftlichen Standpunct festgehalten hat, so muß man ihm das Wort Shakespeares, das er anführt, gelten lassen: in matters of such kind 'tis passion to be cold! Liegt in der einen Schale die ganze Macht der Kälte der neueren Zeit in dialectisch

retorischer Form, so mag versucht werden, was in der anderen die ganze Fülle christlicher Begeisterung wiegt in derselben Form.

Das Buch ist keine vollständige Widerlegung von Strauß. Nur die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte im Ganzen und Einzelnen wird vertheidigt. Diese hatte der Gegner zunächst und vornehmlich angegriffen, und zwar, wie er sich rühmt, mit rein historischer Critik ohne Voraussetzung. Diese Voraussetzungslosigkeit ist aber nur scheinbar. Sehr starke Voraussetzungen liegen zum Grunde, ja das ganze Resultat ist in der Form und aus Grund der Hegel'schen Philosophie schon voraus gegeben, und die historische Critik ist eigentlich nur die ausführlichere Probe für das kurze Philosophische Exempel. Man darf das Unvermeidliche dabey nicht übersehen. Bey der eigenthümlichen Beschaffenheit und Bedeutung des historischen Stoffes wird jede Critik der evangelischen Geschichte genöthigt, auf die allgemeinen Principien der Geschichte zurück zu gehen und so mit Dogmatik und Philosophie zu verhandeln. Allein wir befinden uns auf einem Gebiete wechselwirkender Potenzen. Man kann, was die Philosophie betrifft, zugeben, daß die Geschichte ohne den philosophischen Begriff ihrer Ideen und Gesetze unverstanden bleibt. Aber auf der anderen Seite hat die Speculation an der Geschichte und Natur ihr Object, und zwar ein unendliches, welches sie nicht macht, sondern welches ihr gegeben wird, geschaffen, geordnet und entwickelt von dem Geiste, von welchem, trotz Hegel, wahr bleibt, daß seine Gedanken höher sind als unsere. So hat noch kein philosophischer Begriff das ganze Gebiet der Erfahrungen erschöpfen können, und in keiner schon gemachten Erfahrung ist Natur und Geschichte schon ganz be-

geschlossen. Beide gehen fort und voran, und wir erfahren immer erst hinterdrein und haben, wenn wir nicht werden wollen wie der liebe Gott, vorzugsweise nur das Geschäft des Erfahrens und Nachdenkens. Hr Dr Tholuck hat diesen Punct nicht erörtert, sondern nur in besonderer Beziehung auf das Gewicht des geschichtlichen Beweises für die Wunder des N. T. kurz angedeutet. Aber gewiß gilt nicht bloß in Beziehung auf die neuestam. Wunder, daß das eigenthümliche Verhältniß zwischen Geschichte und Philosophie in der Construction critischer Principien der Philosophie mehr Bescheidenheit gegen die Geschichte zur Pflicht macht, als der Gegner bewiesen hat. Dr Strauß hat am Ende seines Buches so wohl die ältere dogmatische Christologie, als die neuere von De Wette und Schleiermacher u. A. der Critik unterworfen, d. h. verworfen. Auch dieser Theil seiner Untersuchung gehört zur Voraussetzung und Grundlegung seiner historischen Critik. Das positive Resultat davon ist der Hegel'sche Begriff von Christus, aus welchem unmittelbar die Nothwendigkeit der mythischen Auffassung der neutestamentlichen Geschichte folgt. Die Zuversicht dabey ist über die Maßen. Wie reimt sich aber damit, daß ein Theil der Hegel'schen Hermeneuten, — sehr wackere Leute — aus derselben absoluten Philosophie den historischen Christus selbst in der orthodoxen Fassung eben so entschieden construieren zu können glaubt, wie Strauß denselben in jedem Sinne verwirft? Muß man da nicht auf eine innere Schwachhaftigkeit und theologische Impotenz des Hegel'schen Princip's schließen? Dr Tholuck hat nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, S. 18 ff. Aber es wäre gerecht gewesen, auch das zu berühren, mit welcher vornehmen Leichtfertigkeit Strauß die ältere

und neuere, namentlich auch Schleiermachers Christologie in seiner Critik behandelt hat. Ref. gesteht selbst, daß Schleiermachers Christologie ihre schwachen Seiten hat. Aber sie hat auch ihre starken; sie hat so bedeutende Congruenzen mit dem biblischen Begriff, daß sie, so lange dieser nicht verworfen ist, dem zum Theil sehr unüberlegten Widerspruche, den Bauer und Rosenkranz vom Hegel'schen Systeme aus dagegen erhoben haben, noch nicht verfallen ist. Und nur diesen folgt Strauß und macht daraus noch dazu einen summarischen Proceß. Das war zu rügen!

Indem nun der Verf. seine Apologie auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte beschränkt, leitet er dazu durch mehrere vorbereitende Betrachtungen ein.

Zuerst gibt er eine kurze historische Uebersicht des neuen Rationalismus in Beziehung auf die Entstehung und Ausbildung der mythischen Behandlung der evangelischen Geschichte. Aus dem rationalistischen, zuerst noch sehr populären, Widerspruche gegen das Wunderelement, im Kampfe mit dem exegetischen und historischen Gewissen, entstanden, greift die mythische Ansicht zuerst nur einzelne Wundererzählungen an, nach und nach aber kühner das Grundwunder der Erscheinung des heiligen Gottessohnes. So gelangt sie allmählich da an, wo die historische Skepsis im Bunde mit der speculativen Zuversicht die gesamte Geschichte Christi für mythisch erklärt, einen ganz dünnen, farblosen historischen Faden abgerechnet, den es kaum noch der Mühe lohnt zu zerreißen. Auf dieser Schneelinie steht das Buch von Strauß. Dies wird denn genauer characterisirt, und der große Eindruck und Schreck, den es gemacht hat, beschrieben und erklärt, — nicht aus seiner objectiven Wahrheit, auch nicht

aus seiner Vollendung im Verneinen und Bestreiten. Der wahre Heroß, den Lessing erwartete, der die Religion angreifen werde, wie ihre Würde es verdiene, — sey in Strauß noch nicht erschienen. Es fehle bey aller Courage und Kälte jene Consequenz, die auch vor dem letzten Resultate, welches aus solchen Principien folge, nicht zurückschrecke, daß nämlich Jesus und seine Apostel grobe Schwärmer gewesen, und die letzteren wenigstens zugleich Betrüger. Strauß wolle nicht, daß man sich scheue, Jesum einen Schwärmer zu nennen, aber er entschuldige doch noch und gebe wohlwollend zu bedenken, wie nahe ihm durch die herrschenden Messiasbegriffe das Schwärmen gelegt worden sey. — Das ist mehr, als ein christlicher Mensch vertragen kann; die Provocation, die letzte Hand ans Werk zu legen, klingt hart und trozig. Aber es ist in allen Dingen gut auf das Beste oder auf das Reine zu kommen.

Hierauf wird in unmittelbarer Vorbereitung auf die Hauptuntersuchung der Begriff des Mythus genauer bestimmt, sein Unterschied von der Sage, Fabel, Legende u. angegeben, und dabey Strauß vorgeworfen, daß er diesen Punct nicht sorgfältig genug erörtert habe. In der That liegt hier eine von den Wurzeln des Streites. Aber um so mehr ist zu bedauern, daß Hr Dr Tholuck diesen Gegenstand nicht so scharf und genau behandelt hat, wie das Interesse der Apologie verlangte. Man kann einfach bey dem Unterschiede und Verhältniß zwischen Mythus und Sage stehen bleiben. Fabel und Legende kommen nur unmittelbar in Betracht. Die Sage wird von Dr Tholuck im Allgemeinen richtig als die unsichere traditionelle Geschichte definiert. Aber genauer wäre darüber zu sagen gewesen, daß sie in ihrer natürlichen Entwicklung immer von

dem Factum und dem unmittelbaren Zeugniß ausgeht und beides in sich hat. Sie ist wesentlich ursprünglich mündlich, ja sie hat ihr eigentliches Leben nur in der mündlichen Rede. Mit der schriftlichen Fixierung wird sie abgebrochen. Ihr Character ist nicht die Unwahrheit, die Dichtung, noch weniger die Lüge, eben weil ihr Ausgangspunct das Factum ist und das Interesse daran. Aber sie ist ihrer Natur nach unbestimmt, ungenau, verschieden und ungleich. Nicht große historische Ganze, sondern einzelne hervorragende Thatsachen sind ihr Inhalt. Nur in diesen sucht und gibt sie Zusammenhang: pragmatische Verknüpfung ist ihr fremd. Der Mythus dagegen, auch der so genannte historische, hat einen ganz anderen Ausgangspunct; nicht von dem Factum und seinem Zeugniß geht er aus, sondern von der Idee, die er das Interesse hat, darzustellen, anschaulich zu machen. Dafür sucht er in der Sage den entsprechenden Leib. Wo er nichts Entsprechendes findet, erdichtet er. Aber auch wenn die Sage Entsprechendes darbietet, bildet er es ohne alles Interesse an dem Factum rein nach der Idee aus, die er darstellen will und wird so im Wesentlichen immer dichterisch. Sage und Mythus können in einander übergehen und sich so in einander verlieren, daß es den Späteren schwer, ja unmöglich wird, die historischen Elemente von den dichterischen zu sondern. Aber die wahre Critik versucht so lange sie kann auf ihrem Gradierwerke die historischen Stoffe heraus zu gewinnen. — Es ist weiter zu beobachten, in welchem Zusammenhange der Mythus vorkommt. Außer allem Zusammenhange mit der Sage ist er reine Fiction. So hat er keine Norm und Grenze, als in der Idee. Je mehr er sich aber mit der Sage verbindet,

desto leichter findet er seine Grenze. Zunächst an der schriftlichen Fixierung der Sage. Je mehr dann diese in eine zusammenhängende Geschichte übergeht, desto mehr stößt sie ihn ab und setzt ihm einen undurchdringlichen Damm. Er kann versuchen, sich in ein schon fixirtes, geschichtliches Ganzes einzuschleichen, aber nur da, wo dieses Lücken hat, vermag er einzudringen, und dann eben nur so weit, als die Lücken gehen. Es gibt geschichtliche Stoffe, worin man Uebergänge von der geschichtlichen Erfahrung in das Gebiet der reinen Idee wahrnimmt. Je geistiger innerlicher das Lebensgebiet ist, je mehr der Religion angehörig, desto mehr solche Uebergänge oder Hineinragungen einer höheren Welt; welche nie Gegenstand allgemeiner Erfahrung werden können. Hier kann sich der Mythos ansetzen auch im schon fixirten historischen Ganzen. Aber wo jener Uebergang aufhört und die geschichtliche Erfahrung und das geschichtliche Interesse rein wieder hervor treten, hat seine Ansetzung ein Ende. Wenden wir dies auf das N. T. an, so müssen wir erstlich zugestehen, daß unsere evangelische Geschichte, je mehr sie ursprünglich mündlich fortgepflanzt wurde, desto mehr durch das Gebiet der Sage gehen mußte. Die schriftliche Fixierung war nicht das erste, sondern das zweite Moment in der Entstehung unserer Evangelien, und daß diese, namentlich die synoptischen, aus der mündlichen Sage hervor gegangen sind, sollte Niemand mehr leugnen. Diese Genesis ist in ihnen zu deutlich. Stellt sich nun der Character der Sage in unseren Evangelien dar in Differenzen und Ungenauigkeiten, in dem Mangel an pragmatischem Zusammenhange, an Gleichförmigkeit, — so gehört eine große Unerfahrenheit in historischen Untersuchungen dazu, wenn

man daraus gleich auf Mythen schließen will. Unsere Evangelien setzen frühere schriftliche Fixirungen der mündlichen Tradition voraus. So hat also nicht erst in ihnen, sondern schon vor ihnen die Sage ihre volle Freyheit aufgegeben. Wäre nun der christliche Glaube von vorn heraus ein Glaube der Idee gewesen, oder speculative Idee auf der Stufe des bloßen Glaubens, so müßte die evangelische Tradition auch gleich von vorn heraus mythisch geworden seyn. Aber es war der Glaube an das Factum; gerade aus dem Factum, der unmittelbaren Erfahrung von der Erscheinung des heiligen Gottes- und Menschensohnes entstand der christliche Glaube, daran hielt und erhielt er sich und stiftete die christliche Kirche. Ein Glaube, der aller mythischen Religion ein Ende gemacht hat, kann in seiner vollen Lebendigkeit und Reinheit keine Mythen hervorbringen. Kommt nun dazu, daß eben aus diesem Glauben sehr früh das Interesse an der schriftlichen Fixirung der Geschichte entstand, damit aber zugleich das pragmatische, critische Bedürfniß, so scheint auf den ersten Anblick die Einmischung mythischer Elemente in die evangelische Geschichte unmöglich, es müßte denn Jemand das Wunderbare im Leben und Werke des Erlösers schlecht hin verneinen. Dies thut nun Strauß, aber er kann es nur von dem philosophischen Standpunkte aus, nicht von dem historischen. Aber man kann an das Wunder im Leben Christi ehrlich glauben, und dennoch mythische Elemente in den Evangelien nicht unbedingt leugnen. In diesem Falle befindet sich Rec. Er gehört nicht zu den Halbierenden, wohl aber zu den Vorsichtigen, die wenigstens den guten Willen haben, die Wahrheit an keinem Theile zu verletzen. Setzen wir die Inspiration der biblischen Schriften hier

bey Seite; sie ist keine apologetische Vorausset-
 zung, sondern ein dogmatischer Begriff, und kann
 erst nach ausgemachter Sache auf dem Gebiete
 der historischen Critik gehörig bestimmt werden.
 Betrachten wir also die Sache rein historisch: so
 muß man zugestehen, daß da, wo der christliche
 Glaube seines Princips noch nicht recht gewiß
 war, wo er noch Jüdisches und Hellenisches zu
 überwinden hatte, aus den noch nicht überwun-
 denen Elementen dieser Art Mythenbildung her-
 vor gehen konnte. Sie ist wirklich daraus
 hervor gegangen auf dem apokryphischen Gebiete,
 gewiß sehr früh, denn die Sonne des Kanons
 war gewiß bey ihrem Aufgange nicht ohne
 Morgennebel. Dies liegt auf der subjectiven
 Seite. Andererseits gibt es in der evangelischen
 Geschichte zwey Momente, welche sich der rein
 historischen Erfahrung durchaus entziehen, die
 übernatürliche Geburt des Erlösers und seine
 Himmelfahrt. Dies sind Wunder anderer Art,
 als z. B. selbst die Auferstehung. Liegt diese in
 dem vollen Zusammenhange der geschichtlichen Er-
 fahrung, so stehen jene an den äußersten End-
 puncten. Nach christlichem Princip sollen sie ohne
 allen Materialismus gefaßt werden. Aber in
 dem Grade fallen sie in das Gebiet der Idee,
 wenigstens in die Region des Ueberganges von
 dem Geschichtlichen in die reine Idee. Dies ist
 das objective Moment der Möglichkeit neutestam.
 Mythenbildung. Halten wir nun damit zusam-
 men, daß von unseren Evangelien zwey jenen
 Anfang, zwey jenen Ausgang des Lebens Christi
 gar nicht haben, so entsteht an beiden Punkten
 die Wahrscheinlichkeit mythischer Ansätze. Ansätze
 sagen wir, denn je mehr die betreffenden Erzäh-
 lungen sich wieder in den historischen Zusammen-
 hang des Ganzen verwebt haben, desto mehr ha-
 ben wir Ursache, auf das Gebiet der Sage zurück

zu gehen, und nach den historischen Elementen zu fragen. Diese Art der Critik ist schwer. Aber wer ungeduldig lieber alles mythisch oder streng historisch nimmt, der schafft zwar für sich den Knoten weg, daß er ihn nicht mehr sieht, aber in der Sache bleibt er und quält immer von Neuem. Man sagt freylich: ist hier Mythisches, denn consequent überall, wo Wunder ist, Wunder ist Wunder! — So hört man oft, aber nichts desto weniger ist es eine falsche Rede. Allerdings für wen das Wunder ein absolutes ist, oder eine reine Idee, die nie geschichtlich werden kann, für den ist jedes Wunder dem andern gleich. Aber ist der reale Begriff des Wunders nicht von Natur ein relativer? So hat auch der wirkliche Gegensatz zwischen Natur und Wunder seine Stufen und seine Uebergänge. Ist aber dies, so muß es auch Grade der Denkbarkeit des Wunders geben. Da nur, wo alle Analogie und aller Zusammenhang mit dem Natürlichen uns zu verlassen anfängt, kann das Mythische eintreten. Je größer dagegen die Analogie und der Zusammenhang mit dem Natürlichen ist, desto mehr ist auch das Wunder geschichtlich, und seine Glaubwürdigkeit in dem Grade rein geschichtlich zu untersuchen. Das gibt keine Grenzen und Uebergänge, aber was ist die Wissenschaft einem wesentlichen Theile nach anders, als die geduldige und bescheidene Erforschung der Grenzen und Uebergänge in den Dingen? Wir können das hier nicht weiter ausführen. Aber um nicht mißverstanden zu werden, wollen wir als negativen, ausschließenden Kanon in Betreff des Mythischen im N. T. ausdrücklich feststellen, daß in allem, was das öffentliche Leben des Erlösers betrifft, zum pragmatischen Zusammenhange desselben gehört, und nach den apostolischen Briefen wesentlicher, innerlich zu-

sammen hängender Inhalt und Grund des christlichen Glaubens geworden ist, — in diesem allen der Mythos theologisch undenkbar und historisch unerweislich ist. In diesem Stücke wenigstens sind wir mit dem Verf. in keinem Streite. Und so sagen wir mit ihm gegen Strauß, daß, wenn er die ganze Geschichte Christi, und zwar gerade ihren Kern, ihre Substanz für einen Mythos erklärt, die ganze Geschichte der Kirche wider ihn aufsteht als Klägerin, ihren wundervollen Anfang zurückfordernd, ohne den sie unbegreiflicher ist, als das schwerste Wunder des N. T.

Dr Tholuck hat sehr gut gezeigt, wie wenig es Strauß gelungen ist, die Genesis der neutestamentlichen Mythen aus alttestamentlichen Parallelen hinreichend zu rechtfertigen. Eben so Recht hat er, dem Critiker den Mangel an consequenter Durchführung der mythischen Erklärung vorzuwerfen. Wer einzelne Wunderstämme, wie die wunderbaren Heilungen Christi, stehen zu lassen geneigt ist, und für das eine und andere Wunder ein natürliches Factum postuliert, der hat noch keine reine Bahn gemacht. Wo solche Stämme und Sträucher stehen bleiben, da kann man hoffen, daß der Wald wieder ausschlägt, wenn der Frühling kommt.

Aber ehe wir dieses Kapitel verlassen, haben wir an den Verf. eine Frage über eine Stelle, die wohl auch Anderen aufgefallen ist. Es ist die von der auffallenden Verwandtschaft zwischen der inneren Entwicklungsgeschichte Luthers und des Apostels Paulus. Da heißt es S. 59. wörtlich: 'die Straße nach Erfurt und der Bliß, ist sie nicht das Nachbild des Weges nach Damascus und des himmlischen Lichtes? Und wenn dort die Anklage des Gewissens über den Mord des Stephanus die subjective Veranlassung der himmlischen Vision werden muß, welches Ab-

nungsschwangere Räthsel über dem Alexis ruht, von dessen Unfall auch selbst Melanchthon so dunkel redet, daß wohl eine geheime Schuld daran zu haften scheint, die den schuldbeladenen Luther in die Mönchszelle trieb.' — Wie so dies? Unerhörte Vermuthung, oder sollen wir sagen Verdächtigung? Die Geschichte von dem Tode des Alexis und dem Blitze bey Stotterheim, die unseren Luther entschieden haben sollen, ins Kloster zu gehen, ist freylich nicht klar. Sie wird so verschieden, meist so kurz und undeutlich erzählt, daß Vermuthungen, Combinationen unumgänglich sind. Aber selbst die Worte Melanchthons: *hos terrores (conscientiae) seu primum seu acerrimos sensit eo anno, cum sodalem nescio quo casu interfectum amisisset*, gestatten doch im Zusammenhange jenes ahnungsschwangere wer weiß? nicht. Vergleicht man damit, was Luther selbst über die Art und die Veranlassung seines Eintrittes in das Kloster sagt, s. Heum. edit. Melanchth. vit. Luth. p. 8., so verschwindet vollends alle Bedenklichkeit, und jede andere Vermuthung ist haltbarer, als die unvorsichtige und entsetzliche des Verf. Ein Reformator mit solchem Fleck im Gewissen ist undenkbar, am wenigsten unser Deutsche offene Mann, Dr Luther. Wir wollten, der Verf. hätte nie so etwas gesagt.

Kehren wir nun von diesem Excurse zur Hauptuntersuchung unseres Verf. zurück zur Beweisführung für die Glaubwürdigkeit der evangelischen Wundergeschichte, so ist zunächst bemerkenswerth, daß Dr Strauß, indem er die apostolischen Briefe, zum Theil wenigstens auch die Apostelgeschichte, unangefochten gelassen hat, seinen Gegnern Brücken gebauet, ihnen so viel Terrain gelassen hat, als nöthig ist, um von da aus das Entriffene wieder zu erobern. Dies ist

dem Verf. nicht entgangen, aber ehe er sich dieses Vortheils bedient, prüft er im Allgemeinen das Gewicht des geschichtlichen Beweises für die Wundergeschichte des N. Testaments. Einem Gegner gegenüber, der sich bey seiner Critik der gefürchteten Authentie der Evangelien nur dadurch entschlagen kann, daß er zum Beweise derselben die handgreiflichste Evidenz, fast einen regressus testimoniorum in infinitum fordert, der die Marksteine der rationellen Denkbarkeit bald so, bald so setzt, je nachdem es ihm bequem ist, und der sich nicht scheuet, als Hauptkanon den Satz aufzustellen, je verherrlichender für Christus, desto unglaubwürdiger, oder, wie Dr Tholuck diese neue critische lex Manilia allzubitter ausdrückt: je ordinärer, desto glaubwürdiger! — einem Solchen gegenüber ist es nicht schwer, die Bedeutung des historischen Beweises vor allen Unbefangenen zu rechtfertigen. Hat doch selbst Göthe, wie der Verf. anführt, gesagt, 'daß, weil die Erfahrung grenzenlos sey, auch die Maximen ihrer Beurtheilung die Fähigkeit behalten müssen, sich darnach auszudehnen.' So werden ja auch wohl die so genannten Geistreichen sich gefallen lassen, daß man wegen des neutestam. Wunders mit ihnen auf historische Weise verhandelt. Wir unseres Ortes haben hier nur das zu erinnern, daß, wiewohl das Wunder der eigentliche Streitpunct ist, Dr Tholuck doch besser gethan hätte, überall den ganzen Zusammenhang der Geschichte Jesu auch ausdrücklich zum Gegenstande seiner Beweisführung zu machen. Strauß bestreitet nicht bloß das Wunder, sondern auch alles Außerordentliche im Leben Christi wird ihm mythisch. Und in der Apologie bekommt das Wunder erst durch den Zusammenhang des Ganzen seine feste Stelle.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

S t t t n g l i c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 13. May 1837.

H a m b u r g. L ü b t e n.

Beschluß der Anzeige: Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte.

Dr Tholuck geht nun zu einer kurzen Betrachtung der so genannten höheren Critik über. Warnende, zum Theil ergekligte Thatsachen aus der neueren Literatur werden hervor gehoben, um zu zeigen, wie selbst Meister auf diesem schlüpfrigen Boden fallen können, wenn sie ohne den Stab äußerer Zeugnisse sich dem schwankenden Boden der bloß inneren Critik und Dialectik anvertrauen. Diese wichtige Zusammenstellung unglücklicher Versuche in dieser Art ist eine heilsame Züchtigung für die Dreisten und allzu Zuversichtlichen. Aber der gerechten Zuversicht bey gegründetem Mißtrauen gegen äußere Zeugnisse hätte der Verf. auch das Wort reden sollen gegen die Aengstlichen und falsch Gläubigen. Die Conjectural-Critik ist so wenig entbehrlich als die urkundliche, — und die Fallibilität in allem

Menschlichen kommt der Critik so gut zum Vortheil als zum Schaden. Aber allerdings müssen die Grade der Gewißheit und Wahrscheinlichkeit besser unterschieden werden, als bisher, und muß, was das N. T. betrifft, der Dünkel fern bleiben, als wäre die alte Kirche ohne allen Wahrheitsfönn und critischen Tact gewesen.

Wie disputiert nun Hr Dr Tholuck in der Hauptuntersuchung? Zuerst ex concessis. Strauß hatte die Originalität und Authentie des Lukas=evangeliums unangetastet gelassen. Ist aber, sagt Tholuck, dieses Evangelium echt, so werden wir sofort in einen klaren und sicheren Kreis geschichtlicher Umgebungen versetzt, welche die Verwandlung der evangelischen Geschichte in eine mythische Fee Morgagna schlechthin unmöglich machen. So komme es also darauf an, die Glaubwürdigkeit dieses Evangel. nachzuweisen. Dafür spreche aber alles, zuerst das Proömium, worin klar liege, daß Lukas den Unterschied zwischen Sage und Geschichte gekannt, und daß er Geschichte habe schreiben wollen. Erwäge man ferner seine Lebensverhältnisse und die Documente seines Geistes genauer, so leuchte auch die historische Fähigkeit ein. Im Ganzen eine vortreffliche Untersuchung! Wir müssen im Einzelnen widersprechen, wir finden z. B. die S. 180 ff. gegebene Rechtfertigung und Erklärung von Luk. 2, 1. 2. (diese Schätzung geschah, bevor Quirinus Prätor von Syrien war) immer noch sehr bedenklich, viel bedenklicher, als das Geständniß eines historischen Fehlers. Das eine und andere ist uns weniger gewiß. Aber die von dem Vf. durchgeführte Skepsis gegen die neuere negative Critik ist sehr heilsam, und das Resultat steht fest, daß nicht einmahl einzelne Bedenken, geschweige denn jene willkührliche subjective Unlust

und Mäkeley an diesem oder jenem, die Glaubwürdigkeit des Lukasevangeliums im Ganzen aufzuheben vermag. Auf eine Untersuchung über das Matthäusevangelium verzichtet der Verf.; sie würde wegen der neueren Verhandlungen nach Verhältniß zu weitläufig geworden seyn, auch scheine der Ausgang der schwebenden Untersuchungen, nach der Wendung, die Strauß ihnen gegeben, je länger je mehr von denen über das Joh. Evangelium abhängig zu werden. Allein je mehr gerade Matthäus auf eine ursprüngliche apostolische Tradition zurück führt, desto nothwendiger war, seine Glaubwürdigkeit genauer zu bestimmen. — Statt dessen läßt sich der Verf., was weniger wichtig scheint, auf den ausführlicheren Beweis der Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte des Markus ein. Gewiß hat er Recht, der Griesbach'schen Ansicht, daß Markus eben nur aus Matthäus und Lukas componiert sey, zu widersprechen, so große Freunde sie auch hat. Für ein solches Verhältniß, das sich doch müßte construieren lassen, ist das Evangelium eine viel zu irrationale Größe. Vortrefflich zeigt der Verf., wie die Resultate des Gegners in Betreff dieses Evangeliums das Product einer Dialectik sind, welche ihren Gegenstand, wie die Peitsche den Kreißel, nach jeder Laune hin und her treibt. — Wie die Sachen jetzt stehen, war die schwerste Aufgabe, die Echtheit und Glaubwürdigkeit des Joh. Evangeliums gegen Angriffe von Strauß zu rechtfertigen. Verhältnißmäßig setzt Strauß dieses Evangelium am tiefsten herunter, mehr als die anderen erscheint es ihm als ein Werk eines geistreichen aber absichtlichen Betrügers. Fast scheint er es zu hassen. Und in der That ist sein Kanon richtig, je verherrlicher, desto unwahrer! — so muß vor allen das

Joh. Evangelium fallen. Aber die äußeren Zeugnisse sind unter den gegebenen Verhältnissen für dieses Evangelium die günstigsten von der Welt. Keine classische Schrift hat mehr Gunst äußerer Beglaubigung. Dies weist Dr Tholuck sehr gut nach. Indem er dabey auf des Referenten Critik der Apokalypse eingeht, meint er hieraus eine neue Gefahr für das Evangelium entstehen zu sehen. Strauß hat darauf nicht Bedacht genommen. Die Gefahr ist allerdings scheinbar genug, aber Hr Dr Tholuck gesteht doch selbst, daß die Critik, so wohl was die äußeren, als die inneren Momente betrifft, zu dem Evangelium eine ganz andere Stellung habe, als zu der Apokalypse. Es sollte nicht unbeachtet bleiben, daß die Apologie des Joh. Evangeliums leichter wird, wenn sie der Schwierigkeit überhoben ist, die so sehr differente Apokalypse mit den übrigen Joh. Schriften aus einer und derselben Persönlichkeit zu construieren. Aber Strauß selbst hat das Hauptgewicht seiner Critik auf die inneren Inhaltsgründe gelegt. So ist auch Dr Tholuck hierauf am meisten eingegangen. Der Bretschneider'sche Probabilienstreit wiederholt sich, denn was Str. außer der Schärfung der früheren Einwürfe Eigenthümliches hat, ist in der That so unbedeutend, daß es sich kaum der Mühe lohnt, vor dem ersten Angesichte der Wissenschaft darüber zu verhandeln. So weit Ref. den Streit übersieht, bedünkt ihn, daß das Joh. Evangelium allerdings immer noch Problematisches darbietet, aber mit den auflösbaren und schon aufgelösten Problemen verglichen, ist das Problematische so gering, daß ein besonnener und erfahrener Critiker sich dadurch nur bestimmen lassen kann zur größeren Zuversicht und größerem Fleiße

in der Forschung. In der That ist nach Verhältniß die Erscheinung des Joh. Evangeliums schwerer zu begreifen, wenn es unecht ist, als wenn das Gegentheil. Hat der Apostel Johannes etwas geschrieben, so hat er das Evangelium und den ersten Brief geschrieben. Hat er diese nicht geschrieben, so hat er gar nichts geschrieben. Dann aber ist selbst die Apokalypse eine unerklärliche Erscheinung.

Zusammenfassend und ergänzend für die bisherigen ist die nun folgende besondere Untersuchung über die Leidensgeschichte bey den vier Evangelisten. Auch hier sind wir im Ganzen einverstanden, und nur im Einzelnen und Unbedeutenden fühlten wir Lust zum Widerspruche. Aber wir eilen zum Schluß. Es folgt dann der Beweis der Glaubwürdigkeit aus der Apostelgeschichte und den apostolischen Briefen. Ein noch mehr anzubauendes, fruchtbares Gebiet der Apologetik! Wie hierin die apologetische Beweisform aus dem vollen Zusammenhange der neutestam. Schriften und des apostolischen Zeitalters zu ihrer Vollendung gelangt, so vergißt der Apostel auch nicht, in einer besonderen Untersuchung den Contrast zu Hülfe zu rufen, der in der Vergleichung mit anscheinend parallelen Sagenkreisen liegt. Er vergleicht auf eine höchst anziehende Weise den apokalyptischen Sagenkreis, den Wunderkreis der katholischen Kirche und den Wunderkreis um Muhammed, und macht überall aufmerksam auf den Unterschied zwischen Tag und Nacht. Nur die Fortsetzbarkeit des Wunders in der Kirche, welche der Verf. gelegentlich behauptet, wird man ihm streitig machen. Das Bild von dem wunderbaren Abendroth der Sonne des Sohnes Gottes ist recht schön. Aber entweder muß in Chri-

sto und in dem Stiftungsmomente der Kirche der specifische Vorzug, Grund und Zweck, worauf sich das neutestam. Wunder bezieht, aufgegeben oder der Wunderbegriff wesentlich modificiert werden. Das erste darf nie geschehen. Und obwohl Ref. gern darauf ausgeht, für das neutestamentliche die Analogie der ferneren Geschichte der Kirche geltend zu machen, so scheint ihm doch diese Analogie nicht in der schwächlichen Fortsetzung des Wunders als solchen, sondern in dem Naturwerden desselben zu liegen. Die letzte Hauptuntersuchung betrifft die von Strauß so sehr hervor gehobenen und übertriebenen Widersprüche in der evangelischen Geschichte. Sehr richtig geht Dr Tholuck von der Betrachtung aus, wie und woraus die Ungenauigkeit und die Widersprüche auch bey solchen Auctoren entstehen können, welche Wahrheit geben wollen und können. Dies ist schon die halbe Lösung. Die Entstehungsweise unserer Evangelien ist die apologetische Erklärung ihrer Widersprüche. Der Verf. zeigt, wie ähnliche Erscheinungen auch außerhalb des biblischen Gebietes vorkommen. Nicht Livius und Polybius und Tacitus sind frey von Discrepanzen der Art. Es gibt überhaupt keine menschliche Geschichte und Geschichtschreibung ohne Ungenauigkeiten, Abweichungen, theilweise Widersprüche. Wer deshalb gleich alles zum Mythos, zur Fabel machen wollte, müßte alle Geschichte aufgeben. Dr Tholuck gibt interessante Beyspiele von außerbiblischen Analogien, und wie man dabey nirgends so ungerecht ist, wie Strauß gegen unsere Evangelien. Erkennt doch selbst die juristische Criminalinquisition an, daß Differenzen im Detail der übereinstimmigen Wahrheit im Ganzen keinen wesentlichen Eintrag thun. In

der That, — von dem Vertrauen, dessen sich die Critik auf keinem anderen geschichtlichen Gebiete schämt, nur die Hälfte den Evangelien geschenkt, — und eine Straußische Critik ist unmöglich. Wir verlangen für die heiligen Bücher keine absonderliche Gerechtigkeit, nur die allgemeine, allen gleiche. Aber diese ihnen zu verweigern, ist grausam!

Wir kommen zur Schrift des Hn Dr Kern, die nun der Anfang einer umfassenden Critik des Straußischen Buches ist. Sie kann in vieler Hinsicht als eine Ergänzung der Schrift des Hn Dr Tholuck angesehen werden. Bey gleich warmem apologetischen Interesse, ist sie durchweg mit großer Ruhe und mehr in der Form einer academischen Disputation geschrieben. Während Hr Dr Tholuck mehr in den Principien stehen bleibt, geht diese Schrift dem Gegner sehr im Einzelnen und Schritt für Schritt nach. Und während jener die dogmatischen Prämissen der neueren Critik mehr nur berührt, läßt sich Hr Dr Kern genauer auf ihre Widerlegung ein.

Eigenthümlich ist, daß der Verf. gleich von der Frage über die Möglichkeit der Einheit des idealen und des historischen Christus ausgeht. Ganz Recht, denn diese Möglichkeit leugnet Str. von Grund aus. Es wird gezeigt, wie der christliche Glaube, wie er von Anfang an war, eben jene Einheit zu seinem Grunde und Inhalte habe, und wie derselbe als universalhistorisches Factum nur erklärlich sey, wenn Jesus von Nazareth auch wirklich der ideale Christus, der persönliche Erlöser, ohne Sünde und Schuld war. Die evangelische Geschichte in ihrer Wahrheit ist die einzig mögliche Erklärung. Die mythische Auffassung kann sich nur rechtfertigen, wenn sie

zeigt, daß nicht Jesus den Glauben an seine Person, als den idealen Christus, wirklich erzeugt, sondern der Glaube ihn dazu gemacht habe. In diesem Falle aber ist der Glaube eben nicht der christliche, und die ganze Geschichte der Kirche verkehrt und verwirrt. Die einseitige supernaturalistische Ansicht von Christo mag eben so wenig die richtige seyn, wie die einseitige rationalistische. Aber sehr richtig sagt der Verf. die dritte richtige ist deshalb noch nicht die mythische. Es lasse sich, von der Idee der Schöpfung Gottes aus, meint Dr Kern, und darin ist er fast ein Schüler von Schleiermacher, der persönliche historische und zugleich ideale Christus vollkommen denkbar machen. So falle das Wunder seiner Erscheinung in das Urwunder der Entstehung aller Dinge zurück und werde dadurch ein natürliches Factum in einem höheren Sinne. Strauß läßt die Idee des urbildlichen Christus gelten, aber ihre Realität findet er nur in der menschlichen Gesammtheit. Der Gedanke ist nicht neu; die abstracte Religionsphilosophie hat sich oft mit ihm beschäftigt; er ist für manchen eine Staffel, um zum christlichen Glauben aufzusteigen, aber er ist nicht der christliche Glaube selbst. Hr Dr Kern zeigt sehr richtig, daß für den christlichen Glauben das Urbild gerade auf das persönliche Leben selbst sich bezieht, nicht auf die Gesammtheit. Diese verlangt, — um zu ihrem Urbilde, der Gemeinschaft des heiligen und seligen Lebens, zu gelangen, eben als eine sittliche Gemeinschaft, deren Grundpunct doch das persönliche Leben ist, ein persönliches Urbild, und ist dies nicht als ein persönliches realisiert worden, so ist es gar nicht realisiert, dann ist auch seine Realisierung in der Gemeinschaft nicht mög-

lich. Wenn nun aber Strauß einwendet, daß es den Gesetzen der Entwicklung zuwider sey, den Anfangspunct einer Reihe als das absolut größte zu denken, so wird dagegen mit Recht bemerkt, daß, gesetzt der Satz wäre so schlechthin wahr, er doch Christus nicht treffen würde, da dieser ja eben so sehr Endpunct als Anfangspunct einer historischen Reihe sey. Der Satz sey aber so ohne alle Beschränkung nicht wahr; die Geschichte zeige das Gegentheil, wenigstens in der Analogie, überall große, eminente Persönlichkeiten an der Spitze, als Stifter neuer Entwicklungen der Gemeinschaft. Seine höchst eigene Mythik hätte den Gegner belehren können, daß es so sey, denn aus heiler Hart, ohne allen tieferen realen Grund kann die alte Kirche sich kein persönliches Ideal gesucht und geschaffen haben. Der absoluten Philosophie, welche selbst aus dem Irrthume ein Moment der Wahrheit macht, stand am wenigsten an, so einseitig empirisch schlechthin zu leugnen, was die Geschichte auf ihren Hauptblättern so deutlich lehrt. Eben so sehr muß man sich mit dem Verf. wundern, daß Dr. Strauß den Begriff des persönlichen Urbildes so wenig versteht, daß er sogar von dem Temporellen, Localen und Nationellen in der Erscheinung Christi einen Einwurf hernimmt. Wie, eine Philosophie, die sich selbst Gott nur denken kann in der Selbstbeschränkung und Berendlichkeit, will das Gesetz der Herablassung und der Concentrisierung in dem urbildlichen Christus nicht anerkennen? Ist doch die menschliche Natur überall nur vorhanden in der Zeit und im Raume und in der Besonderheit der Verhältnisse. Und sehr wahr sagt der Verf., daß er, wenn die Persönlichkeit, — er hätte sagen können, die wahre

Idealtität etwas Innerliches ist und im Geiste liegt, das Äußere nicht so wohl die Schranke und Negation des persönlichen Urbildes, sondern sein nothwendiges Organ und sein Darstellungsmittel ist. — Stellt nun Dr Strauß sogar die Alternative, entweder sey Christus wahrhaftiger Mensch gewesen, dann aber auch sündlich, da die Unsündlichkeit als Unmöglichkeit der Sünde mit der menschlichen Natur unvereinbar sey, — oder er sey ohne Sünde gewesen, dann aber kein wahrer Mensch, so führt dies auf den tiefen Schaden jener absoluten Philosophie, die mit der Sünde nichts zu machen weiß, wenn sie dieselbe nicht als nothwendigen Entwicklungsproceß in der menschlichen Natur zu denken vermag, und die von der ursprünglichen Vollkommenheit in keinem Sinne etwas verstehen will. Aber die Alternative ist nicht einmahl richtig gestellt, denn die Unsündlichkeit in Christo schließt nur das potuit non peccare et non peccavit in sich, damit aber auch die Möglichkeit der Sünde in abstracto, und somit die volle ursprüngliche Menschheit, aber in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit. Strauß legt die Idee der Unsündlichkeit Christi in die bildende Phantasie der Gemeinde, aber, wie Dr Kern zeigt, ohne allen historischen Grund und wider alle christliche Erfahrung. Eine Gemeinde, welche erweislich überall aus dem Glauben an den historischen Christus hervor gegangen ist, und gerade darin ihre Wahrheit und Erlösung hat, daß jeder in ihr seine Sünde und Hülfbedürftigkeit bekennt, konnte ohne das Factum der Unsündlichkeit Christi auch die Idee derselben nicht erzeugen, nicht ohne Widerspruch mit sich selbst dieselbe realisiert denken in einem Menschen, den sie keine Ursache hatte

von dem allgemeinen Bewußtseyn der Sünde auszunehmen.

Nachdem der Verf. so die Einwürfe gegen den gemeinsamen Glauben der Christen mit sicherer dialectischer Hand in ihrer Nichtigkeit gezeigt hat, greift er die Christologie des Gegners an. Mit Recht weist er auf die verleugnete Ähnlichkeit zwischen dieser Christologie und dem Kantischen unwirklichen Ideale hin, welches ein reines Sollen bleibt und nie für uns ein Seyn wird. Geschickt zeigt er die Verwirrung, die entsteht, wenn man mit Strauß die menschliche Gattung als concrete Gottheit denkt, der Gattung nur als solcher in unendlicher Selbstentwicklung Gottes die Unsündlichkeit zuschreibt, diese aber jedem wirklichen Individuum in der Gattung abstreitet. Als wenn es möglich wäre, sich Sünde und Sündlosigkeit anders zu denken als an dem persönlichen Leben. Ist keine menschliche Person sündlos, so ist es auch die menschliche Gattung in keiner Art; ein gegenseitiges Ergänzen und Uebertragen erträgt das sittliche Leben nicht, da steht jeder für sich und so lange noch eine einzige Sünde in der Menschheit ist, ist die Menschheit nicht ohne Sünde. Der Straußische Sohn Gottes in der Menschheit ist eine musivische Arbeit aus den Tugendstücken Aller.

Hat nun so der Vf. die Straußische Christologie als unhaltbar dargestellt und seine eigene von Schleiermacher ausgehende, aber originell entwickelte Ansicht von Christo kurz erörtert, so geht er auf die historische Critik mit seinem Gegner genauer ein. Er beschränkt sich dabey auf das öffentliche Leben Christi und seines Vorläufers Johannes. Dies ist der eigentliche Kampf- und Entscheidungsplatz.

Der Verf. hebt zuerst die Person des Täufers und sein Verhältniß zu Jesus und die Taufe Jesu hervor, und indem er zur Geschichte Jesu selbst übergeht, erörtert er zuerst alles, was sich auf die Idee des Messias überhaupt und das Bewußtseyn des Messianischen Berufes und Planes in Jesu bezieht, sodann aber rechtfertigt er die neutestam. Geschichte in Beziehung auf die Hauptmomente des leidenden, sterbenden, auferstandenen und wieder kommenden Messias, überall die Meinung des Gegners mit ihren Gründen gewissenhaft vorlegend, ruhig beurtheilend, ohne Eigensinn bestreitend, so daß die zornige Bitterkeit, womit Strauß in der Vorrede zu der neuen Auflage seines Buches über Hn Dr Kern spricht, rein unbegreiflich ist. — Der Verf. schließt diesen ersten Artikel, dem ein zweyter folgen soll, damit, daß er glaube nachgewiesen zu haben, wie die Critik von Strauß consequenter Weise alle Geschichte überhaupt zerstöre und das großartige Bild von der Persönlichkeit Christi zu einem bedeutungslosen, in sich selbst widersprechenden, herab setze, so aber sich selbst zerstöre.

Die dem Werke voran geschickte Erinnerung an Gottlob Christian Kern, einen wackeren, frommen Geistlichen der Württembergischen Kirche, den Bruder des Verfs, sey jedem empfohlen, der in einer Zeit zunehmenden Uebermuthes gegen das Heilige nöthig hat sich an Exempeln aufrichtigen Glaubens und echter Begeisterung für das christliche Predigtamt zu stärken und zu erheben.

Indem wir diese Anzeige schließen, kommt uns ein neues apologetisches Werk gegen Strauß zu, worauf wir nicht unterlassen können, die Leser aufmerksam zu machen: Apologie des

Lebens Jesu gegen den neuesten Versuch, es in Mythen aufzulösen von Joh. Ernst Dsiander, Prediger und Professor am evangelischen Seminar in Maulbronn. Tübingen 1837. 440 Seiten in 8. Wir können nur kurz darüber seyn. Des Verfs Name und bisherige Leistungen verbürgen die Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit der Arbeit. Das Ganze zerfällt in die beiden Haupttheile, 1) in die nach vorausgeschickten kurzen Vorbemerkungen über die Entwicklung des Christenthums und der Theologie unserer Zeit angestellte Untersuchung über das Verhältniß des Mythos zum Christenthume, 2) in die specielle Untersuchung der Anwendbarkeit des Mythenbegriffes auf die Evangelien, und zwar erstlich hinsichtlich des Inhalts der evangelischen Geschichte Jesu, sodann ihrer alttestam. Grundlage, und endlich des Geistes des Lebens Jesu. Es wird darin, besonders in dem mittleren Theile, manches zu kurz behandelt, auch nicht scharf genug. Unvermeidlich ist jedem späteren Gegner von Strauß, vieles schon Gesagte wieder zu sagen. Der Verf. hat auch in seiner Bescheidenheit keinen Anspruch gemacht, alles neu und anders zu machen, als Andere. Allein, wie es der Bescheidenheit immer geht, daß sie immer mehr ist und mehr hat, als sie scheint, so ist auch dies Werkchen, besonders in der ersten und Schlußuntersuchung so reich an treffenden eigenthümlichen Bemerkungen, daß, wenn auch nicht überall Einstimmung möglich ist, doch Niemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne wahre Befriedigung und erneuerte Hochachtung für seinen Verfasser.

L e i p z i g.

Bey Vogel. Joannis Calvinii, Theod. Bezae, Henrici IV. regis, aliorumque illius aevi hominum literae quaedam nondum editae. In memoriam sacrorum Genevensium ante tria saecula emendatorum ex autographis in bibliotheca ducali Gothana edidit Car. Gottl. Bretschneider. Accedunt IV tabulae lap. incisae. 1835. XVII u. 228 S. in Octav.

Die herzogliche Bibliothek in Gotha besitzt in zwey Bänden eine Sammlung authentischer Briefe von bedeutenden Männern aus der Zeit der schweizerischen Reformation. Nach der Ansicht des Hn Herausgebers mögen sie ursprünglich aus Bezas Bibliothek stammen, mit dieser an ein adliges Geschlecht von Zastrisel in Mähren gekommen, und dann für die Gothaische Bibliothek gewonnen seyn. Vorliegende Auswahl ist als Gedächtnißgabe für das im vorigen Jahre begangene Genfer Reformationsjubiläum bestimmt, und sind besonders die dargebotenen Briefe Calvins und Bezas eine nicht allein den schweizerischen Kirchen, sondern auch jedem Freunde der Reformationsgeschichte sehr liebe Gabe. Die sonst noch in jenen Sammlungen enthaltene Correspondenz, so weit sie hier nicht mitgetheilt wird, ist genau verzeichnet, wofür Bearbeiter jener Zeitgeschichte dem Herrn Herausgeber dankbar seyn werden. Anderswo schon abgedruckte Briefe Calvins, bey Schlosser im Leben Bezas, werden hier theils correcter wiederholt, theils nur für sie die nöthigen Emendationen gegeben. So erscheint hier namentlich ein interessanter Brief Calvins an die Berner Geistlichkeit (N^o 16.),

worin er sich gelegentlich über den unglücklichen Servede ausspricht, ungleich brauchbarer als bey Schloffer. Calvin beruft sich darauf, daß die Hinrichtung desselben vorzüglich auf Zureden des Berner Rathes geschehen sey: qua voce (Serвето factam injuriam) non privatim laesus est Calvinus, neque etiam communiter tota haec ecclesia, sed Senatus vester aperte proscinditur, cujus hortatu de impio illo sumptum fuit supplicium. Er dringt auf Unterstützung von dort gegen mancherley Verläumdungen: ein Weib habe öffentlich gerufen, me esse haereticum, qui Deum faciam peccati authorem: seine Briefe seyen unterschlagen u. s. w. In № 18. spricht er sich an Martin Sidemann, Professor in Erfurt (1555) über den Zelotismus aus, der bald nach Luthers Tode in unserer Kirche erwachte. Utinam hodie viveret Lutherus. Quamvis enim semper modum excesserit ejus vehementia in causae sacramentariae actione: nihil tamen ad horum intemperiem ac vesaniam. Verum si ad extremum implacabiles esse pergant, fiet tandem, ut nobis sua minime tolerabili contumacia apud sanos omnes ac modestos gratiam concilient, qui ad tempus expavefacti integrum de re judicium facere ausi non sunt; scilicet cum nullam prorsus teneant ex Lutheri virtutibus, clamitando se venditant pro genuinis ejus discipulis. Quasi vero non multum ab imitatoribus distent simiae. In tanta vero inscitia et barbarie nihil eorum fastu putidius; si ne Philippo quidem parcant, in eo pars aliqua culpa residet, quod hactenus eorum impetus non animose compescuerit. Nunc quamquam se-

rum erit remedium, cogetur tamen virilem spiritum induere. Atque haec optima ad frangendam eorum improbitatem erit ratio. Gewiß kann der damalige Zustand dogmatischer Zerrwürfnisse kaum treffender in solcher Kürze verzeichnet werden. Die Correspondenz mit Heinrich IV. von Frankreich betrifft Geldvorschüsse, die von Straßburg aus den Hugenotten zur Führung des Krieges geleistet waren. — Auch durch Mittheilung der übrigen in jener Sammlung enthaltenen Briefe würde der Herr Herausgeber sich ein großes Verdienst um die Reformationsgeschichte erwerben.

R—g.

Minden und Leipzig.

Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geschichte und Geographie von Ernst Kopp. XIV und 175 S. zweyte Auflage (bey Essmann). Der Titel selber zeigt bereits, daß man hier nichts anderes als die ersten Anfangsgründe der beiden Wissenschaften zu erwarten habe, die dazu dienen können, den Kindern eine vorläufige Bekanntschaft mit den wichtigsten Begebenheiten und Personen zu verschaffen, von denen sie dereinst mehr hören werden. Der Vf. befolgt die Abtheilung der alten, mittleren und neueren Geschichte, und geht in jeder alsdann nach den Welttheilen. Hinzugefügt ist am Ende eine chronologische Uebersicht. Die Auswahl der angeführten Gegenstände ist zweckmäßig getroffen, und das Bedürfniß einer zweyten Ausgabe spricht wohl am besten für die Brauchbarkeit des kleinen Buches.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1837.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Die Verpachtung der Landgüter in ihrem ganzen Umfange, oder der Pachtanschlag, der Pachtcontract und die Pachtübergabe, mit Hinweisung auf die Grundsätze des gemeinen auch preussischen Land-Landrechts, practisch erörtert von G. W. von Honstedt. — 1837. VIII und 204 S. in 8.

Man braucht ein Buch nicht zu empfehlen, welches sich in so hohem Grade von selbst empfiehlt, wie dieses. Bey der Nothwendigkeit, sich im Falle des Bedürfnisses für das Verpachtungsgeschäft rechtliche und landwirthschaftliche Vorsichtsmaßregeln aus mannigfachen, für Viele nicht immer zugänglichen Quellen zusammen zu suchen, oder sich auf den Rath der Rechtsbeystände und Deconomen allein zu verlassen, muß es für jeden Verpachter eines Landgutes äußerst angenehm seyn, in dem vorliegenden, nicht zu ausgedehnten Werke das Erforderliche leicht bey

einander zu finden. Der Verf. hat aber keinesweges etwa compilirt, sondern er hat besonders aus eigener reicher Erfahrung die ganze Lehre, besser als bisher, ausgestattet, und den Gegenstand (vorzüglich von dem Interesse des Verpächters aus betrachtet) in der That erschöpft. Seine Arbeit bezeichnet mithin einen wahren Fortschritt in diesem Theile des landwirthschaftlichen Rechtes. Man muß ihm aber dafür um so dankbarer seyn, als wohldenkende Richter und Rechtsbeystände, so wie die Verpächter von Landgütern die vielfachen Bedenklichkeiten, welche bey Verpachtungen vorkommen und die Schwierigkeit der Beseitigung derselben, bey jedem einzelnen Falle pflegen aufs Neue bedauern zu müssen. Diese Anstöße geben Veranlassung zu einer Unzahl kostspieliger und oft das Wohl der Familien zerrüttender Prozesse; weshalb Gesetzgeber auf die Wohlthat, mehrere der schwankendsten Punkte auf eine dem Sachverhältnisse angemessenste Art positiv fest zu stellen, aufmerksam gemacht werden dürfen.

Die Arbeit zerfällt in dreyzehn Abschnitte. Mit Uebergehung einer für den Zweck des Verfs allerdings unnöthig scheinenden Auseinandersetzung allgemeiner Vorerinnerungen, führt er echt practisch sofort mitten in die Sache hinein, indem er von der Absicht einer Verpachtung und deren Vorbereitung ausgeht (1. Abschnitt). Der 2. Abschnitt setzt das Nöthige vom Pachtobjecte auseinander; der 3. Abschnitt von der Dauer der Pacht, wobey nicht nur auf die besonderen Fälle der Aufkündigung wegen Kriegsgefahr und der Entsetzung des Pächters wegen Verschlechterung des Gutes, sondern auch auf die in neueren Zeiten so wichtig gewordene Ablösung von Grundlasten, auf Gemeinheitstheilungen und

Verfäppelungen Rücksicht genommen ist. Es ist der Eigenthümlichkeit eines Buches, wie das vorliegende, angemessen und ein Lob, daß es sich vorzugsweise auf eine bestimmte Gegend genauer bezieht, da eine Berücksichtigung der Landgüterverpachtung in ganz Deutschland entweder nur zu unpractischer Oberflächlichkeit oder zu einer lästigen, den Gebrauch erschwerenden, Ausdehnung des Buches geführt, jedenfalls aber dann wahrlich des Werthes eigener wirklich gemachter Erfahrungen des Verf. größtentheils entbehrt haben möchte. So ist denn diese Arbeit besonders für den Bereich des Königreichs Hannover und seiner nächsten Anwohner bestimmt, auch ist auf die hannoversche Gesetzgebung neben der gemeinrechtlichen und preussischen noch vorzüglich Rücksicht genommen. — Der 4. Abschnitt handelt von der Pachtvergütung oder dem Pachtgelde. — Der 5. Abschnitt betrachtet die auf dem Pachtgute haftenden Lasten in Beziehung auf die Frage, wer sie tragen solle, der Pächter oder der Verpächter. — Die Pachtremission ist im 6. Abschnitt abgehandelt. — Im 7. Abschnitt spricht der Verf. ausführlich von der haushalterischen Benutzung des Pachtgutes durch den Pächter, welchen die Rechte nur im Allgemeinen zur richtigen Benutzung anhalten, in jedem besonderen Verhältnisse aber darauf verweisen, daß *conductor omnia secundum legem conventionis facere debet*, und in Ermangelung einer darin getroffenen Bestimmung, eine *ex aequo et bono* folgende Prästation verlangen. Diesen Abschnitt hält Ref. für besonders unterrichtend, z. B. die Auseinandersetzung des Werthverhältnisses der verschiedenen Gahren [— dies Wort hat der Verf. richtig Gahre, von gähren, geschrieben, — dagegen

steht im Buche stets Pächter, Verpächter unrichtig statt Pachter, Verpachter]. Viehweiden, Forsten, Jagd, Fischerey, Heidehieb, Bemergelung sind gehörig berücksichtigt. — Der 8. Abschnitt von Erhaltung des Pachtgutes im brauchbaren Zustande macht eigentlich nur eine besondere Unterabtheilung des vorhergehenden Abschnittes aus; denn zum Wesen haushälterischer Benutzung gehört rechtlich, daß das Pachtgut im brauchbaren Zustande erhalten werde. — Der 9. Abschnitt behandelt die Afterpacht, welche bekanntlich das gemeine Recht im Allgemeinen, das preussische Landrecht nur für einzelne Parzellen des Pachtgutes erlaubt, und über die so leicht Streitigkeiten entstehen. — Dem 10. Abschnitte, von den Meliorationen, wünschte Ref. wohl einige größere Ausdehnung, da sie dem Verpächter so oft die unangenehmsten Beschwerden verursachen und einige Pächter sich darauf zu legen scheinen, dadurch ihre Verpächter zu großem Ersatze zu zwingen. — Der 11. Abschnitt von Uebergabe und Rückgewähr der Pacht ist vollständig; so wie die Sicherheitsbedingungen im 12. Abschnitte gut abgehandelt sind. Ein besonderer Abschnitt ist dann noch den Cautelen des Pachtcontractes zweckmäßig gewidmet, unter denen mit Recht die vom Pächter zu gebende Entsagung des Retentionsrechtes voran gestellt ist. Hierbey ist übrigens auch die Sicherheit des Pächters keineswegs vergessen. — Eine schätzbare Zugabe sind die sehr musterhaften Schätzungsgrundsätze des landwirthschaftlichen Creditvereins im Großherzogthume Posen, welche leicht auch auf andere Gegenden, unter nöthigen Veränderungen, angewandt werden können.

A m s t e r d a m.

Apud J. Müller et Socium, 1836: Specimen exegeticum et criticum, exhibens Commentarium in Caput XVII vaticiniorum Ezechiëlis. Scripsit, et ad consequendum theologiae doctoratum in academia Lugduno-Batava publice defendit Janus van Gilse, V. D. M. in coetu Teleiobaptistarum, qui congregatur in pagis Koog et Zaandyk. XX und 105 S. Commentar und 3 (30) Seiten hebr. Text mit critischen Noten, gr. Octav.

Je weniger bisher zu einer richtigen Auslegung des Ezechiel geschehen ist, um so mehr Anerkennung verdient diese Bearbeitung eines schwierigen Ausspruches dieses Propheten über die Entfernung des Sehonja und Einsetzung des Zedekia durch Nebukadnezar. Hr v. G. stützt seine Erklärung auf einen nach den Varianten und alten Versionen critisch verbesserten Text. Zum Verständniß der Allegorie hat der Prophet selbst zwar schon Vieles beygetragen, indem er selbst die Deutung hinzugefügt hat; allein dessen ungeachtet enthält sie doch noch eine Menge einzelner Schwierigkeiten, die hier nun befriedigend gelöst sind. Besonderer Fleiß ist auf die Erklärung der einzelnen Wörter verwandt, von denen wir nur B. 1. אֲדָמָה und מִשְׁלַח, B. 5. הַעֲרֵץ hervor heben; einige bezeichnete Abweichungen von Gesenius finden nach der letzten Ausgabe seines Lexicons nicht mehr statt. Das bisher nicht genügend erklärte קָרָב B. 5. soll entweder aus dem Texte gestrichen, oder nach einer Conjectur von Noorda mit אָרָב vertauscht werden. Die Veränderung des אֲדָמָה B. 7. in אֲדָמָה hat schon Luther nach den Versionen in seiner Uebersetzung richtig

ausgedrückt. Eine andere Conjectur rührt von dem verstorbenen Hamaker her, nämlich statt הַעֲבֹד B. 7. zu lesen הַעֲבֹדִים obvertens, Part. Hif. von עָבַד . Die Allegorie wird erst besonders erklärt und dann bey der Deutung des Propheten wiederholt, jedoch nur nach ihren Hauptzügen; denn sehr richtig bemerkt der Verf., daß man in den Gleichnissen des Ezechiel nicht jedes Wort zu deuten suchen dürfe, sondern, daß manches bloß zur Ausschmückung hinzu gesetzt sey. Am wenigsten haben uns die Resultate befriedigt, welche der Verf. aus seinen Untersuchungen gewinnt und die kurz folgende sind: 'die Allegorie und ihre Deutung sind nicht zu gleicher Zeit hinter einander von Ezechiel ausgesprochen, denn diese enthält chronologisch spätere Facta, als in jener angedeutet werden. Die Allegorie wurde von dem Propheten bekannt gemacht, als man mit Wahrscheinlichkeit vorher sehen konnte, welche Folgen die Verbindung Babels mit Egypten haben würde, und die Deutung fügte er hinzu, als Nebucadnezar Jerusalem eroberte und den König Zedekia nach Babel abführte.' Die Gleichzeitigkeit beider Theile läßt sich aber recht gut annehmen nach der Einnahme von Jerusalem, denn die Deutung kann immer etwas ausführlicher seyn, als die Allegorie und der Hauptgegenstand des Orakels ist nicht Zedekia, sondern der im Exil lebende Sechonja und die auf ihn und auf seine Nachkommen gestützte Hoffnung der einstigen Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Herrscherhauses und der Wiederherstellung des jüdischen Staates.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der Gotta'schen Buchhandlung: Jahrbuch für 1837. Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beyträgen von Bessel, Hansen, U. von Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. 1837. 282 Seiten in 8.

Dieser zweyte Jahrgang beginnt, wie der erste, mit der astronomischen Ephemeride. Hierauf folgt zuerst ein Aufsatz von Olbers über die Sternschnuppen. Mit seiner gewohnten Klarheit gibt Olbers hier eine Uebersicht der bisher gewonnenen, freylich sehr mangelhaften, Erfahrungen über die Sternschnuppen. In Beziehung auf den Ursprung dieser Körper bemerkt er zuerst, daß es wahrscheinlich Sternschnuppen von sehr verschiedener Natur gibt, da wir alle kleinen leuchtenden Körper, die sich auf kurze Zeit am nächtlichen Himmel zeigen und dann verschwinden, mit diesem Namen bezeichnen. Diejenigen aber, welche eine Geschwindigkeit von 4 und mehr Meilen in der Secunde haben, hält er entschieden für cosmische Erscheinungen, und erklärt sich bestimmt gegen die Ansicht, nach welcher sie Auswürfe der Mondsvulkane seyn sollen, da eine Sternschnuppe, die mit einer relativen Geschwindigkeit von fünf deutschen Meilen in unsere Atmosphäre eintritt, mit einer Geschwindigkeit von mehr als hunderttausend Fuß vom Monde ausgeschleudert seyn müßte, was fast ganz unmöglich ist. Hierzu kommt noch besonders die merkwürdige Erscheinung, die sich in der Nacht vom 12. auf den 13. Nov. 1833 an mehreren Orten in Nordamerika zeigte, wo man eine ungeheuer große Menge von Sternschnuppen die ganze Nacht hindurch beständig von derselben Stelle im Sternbilde des Löwen ausgehen sah, unerachtet sich Höhe und Azimuth dieses Sternbildes so sehr veränderte, wor-

aus unzweifelhaft hervor geht, daß diese Sternschnuppen nicht an der Rotation der Erde Theil nahmen, sondern von außen in die Atmosphäre gekommen seyn mußten. In einem Nachtrage erklärt sich Olbers gegen die von Biot aufgestellte Hypothese, nach welcher die periodisch wider kehrenden Sternschnuppen Theile des Zodiakallichtes seyn sollen. — Hansen gibt eine allgemeine Uebersicht des Sonnensystems. — Bessel handelt von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Comet gezeigt hat. Unter diesen ist besonders die pendelartige Schwingung merkwürdig, welche Bessel zum ersten Male am Schweife dieses Cometen entdeckt hat. Der Schweif bewegte sich nämlich zwischen dem 12. und 15. October auf beiden Seiten von der Linie weg, die vom Cometen nach der Sonne ging. Die Weite der Schwingungen betrug auf beiden Seiten ungefähr 60 Grade, und die Dauer einer Schwingung 2 Tage, 7 Stunden. Bessel leitet diese und mehrere andere Erscheinungen aus einer Polar kraft ab. — Ueber zwey Versuche den Chimborazo zu besteigen, von Alexander v. Humboldt. Ein Auszug aus den noch ungedruckten Tagebüchern des berühmten Reisenden. Den 23. Jun. erreichte er die Höhe von ungefähr 18000 Fuß, wurde aber durch einen nicht zu umgehenden Abgrund verhindert die Spitze zu erreichen. Auf diese unserer Empfehlung nicht bedürfende Beschreibung folgen noch einige Tafeln, von denen wir besonders die Reductionstafeln für das englische Barometer erwähnen. Die Tafeln über die specifischen Gewichte und Ausdehnung der Körper sind von Herrn Prof. Moser revidiert und vermehrt. Paucker gibt am Ende eine Notiz über die Bestimmung der russischen Maße und Gewichte.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 18. May 1837.

G ö t t i n g e n.

Se Majestät der König haben geruhet unsere öffentliche Bibliothek durch ein kostbares Geschenk zu bereichern. Es ist dies die im vorigen Jahre in Rom in vier Groß-Follobänden erschienene Ausgabe des Vitruvius durch den Marchese Marini.

Vitruvii de Architectura libri decem, apparatu praemuniti, emendationibus et illustrationibus referti; thesauro variarum lectionum locupletati, tabulis centum quadraginta declarati ab Aloisio Marinio. Marchione Vacumae Equite plurium ordinum; accedunt vetus compendium Architecturae emendatum, et Indices tres:

Volumen Primum, continens Apparatum et priores quinque libros; Romae ex typis eiusdem Marini ad opus comparatis. 1836. LXIX und 360 Seiten.

Volumen Secundum, continens posteriores quinque libros. 375 Seiten.

Volumen Tertium, continens thesaurum analyticum variarum lectionum ex universis editionibus et codicibus undique conquisitis comparatum a Marinio, compendium vetus de Architectura emendatum ab eodem, et Indices 266 u. XXXVII Seiten.

Volumen quartum, continens tabulas, et earum nomenclaturam.

Es wird schon aus diesen Titeln erhellen, daß das Werk kein bloßes Prachtwerk ist, wenn es gleich durch sein Außeres auch mit vollem Rechte diesen Namen verdient; sondern, daß vielmehr eine ganz neue critische Behandlung des Textes, nach allen dem Herausgeber zu Gebote stehenden gedruckten und ungedruckten Hülfsmitteln durch dasselbe begründet sey. Der dem ersten Bande vorgesezte Apparat gibt davon in folgenden fünf Abschnitten genauere Nachricht. *Disquisitio prima, de vita Vitruvii.* *Disquisitio secunda, de opere Architectonico Vitruvii.* *Disquisitio tertia, de codicibus Vitruvii.* Nachrichten und Beurtheilung der von dem Verfasser entweder durch eigene Vergleichung, oder fremden Beystand benutzten Handschriften. Die Vaticana allein bot deren 18 dar; die anderen Bibliotheken, theils innerhalb theils außerhalb Italien, 30 an der Zahl. *Disquisitio quarta: de editionibus Vitruvianis.* Alle bisherigen Ausgaben des Vitruvius, 13 an der Zahl, sind von dem Verf. benutzt, und werden einzeln beschrieben und gewürdigt. *Disquisitio quinta: de versionibus et reliquis commentariis in Vitruvium.* Von dem nun folgenden Werke selber, enthält der erste Band nach obiger Angabe die fünf ersten, der zweyte die fünf letzten

Bücher. Die Einrichtung ist so, daß zunächst unter dem Text die critischen Noten (Emendationes) und unter diesen die erklärenden (Illustrationes) stehen, wozu das große Format hinreichenden Platz darbot.

Der dritte Band gibt zuerst die Varianten so wohl aus den Handschriften als den Ausgaben, auf welche die kleine Schrift eines Ungeannten, das Compendium vetus de Architectura, folgt. Der Herausgeber findet es wahrscheinlich, daß es eine Schrift des Eutropius, also aus dem vierten Jahrhundert sey. Auf diese folgen die drey Indices, 1) Rerum, 2) Vorum graecarum in contextu, 3) Auctorum.

Der vierte Band enthält die Kupfer auf 140 Blättern.

Wenn gleich eine Critik dieses Werks erst die Frucht fortgesetzten Studiums seyn kann, so wird doch die bloße Inhaltsanzeige schon die Wichtigkeit desselben darlegen. Der Herausgeber machte es zu einer Aufgabe für sein Leben, und welche Zeit nicht nur und Arbeit, sondern auch welche Kosten darauf verwandt werden mußten, lehrt die Einsicht und die glänzende Ausstattung desselben auf den ersten Anblick. Es ist erfreulich zu sehen, daß es noch einzelne Männer gibt, die solche Opfer den Wissenschaften bringen.

Hn.

S t u t t g a r t.

Bey E. Schweizerbart, 1836. Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834. Bemerkungen über Land, Producte, Leben und Sitten der Einwohner und

Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognosie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie zc. von Joseph Burkart, Chef des Bergwesens, früher der Compagnie von Tlalpujahua und später jener von Bolanos für Beta grande zc. Mit einem Vorworte von Dr F. Nöggerath, Königl. Preuß. Oberbergrath zc. Erster Band. X und 392 S. Zweyter Band. 286 Seiten in 8. Mit 11 Tafeln.

Der Verf. dieses Werkes erhielt, wie Herr Oberbergrath Nöggerath in dem Vorworte berichtet, nachdem er im Jahre 1824 als Secretär bey dem Königl. Bergamte zu Düren angestellt worden, den Ruf, die technische Leitung des Bergbaues der englischen Tlalpujahua-Compagnie in Mexico zu übernehmen. Er folgte ihm, beurlaubt von seiner Behörde, und führte dieses Geschäft drey Jahre lang. Dann unternahm er einige wissenschaftliche Reisen in den vereinigten mexicanischen Staaten. Im September 1828 trat er als technischer Chef für den Bergbau von Beta grande in den Dienst der englischen Bolanos-Compagnie und hatte das Glück, für diese innerhalb des Zeitraums von sechs Jahren, beynähe 6 Millionen Thaler Ausbeute zu bauen. Im Jahre 1834 kehrte er über die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Deutschland zurück. Die Gelegenheit, einen bedeutenden Theil von Mexico und viele der dortigen Bergwerke kennen zu lernen, wurden von Hn Burkart benutzt, Beobachtungen über die physicalischen Beschaffenheiten des Landes, zumahl über seine geognostische Constitution und Notizen über den Betrieb des Bergbaues zu sammeln, die er in Verbindung mit mannigfaltigen Bemerkungen über Leben und Sitten der Einwohner in obi-

gem Werke auf eine eben so anspruchlose als belehrende Weise mitgetheilt hat. Da Hr Burkart manche Gegenden kennen lernte, welche Hr v. Humboldt nicht berührt hatte; da er länger in Mexico weilte und sich später hier aufhielt als der berühmte Verfasser des *Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne*, so war er im Stande, Vieles darzubieten, was zur Ergänzung und hin und wieder zur Berichtigung dieses ausgezeichneten Werkes dienen kann.

Im ersten Bande enthält der erste Abschnitt die Erzählung der Reise nach England, Jamaica und Pueblo viejo de Tampico. Nachrichten von Kingston. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Aufenthalte zu Tampico und der Reise von da über Atotonilco el grande, el chico, Real del monte und Mexico nach Tlalpujahuá. Plagen des Reisenden in den warmen Küstengegenden: die Sandfliegen (Mosquitos), welche besonders an Bächen und Flüssen sich finden; die Zecke (Guarrapata), welche auf Bäumen lebt und Menschen und Thiere schaarenweise befällt; und der Sandfloh (Nigua), der gefährlicher als die beiden anderen Insekten ist. — Der Weg von Tampico nach Tlalpujahuá ist sehr gebirgig und nicht fahrbar. Die ganze aus 30 Personen bestehende Reisegesellschaft mußte daher beritten gemacht werden. Die Reise erforderte drey Wochen, in welchen der Verf. nur drey Mahl in einem Bette schlief. Die Ufer des Flusses von Tampico bestehen theils aus Sand, theils aus einem blaugrauen Thonmergel mit vielen Seemuscheln. Auf dem Wege nach Fuente tritt Sandstein an seine Stelle. Eine Laguna südlich von Tecolulo erreicht man den Fuß

der Sierra madre bey der Mesa de abajo; man verläßt nun das hügeliche Küstenland, um in verschiedenen Abstufungen die Cordilleren von Mexico zu ersteigen. An dem Fuße der Mesa de abajo sieht man noch den vorerwähnten Sandstein, aus welchem auf dem Gipfel des Berges ein schöner, viele Hornblendecrystalle umschließender Säulenbasalt hervor tritt. Zu Guantla fanden sich viele Trümmer der indianischen, aus Obsidian verfertigten Pfeile, Messer zc. Der Verf. bemerkt, daß man sich gleich überzeuge, daß sie weder geschnitten noch geschliffen, wohl aber den Flintensteinen ähnlich geschlagen seyn müssen. Ref., der vor Kurzem mehrere ausgezeichnete Exemplare solcher Messer erhalten hat, theilt diese Ueberzeugung. An der Mesa de arriba dünn geschichteter Diorit, der dem Anscheine nach mit Sandstein wechselt. Der Verf. entscheidet nicht, in welchem Verhältnisse dieser Sandstein zu dem von Tampico steht. In einer Felsenschlucht, die sich 7 Leguas über das Indianerdorf Tlacolula hinaus zieht, Kalkstein in 6" — 5' mächtigen Flözen mit nicht sehr mächtigen Kiefelschieferlagen wechselnd, mit den ausgezeichnetsten Satteln und Mulden. Bey dem Dorfe Chapula verliert sich der Kalkstein, und Thonschiefer tritt im Thale an seine Stelle. Feiner Kalkstein, der dem Thonschiefer ungleichförmig aufgelagert zu seyn scheint, steht wahrscheinlich mit dem in Verbindung, welcher weiter im Norden sehr verbreitet ist, und den der Verf. für Bergkalk anspricht. Der Thonschiefer zieht sich bis in die Nähe von Huattila, wo er von Thon überdeckt wird, der sich an die trachytischen Massen der Gegend von Zaguatlipan schließt. Im Grunde des Thals von Rio

grande wieder Thonschiefer mit Kalkstein und Grauwackenlagern. In der Gegend von Atotonilco el grande Feldstein = Porphyr, der auf Thonschiefer liegt, derselbe, welcher einen großen Theil des Gebirges von Atotonilco el chico, Real del monte und Pachuca bildet. Er wird in der Nähe von San Miguel von dichtem grauem Kalkstein überdeckt, auf welchem weiterhin ein gelblichrother Sandstein ruhet, der bey Regla — wo eine Hazienda, d. i. ein Hütten- und Amalgamierwerk, sich befindet — von Thon- und Mergelblöcken mit Gyps bedeckt wird. Der Verf. hält hiernach den Sandstein für bunten, und den darunter liegenden Kalkstein mit Hn von Humboldt, für Bechstein. Am Wasserfalle von Regla ist ein interessantes geognostisches Profil aufgeschlossen, in welchem auf einer Unterlage von Thon und Porphyrconglomerat zunächst Doleritconglomerat, dann säulenförmiger und zu oberst massiger Dolerit ruhet. Von Atotonilco el grande begab sich der Verf. über Smitlan, Real del monte, Pachuca zur Hauptstadt Mexico, wo er dieses Mahl jedoch nur zwey Tage verweilte, um sich sogleich nach Tlalpujahuá, dem Orte seiner Bestimmung zu begeben.

Im dritten Abschnitt gibt der Verf. eine geognostische Beschreibung des Bergwerksreviers von Tlalpujahuá, welche von besonderem Interesse ist, da ihn der lange Aufenthalt an diesem Orte in den Stand setzte, genaue Beobachtungen anzustellen. Das Thal von Tenochtitlan wird durch eine hohe Gebirgskette von der Hochebene von Lerma und Toluca getrennt. Auf der linken Seite des Rio de Lerma zieht sich von der Stadt Toluca aus gegen Norden ein be-

deutender Gebirgsarm, welcher den Wasserscheider zwischen den Flußgebieten des Rio de Zitacuaro und des Rio de Perma bildet. In diesem Gebirge liegt der in einem engen Thale erbaute Bergwerkort Tlalpujahu unter $49^{\circ} 47' 30''$ nördlicher Breite, $0^{\circ} 55' 45''$ westlicher Länge von Mexico und 8144 Fuß rheinl. über dem Meere. Zu beiden Seiten des Thals sind mehrere hohe Berge, von denen einige sich bis zu einer Meereshöhe von nahe an 10,000 Fuß erheben. Das Gebirge besteht aus Thonschiefer, Syenit, einem rothen Conglomerat, Porphyren und Trachytconglomeraten. Die Thonschieferformation nimmt die tiefsten Punkte ein, ist aus Thonschiefer, Grauwacke, Kalkstein und Quarzlagern zusammen gesetzt, und schließt dichten Feldstein, Porphyr und Euphotid (Sabbro) ein. Sie wird an einigen Stellen von einem groben, rothen Conglomerate bedeckt; gewöhnlich ruhen aber darauf Porphyre und trachytische Trümmergesteine. In den Porphyren ist Feldspathsubstanz am häufigsten mit Hornblende verbunden und auch Quarz kommt zuweilen darin vor. Manche Abänderungen sind wahre Phonolithe. Der Porphyr ist theils massig, theils tafelförmig, seltener säulenförmig abgefordert und bildet die hohe Gebirgskette östlich und südlich von Tlalpujahu. Im Norden hängt er mit den Trümmergesteinen zusammen, welche das Thal von Tlalpujahu bis auf die Schieferformation durchbrochen hat. Die Varietäten dieses Trümmergesteins, wahre Breccien, sind noch verschiedenartiger als jene Porphyre. Sie tragen die unverkennbarsten Spuren plutonischer Bildung an sich und bilden mannigfache Uebergänge in porphyranliche Gesteine und in Trachyttuff.

Die Gänge von Tlalpujahuā setzen sämmtlich in dem Uebergangs-Schiefergebirge auf. Ihr Hauptstreichen ist mit weniger Beschränkung Stunde 10 $\frac{1}{2}$, ihr Fallen 60—85^o gegen Ostnordost. Die Hauptausfüllungsmasse der durchgehends mit dem Nebengestein verwachsenen Gänge ist Quarz. Die darin brechenden Erze sind Gediegen-Gold, Gediegen-Silber, Sprödglanzerz, Silberglanz, Rothgiltigerz, Schwefelkies. Der frühere Bergbau von Tlalpujahuā hatte in zwey Hauptperioden statt gefunden. Die englische Bergwerksgesellschaft suchte die schon seit 80 Jahren ersoffenen Gruben zu gewältigen, und gab sich der Hoffnung hin, daß die Erzförderung nach wenigen Jahren die Betriebskosten decken und daß auf die Wiederaufnahme der Gruben verwandte Capital reichlich verzinzen werde. Diese Erwartungen wurden indessen gänzlich getäuscht, daher die Bergwerksgesellschaft schon in der zweyten Hälfte des Jahres 1828 sich wieder auflöste, indem sie die Gruben an die Eigenthümer zurück gab.

Der vierte Abschnitt enthält den Bericht über eine Reise von Tlalpujahuā über Tula nach Atotonilco el chico, und die Beschreibung der Bergwerksdistricte von Chico, Real del monte und Pachuca. Die Entfernung von Tlalpujahuā nach Chico beträgt nur 4 Tagereisen und führt durch eine der bevölkerteren Gegenden Mexicos. Tula ist eine kleine Stadt auf dem linken Ufer des Montezuma-Flusses, nordnordwestlich von Mexico, 6585 Fuß über dem Meere. Von da führt der Weg über eine Hochebene, in der ein jüngerer Flözkalk auftritt. Ob dieses auf dem Plateau von Mexico weit verbreitete Kalkgebilde, wie Herr von Humboldt

glaubt, zur *Sura = Formation* gehöre, wagt der Verf. nicht zu entscheiden. Auf dem letzten Theile des Weges besteht die Hochebene aus *Trachyttuff*; die Berge zu beiden Seiten enthalten dagegen *Porphy*r. Das Dorf *Atotonilco el chico* liegt $20^{\circ} 10' 44''$ nördl. Br. und $0^{\circ} 25'$ östlicher Länge von Mexico, 7514 Fuß über dem Meere. *Real del monte* liegt 4 Leguas östlich von *el Chico*, in einer Meereshöhe von 8676 Fuß; und das Städtchen *Pachuca* 4 Leguas südlich von *Chico*, 7878 Fuß über der Meeresfläche. Die drey genannten Orte waren früher, als der Bergbau in ihrer Nähe in lebhaftem Betriebe war, sehr wohlhabend, sind aber während des Unabhängigkeitskrieges herunter gekommen. Seitdem mehrere ausländische Bergwerksgesellschaften die Gruben wieder aufgenommen, haben die Orte sich zwar etwas wieder erholt. Vorzüglich hat *Real del monte* durch die seit 1824 daselbst arbeitende *Minen = Gesellschaft* gewonnen. Dieselbe hat viele Tagebauten ausgeführt, mehrere Dampfmaschinen mit großem Kostenaufwande errichtet, die Wege gebessert, bedeutende Summen auf den Wiederaufbau der *Amalgamier =* und *Hüttenwerke* verwandt, eine große Anzahl von Gruben gewältigt, mehrere neue Schächte abgeteuft, jedoch ohne so glücklich gewesen zu seyn, irgend ein bedeutendes Erzmittel auszurichten. Die Gänge, welche in der Nähe jener Bergwerkstätte bebauet werden, setzen in einem schmalen, die Hochebene von Mexico von der von *Atotonilco el grande* trennenden Gebirgsbrücken auf, der in seinem höchsten Punkte, dem *Cerro del Tacal*, sich zu 10,112 Fuß rheinl. erhebt und aus *Porphy*r besteht. Man unterscheidet erzführenden und *Trachytpor =*

phyr. Obgleich keine scharfe Trennung zwischen beiden statt findet, so nimmt doch, wo sie zusammen vorkommen, der erstere stets die unterste Stelle ein. Die mannigfaltigen Abänderungen des erzführenden Porphyrß lassen sich unter die Abtheilungen von Feldstein-Porphyr, Phonolith und Thon-Porphyr bringen. Die auf den Gängen in diesem Porphyrgebirge brechenden Silbererze haben vormahls einen reichen Ertrag gegeben, wie aus den von Hn von Humboldt und Hn Sonnenschmidt mitgetheilten Nachrichten bekannt ist.

Der fünfte Abschnitt enthält eine ausführliche Schilderung von Tlalpujahua und seinen Bewohnern, wodurch man eine recht vollständige Vorstellung von der dortigen Lebensweise erhält. Der sechste Abschnitt liefert den Bericht über eine Reise nach dem Nevado de Toluca, die von dem Verf. in Gesellschaft einiger Freunde im Merz 1826 unternommen wurde. Die Höhe des Schneeberges oder des Vulkans von Toluca über dem Meere bestimmte der Verf. barometrisch zu 14,818 Fuß rheinl. Das anstehende Gestein ist Trachyporphyr mit Crystallen von glasigem Feldspath und Hornblende. Der Crater auf dem Gipfel ist im Allgemeinen kreisförmig. Wenig südöstlich von seinem Centrum erhebt sich eine Bergkuppe, welche durch niedrige Rücken mit dem Craterrande verbunden ist. Jede der hierdurch gebildeten ungleichen Hälften enthält ein kleines mit Wasser erfülltes Becken.

Im siebenten Abschnitt ist eine Reise nach Huetamo, dem Torullo, Pascuaro und Valladolid beschrieben, die der Verf. in Gesellschaft des Hauptmanns Beaufoy im De-

cember 1826 antrat. Es wurde der Bergwerksort Angango berührt, der sieben Leguas von Tlalpujagua, $19^{\circ} 39' 30''$ nördl. Br. und $1^{\circ} 0' 3''$ westl. Länge von Mexico und 8519 Fuß über dem Meere liegt. Das Gestein der dortigen Gegend ist ein Feldstein-Porphyr, dem ähnlich, woraus das Gebirge von Pachuca, Real del monte und Chico besteht. Die Erzgänge streichen mit wenigen Ausnahmen zwischen St. $1\frac{1}{8}$ und St. $2\frac{2}{8}$ und fallen 75° — 80° theils in Osten, theils in Westen. Ihre Mächtigkeit wechselt von $\frac{1}{2}$ — 4 Varas. Die Gangmasse besteht auf einigen aus blaugrauem Thon, aufgelöstem Porphyr ähnlich, auf anderen aus Quarz und in oberer Teufe aus einem unreinen, ohrigen Brauneisenstein. Die einbrechenden Erze sind Schwefelkies, Arsenikkies, Bleyglanz, Blende, Kupferkies, Antimonglanz, Ged. = Silber, Rothgiltigerz, Sprödglanzerz. Der Schwefelkies ist vorherrschend und oft reich an Silber, in welchem Falle er eine weißgelbe Farbe besitzt. — Bis Drocutin führt der Weg nur sanft von der Hochebene der Cordillera herunter, dann steigt man eine bedeutende Strecke steil bergab. Im Heruntersteigen trifft man ganz andere Gebirgsarten als die früher wahrgenommenen. Bis in die Nähe des las Balsas = Flusses durchwandert man flaches Gebirge der älteren Sandsteinformation, Kalksteine enthaltend und von Porphyrn durchbrochen. Die Sandsteinformation zeigt sich fast in denselben Verhältnissen, unter welchen sie an vielen Orten Deutschlands ohne Steinkohlenflöze auftritt. Am las Balsas = Flusse wird der Sandstein von Trachyt-Porphyr bedeckt. Südlich von dem Rancho Sabalinach der Sierra madre hin und auf dem

ganzen Wege von da nach Sirandaro zeigt sich eine eigenthümliche, aus Syenit, Granit, Weißstein, Quarzfels, Diorit und Porphyr zusammengesetzte Gebirgsformation. Auf dem Wege von Huetamo nach den Ranchos Las Anonas ragt aus dem Syenit ein kleiner, kegelförmiger, ganz aus Magneteisenstein bestehender Berg, la piedra iman genannt, hervor. Obgleich Mexico mehrere solche ergiebige Eisenerzlagerrstätten besitzt, so hat es doch bisher den Bedarf an Eisen aus dem fernen Auslande bezogen. Mancherley Schwierigkeiten stellen sich dort dem Betriebe von Eisenwerken entgegen. Die unter dem Namen united mexican company bekannte englische Bergwerksgesellschaft hat in der Gegend von Durango bedeutende Summen auf die Anlage eines Eisenhüttenwerks gewandt, aber ohne günstigen Erfolg. Glücklicher ist die auf Veranlassung des königl. Preussischen General-Consuls Hr von Gerolt zusammengetretene Gesellschaft gewesen, welche am Fuße des Popocatepetl eine Thoneisenstein-Lagerstätte gemuthet, die nothwendigsten Hüttenwerke erbauet und bewiesen hat, daß es möglich ist, in Mexico, der hohen Löhne ungeachtet, ein eben so gutes Eisen wie das biscoische, zu billigeren Preisen darzustellen, als man solches aus Europa beziehen kann. Der Centner europäisches Stabeisen kostet in den Bergwerksdistricten gewöhnlich zwischen 15 und 20 Piaster. — Von dem Las Balsas-Flusse den westlichen Abhang der Cordillera emporsteigend, gewahrt man den Vulkan von Torullo erst dann, wenn man sich schon ganz in seiner Nähe befindet. Seitdem Hr v. Humboldt ihn besuchte, sind 24 Jahre verflossen und Manches hat sich seit der Zeit in

der Umgebung des Vulkans, bey gänzlicher Unterbrechung seiner Ausbrüche so sehr verändert, daß er nach der davon gegebenen Beschreibung kaum wieder zu erkennen ist. Die von Hn Burkart mitgetheilten Bemerkungen liefern daher einen sehr willkommenen Nachtrag zu der höchst interessanten Schilderung, die wir jenem großen Naturforscher verdanken. Nördlich von der Playa de Sorullo steigt man rasch der Hochebene der Cordillera zu, und schon wenige Stunden von diesem Rancho befindet man sich auf einer solchen Höhe, daß deren niedrige Temperatur dem Wuchse des Nadelholzes sehr günstig ist, während in der Ebene bey la Playa de Sorullo Indigo und Zuckerrohr trefflich gedeihen. Doch schon bald verläßt man diese Höhe wieder, um auf dem Wege nach Valladolid noch einige Zeit in den gemäßigten Landstrichen zu reisen. Erst in der Nähe von Páscuaro befindet man sich wieder in den kälteren Gebirgsgegenden und verläßt solche nun auch kaum einige Mahle auf dem Wege nach Tlalpujahuá.

Der achte Abschnitt ist der Hauptstadt Mexico gewidmet. Der neunte enthält die Beschreibung einer Reise nach den Bergwerksdistricten von Zimapan, Pechuga, San Jose del Oro, und von dort über die heißen Quellen von Pate, Queretaro und Zelaya noch Guanaruato, welche der Verf. im J. 1828 unternahm, nachdem er den Dienst der Bergwerksgesellschaft von Tlalpujahuá verlassen. Der Weg nach Zimapan führt durch das Thal von Mexico, dessen von dem Verf. durch Barometermessungen zu 7210 Fuß rheinl. bestimmte Meereshöhe um $40\frac{1}{2}$ Fuß von der Bestimmung des Hn v. Humboldt abweicht. Nach-

dem man das Thal verlassen, kommt man über sanfte Hügel der bereits erwähnten jüngeren Kalkformation. Zwischen Tsimiquilpan und Zimapan ist ein Gebirge zu übersteigen, welches eine Höhe von 8061 Fuß über dem Meere erreicht. An einer von dem Gebirgspasse durch ein tiefes Thal getrennten Höhe, feinkörniger Sandstein, der mit größeren Conglomeraten wechselt. Beym Hinuntersteigen in das Thal zeigt sich dichter Kalkstein — nach dem Vf. vermuthlich Bergkalk — mit schmalen Lagern von perlgrauem Kiefelschiefer, und Massen dioritischer Felsarten. Ref. erlaubt sich bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß eine erneuerte, genauere Untersuchung derjenigen mexicanischen Gesteine, welche Herr Burkart als Diorite bezeichnet, wünschenswerth seyn dürfte, um zu entscheiden, ob sie wirklich diesen Namen verdienen, oder ob sie nicht vielleicht zum Theil zu den häufig damit verwechselten Felsarten gehören, welche durch ein Fossil der Pyroxen-Substanz characterisirt werden. — Der Kalk wird an dem Hauptgebirgspasse bald durch Porphyry verdrängt, der sich in mehrerer Höhe unter geschichtetem Sandstein verbirgt, aber auf der Höhe wieder hervor tritt. — Das Bergstädtchen Zimapan liegt $20^{\circ} 44' 33''$ nördl. Br. und $0^{\circ} 16' 14''$ westl. Länge von Mexico, 5460 Fuß über dem Meere. Vor der Revolution war der Ort durch den Berg- und Hüttenbetrieb blühend, ist aber während derselben sehr gesunken. Als der Vf. dort war, hatte man zwar manche Gruben wieder aufgenommen, jedoch ohne sie schwunghaft zu betreiben. In der Nähe von Zimapan steht ein Kalksteinconglomerat an, welches theils auf Porphyry, theils auf dichtem Kalkstein ruhet. Verschieden davon

ist ein Conglomerat, welches auf dem Wege nach der Hacienda von Toliman sich zeigt, worin Geschiebe von Grauwacke, Hornstein, Kalkstein, Kieselschiefer und Porphyr durch ein rothes, thöniges Bindemittel verkittet werden, und welches der Verf. zum Rothliegenden zu zählen geneigt ist. Unter diesem rothen Conglomerate tritt bey Maconi das Uebergangsgebirge hervor, auf welchem im Thale von Toliman Porphyre und Feldspathgestein ruhen. Es befinden sich darin zahlreiche Gänge, auf welchen vormahls ein sehr ergiebiger Bergbau getrieben wurde. Das Uebergangsgebirge der dortigen Gegend besteht aus Grauwacke und Thonschiefer. Es kommen darin Porphyrgänge vor, bey denen sich das Merkwürdige zeigt, daß der Thonschiefer sich ihnen genau anlegt, d. h. in ihrer Nähe paralleles Streichen und Fallen mit ihnen annimmt. Am Berge von Villa seca mächtige Porphyr- und Feldsteinmassen, auf welchen in einer Höhe von 6129 Fuß trachytische Gebirgsarten ruhen. Zu unterst trachytisches Trümmergestein; darüber eine dem Perlstein sich hinneigende Felsart, worin der schöne Feueropal vorkommt. In der Gegend von Zimapan und San Jose del Oro ist eine Kalksteinformation verbreitet, welche Syenitmassen einschließt und reich an metallischen Lagerstätten ist: Magneteisenstein und Goldführende Granatfels-Lager; Brauneisenstein-Lager, auf denen silberhaltiger Schwefelkies und Bleyspath brechen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1837.

Stuttgart.

Beschluß der Anzeige: Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834.

Der zehnte Abschnitt enthält eine Beschreibung des Bergwerksdistrictes von Guanajuato. Nördlich von Queretaro erhebt sich aus der Hochebene von Mexico eine Gebirgskette, deren Hauptrichtung von SO. nach NW. geht, gewöhnlich mit dem Namen Sierra de Guanajuato bezeichnet, und die auf der einen Seite durch die Ebene von Burras, Temascatio und Salamanca, auf der anderen aber von der großen Ebene von San Felipe u. s. w. begrenzt wird. Die höchsten Punkte dieser Gebirgskette erheben sich bis über 9000 Fuß rheinl. über dem Meere. Mehrere Theile derselben zeichnen sich durch ihre Erzführung aus, zumahl der auf dem südwestlichen Abhange gelegene Bergwerksdistrict von Guanajuato. Hier bildet Thonschiefer mit einigen untergeordneten Glie-

bern die älteste Formation. - Es setzt darin der mächtige Gang (veta madre) auf, welcher durch seine außerordentlichen Schätze das Revier von Guanaxuato berühmt gemacht hat. Unmittelbar an die Thonschieferformation schließen sich gegen Westen Syenit und Diorit in großer Verbreitung, gegen Südwest ein rothes Conglomerat, welches wahrscheinlich die Stelle des Rothliegenden einnimmt. An letzteres reihen sich trachytische Trümmergesteine und räthselhafte Porphyre, welche den doppelten Character von Porphyren und Trümmergesteinen tragen. Syenit und Diorit sind offenbar jünger als der Thonschiefer, vermuthlich auch jünger als das rothe Conglomerat; und es scheint, daß der Syenit zwischen die Schichten des schon vorhandenen Diorits emporgedrungen ist. Die Metallproduction von Guanaxuato hat von 1766—1833, 71,981 Mark Gold und 28,531,232 Mark Silber betragen.

Der eilfte Abschnitt liefert die Beschreibung einer Reise von Guanaxuato nach den warmen Quellen von Aguas buenas und Comanjilla, Leon, den Gruben von Comanja, Lagos, los Sauces, dem Bade von Aguas calientes, den Gruben von Asientos de Barra und Zacatecas. Der Verf. gelangte über doleritische Gesteine bis zur Meierey von Aguasbuenas. Eine halbe Legua weiter erreicht man die warme Quelle von Aguasbuenas, am südlichen Fuße des Cerro Cusbilete. Der letzte Theil des Weges führt über ein eisenschwarzes Doleritgestein, sehr reich an Olivin, von tafelförmiger Absonderung. Es ist bedeckt von einem Trümmergestein, welches in einer etwas kalkigen Bindemasse Bruchstücke von Porphyr und von Quarzkrystallen enthält. Aus dieser Breccie tritt 6361 Fuß über dem Meere

eine ziemlich starke warme Quelle zu Tage, deren Temperatur 41° Cent. zeigte. Auf dem Wege nach Comanjilla Trachyt = Porphyre, bedeckt von plattenförmigen Doleriten. In der Nähe des Bades von Comanjilla, in 6220 Fuß rheinl. Meereshöhe, unmittelbar am Fuße der Gebirgskette von Guanaxuato, eine eigenthümliche Quarzbreccie. Nördlich von Leon Trachytporphyre. $1\frac{1}{2}$ Leguas südlich vor Comanja werden sie durch Quarzgestein — Hornstein von bläulich- und rauchgrauer Farbe — verdrängt. In der Nähe von Comanja ruhet dieser Hornstein auf Granit, der hier eine Meereshöhe von 7001 Fuß erreicht. Nordöstlich von Comanja wird der Granit von einem Gesteine bedeckt, welches dem Hornfels des Harzes ganz ähnlich ist, und wie dieser Schörl und Granaten enthält. In diesem Hornfels bauet die Grube Guarderen auf einem Silbererze führenden Gange, der h. 9 streicht und 45° — 50° gegen Südwest fällt, also einen vollkommenen Parallelismus mit der Beta madre von Guanaxuato darbietet. Die Thermalquellen von Aguas calientes entspringen aus Trachytporphyr. Die Temperatur der wärmsten fand der Verf. = 40° Cent. — In der Gegend von Asientos Bergkalk, der von Trachytporphyren überragt wird. Verschiedene Erzlagerstätten, namentlich auch Kupfererzgänge, befinden sich darin. Am Cerro Chiquihuitillo werden mächtige, in Diorit aufsetzende, Silbererze führende Gänge bebaut. Merkwürdig sind die Verhältnisse an dem Cerro de Altamira. Sein oberer Theil besteht aus rothen und grauen, blasigen Porphyren. Nach unten geht das Gestein durch Aufnahme von Bruchstücken dioritischer Gesteine in eine Breccie über; der Fuß besteht aus Berg-

kalk. In diesem sehen mehrere mächtige Kupfererzgänge auf, welche sich nach der Spitze des Cerro de Altamira hinauf ziehen, so daß es den Anschein hat, als wenn sie mit dem Trachyt des Gipfels im engsten Verbande ständen. Diese Meinung gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit durch die Beobachtung eines Ganges einer Trachybreccie an dem unteren Theile des Cerro de Altamira, der in den Bergkalk überseht, wo sein Ausgehendes durch die leichtere Verwitterbarkeit des Kalksteins, auf eine ziemlich große Strecke sichtbar ist und sich bis in die Nähe des Cerro Manzanillo verfolgen läßt. — Die Stadt Zacatecas, Hauptort des Staates, ist in einer engen Thalschlucht erbauet. Wie bedeutend und vortheilhaft der Bergbau in diesem Staate ist, beweist die Summe des in der Münze von Zacatecas seit ihrer Errichtung geprägten Silbers, welche von 1811 — 1833 7,758,128 Mark = 66,332,766 Piaſter betragen hat. Die bereits von Sonnenschmidt erwähnte Meteoreisenmasse, welche zu Zacatecas bewahrt wird, ist $4\frac{1}{2}$ Fuß rheinl. lang, 1 Fuß 9 Zoll breit und im Mittel 9 Zoll stark. Das specifische Gewicht fand Hr Burkart = 7,5.

Im zweyten Bande enthält der erste Abschnitt die Beschreibung des Bergwerksdistrictes von Zacatecas. Da sich der Vf. sechs Jahre lang in dieser Gegend aufhielt, so sind seine Mittheilungen darüber besonders ausführlich und daher auch von vorzüglicher Wichtigkeit. Die geognostische Lage der Kathedrale von Zacatecas bestimmte er aus seinen Beobachtungen auf Beta grande zu $22^{\circ} 47' 19''$ nördl. Br. und $3^{\circ} 22' 11''$ westl. Länge von Mexico. Durch eine doppelte Messung von Zacatecas nach San Blas, einem Hafen an der Südsee und

von dort nach Zacatecas, fand er die Höhe dieses Ortes 7746 Fuß rheinl. über dem Meere. Eine von dem Verf. entworfene petrographische Karte des dortigen Gebirges, welche sich auf eine von ihm unternommene trigonometrische Aufnahme gründet, erhöht den Werth des darüber Mitgetheilten. Der höchste Punct des Gebirges auf der Mesa del Cerillo beträgt 8678 Fuß über dem Meere. Die Hauptgebirgsformationen sind Thonschiefer, Diorit, der zugleich mit Euphotid (Sabbro), Thonschiefer, Grauwacke, Kiesel-schiefer und Kalkstein erscheint, Feldstein, älterer rother Sandstein, Trachytgesteine und jüngerer Kalkstein. Die Gesteine der drey ersten Formationen nehmen den größten Theil des Gebirges von Zacatecas ein. Der auf das ältere Gebirge gelagerte rothe Sandstein wird von der Trachytformation bedeckt. Der Bergwerksdistrict von Zacatecas hat einen außerordentlichen Reichthum von Gängen, welche hauptsächlich im Thonschiefer und Dolerit aufsetzen. Die letztere Gebirgsart ist weit reicher an Gängen als die erstere, indem die Erzführung des Thonschiefers sich auf Goldgänge zu beschränken scheint. Das Streichen der Gänge schwankt zwischen der 6ten und 9ten Stunde, mit einem bald gegen Norden, bald gegen Süden gerichteten Fallen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehört das mächtige, hoch über das Nebengestein empor ragende Ausgehende derselben. Die Ausfüllungsmasse des Ganges Beta grande, so wie der meisten übrigen Gänge von Zacatecas, besteht aus Quarz, Hornstein, Braunspath, selten Kalkspath, noch seltener Schwespath; in welcher Gangmasse Gediegen-Silber, Hornsilber, Sprödglanzerz, Silberglanz, Rothgiltigerz, Bleiglanz, Zinkblende, Antimonglanz, Schwefel- und Kupferkies brechen,

Der Gang von Beta grande wurde bald nach der Eroberung Mexicos bebaut und hat sehr bedeutende Summen geliefert, welche sich bis zum Jahre 1738 auf 2 — 3 Millionen Piaſter jährlich belaufen haben ſollen. Im genannten Jahre trat wegen eines Rechtsſtreites eine Unterbrechung des Betriebes ein. Nach mehreren Jahren wurden die Gruben durch eine Gewerkſchaft wieder aufgenommen, von welcher ſie im J. 1826 an die englische Bergwerksgesellſchaft von Bolaños abgetreten wurden, von welcher noch jetzt der Betrieb geführt wird. Vor der Abtretung jener Gruben lieferten ſie noch an 65 — 66,000 Mark Silber jährlich, ohne jedoch bedeutende Ausbeute zu geben. Während der erſten 8 Jahre des Betriebes durch die Bolaños-Compagnie betrug der reine Gewinn 4,456,840 Piaſter, und im J. 1834 haben die Gruben von Beta grande eine Ausbeute von 858,687 Piaſter gegeben.

Im zweyten Abſchnitte berichtet der Vf. über den Bergwerksdiſtrict von Fresno, die warme Quelle von Santa Cruz, das Bad Valle de Valparaiso, die Bergkette von Xeres, die Holzzinnſeifen daſelbſt, und das alt-mexicanische Gebäude los Edeficios. Die Stadt Fresno iſt 14 Leguas von Zacatecas entfernt und liegt in einer Höhe von 7016 Fuß rheinl. Die Gruben waren ſchon lange vor der Revolution aufläſſig und ſind erſt 1831 durch den damaligen Gouverneur des Staates von Zacatecas, Don Francisco Garcia, wieder in Betrieb geſetzt. Sie befinden ſich in dem Cerro de Proaño, in welchem Grauwacke und Thonſchiefer unter jüngerem Kalkſtein hervor tritt. Die in jenen Gebirgsarten aufſehenden Gänge ſtreichen zwiſchen der 7ten und 8ten Stunde und haben ein verſchiedenes Fallen. Gangarten und

Erze sind fast ganz so, als auf den Gängen von Zacatecas. Zuweilen bricht indessen dort auch Gold auf Quarzgängen, welches man in letzterer Gegend nicht kennt. Man unterscheidet drey Erzarten: colorados, oder rothe Erze, welche in oberer Teufe brechen und aus einem mehr und weniger eisenschüssigen Quarz, oder quarzigen Brauneisenstein mit Ged. = Silber, Hornsilber, Silberglanz bestehen; negros, die durch ihr Ansehen und ein größeres Gewicht sich unterscheiden, in größerer Tiefe brechen, und hauptsächlich silberhaltigen Schwefelkies enthalten; azulagues, oder mit Schwefelkies, Silberglanz, Hornsilber, und Ged. = Silber imprägnirtes Nebengestein, welche Einsprengung sich bis auf eine Entfernung von $\frac{1}{2}$ bis 1 Vara vom Gange zeigt.

Der dritte Abschnitt enthält die Beschreibung einer Reise nach den Bergwerksorten von Ramos Charcas, Catorze und Mazapil. Real de Ramos liegt nach der Bestimmung des Verf. unter $22^{\circ} 50' 41''$ nördl. Br.; die Länge konnte nicht bestimmt werden, dürfte aber wohl $40'$ östlicher als Beta grande seyn. Die Höhe über dem Meere berechnete der Verf. zu 6903 Fuß rheinl. Das ältere Gebirge der Gegend besteht aus abwechselnden Massen von schieferigen Hornblendegesteinen, dichtem Feldspath-Gestein, Thonschiefer und Syenit. Es setzt darin ein silberreicher Gang auf, welchem das Bergstädtchen Ramos sein Daseyn verdankt. Sehr merkwürdig ist das Vorkommen von Lava, welche der Verf. in einem Umkreiße von beynah 2 $\frac{1}{2}$ Leguas Durchmesser um Ramos verbreitet fand. Sie zeigt sich theils unmittelbar unter der sehr dünnen Dammerde, theils unter einem jüngeren Kalkstein, der in Risse und Spalten der Lava eingedrungen erscheint und daher offenbar

später abgesetzt worden, als die Lava sich ergoß. Diese bildet außerdem die Höhen von Cantera und Zamora und mehrere kleinere Kuppen. Von jenen Höhen scheint sie sich nach der Ebene hin ergossen zu haben. Keine Oeffnung, kein Crater ist wahrzunehmen. Vermuthlich erfolgte die Emporhebung der Lava aus einer Spalte, deren Richtung durch die Berge Zamora und Cantera in h. $12\frac{1}{2}$ geht, und wahrscheinlich ist sie in zwey kurz auf einander gefolgten Zeitabschnitten hervor gebrochen. Nur mit den Wüsten Africas kann die Ebene verglichen werden, welche man von Ramos nach dem Real los Alamos de Tatorze durchwandert. Eine weißlichgraue Kalkerde entzieht dem Auge jedes andere anstehende Gestein, und trägt nicht wenig dazu bey, die Hitze zu erhöhen und selbst fühlbarer als in Tierra caliente zu machen, obgleich die Ebene bey dem Rancho San Isidro noch 5662 Fuß über dem Meerespiegel liegt. In Charcas, einer kleinen niedlichen Stadt, sah der Vf. die schon von Sonnenschmidt erwähnte Meteoreisenmasse als Radabweiser an einer Ecke der dortigen Kirche aufgestellt. Diese Masse dürfte wohl einen Inhalt von $1\frac{1}{2}$ Cubikfuß haben und wenigstens 8 bis 9 Centner wiegen. Das Gebirge von Tatorze wird eben so wie jenes von Zacatecas an allen Seiten von einer Ebene umgeben. Obgleich der dortige Bergbau erst 65 Jahre im Betriebe ist, so sind doch die Berge schon eben so wie die von Zacatecas von allem Holze entblößt. Der Cerro de los Angeles erhebt sich in der kaum 12 Leguas langen Bergkette 1527 Fuß über los Alamos, oder 10,065 Fuß über dem Meere. Die Gebirgsmasse besteht aus Lagern von Grauwacke, Grauwackenschiefer, Thonschiefer und Quarzcon-

glomerat. Diesem Schiefergebirge ist Kalkstein gleichförmig aufgelagert, der anfangs mit Sandsteinlagern wechselt. Es kommen Versteinerungen darin vor, die sich indessen nicht mit Sicherheit haben bestimmen lassen, um entscheiden zu können, ob der dortige Kalk etwa dem Bergkalk analog ist, welches übrigens der Verf. für wahrscheinlich hält. In diesem Kalkstein setzen die Gänge von Tatorze auf, welche durch ihren außerordentlichen Reichthum diesem Orte den dritten Rang unter den Bergwerkstätten Mexicos hinsichtlich der Silberproduction verschafft haben. Drey Leguas von San Eustaquio eine in Felsen hervor ragende, mehr als 150 Varas lange und an 15 — 20 Varas mächtige Rotheisensteinmasse zwischen Bergkalk und Granit. In einiger Entfernung davon sieht man den Kalkstein in unmittelbarer Berührung mit dem Granit. Mit dunklem dichtem Kalkstein wechseln hier graulichweiße körnige Kalksteine und feinkörniger Granatfels. Das zunächst unter dem Kalk befindliche Gestein besteht aus einem innigen Gemenge von Quarz und Feldspath, mit porphyrförmig ausgefondertem Feldspath; und erst tiefer zeigt sich eigentlicher Granit.

Der vierte Abschnitt enthält Bemerkungen über das Vorkommen des Granits an dem Peñon blanco und den Bergen von Santiago unfern Zacatecas. Aus der großen Ebene, welche das Gebirge von Zacatecas umgibt, erheben sich mehrere isolierte, kleinere Gebirgsmassen, unter welchen sich diejenige auszeichnet, welche den kahlen, felsigen Peñon blanco trägt. Die Ebene rings um Salinas, an 6459 Fuß rheinl. über die Meeresfläche sich erhebend, besteht aus jüngerem Kalkstein. Weiter nach dem Peñon blanco tritt Grauwacke, dann

dichter, Lager und Nieren von Kiefelschiefer enthaltender Kalkstein hervor, der unmittelbar auf dem Granit ruhet und dessen Lagen sich nach dem Abfalle des Granits zu richten scheinen. Dieser erhebt sich plötzlich mit senkrechten Felsen und erreicht eine Höhe von 2158 Fuß über der benachbarten Ebene. Er ist porphyrtig und in $\frac{1}{2}$ bis 2 Varas mächtige Bänke abge sondert, welche der Längenausdehnung der ganzen Masse parallel h. 8 streichen und 70° — 75° gegen Nordwest einschließen. Auf der Grenze von Granit und Kalkstein setzt in ersterem ein Gang auf, welcher Flußspath führt; eine seltene Erscheinung in Mexico. In dem Granite von Santiago sind verschiedene Erzlagerstätten, auf welchen Kupfer-, Silber- und Bleyerze brechen.

Im fünften Abschnitte beschreibt der Vf. eine Reise von San Blas an der Südsee über Tepic, Bolaños, Zacatecas, San Luis Potosi, Guadalcázar und Tula nach Tampico de Tamaulipas an der Küste des mexicanischen Meerbusens. Von Zacatecas aus besuchte der Vf. im J. 1829 San Blas, und im J. 1834 machte er die Reise von Zacatecas nach Tampico, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, einen vollständigen Durchschnitt der Cordillera von Mexico zu entwerfen, den die 11. Tafel enthält. Aus dem reichen Inhalte dieses Abschnittes, der zur Erläuterung des Profiles dient, können wir hier nur Einiges ausheben. Die Höhen, welche das Thal von Bolaños einschließen, bestehen aus Trachytgesteinen. Nur in der Sohle des Thales, oder in geringer Höhe über derselben, zeigen sich Dolerit und Mandelstein, worin der Gang aufsetzt, welcher dem jetzt wieder aufgenommenen, sehr ergiebigen Bergbau von Bolaños im vorigen Jahrhundert sein er-

steß Daseyn gab. Er ist auf eine Strecke von mehr als 4000 Varas bekannt. Seine Mächtigkeit wechselt von $\frac{1}{2}$ bis 5 Varas. Seine Ausfüllung, die der Verf. nur unvollständig kennen lernte, scheint aus Quarz, Flußspath und etwas Kalkspath zu bestehen und hinsichtlich der Erze mit den Gängen von Ramos Aehnlichkeit zu haben. Als eine besondere Merkwürdigkeit verdient das Vorkommen von Mennige und Blenglätte eine Erwähnung, welches nach dem Verf. von der Art ist, daß alle Zweifel über das Daseyn dieser Substanzen im Mineralreiche dadurch entfernt werden. Der früher sehr bedeutende Silberbergbau von San Luis ist schon seit fast 45 Jahren zum Erliegen gekommen. Der Verf. unternahm eine Excursion nach dem benachbarten, von wenigen Europäern besuchten Bergwerksort Guadalcazar, der unter $22^{\circ} 31' 25''$ nördl. Br. und $1^{\circ} 34'$ westl. L. von Mexico, und 4984 Fuß rheinl. über dem Meere liegt. Das Thal von Guadalcazar ist in grauem, dichtem Bergkalk ausgewaschen. Im Gebirge zeigt sich Granit, der in hohen, schroffen Felsen aus dem Kalle hervor tritt. In diesem Granite kommen lagerähnliche Massen von graulichweißem, körnigem Kalkstein vor; auch setzen merkwürdige Erzgänge darin auf, deren Hauptausfüllungsmasse Flußspath und aufgelöster Feldspath (Xavoncillo) ist; welche Ged. Silber, Hornerz und Silberglanz führen. Auf dem Gange von Minas viejas kommt auch ein Trumm von Zinnober und ein anderes von Gyps mit vielem Schwefel vor. Der Verf. glaubt, daß Mexico hier einen Theil seines Bedarfs an Quecksilber gewinnen könnte, wenn man diesem Bergbaue die gebührige Aufmerksamkeit schenken wollte. Das Nebengestein jenes Ganges ist mit Schwe-

felkieß und Blenglanz geschwängert, und hie und da auch von schmalen Gangtrümmerchen von Silberglanz durchsetzt.

Der sechste Abschnitt handelt vom Bergbaue in Mexico. Die Bergwerksgesetze für Neuspanien von 1783 sind so weit in Kraft geblieben, als solches mit der Constitution der vereinigten Staaten von Mexico vereinbar war, und es haben dieselben nur einzelne Abänderungen in solchen Bestimmungen erlitten, welche mit den gleichen Rechten aller geborenen Mexicaner nicht im Einklange standen. Eine Folge dieser Veränderungen ist die Bildung der fremden Bergwerksgesellschaften in Mexico gewesen. Die älteren Bergwerksgesetze gestatteten nur den Spaniern die Erwerbung von Muthungen und Belehnungen auf Gruben und sonstige Bergwerksgegenstände. Nach dem Unabhängigkeitskriege waren indessen so viele Capitalien aus dem Lande gegangen, die Mehrzahl der Gruben war in solchem Verfall, daß man glaubte, die eigenen Mittel würden nicht mehr hinreichen, sie wieder aufzunehmen und in schwunghaften Betrieb zu setzen. Es wurde daher nachgegeben, daß Fremde einen beliebigen Antheil an den von Mexicanern in Belehnung erhaltenen Gruben erlangen können, wenn sie die Betriebsgelder zur Wiederaufnahme und den Fortbetrieb der Gruben herschießen. Hiernach bildeten sich vorzüglich in England mehrere Actien-Gesellschaften, welche sich verbindlich machten, bestimmte Capitalien zusammen zu schießen, und solche auf den Grubenbetrieb in Mexico zu verwenden. Sie schloßen Verträge mit den Grubenbesitzern, wodurch sich diese verbindlich machten, die Gruben für eine bestimmte Reihe von Jahren an die Gesellschaft (*Compañia aviadora*) gegen eine bestimmte, auf

ein Mahl zu zahlende Summe, oder gegen einen Fahrgehalt (alimentos) abzutreten, wogegen die Gesellschaft unter mehreren andern Verpflichtungen auch diejenige übernahm, halb- oder vierteljährig den Stubenbesitzern die Grubenrechnungen vorzulegen, und denselben, nach erstattetem Verlage, einen gewissen Antheil der Ausbeute ($\frac{1}{3}$ bis $\frac{2}{3}$) zu bezahlen. Durch die Uebernahme der Leitung des Betriebes haben die fremden Bergwerksgesellschaften günstig auf den Bergbau in Mexico eingewirkt. Deutsche und englische Bergleute haben einen regelmäßigen Betrieb eingeführt, als man früher kannte; die kostspielige und in ihrer Leistung sehr beschränkte Wasserhaltung durch Pferdegöpel und Lederne Säcke ist durch Dampfmaschinen, Rünste und Pumpen an vielen Punkten verdrängt worden; die Förderungsmethoden haben sich verbessert; Manches ist in der Amalgamation und im Hüttenwesen versucht, Manches verbessert worden. Nicht die Beschreibung des Bergbaues, wie er sich unter diesem Einflusse gestaltete, sondern die Darstellung desselben, wie der Verf. ihn in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Mexico und an denjenigen Orten fand, wo das Geld fremder Gesellschaften noch keinen Einfluß ausgeübt hatte, ist der Gegenstand dieses Abschnittes. Man erhält durch das darin Mitgetheilte kein erfreuliches Bild von dem früheren Zustande der Bergwerkstechnik in Mexico. In der Kunst Erze zu entwenden, ist der mexicanische Bergmann Meister. Was der Verf. über die Erzdieberey bey den mexicanischen Gruben berichtet, übersteigt alle Vorstellung.

Der siebente und letzte Abschnitt liefert ein Verzeichniß der Höhenbestimmungen nach Barometermessungen.

Man ersieht aus dieser Anzeige, welche reiche Fundgrube das Werk des Herrn Burkart hinsichtlich geographischer, geognostischer und bergmännischer Nachrichten über Mexico ist. Aber auch zur Kunde des Lebens und der Sitten der dortigen Einwohner enthält es eine Menge schätzbare Beiträge. Besonders zu rühmen ist die Unbefangenheit und Unparteilichkeit, welche in allen Darstellungen des Verfs herrschen. Wenn diese dadurch, daß sie frey von geologischen Hypothesen sind, von Manchen für zu trocken gehalten werden dürften, so wird sich der Verf. damit trösten können, daß ein anderer Theil der Leser diesen Mangel gerade für einen Vorzug hält, der dem Werke einen bleibenden Werth sichert. Dieser wird noch erhöht durch die reiche, auch der Verlags-handlung zur Ehre gereichende, Ausstattung mit Karten und Gebirgsprofilen.

L e i p z i g.

(Bey Reichenbach). Aug. Gotth. Bernhardi Opuscula, seu commentationes Grammaticae et Prolusiones varii argumenti, nunc primum uno volumine comprehensae, emendatae locupletae, MDCCCXXXVI. VI und 436 S. 8. Mit welchem Eifer jetzt in Deutschland das grammatische Studium der lateinischen Sprache getrieben wird, davon geben die in dem vorliegenden Bande gesammelten Abhandlungen des Verfs, Director des Gymnasiums in Weimar, einen sprechenden Beweis. Es sind XII Commentationes und VI Praelusiones in dem Zeitraume von 1820 — 1830 bey Gelegenheit von Schulfeyerlichkeiten geschrieben. Die ersteren beziehen sich sämmtlich auf specielle grammatische Punkte, und gehen daher tief in die feineren

Nüancen der Sprache ein, die eben so viel Scharfsinn als gelehrte Sprachkenntniß erfordern und beweisen. Wir müssen uns mit diesem allgemeinen Lobe begnügen, da schon die Angabe des Inhalts des Einzelnen es zeigen wird, daß es nicht der Zweck seyn kann, Auszüge aus denselben zu geben, sondern nur die Freunde dieses Studiums darauf aufmerksam zu machen, damit sie wissen, was sie hier zu suchen haben. Die Abhandlungen sind folgende: I. De natura et usu accusativi cum infinitivo apud Latinos. II. De formula nescio an vel haud scio an. III. De Latinorum indicativo et Germanorum coniunctivo in usu verborum debere melius vel aequius esse. IV. De vi et usu Coniunctivi apud Latinos. V. De Supino et Gerundio verborum apud Latinos. VI. De usu Participii in sermone Latino. VII. De constructione enunciationum in sermone Latino. VIII. De collocatione verborum et enunciatorum in sermone Latino. IX. De periodo conditionali Latinorum. X. De vi et natura coniunctionis ut. XI. De emendanda ratione qua pueri linguae latinae cognitione imbuuntur. XII. De cautionibus quibusdam in scholastica veterum scriptorum interpretatione adhibendis; von denen wir besonders die unter № XI. bemerkte practischen Schulmännern empfehlen.

Die sechs Prousiones sind folgenden Inhalts. XIII. De scribendis legibus scholasticis. XIV. Recognoscuntur ea quae Cicero in Laelio de amicitia disputavit. XV. De gymnasiorum frequentia caute minuenda. XVI. De philologiae et philosophiae studio ad religionis Christianae doctrinam necessario. XVII. XVIII. De M. T. Ciceronis som-

nio. Scipionis, Prolusio I. II. Die letzte mit Varianten aus drey Handschriften. Wir haben nur hinzu zu setzen, daß diese Aufsätze nicht bloß durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Correctheit der Sprache sich empfehlen.

Hn.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Kollmann. Practische Darstellung der Hautkrankheiten nach dem Systeme des D. Willan, enthaltend eine genaue Uebersicht der diagnostischen Symptome und der Behandlungsweise von Thomas Bateman, Nach der von Anthony Todd Thomson besorgten siebenten Auflage, übersetzt von Ludwig Calmann, heraus gegeben und mit Vorrede und Anmerkungen versehen von Ernst Blasius, Professor der Chirurgie in Halle. Mit einer illuminirten Kupfertafel. XIX u. 387 Seiten. 1835. 8.

Diese Uebersetzung eines anerkannt classischen Werkes hat durch die im Ganzen nicht vielen, aber werthvollen Zusätze des Herausgebers, der eine reiche Gelegenheit zur Beobachtung von Hautkrankheiten aller Art besitzt, sehr gewonnen. Die wohlgelungene Kupfertafel stellt die acht, zuerst von Willan aufgestellten Grundformen dar.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1837.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber die authentischen Ausgaben der Carolina. Nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen von D. Georg Wilh. Böhmcr. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1837. 4½ Bg. in 8.

Von dem Inhalte dieser kleinen Schrift ist bereits in diesen Blättern v. J. 1818 (N^o 95, S. 946 — 952) ausführliche Nachricht gegeben. Die darin aus allgemeinen geschichtlichen Gründen entwickelte Vermuthung, daß schon im Jahre 1532 eine Ausgabe dieses, in vielfacher Hinsicht merkwürdigen, Reichsgesetzes existiert habe, aber verloren gegangen sey, wird in gegenwärtiger zweyten Ausgabe durch einige neue Spuren ihres Daseyns und des von ihr gemachten Gebrauches bestätigt. Melchior Goldast verglich sie nebst einigen handschriftlichen Exemplaren in seiner Erklärung des 109 und 218 Art. der C C C und der berühmte Alterthumsforscher, Ch. St.

Schwarz, Professor zu Altdorf, besaß ein Exemplar derselben, das aber leider in dem 1751 in zwey Bänden gedruckten Cataloge seiner Bibliothek nicht mehr zum Vorschein kommt. Die Beweise dieser Bemerkungen werden in einigen neu hinzu gekommenen Hs. pflichtmäßig mitgetheilt. Es scheint demnach, wie S. 56. bemerkt wird, nichts weiter zu fehlen, als daß ein Freund der Wissenschaft diese verschiedene Ausgabe in seinen oder den ihm anvertrauten Sammlungen, wozu namentlich alte Kloster- oder Kirchen-Bibliotheken gehören dürften, aufsuche und, was das Wichtigste ist, auf irgend eine zweckmäßige Art für das Publicum benutze.

Böhmer.

B e r l i n .

Verlag von Veit und Comp., 1837: Repertorium der Physik. Enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neueren Fortschritte dieser Wissenschaft. Unter Mitwirkung der Herren Lejeune Dirichlet, Jacobi, Neumann, Rieß, Strehle, heraus gegeben von Heinrich Wilhelm Dove und Ludwig Moser. Erster Band. Allgemeine Physik, mathematische Physik, Galvanismus, Electromagnetismus, Magnetoelectricität, Thermomagnetismus. Mit zwey Kupfertafeln. X und 359 Seiten in 8.

Das neue Repertorium der Physik, zu dessen Herausgabe so viele ausgezeichnete Berliner und Königsberger durch Freundschaft und in wissenschaftlichen Bestrebungen eng verbundene Gelehrte mitwirken, verdient in jeder Beziehung große Anerkennung zu finden. Es wird dadurch einem Bedürfnisse abgeholfen, daß in jekiger Zeit immer allgemeiner gefühlt wird, nach vollständigen

und genauen numerischen Bestimmungen, wie sie durch die besten neuesten physicalischen Untersuchungen gewonnen worden sind, aus deren übersichtlichen Zusammenstellung am sichersten hervor geht, wie weit man auf ihre Genauigkeit bauen und worüber bessere Untersuchungen zu wünschen sind. Eben so wichtig und unentbehrlich ist eine übersichtliche und gründliche Darstellung der Resultate, welche aus mathematischen Betrachtungen physicalischer Probleme gewonnen worden sind und die Vergleichung derselben mit jenen Resultaten der Erfahrung.

Die Hervorhebung dieser beiden Zwecke bey der Bearbeitung so mannigfaltiger und zerstreuter Materialien ist schon von Hn Fechner bey Herausgabe seines Repertoriums der Experimentalphysik im Jahre 1832 sehr wohl ins Auge gefaßt worden, als dessen Fortsetzung dieses neue Repertorium zu betrachten ist; es ist aber zu erwarten, daß jener doppelte Zweck jetzt noch vollkommener erreicht werden wird, nachdem die Arbeit unter Mehrere vertheilt worden ist. Die Herren Lejeune Dirichlet, Jacobi und Neumann haben die Bearbeitung der Mechanik, der mathematischen Physik und der theoretischen Optik übernommen. Bey einer solchen Redaction für diese Fächer ist voraus zu sehen, daß dieses Repertorium keine bloßen Auszüge aus den neuesten Werken und Zeitschriften enthalten, sondern, wo es nöthig und wünschenswerth ist, neue und eigenthümliche Entwicklungen wichtiger Gegenstände geben werde. Zum Beweise dient in diesem ersten Bande die von Hn Lejeune Dirichlet mitgetheilte, eben so bündige wie elegante Darlegung einiger mathematischer Betrachtungen, welche den Berichten über die neuesten Forschungen in der mathematischen Physik zur Grundlage

bienen soll. Man vermißt noch in den meisten deutschen Zeitschriften und naturwissenschaftlichen Werken eine gründliche Darstellung der vielen und wichtigen Resultate, zu denen Fourier in seinen Untersuchungen über die Wärme und Andere durch Anwendung derselben Methoden auf verwandte Probleme gelangt sind. Diesem Mangel wird durch die Reihe hier beginnender Aufsätze abgeholfen werden. Von Hrn Jacobi wird ein ausführlicher Bericht über Hamiltons dynamische Untersuchungen für den zweyten Band versprochen.

Die Akustik, Electricität, der Galvanismus, die Magnetoelectricität und der Magnetismus werden von den Herren Strehlke, Rieß und Moser bearbeitet. Hr Dove, dessen zahlreiche Zusammenstellungen über allgemeine Physik (über Maße, Hypsometrie und Barometer, Dämpfe, Adhäsion und Capillarität, Reibung, Widerstand, Bewegungserscheinungen tropfbarer Flüssigkeit und Dichtigkeit) man mit vielem Vergnügen liest, wird die Berichterstattung in diesem Gebiete und für einzelne Theile der Wärmelehre und Optik und über die Meteorologie besorgen. Der Raum verstattet uns nicht, von der Behandlung der einzelnen Gegenstände weitere Rechenschaft zu geben, wir bemerken daher nur noch schließlich, daß ein sehr ausführlicher Abschnitt in dem uns vorliegenden ersten Bande der Darstellung der Faradayschen Entdeckungen gewidmet ist, welche Hr Prof. Moser mit seinen und seiner Freunde Beobachtungen bereichert mitgetheilt hat.

Wir schließen an die Anzeige dieses Repertoriums noch die zweyer anderer Schriften an, welche für die neuere physikalische Literatur von Wichtigkeit sind, deren eine in dem eben angezeigten neuen Repertorium, die andere schon in

dem Fechnerschen Repertorium im Auszuge mitgetheilt worden sind. Die letztere ist:

Mémoire sur l'application de l'Electro-Magnetisme au Mouvement des Machines. Par M. H. Jacobi, Docteur des sciences et Professeur à l'Université Impériale de Dorpat. Avec une Planche. Potsdam, 1835. Librairie de Ferdin. Riegel. VI u. 54 Seiten in Octav.

Diese interessante Schrift gibt nicht allein eine Idee, wie eine Maschine durch Electromagnetismus bewegt werden könne, wovon schon viele Belege vorhanden sind, sondern auch, wie mit geringen Kosten die Kraft der Maschine so erhöht werden könne, daß man an eine practische Anwendung denken dürfe. Das Wesentliche der Einrichtung in der Maschine des Hn Jacobi beruht darauf, daß zwey Electromagnete (große, Uförmige, mit einem galvanischen Leitungsdrahte umwundene Eisenmassen) so aufgestellt werden, daß, wenn der eine um sich selbst gedreht wird, seine Pole mit denen des anderen abwechselnd in Berührung gebracht werden. Diese Drehung kann nun nach der Richtung geschehen, daß anfangs die sich nähernden Pole sich anziehen und dadurch die Drehung beschleunigen. Diese beschleunigende Kraft wächst sehr schnell, bis die Pole sich berühren. In diesem Augenblicke wird der galvanische Strom des einen Electromagneten commutiert und dadurch bewirkt, daß dieselben Pole, die sich bisher anzogen, von nun an abstoßen. Man sieht leicht ein, wie dadurch die rotierende Bewegung immer mehr beschleunigt werden müsse. Uebrigens ist es vortheilhaft, wie es Herr Jacobi gethan hat, statt zweyer Electromagnete mehrere anzuwenden, deren Pole ab-

wechselnd alle in einem Kreise und in gleichen Abständen liegen.

Außer dem speciellen Zwecke, dem diese Schrift zunächst gewidmet ist, bietet sie auch einige interessante Bemerkungen für die Lehre vom Galvanismus dar:

1) die Einrichtung eines Commutators, welcher dem von Hn Noef angegebenen Bigrade sehr ähnlich ist, wobey nämlich kein Quecksilber gebraucht wird. Die Versuche des Hn Jacobi beweisen, daß diese Commutatoren viel bequemer zum Gebrauch und eben so sicher sind.

2) Die Versuche über die Tragkraft der Electromagnete bey zunehmender Stromstärke. Diese Versuche waren für den speciellen Zweck der Schrift besonders wichtig, und die Resultate laufen so regelmäßig, daß sie alle durch eine einfache Formel dargestellt werden können. Diese Regelmäßigkeit (die größte Abweichung beträgt 8 Procent) ist ein Beweis von sehr großer Sorgfalt in den Experimenten, da aus der Natur der Sache leicht hervor geht, daß durch Messungen über die Tragkraft der wirklichen oder der Electromagnete nie genaue Resultate gewonnen werden können, weil die Gesetze der Wechselwirkung zweyer Magnete in solcher Nachbarschaft zu compliciert und durch unwahrnehmbare Einflüsse zu großen Aenderungen unterworfen sind.

3) Erwähnen wir die Versuche, durch welche Hr Jacobi Faradays Bemerkung in Beziehung auf die Vortheile des amalgamirten Zinks bestätigt hat, um stärkere und dauerhaftere Ströme bey großer Ersparung von Metall zu erlangen.

Die andere Schrift, die wir bey dieser Gelegenheit nachträglich noch anzeigen wollen, ist:

Messbestimmungen über die galvanische Kette.
Von Gustav Theodor Fechner, Dr der Philoso-

phie und außerordentlichem Professor zu Leipzig (gegenwärtig ordentlicher Professor der Physik daselbst). Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig bey Brochhaus. 1831. XII u. 260 Seiten in Quart.

Da dieses größere Werk schon sehr unter den Physikern verbreitet ist, brauchen wir hier keinen Auszug mehr zu geben. Wir bemerken daher nur, daß diese Schrift sich durch die große Mannigfaltigkeit der ausgeführten Versuche und durch die verhältnißmäßig große Harmonie der Resultate auszeichnet, welche mit vieler Geschicklichkeit trotz der unvollkommenen Messungsapparate und der großen Veränderlichkeit des angewandten Hydrogalvanismus erreicht worden ist. Das wichtigste Resultat, was aus diesen Untersuchungen hervor gegangen ist und sich auch später bewährt hat, ist die Bestätigung der Ohmschen Gesetze für die Verbreitung der galvanischen Ströme. Es sind aber diese Untersuchungen in jeder Beziehung so wichtig für die Wissenschaft, daß sie wiederholt werden müssen, so bald Hoffnung da ist, mit neuen Mitteln zu schärferen Resultaten zu gelangen. In sofern kann die große Arbeit des Hn Fechner der Natur der Sache nach von der Wichtigkeit, die sie anfangs besaß, bald viel verlieren, indem schon jetzt eine solche weit vollkommnere Arbeit zu erwarten ist, nachdem von Faraday das Mittel constante Ströme darzustellen, und von Gauß das Mittel sie scharf und absolut zu messen gegeben worden ist.

S t. G a l l e n.

Bey Wartmann und Scheitlin, 1836: Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Originale übersezt von Dr Heinrich Kurz, Prof. an der Kantonschule zu St. Gallen.

Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang. — XXIV, 180 u. 44 S. in 8.

Wir empfehlen dieses Buch zur Beachtung solchen Lesern, welche nicht bloß Unterhaltung suchen, sondern auch die eigenthümlichen Seiten des sinesischen Haus- und Staatslebens kennen lernen wollen. Das 'Blumenblatt', eine in Sina sehr beliebte Erzählung in Versen, hat weniger als vollendete Dichtung Verdienste, denn als treue Schilderung des sinesischen Lebens unter der gegenwärtigen Mandschu = Dynastie vorher gegangenen Herrschaft der Ming 1367 — 1643, in welchem Zeitraume auch die Dichter desselben, zwey Gelehrte in Kanton, gelebt haben sollen. Die Dichtung bewegt sich zu schwerfällig und steif, und fehlt die echte Verknüpfung des Einzelnen zum Ganzen. Doch Werke aus den fernsten Theilen der Erde haben für uns noch eine ganz andere Anziehungskraft als Dichtungen aus unserer Mitte: sie enthüllen uns eine fremde Welt, und in dieser Hinsicht wird man mit nicht geringem Nutzen diese Dichtung lesen, welche den Leser so vielfach und so sprechend in sinesische Zustände versetzt, und die der Uebersetzer außerdem noch mit geschichtlichen Anmerkungen versehen hat. Daß dies Werk schon 1824 zu Macao von Peter Perring Thom's sinesisch und englisch heraus gegeben sey, bemerkt der neue deutsche Uebersetzer selbst in der Vorrede: wir ergänzen nun noch das Literarische mit der Bemerkung, daß die angehängte Novelle 'der weibliche und der männliche Bruder' sich auch in den von St. Julien zu Paris 1834 heraus gegebenen Uebersetzungen sinesischer Unterhaltungsstücke findet, vergl. diese Blätter Jahrg. 1834. S. 1037.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. S t ü c k.

Den 25. May 1837.

R i g a u n d D o r p a t.

Index corporis historico - diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae, oder: kurzer Auszug aus derjenigen Urkunden = Sammlung, welche für die Geschichte des alten Liv-, Esth- und Kurlands, mit Unterstützung S. Maj. des Hochsel. Kaisers Alexander I. von Rußland, und auf Verwilligung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, aus dem geheimen ehemaligen deutschen Ordensarchive zu Königsberg von den Ritterschaften Liv-, Esth- und Kurlands zusammen gebracht worden ist, und wie solche mit einigen Stücken aus inländischen Archiven vermehrt, bey einer edlen Ritterschaft des Herzogthums Livland aufbewahrt wird. Auf Veranstellung und Kosten der verbundenen Ritterschaften Liv-, Esth- und Kurlands heraus gegeben. Zweyter Theil vom Jahre 1450 — 1631, incl. mit einigen Anhängen. 1835. Fol. 413 S. (in Commission in Franzens Buchhandlung). Wir haben bereits bey Ankündigung des ersten Theils dieses ruhm-

vollen Unternehmens der Ritterschaften der drey deutschen Gouvernements (G. g. Anz. 1834. St. 152.), so wohl die Geschichte als die Einrichtung dieses, für die Geschichte jener Länder so wichtigen Werkes, welches zwar nicht die vollständigen Urkunden, aber die Auszüge daraus (Regesta) mit Angabe ihres Inhalts darlegt, unsern Lesern mitgetheilt. Der Herausgeber, Hr Doctor Napierſky, der Gehülfe des Hn Staatsrath von Rucke bey dem gelehrten Lexicon dieser Länder, ist in dieser Fortsetzung, welche das Werk beendigt, dem ursprünglichen Plane treu geblieben, indem er es durch die oben bemerkten Jahre in chronologischer Ordnung, mit genauer Angabe des Datums und des Orts der Aufbewahrung fortführt. Die Nummer läuft von 1816 — 3714 also 1908 Urkunden. Die zu diesem zweyten Theile gehörenden Anhänge geben das zweyte: Reihenfolge der Päbste von 1150 — 1500; der Hochmeister des deutschen Ordens, der Landesmeister in Preußen und Livland, der Erzbischöfe und Bischöfe in Liv-, Esth- und Kurland, mit Nachrichten von den in den Urkunden vorkommenden alten Siegeln, nebst einer synchronistischen Tabelle der livländischen Landesregenten während der Ordenszeit. Der dritte und vierte Zusätze und Berichtigungen. Der fünfte ein sehr vollständiges Register, durch welches Alles die Brauchbarkeit des Werkes so sehr erleichtert wird.

Indem wir zu der Vollendung desselben Glück wünschen, haben wir noch hinzu zu setzen, daß unsere Bibliothek das Prachteremplar dieses zweyten Bandes, so wie das des ersten der Liberalität des Herrn Staatsrath von Rucke verdankt, der durch diesen neuen Beweis seiner Liebe zu der Universität, auf der er einst seine Jugend-

bildung erhielt, uns zu neuer Dankbarkeit verpflichtet hat.

Sn.

P a r i s.

Mémoires du prince de la paix Don Manuel Godoy, traduits en français sous les yeux du prince, d'après le manuscrit espagnol, par J. G. D'Esménard, Colonel d'État-Major. Tome I. LXVII u. 375 Seiten. Tome II. 397 Seiten. 1836. in Octav. (Bey Advocat).

Wenn Don Manual Godoy die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederschrieb, so konnte es nicht schwer halten, Zweck und Richtung derselben im voraus zu bestimmen. Sie mußten nothwendig die Vertheidigung eines Lebens übernehmen, das bisher nur glühende Verfolger oder strenge Ankläger gefunden hat. Diese Vertheidigung würde durch einen ruhigen Gang der Erzählung, welche Schwächen und Leidenschaften und damit ein unseliges, folgenreiches Irren zugebt, dagegen den Vorwurf einer absichtlich argen Handlungsweise von sich weist, am sichersten erreicht worden seyn. Wir hätten einen durch den Zufall erhobenen Mann vor uns erblickt, der die plötzlich gewonnene Höhe durch Muth und Kraft zu behaupten sich nicht im Stande fühlte, und deshalb beide Eigenschaften durch Frauenkunst und Frauenkunst zu ersetzen bemüht war, der anfangs wider Willen in eine Stellung gezwängt wurde, die ihn zum Handeln nöthigte, bis der Reiz der Herrschaft ihn erfaßte, er die Gewalt begriff, welche zwey unwürdige Herrscher in seine Hand gelegt hatten, und sich ihrer nicht für Land und Volk, sondern nur für die Erhal-

tung bequemer Trägheit der Bekrönten und für die Befriedigung seiner Eitelkeit bediente. Auf diese Weise hätten wir einem Menschen, der willenlos auf eine großartige Bühne geschoben wurde, unser Mitleid schwerlich versagen können. Aber dies ist keineswegs der Weg, welchen der Vf. vorliegender Memoiren einzuschlagen für gut befunden hat. Ohne uns zum Theil über die wichtigsten Wendepuncte seines Lebens den erwünschten Aufschluß zu bieten, beschränkt er sich vielmehr auf eine mit Bitterkeit durchgeführte Widerlegung seiner vornehmsten Beschuldigungen. Es ist die Bertheidigung eines auf den Tod Angeklagten, welcher sich mit großer Vorsicht hütet, in seinen Erörterungen solche Punkte zu berühren, aus denen der Stoff zu einer neuen Beschuldigung genommen werden konnte. Ihm genügt, wie in einem articulierten Verhöre, die mehr oder minder gelungene Abwendung einzelner Vorwürfe.

Der erste Theil zerfällt in 32 Kapitel, von denen das erste mit einer Apologie Karls IV. beginnt, welche dem genannten Könige zu Fontainebleau in den Mund gelegt wird. Wie in dieser Rede, so hält es schwer, in den darauf geäußerten Befürchtungen Karls in Betreff der Zukunft seines Spaniens die Persönlichkeit dieses Regenten wieder zu erkennen. Denn 'Charles IV. depuis long-temps étoit intimément convaincu de la nécessité d'exécuter peu à peu des réformes essentielles que réclamoient les progrès du siècle.' Bey dieser Gelegenheit geht der Verf. auf sich über. Meine Feinde, sagt er, wurden eben damahls immer erbitterter gegen mich, während ich täglich neue Beweise de mon inaltérable loyauté et d'une entière abnégation de moi-même gab. Erst nach dem Tode

von Karl IV. und Ferdinand VII. glaubte Don Manuel über sich und seine Amtsführung reden zu dürfen.

Die Familie des 1767 zu Badajoz geborenen Verfs gehört zu dem Adel von Estremadura. Durch den hierüber bengebrachten Beweis werden die Erzählungen von Souy, Arnault und Foy widerlegt, welche in dem Friedensfürsten einen jeder Bildung ermangelnden Abenteuerer uns geschildert haben. Der Sohn des Joseph Godoy erhielt eine sorgfältige Erziehung. Frühzeitig zum Militair bestimmt, trat er zu Madrid in die Leibgarde. Eben damahls wurde die Lage Ludwigs XVI. stündlich critischer und Karl IV., welcher das Schwanken des französischen Thrones vornehmlich in dem raschen Wechsel der Minister begründet glaubte, suchte nach einem treuen Diener und Freunde, dem er sich mit dem vollsten Vertrauen hingeben könne. Vermöge meines Dienstes, fährt Don Manuel fort, konnte ich dem Königspace nicht unbemerkt bleiben, und so glaubte man endlich den homme de confiance in mir gefunden zu haben. Wahrlich, eine höchst naive Erzählung, zu deren gehöriger Ausschmückung einiger Apparat aus Tausend und einer Nacht billig nicht hätte fehlen dürfen! Kurz, in einer Zeit, in welcher Frankreichs König seiner Verurtheilung entgegen sah, übte der junge Leibgardist die beyspiellose Selbstopferung, dem Rufe ins Ministerium nachzukommen. Es war am 15. November 1792.

Nach diesen kurzen Andeutungen über die Haltung der vorliegenden Memoiren, genüge eine summarische Anzeige des Inhalts derselben. Als Karl IV. den Thron von Spanien bestieg, befanden sich die Finanzen dieses Landes in dem

traurigsten Zustande; das auf 36,000 Mann reducierte Heer ermangelte der nothwendigsten Bedürfnisse; die meisten liegenden Gründe befanden sich in der todten Hand, jedes öffentliche Leben schien erstorben. Mit stoischer Ruhe hatte der Graf von Aranda den gewaltigen Bewegungen zugesehen, welche Frankreich erschütterten und aus Besorgniß, durch Feindseligkeiten die traurige Lage Ludwigs XVI. zu vergrößern, mit der siegreichen Republik einen Neutralitätsvertrag abgeschlossen. Unmittelbar darnach erblicken wir Don Manuel an der Spitze der spanischen Regierung, der alsbald an Pitt den Vorschlag machte, zwischen Ludwig und seinem Volke die Vermittelung zu übernehmen. 'C'étoit mon début dans la carrière.' Dem spanischen Gesandten in Paris, Don Joseph Scariz, wurde ein unbeschränkter Credit eröffnet, um sich Freunde unter den geltenden Männern des Tages zu gewinnen. Aber 'loin de nous l'influence des rois!' rief Thuriot und Ludwig XVI. fiel. Im achten Kapitel fährt der Vf. fort, den Vorwurf von sich abzuwenden, als ob er für den Kampf mit der Republik gestimmt habe, den Spanien, gezwungen durch den Drang der Umstände, eingegangen sey. Eine gedehnte Unterredung, welche er mit Bourgoing, dem französischen Gesandten am Hofe zu Madrid, über diesen Gegenstand geführt, erörtert die Handlungsweise Karls IV. Die hierauf folgende Kriegserklärung der Republik stützte sich besonders auf die Härte, mit welcher der Graf von Florida Blanca die in Spanien domicilierten und reisenden Franzosen — ihre Zahl wird auf 17,667 angegeben — gezwungen hatte, de prêter serment de fidélité à la religion catholique et au roi d'Espagne, und

auf die frühere Weigerung Arandas, die neuen Machthaber von Frankreich anzuerkennen. In ganz Spanien sprach sich eine ungetheilte Begeisterung für die Führung des Kampfes mit den übermüthigen Nachbarn aus. Nachdem der Vf. im 12. Kapitel eine Widerlegung der von Muriel gegen ihn erhobenen Anklage (Anhang der Uebersetzung von William Coxe über den Zustand Spaniens unter dem Hause Bourbon von 1700 bis 1788) versucht hat, wendet er sich zu dem mit Frankreich beginnenden Kriege. Wie sich der Friedensfürst kurz zuvor über die Vorwürfe von Thiers ausgelassen hat, so fühlt er sich jetzt berufen, aus ähnlichen Gründen gegen de Pradt in die Schranken zu treten, welcher ihm die einzelnen unglücklichen Ereignisse des Krieges zur Last legt. Auch hier wird jede Schuld auf die Vorgänger im Ministerium gewälzt, durch welche die fähigsten Anführer aus dem Dienste entfernt worden seyen. Er sey, fährt Don Manuel Kapitel 15. fort, nicht Günstling, sondern Freund seines Königs gewesen. Das 16. Kap. gehört dem Feldzuge von 1793. Hieran reiht sich die Erzählung von der Vertheidigung Toulons. In dessen wurde in Spanien eine zahlreiche Partey laut, welche den Krieg beendet zu sehen wünschte. An ihrer Spitze stand Aranda. Der Staatsrath schwankte. Don Manuel wünschte, den günstigen Augenblick zu erwarten, um einen vortheilhaften Frieden einzugehen. Die Folge hiervon war, daß Aranda die Gnade seines Königs verlor. Das 22. und 23. Kapitel erzählen uns den Feldzug von 1794, anfangs von Glück begünstigt, dann durch empfindliche Niederlagen von Seiten des spanischen Heeres ausgezeichnet. Trotz der Einnahme von San Sebastian und

Tolosa konnten die republikanischen Regimenter jenseit der Pyrenäen keine erhebliche Fortschritte machen. Vergeblich stritt Moncey mit 70 Bataillons im Thale von Noncevalles; im Kampfe um Catalonien fiel Dugommier. Auch der Feldzug von 1795 (Kap. 25.) bewährte den Ruhm der spanischen Waffen. Als Preußen seine Friedensversuche mit Frankreich begann, sah sich Spanien von letzterem Lande eingeladen, an den zu Basel eröffneten Verhandlungen Theil zu nehmen. Hierzu erklärte sich der Staatsrath Karls IV. einstimmig bereit, und Friarte, bisher Gesandter in Polen, bekam den Auftrag, die Interessen seines Herrn auf dem Congresse wahrzunehmen. Am $\frac{22. \text{ Julius}}{1. \text{ August}}$ fand der Abschluß des Friedens statt. Den von Muriel und de Pradt erhobenen Anklagen, so spät in die Ansichten Arandas eingegangen zu seyn, begegnet der Vf. in den folgenden Kapiteln (27, 28 und 29) und wendet sich dann zu den Versuchen Englands, durch Drohungen, Versprechungen, Bitten und Intriguen Spanien zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten mit Frankreich zu bewegen. Die härtesten Beschuldigungen eines gehässigen Egoismus werden auf das Ministerium Georgs III. gehäuft. Der Ausbruch des Krieges mit England scheint unvermeidlich. Don Manuel hatte ihn voraus gesehen und stand schlagfertig da. Dessen ungeachtet bewog ihn die Wichtigkeit dieser Angelegenheiten, nicht eigenwillig zu handeln, um so mehr als l'Europe entière avoit fini par croire, que mon pouvoir en Espagne étoit celui d'un vice - roi ou d'un maire de palais, disposant de tout à sa fantaisie, sans aucune espèce de contrôle, maîtrisant à la fois la pensée et l'action du gouvernement.

Der Staatsrath erwog mit Bedacht die Stellung Spaniens; er glaubte von der Friedensliebe Frankreichs versichert zu seyn, glaubte, daß England den Kriegsschauplatz nach Spanien zu verlegen wünsche. Zwischen beiden streitenden Mächten theilnahmlos in der Mitte zu stehen, schien unmöglich zu seyn. Alle Berichte des spanischen Gesandten in London deuteten überdies auf die feindseligsten Gefinnungen Pitt's. So konnte es nicht fehlen, daß die Mitglieder des Staatsraths zugleich mit Don Manuel bereit waren (*le conseil tout entier adopta mes opinions avec joie, avec une sorte d'enthousiasme*), gegen England in die Schranken zu treten. Die Erörterung der Feindseligkeiten, welche England in dieser Zeit gegen Spanien, und namentlich gegen dessen Colonien bewiesen, wird im Anfange des zweyten Bandes fortgesetzt. Unter solchen Umständen trug der Minister kein Bedenken, mit der Republik einen Bund gegen den Staat einzugehen, welcher tyrannisch auf dem Meere gebot. Glaubte er doch darin nur eine neue Begründung des alten bourbon'schen Familienpacts zu erblicken (!). Der Rechtfertigung dieser den 18. August 1796 gegen England erfolgten Kriegserklärung und des Tractats von San Ildefonso, der wenige Wochen später bekannt gemacht wurde, gehören das 36. und 37. Kapitel. In seinen Erörterungen gegen Muriet, de Pradt, den General Foy und den Grafen von Florida Blanca kehrt der Verf. gern zu seinen Behauptungen zurück, wie er für Spaniens Ehre gerungen, wie er die Stunden der Nacht den Geschäften gewidmet, wie des Landes Wohl unter seiner Leitung erstarkt sey. *'Ce que je n'avois pu conquerir par la force des armes,*

une sage politique me le fit obtenir. Je traitai franchement, amicalement, avec les hommes qui étoient armés de la foudre révolutionnaire, et ma patrie fut épargnée.' Bald nach dem Abschlusse des Vertrages von San Ildefonso machte das Directorium den Vorschlag, mit vereinigten Flotten sich der Mündungen des Tajo und Duero und damit zugleich der dort in ungewöhnlicher Menge aufgestapelten englischen Kaufwaaren zu bemächtigen. Aber Don Manuel erklärte, daß sein König sich gegen alle continentalen Feinde Frankreichs Neutralität ausbedungen habe, und daß er durch einen Angriff auf die befreundete Regierung von Portugal die rasch gewonnene Zuneigung zur Republik verlieren werde. Hieran schließen sich (Kapitel 38.) Betrachtungen über den Krieg mit England, von welchem es heißt, daß er Spanien keine weitere Nachtheile gebracht habe, als den leicht zu verschmerzenden Verlust von Trinidad. Englands Unternehmungen gegen Caracas, die Philippinen, Portorico, Teneriffa und Cadix blieben ohne Erfolg. Nachdem der Verf. hierauf die Lage der Finanzen während der Dauer seines Ministeriums auseinander gesetzt hat, erzählt er, wie Karl IV. im Anfange des Jahres 1798 kein Mittel gescheut habe, um den Günstling von dem Entschlusse abwendig zu machen, sich seiner hohen Stellung zu begeben. Aber 'Je croyois avoir déjà payé mon tribut de patriotisme' sagt Don Manuel und schlägt in Francisco Saavedra und Gaspari Tovellanos zwey Nachfolger vor, welche sich des allgemeinen Zutrauens zu erfreuen hatten. Am 28. März 1798 begab sich der Minister seines Amtes und verließ den Hof. Alles Unglück fährt er fort (Kap. 45.), welches Spa-

nien von den Jahren 1797 — 1808 betroffen, ist auf Rechnung des Geistlichen Escóiquiz und des Ministers Cavallero zu setzen. Vom Könige beauftragt, für den Prinzen von Asturien einen Erzieher zu wählen, warf Don Manuel sein Auge auf den durch verschiedene, die Unterweisung der Jugend betreffende Schriften vortheilhaft ausgezeichneten Juan Escóiquiz. Der Mann besaß Geist und Geschmack, eine große Gelehrsamkeit, verbunden mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit. Sobald er zur Leitung der Studien des Prinzen berufen war, bemächtigte er sich des Willens seines Zöglings und arbeitete mit Nachdruck an dem Sturze dessen, welchem er seine Stelle verdankte. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, dem Thronerben den Zutritt zu dem Staatsrath zu verschaffen. Als der König in der Jugend des Sohnes ein Hinderniß erblickte, ihn an den ernstern Berathungen erfahrener Männer Theil nehmen zu lassen, wußte Escóiquiz seine getäuschte Eitelkeit schlau zu verbergen, während er in dem Herzen des Sohnes Bitterkeit gegen den Vater nährte. Vom Hofe gestoßen, blieb er doch in steter Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, dessen Ehrsucht und Argwohn er wach zu erhalten verstand. Zugleich mit Escóiquiz machinierte Cavallero gegen den Günstling. Ihm gelang es, die Stelle des von ihm verdrängten Jovellanos einzunehmen (1789); alle Freunde und Anhänger des Manuel wurden durch ihn vom Hofe verbannt, die Vortheile annulliert, die Entwicklung gehemmt, der sich Spanien in den sechs voran gehenden Jahren zu erfreuen gehabt hatte.

Den Beschluß des Werkes bilden, außer einer Uebersicht der Lage Spaniens unter dem

Ministerium Godoy in Bezug auf Ackerbau, Gewerbe und Literatur, einige Actenstücke, welche den Vertrag mit den vereinigten Staaten vom 4. Sept. 1796 und das am 7. Octb. 1796 gegen England erlassene Manifest enthalten.

Am Schlusse der Anzeige des vorliegenden Werkes, welchem durch klare, geordnete Fassung eine endlose Menge von Wiederholungen hätte erspart werden können, müssen wir nochmahls das Bedauern aussprechen, über das Privatleben des Verfs und über seine geheimen Verhältnisse zum Hofe, namentlich zur Königin, auf keine Weise Aufschluß gefunden zu haben. Eine Vertheidigung that, wie wir oben bemerkt haben, Noth. Daß diese Vertheidigung sich fast durchweg in eine reich geschmückte Selbstapologie verliert, muß Bedeutung und Werth derselben erheblich schwächen.

Hav.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. — Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten so wohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königr. Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen nach den Stammsylben etymologisch-alpha-betisch geordnet von J. Andreas Schmeller. Dritter Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. VIII u. 692 Seiten in Groß-Octav.

Wenn wir ein vortreffliches Werk seiner Voll-

endung sich nahen sehen, so haben wir volle Ursache, so wohl dem Manne, dem wir es verdanken, als der Wissenschaft, die dadurch gefördert wird, Glück zu wünschen: und nicht ein vortreffliches, sondern ein in seiner Art einziges Werk, ein Musterwerk ist, wie jeder gestehen muß, das Bayerische Wörterbuch des Herrn Bibliothecar Schmeller. Der erste Theil erschien im Jahre 1827 (s. Götting. gel. Anz. 1827. S. 180.), der zweyte im Jahre 1828 (s. Götting. gel. Anz. 1828. S. 1319.). Mit dem vierten Bande, die Buchstaben W. Z. — denn T und B sind schon dem ersten Bande eingeschaltet — und Nachträge enthaltend, wird das Werk vorläufig geschlossen werden. Das versprochene schlechthin = alphabetische Verzeichniß soll sogleich nach dem vierten Bande folgen und so eingerichtet werden, daß es zugleich als Auszug des größeren Werkes dienen kann.

Was nun den vorliegenden dritten Theil betrifft, so kann man leicht denken, daß dem Verf. während der Jahre 1828 bis 1836, bey seiner amtlichen Beschäftigung mit den Handschriften der Münchener Bibliothek, sich gar manche Vergleichen der älteren Sprache darbieten mußten. Daß solche Bemerkungen und Aufklärungen sogleich in diesem dritten Theile an Ort und Stelle niedergelegt wurden, bedarf gewiß keiner Entschuldigung, sondern vergrößert vielmehr den Dank, zu welchem gelehrte Sprachforscher sich bereits Hn Schmeller so sehr verpflichtet fühlten. Befremdlich ist es aber, daß ein Werk der Art nicht auch außerhalb des Kreises eigentlicher Sprachforscher allgemeiner verbreitet zu seyn scheint. Man sollte glauben, daß kein Gerichtshof, keine Amtstube im Königreiche Bayern es entbehren

könne, und daß es auch außerdem unter der gebildeten Classe der Einwohner des Landes eine bedeutende Anzahl Käufer finden müsse. Der Verf. weiß nicht nur zu belehren, sondern auch zu unterhalten. Auch was er über Wörter und Redensarten sagt, ist aus dem Leben aufgegriffen, und lebendig wiedergegeben. Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Süden von Europa ist er zu Hause, und seine Mittheilungen, sie mögen nun geschichtliche Ueberlieferung Sitten Gebräuche, oder Sprache betreffen, sind nicht aus Büchern zusammen getragen, sondern gehen aus dem hervor, was er selbst erlebt, was er mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hat.

Da wir in unseren früheren Anzeigen den wissenschaftlichen Werth des Werkes bereits hervor gehoben haben, und dieser längst allgemein anerkannt ist, so würde es überflüssig seyn, diesen Zeilen noch etwas weiteres beyzusetzen, als den herzlichen Wunsch, daß es dem Verf. vergönnt seyn möge, uns je eher je lieber mit der Vollendung seiner Arbeit zu beschenken.

B r e s l a u.

De Marsyis historiarum scriptoribus. Scripsit Fr. Ritschelius. 1836. in Quart.

Während alle übrigen Alten nur zwey Schriftsteller des Namens Marsyas über Makedonische Geschichten namhaft machen, von denen der eine durch den Zusatz *ὁ νεώτερος* von dem älteren geschieden wird, führt Suidas drey Männer des Namens als *ιστορικοὶ* auf. Der dritte, *Μαρσύας Μάρσου Ταβηνός* wird von dem Verf.

der oben angegebenen Schrift auf das glücklichste beseitigt, indem aus Steph. Byz. s. v. *Τάβαι* bewiesen ist, daß man die beiden Brüder *Κιβυρα* und *Μαρσυσ* für Gründer der Städte *Κιβυρα* und *Ταβαι* hielt. Aus einer gelegentlichen Randnotiz, oder aus uncritischer Compilation ist also dieser angebliche Stadtgründer zu der Ehre eines Historikers gekommen.

Gener ältere *Μαρσυσ*, *Αντιγονος* Bruder, war gebürtig aus *Πελλα*, wurde mit *Alexander dem Großen* erzogen und schrieb nach vollbrachten Kriegsdiensten (*Diod. Sic. XX, 56.*) zehn Bücher *Makedonischer* Geschichte vom *Makedon, Zeus* und *Αιθριας* Sohn, und dessen Söhnen *Πιερος* und *Αμαθος* herab bis auf *Ol. CXII, 2.* Besonders war die Geschichte *Philipps* ausführlich behandelt. Die *Attika* und ein Werk über *Alexanders* Erziehung sind spurlos untergegangen.

Μαρσυσ der Jüngere von *Philippi*, lebte zu einer Zeit, wo die echte Geschichtschreibung zur gelehrten Sammlung alter Geschichte und Sagen geworden war. Obgleich er das Werk seines gleichnamigen Vorgängers fortsetzend vom sechsten Jahre der Herrschaft *Alexanders* anhub und mit dem nach *Alexandrias* Gründung unternommenen Heereszuge nach *Phönikien* schloß, muß er doch einen Abriß der früheren Begebenheiten gegeben haben, da er nach *Scholl. Eurip. Hippol. 666.* vom *Gordischen Knoten* sprach. Sechs Bücher sind nachweislich vorhanden gewesen. In welchem Verhältnisse das Werk: *Τὰ περὶ Ἀλέξανδρον*, dessen fünftes Buch citirt wird, zu jenem Werke gestanden, ist wie manche andere Frage bey so lückenhaften Nachrichten nicht zu beantworten.

Es ist Hn Ritschl's Verdienst, durch eine sehr sorgfältige Zusammenstellung und scharfsinnige Behandlung der Nachrichten über beide Historiker ein Urtheil leicht gemacht zu haben. Ferner war, so weit wir sehen, durch Stellung und Lebenszeit im Stande, über Philippos besonders gründliche Kunde zu geben: Dieser, den wir genauer kennen, war als Antiquar vornehmlich aufmerksam auf archäologische Notizen, Culte, Heiligthümer, s. besonders Scholl. Vatic. Rhes. 346. Wir denken uns die Makedonika des jüngeren Marsyas wie das Werk des Pausanias angelegt: nur daß dieser die archäologischen und antiquarischen Nachrichten vorwalten läßt, historische Sachen dagegen einfließt, während beym Marsyas das historische Element Hauptsache seyn sollte. Dazu stimmt recht wohl, daß er auch *Μυθικά* und eine *Ἀρχαιολογία* geschrieben haben soll. Auch war er nach *Athea. XI, p. 467, 6.* Priester des Herakles.

Herr Ritschl rechnet es S. 8. Immanuel Bekker hoch an, daß er folgende Glosse der Pariser Handschrift im Harpokration nicht erwähnt hat: *Κορσίλος, ὄνομα κύριον· ὃν Ἀθηναῖοι κατέλευσαν διότι ὑπακούειν Πέρσαις προὔτρεπετο.* Ref. weiß es dem großen, jetzt leider oft nicht mit der verdienten Pietät behandelten, Critiker Dank, daß er dieser Glosse und ähnlicher Spreu einen Platz in seiner höchst schätzenswerthen Ausgabe des Harpokration versagt hat. Denn es springt in die Augen, daß in jenem Excerpte verschrieben ist: *Κυρσίλος*, welcher bekannte Mensch am gehörigen Orte auch im Bekkerschen Harpokration zu finden ist.

Schneidewin.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1837.

G ö t t i n g e n.

Unsere öffentliche Bibliothek verdankt der Gnade Sr Maj. des Königs wiederum das Geschenk eines Prachtwerkes, welches in diesem Jahre so eben in London erschienen ist, und die Abbildungen der Reichs-Siegel der Könige von England enthält:

The great Seals of England, from the time of Edward the Confessor to the Reign of His Majesty William the fourth; illustrated by thirty eight plates, containing exact Fac-Similes of the seals in their present condition, engraved by the process of Achilles Collas: with historical and descriptive notices. London MDCCCXXXVII. fol.

Es gab bisher keine vollständige und zuverlässige Sammlung der großen Siegel, deren sich die Könige von England bedienten, wie sie jetzt vor uns liegt. Nur die Siegel sind darin aufgenommen, deren Echtheit unzweifelhaft ist, deshalb beginnt sie mit Eduard dem Bekenner, da

die früheren ungewiß sind. Die Sammlung erhält dadurch also ihren historischen Werth. Aber auch der Kunstwerth ist nicht weniger groß. Die Abbildungen sind nicht nur mit der größten Treue, und jedes Siegel in der Größe des Originals gegeben, sondern es ist durch den Kupferstecher auch dabey die neue Erfindung angewandt, durch welche bey Münzen und Siegeln die Erhebungen als solche dargestellt werden, so daß man auf den ersten Anblick das Original selber vor sich zu haben glaubt. Die vorgesezten introductory Remarks geben die für den Gebrauch nöthigen Notizen, und daß das ganze Ueßere, auch der Einband, königlich ist, wird nicht erst unserer Versicherung bedürfen.

Hn.

S e i d e l b e r g.

Sumtibus J. C. H. Mohr: J. Gobleri Interpretationem constitutionis criminalis Carolinae ex unica, quae exstat Edit. Basil. MDXLIII et G. Remi Nemesin Carolinam ex altera edit. Herborn. Nassou. MDC de-nuo vulgavit Notasque adiecit Jul. Fridr. Henr. Abegg Philos. et vtriusque Juris Dr. huiusque in vniuersitate literarum Vratislauensi Prof. public. ordin. 1837. XVI et 239 pp. in forma 8.

Schon der Titel dieser Schrift bezeichnet ein Werk, wodurch der berühmte Verf. sich um die Criminalrechtswissenschaft neue Verdienste erworben hat. Gobler's lateinische Uebersetzung der unter dem Namen *Karolina* bekannten, nicht bloß in criminalistischer, sondern auch in weltgeschichtlicher Hinsicht einzig merkwürdigen peinlichen Gerichts-Ordnung Kaiser Karl's V., wurde zwar von den Freunden der Wissenschaft als

ein Hülfsmittel der Auslegung anerkannt, war aber im Gebiete der Literatur fast so gut wie verschwunden. Selbst in der großen Bibliothek der Stadt, in welcher sie gedruckt worden war, wurde sie vergebens gesucht, als es zuletzt Johann Christoph Koch's, in ihrer Art vielleicht einzigen auch durch diese Blätter (1765 № 133) beurfundeten, 10jährigen Bemühungen glückte, ein Exemplar derselben auf der Tübingischen Universitäts-Bibliothek aufzuspüren, welches ihm mit der achtungswerthesten Bereitwilligkeit zum Gebrauch mitgetheilt wurde, bis es ihm gelang, in Marburg, bey einer Versteigerung lange eingeschlossen gewesener Bücher, ein Exemplar als Eigenthum zu erhalten. Nach und nach kamen einige mehr oder minder vollständige Exemplare zum Vorschein und zuletzt hatte der Vf. die Freude, in einer Kirchenbibliothek der Stadt Breslau ein Exemplar aufzufinden. Dieses verglich er sorgfältig mit einer nach dem Tübingischen verfertigten Abschrift, durch deren, mit unverkennbarer Genauigkeit vollzogenen, Abdruck er in der vorliegenden Schrift einem oft und tief gefühlten Bedürfniß des gelehrten Auslegers abhilft.

Ihr zur Seite steht ein Abdruck der zwar weniger seltenen, aber längst aus den Buchhandel verschwundenen Paraphrase von Remus, nach der zweyten und besten Ausgabe v. J. 1600, eine Zusammenstellung die selbst dem Besitzer einer von den 5 vorhandenen Ausgaben, zum Behuf seiner Untersuchungen, nicht anders als in einem hohen Grade erwünscht seyn kann.

Sowohl die der Goblerschen Uebersetzung beygefügte Auctarien, welche schon Koch 'fades Geschwäg' nannte, als auch die der kaum genannten Paraphrase angehängten Rändglossen sind als unbedeutend und ungeeignet für unser Zeitalter weggeblieben. Da sie größtentheils nichts

weiter als ein buntes Gemisch von Citaten aus den Römischen Rechtsbüchern und aus classischen Schriftstellern enthalten, so dürfte in der That wenig oder gar nichts an denselben verlohren seyn. Auch der Druck hat durch diese Weglassung augenscheinlich gewonnen und wir glauben nicht zu irren, wenn wir voraussetzen, daß der größte Theil der Leser bey einer ihm frey gestellten Wahl, auch ohne Rücksicht auf größere Kostspieligkeit, einen nicht glossierten Abdruck, wie den vorliegenden, einem glossierten, um so unbedenklicher vorziehen würde, als es ja, nach dem bisherigen, denjenigen welcher eigne Untersuchungen über diese Anmerkungen anstellen wollte (ein Fall der gewiß nur selten eintreten dürfte) nicht unmöglich seyn würde, von den wenigen neuerdings aufgefundenen Exemplaren des Gobler sich eins zur Einsicht zu verschaffen und den Remus in irgend einer Bücherauction als Eigenthum zu erhalten.

Die von dem neuen Herausgeber beygefügtten Anmerkungen enthalten größtentheils Hinweisungen auf einige spätern Uebersetzungen, so wie auf Walchs lehrreiches Glossarium und empfehlen sich durch zweckmäßige Kürze.

Böhmer.

Auch eine uns zugekommene zweyte Anzeige des Werks theilen wir der Vollständigkeit wegen mit.

Bekanntlich machte der verstorbene Spangenberg in Celle (vom Vf. irrig 'J.' mit Vornamen bezeichnet, S. V. der Vorrede, — er hieß Ernst —) durch seinen Beytrag zur Geschichte der criminalistischen Litteratur im siebenten Bande des neuen Archivs des Criminalrechts, im Jahre 1825, auf Justinus Gobler und seine Uebersetzung der Carolina zuerst wieder aufmerk-

sam, indem er zugleich die Seltenheit des Buchs aus Koch's Vorrede zu seiner Ausgabe dieses Gesetzes und aus unserm In Dr Böhmer Literatur des Crim. R. nachwies. Spangenberg hatte, nachdem Koch auf zwanzigjährige sorgfältige Erkundigung nur in der tübinger Universitäts-Bibliothek ein Exemplar auffindig machen können, in der Bibliothek des cellischen Ober. App. Gerichts ein zweytes entdeckt, das noch dazu von Kochs Beschreibung abwich. Er sah sich daher zu einer genauern Characteristik des Werks veranlaßt und gab diese in dem erwähnten Beytrage, ohne gerade auf die vergessene goblersche Arbeit neugierig zu machen. Dagegen lieferte C. G. Wächter 1830 im zwölften Bande derselben Zeitschrift einen anziehendern Aufsatz über die lateinischen Uebersetzungen der Carolina und ihre Wichtigkeit für die Auslegung der letztern. Da die lateinischen Uebersetzungen dieses in ganz Deutschland einflußreichen Gesetzes, sowohl die goblersche, als die von G. Remus, eigentlich noch nicht gehörig benutzt waren: so glaubte er auf ihre, schon früher von ihm hervorgehobene, Bedeutung für die richtigere Auslegung des Originals aufmerksam machen und das (ungeachtet Walch's Aeußerungen) herrschende Urtheil berichtigen zu müssen. Wächter erwähnte außer den beiden Uebersetzungen von Gobler und Remus (aus dem 16. Jahrhundert) noch einer dritten aus dem Anfange des 17. Jahrh., von Bernhard Zierig. Dann berichtigte er Spangenbergs Meinung, als ob zwey verschiedene Ausgaben der goblerschen Uebersetzung existierten, — indem er genau nachwies, wie bis dahin bloß eine Ausgabe (Basel, 1543) davon entdeckt sey. Er hob hervor, daß die der Entstehung der Quelle nahe stehenden Uebersetzer zur Kritik des Textes, da ihnen bef-

sere Handschriften oder Ausgaben der Carolina zu Gebote stehen mochten, beitragen, auch über den Sprachgebrauch der Entstehungszeit mittels getreuer Uebersetzung Aufschluß ertheilen könnten; insbesondre aber auch, daß der elf Jahre nach Erscheinung der Carolina eine getreue Uebersetzung versprechende Gobler vor dem absichtlich paraphrasierenden und 49 Jahr später übersetzenden Remus, eben da dieser 'zierlicher', romanisierend und ungetreuer ist, bey weitem den Vorzug verdiene.

Mit Recht wurden seitdem alle Criminalisten auf beide Uebersetzer wieder aufmerksam und Hr Prof. Abegg, der sich den gütigen Mittheilungen Wächter's verbunden fühlt, hat sich ein Verdienst durch die vorliegende neue Ausgabe derselben erworben. Zuerst finden wir darin Gobler's Zueignung an Kaiser Karl 5. ohne Datum (S. 1—3.), dann Remus Zueignung an Wilhelm Grafen von Wied, Runkel und Isenburg vom 31. Octbr. 1593 (S. 4—7), hierauf Gobler's Uebersetzung der Vorrede 'des peinl. Halsgerichts' (S. 8. 9.) und Remus Paraphrase derselben (S. 10—16); wonächst auf die Titeltitelworte der beiden Uebersetzungen von S. 18 an Gobleri versio und Remi paraphrasis (so heißen die Columnentitel), einander gegenüber, Artikel für Artikel fortlaufen. Die werthlosen Lucartianen Gobler's hat der Herausgeber nicht aufgenommen; Alles vereinigt sich, sie entbehrlich zu machen. — Remus ist nach der zweyten Ausgabe abgedruckt. — Hr Prof. Abegg hat dem Texte nur wenige Bemerkungen hinzugefügt, welche dreyerley enthalten; erstens hin und wieder einen Artikel aus Bierig's Uebersetzung, zweitens öfters Artikel aus Daniel Clasen's Commentar, — welcher doppelten Bereicherung Ref. einen beträchtlichen Werth nicht beylegen

kann —; drittens Citate aus Schriftstellern, besonders aus Walch's zu wenig gebrauchtem glossarium germ., interpret. C. C. C. ins.

Es ist gewiß an der Zeit, von der (oft nur angeblich) philosophischen und der legislatorischen Thätigkeit im Criminalrechte auch wieder auf dessen Geschichte und frühere Bearbeitung die Aufmerksamkeit zu wenden. Man könnte auf diesem Wege vermuthlich nützlicher werden, als auf dem einer wohl gar einseitigen oder doch wenigstens mißverstandenen Speculation über die letzten Gründe des Strafrechts. Der Herausgeber hat daher mit Recht schon in mehreren seiner Arbeiten auch auf das historische Studium des Crim. Rechts aufmerksam gemacht. Er würde auch, wie es nach seiner Vorrede scheint, zur Bervollständigung dieses Abdrucks zweyer Uebersetzer der Carolina dies Gesetz selbst, unter Vergleichung seiner Projecte sowohl, als der Bambergensiß und der brandenburgischen Halsgerichts-Ordnung, geliefert und dies Alles in ein übersichtliches Ganzes zusammengestellt haben, wenn wir für die Vergleichung der Carolina mit ihren nächsten Quellen nicht schon das vortreffliche Werk vom Hn Prof. Reinhold Schmid besäßen. Der Herausgeber beschränkte sich daher auf Gobler und Remus, nebst den ihm zweckmäßig scheinenden Zusätzen aus Clasen und Ziezirig. Gobler war so selten, daß ihn fast kein Criminalist gesehen hatte. Bekannt ist nun, daß die Bibliotheken zu Gelle, Tübingen und Breslau ihn besitzen. Aber auch Remus Paraphrase war im Buchhandel nicht mehr zu bekommen.

W. M.

L e i p z i g.

Bey Vogel. Verstand und Vernunft im

Bunde mit der Offenbarung Gottes durch das Anerkenntniß des wirklichen Inhalts der heiligen Schrift. Zwey Abhandlungen von Heinr. Diestel und Johannes Ebel: mit den besondern Titeln

Johann Heinrich Schönherrs Princip der beiden Urwesen als die nothwendige und unabweishbare Grundlage wahrer Philosophie, dargethan und erwiesen von Georg Heinrich Diestel, Prediger. 1837. XII u. 193 S. in 8.; und

Der Schlüssel zur Erkenntniß der Wahrheit in Entwicklung und offener Darlegung einer Ansicht über J. H. Schönherrs Aufschlüsse der Bibel und Natur-Offenbarung, dargeboten von Dr. Joh. Wilh. Ebel, Archidiacon. Nebst einem Anhange fremder, jedoch verwandter Gedanken. 1837. XIII u. 300 Seiten in 8.

Beide Abhandlungen ziehen die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich nicht durch ihre Leistungen, denn diese werden sich als höchst unbedeutend heraus stellen; sondern durch die Persönlichkeit der Verfasser, die ja bekanntlich in den letzten Jahren zu so höchst seltsamen Beschuldigungen Anlaß gegeben haben. Die bekannten Königsbergischen Ereignisse ziehen nicht allein die Aufmerksamkeit des Kirchenhistorikers und Dogmatikers auf sich, der hier Erscheinungen sich wiederholen sieht, wie die Geschichte der Kirche seit länger als einem halben Jahrtausend nicht aufzuweisen hatte, sondern sie nehmen in hohem Grade die Aufmerksamkeit jedes Freundes der christlichen Kirche in Anspruch, so wohl durch das barocke und durchaus abnorme Princip, das ihnen zu Grunde liegt, wie durch die Folgerungen, deren Gefahr groß genug bleibt, auch wenn die journalistische Fama dabey die Farben etwas zu grell aufgetragen haben sollte. Das offene Hervortreten eines Systems von zwey Grund-

wesen, eine feste Wiederholung der Paradoxien, die seit dem dritten Jahrhundert der Kirche als manichäische Verirrung bekämpft sind, muß so gewaltig den Beobachter überraschen, daß er über die gerühmten Fortschritte unsers Jahrhunderts sehr kleinlaut zu denken, und keine Abnormität auf dem kirchlichen Gebiete auch jetzt noch für unmöglich zu halten gezwungen wird. Wenn seit geraumer Zeit die streng monotheistische Grundlage des christlichen Glaubens für so unbezweifelt galt, daß die Wissenschaft schon glaubte der Beweise dafür überhoben zu seyn, daß jede Abweichung davon schon ihre Widerlegung in sich selbst fand: so wird hier aufs Neue die Frage als zweifelhaft hingestellt, und das apologetische Streben hat aufs Neue eine alte Aufgabe zu behandeln. — Eben so überraschend ist dann aber der bekannte Vorwurf unsittlicher Consequenzen, womit das Gerücht des Tages sofort jenes System gebrandmarkt hat, und dessen Schein wenigstens groß genug gefunden seyn muß, um ein Criminal-Verfahren gegen die Repräsentanten jener Richtung einzuleiten. Das Ueberraschende dabey besteht in der Wiederholung gerade dieser Beschuldigungen bey diesem Systeme, wie ja die Kirchengeschichte gerade dieselben Verfälle fast jedesmahl nachweist, wo ein System manichäischer Duplicität beobachtet werden kann. Lauten nicht die Berichte über die angeblichen Excesse der Königsberger Secte gerade eben so, als ob man alte Kirchenlehrer über die Manichäer, oder Ketzerrichter des Mittelalters über die Unsittlichkeit der Catharer berichten hört? Wenn die Critik nun auch gern geneigt ist, dergleichen Beschuldigungen als einen gewöhnlichen Kunstgriff der orthodoxen Polemik gegen die haeretica pravitas zu betrachten, der man Excesse aller Art, und am liebsten fleischliche, nachsagte: so muß das Wie-

dervorkommen derselben Erscheinung unter denselben Umständen doch zu der größten Umsicht verpflichtet, um nicht die Billigkeit des Urtheils zur Blindheit gegen Thatsachen zu übertreiben. Das Resultat des eingeleiteten Criminal = Verfahrens, wie es doch gewiß zur Kunde des Publicums gelangen wird, muß zur Beurtheilung derartiger Erscheinungen auch in früherer Zeit der Kirche ein sehr einflußreicher Beytrag seyn. Stellt es sich heraus, daß am Gestade der Ostsee die Lehre von den zwey Grundwesen Anlaß gab zur Beschönigung der brutalsten Excesse, wie das Gerücht sie bezeichnet: so wird man gleichen Beschuldigungen über Unsittlichkeiten der Catharer am Niederrheine während des 12. und 13. Jahrhunderts, in der Lombardey und Südfrankreich den Glauben nicht länger versagen dürfen.

Ueber diese so interessanten practischen Fragen erhalten wir nun freylich in vorliegenden Aufsätzen keinen Aufschluß, da die Vf. es natürlich vermieden haben, die gegen sie erhobenen derartigen Beschuldigungen anders als in den leisesten Andeutungen zu berühren. Nur über den Sachbestand kann man so viel daraus schließen, daß ein Criminal = Verfahren gegen sie zur Zeit, als die Aufsätze verfaßt wurden (die Vorreden sind vom August 1836) im Gange war, und das Gerücht von angeblicher Niederschlagung des Processes als unrichtig bezeichnet werden muß. Hr Diestel gibt als Veranlassung seiner Schrift an, einer Aufforderung des Inquisitoriat's zu genügen, wodurch er gehalten sey, 'eine ganz offene und vollständige Entwicklung seiner Ansichten in Beziehung auf seine, in der gegen den Archidiaconus Dr Ebell und ihn schwebenden Untersuchung abgegebene Erklärung, daß er sich zu der von Schönherr gefundenen Wahrheit und als Chiliasst bekenne, einzureichen.'

Wenn nun das Inquisitoriat aus vorliegendem Aufsatze weiter nichts abnehmen soll, als daß Inquisit und Verfasser sich dem Schönherrschen Systeme völlig ergeben habe, und in gewissem Sinne auch Chiliafist sey, so reicht die darin enthaltene Erklärung völlig hin, denn fast bey jedem abgesponnenen Gedanken wiederholt sich der Refrain, nur in Schönherr's Dualismus sey Lösung der aufgeworfenen Fragen zu finden. Wenn dagegen die Absicht des Verfs war, sein Halten am Schönherrschen Systeme zugleich zu rechtfertigen, und als nothwendig zur Lösung der wissenschaftlichen Probleme darzuthun, so wird wahrscheinlich das Inquisitoriat eben so wenig als Ref. zu dieser Ueberzeugung gelangt seyn. Denn der schlagendste Beweis für die völlige Dürftigkeit des hier Gelieferten ist des Verfs eigenes Geständniß, indem er selbst einräumt, das, worüber er sich hier verbreitet, noch eigentlich nicht recht verstanden zu haben. Die Naivität des Verfs ist in der That ergeßlich: er erklärt S. IX. der Vorrede, daß ihm bis zur Stunde das System selbst noch nicht erschlossen, daß ihm unbekannt sey, in wie fern die Entwicklung desselben, welche zwey Freunde Schönherr's neulich haben ausgehen lassen, vollkommen richtig sey, oder nicht; erst seit dem ihn die Beschuldigung getroffen (1834), er wolle das System Schönherr's durch seine Schriften geltend machen, freylich mit dem Bestreben, seine Unhänglichkeit daran nicht laut werden zu lassen, erst seitdem er also öffentlich für einen Verbreiter desselben gelte, halte er es auch für seine Pflicht, jene Erkenntniß näher zu erforschen. Und dieser Vf., der seine Unbekanntschaft mit dem inneren Inhalt des Systems so geßfentlich zur Schau trägt, hat doch bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß Schönherr's Principien die nothwendige und un-

abweisbare Grundlage aller Philosophie sind! Ist man nun auch geneigt, ein solches Urtheil vor der Bekanntschaft mit dem Systeme, also gewiß ein Vorurtheil, ihm selbst zu Gute zu halten, so weit Niemand sich seine Ueberzeugung abdisputieren zu lassen braucht: so ist doch der weitere Schritt gewiß ein Unrecht gegen das literarische Publicum, wenn er hier öffentlich den Beweis übernimmt, daß, sofern überhaupt von wahrer Philosophie die Rede seyn soll, nur Schönherr's Principien es seyen, welche eine nothwendige und unabweisbare, und darum feste und sichere Grundlage der Philosophie abgeben können. Den Beweis für ein System zu liefern, das man der eigenen Angabe nach noch nicht kennt, ist Fürwahr doch wohl das größte Kunststück dialectischer Art, das einem Criminalgerichte, oder dem philosophischen Publicum vorgemacht werden könnte. Und wie hat er dasselbe gelöst? auf eine eben so einfache als consequente Art; er stellt allerley Fragen und Probleme vom metaphysischen Gebiete auf, und sucht zu zeigen, daß die Antwort darauf nicht anders als durch irgend eine Art von Dualismus gefunden werden kann, wobey der Leser aber nie erfährt, daß gerade diese Form des Dualismus die Schönherr'sche sey; sondern, sobald nur eine Gedankenreihe auf eine gewisse Duplicität hinaus geführt worden ist, gilt dann das Schönherr'sche System für gerechtfertigt, ohne zu fragen, ob nicht dennoch für die Duplicität noch eine Einheit zu finden, oder ob gerade diese Form der Duplicität die von jenem Theosophen aufgestellte sey.

Jenes Selbstgeständniß des Verfs, daß er bis zur Stunde das Schönherr'sche System nicht verstanden habe, erhält fast auf jedem Blatte eine Bestätigung; denn der Begriff der Duplicität, für dessen Vertheidigung er auftritt, ist

ihm fast bey jedem versuchten Beweise ein anderer, bald ist es Gott und die Welt, die er als gleich ewig neben einander stellt, bald soll Gott, um Ursache der Welt werden zu können, mit einem anderen Wesen in Verbindung getreten seyn, am liebsten zieht er sich auf den Plural Elohim zurück; wenn man aber meint, darin nun endlich seine beiden Urwesen zu finden, so verwirrt er sich aufs Neue durch eingeflossene Reminiscenzen aus der christlichen Trinitätslehre, indem er von jenen zweyen noch den Geist der Elohim unterscheidet, durch welchen die Welt geschaffen sey. Das Facit bleibt aber immer dasselbe, nur Schönherr's Princip der beiden Urwesen verleihe Lösung für die Fragen der Philosophie und Theologie. Ref. möchte gern zur Probe nur eine der angeblichen Beweisführungen, z. B. die Behandlung der Schöpfung aus Nichts, hier mittheilen, die gleichfalls mit dem Triumphrufe endet, daß nur im Dualismus Heil sey; allein von Beweisführung für die bessere Lösung des Problems durch jene Hypothese ist auch gar nichts zu entdecken, da Alles sich um die hohlsten Declamationen gegen die kirchliche Schöpfungstheorie, und zugleich gegen das Copernicanische Weltsystem dreht. Gegen erstere weiß er nichts Anderes vorzubringen, als daß Schöpfung aus Nichts zu keinem Resultate führe, weil dies ein Multiplicationsexempel sey, wobey der eine Factor Null ist, und gegen Copernicus tritt er deshalb so empört auf, weil er den Augenschein verlege, weil dunkeln Körpern schon um ihrer Natur willen Unbeweglichkeit, den Lichtkörpern aber Beweglichkeit bemessen werden müsse, und weil jene Theorie mit Schriftstellen streite. Den armen Copernicus trifft die schwere Anklage, durch seine Umkehrung von Himmel und Erde den Anfang zum Umkehren aller Ordnung in der Politik, in der Theologie und in

der Philosophie gemacht zu haben. Erst Schönherr's System vermag das einmahl Verkehrte wieder in Ordnung zu bringen!

Das Glaubensbekenntniß, wie es dem Verf. gerichtlich abgefordert wurde, liegt also rücksichtlich des Dualismus offen vor: er erklärt sich S. 163 für den gewissen und existenten Grund einer Natur außer Gott, die in sich selbst eine ewige Grundlage habe, und darum zur Grundlage eines ewigen Baues dienen könne; und eines Gottes außer der Natur, der die Liebe sey, und seine Liebe beweise in den Werken der Natur und den Werken der Gnade; eine unendliche und unbedingte Allmacht, und eine unendliche und unbedingte Liebe Gottes erklärt er dagegen für Phantasterey. Rücksichtlich der an ihn ergangenen Frage wegen des Chiliasmus hat er sich indeß anders gestellt; was er dort über die endlich zu erwartende allgemeine Herrschaft des Geistes, über eine die gesammte Menschheit umfassende Sittlichkeit vorbringt, und meist mit alttestamentlichen Worten durchwebt, muß gegen jene entschieden Manichäischen Principien als unbedeutend und unverfänglich gelten.

Der Verf. des zweyten Aufsatzes Hr Dr Ebel verfolgt eine andere Tactik; er läugnet seine Bekanntschaft mit dem Schönherr'schen System nicht ab, sondern begnügt sich, dessen Theorien nur als seine Privatüberzeugung auszugeben: der Vorwurf, dasselbe verbreitet, wohl gar für kirchliche Ehre ausgegeben zu haben, ist es, den er vermeiden will, und erklärt sich auch geneigt, daran noch Veränderungen, Modificationen, Berichtigungen und Zusätze eintreten zu lassen: auch ist er in der Ausführung selbst weniger Voltron als sein College. Nur in dem Grundsatz kommt auch er mit demselben völlig überein, daß Schönherr's Principien allein als Schlüssel für philoso-

phische und theologische Wahrheit betrachtet werden müssen; den Beweis dafür versucht er aber nicht an Fragen der metaphysischen Speculation, sondern an mehr theologischen Dogmen: Ursprung der Welt und des Uebels, Person und Werk des Erlösers, Unsterblichkeit der Seele wie die sämtlichen eschatologischen Sätze sollen ihr Verständniß nur aus einem Systeme des Dualismus gewinnen. Auch ihm begegnet indeß, bey anzuerkennendem größeren speculativen Geschick, dasselbe Unglück der Unklarheit über das, was er die beyden Urwesen nennt: auch hier kommt der Leser nicht zum Resultate, ob der Gegensatz derselben ein bloß physischer, zwey verschiedene Kräfte oder auch ein ethischer, gutes und böses Princip, seyn soll: bey der Erklärung des Ursprungs der Sünde weder aus der bloßen Freyheit des Menschen noch aus der absoluten Causalität Gottes, sondern aus dem Kampfe der beyden Principien muß man freylich ihm einem solchen ethisch geformten Dualismus beymessen, und ihn für einen völligen Schüler des Mani erklären; nur fehlen dafür dann anderswo die Anwendungen und Folgerungen.

Nur eine Inconsequenz beider Verfasser verdient noch hervorgehoben zu werden: es ist ihr Verhältniß zur Schrift und Schriftauslegung. Beide bestehen hartnäckig auf völliger Schriftgemäßheit ihrer Angaben: der eine behauptet, nicht bloß die ersten Capitel der Genesis, sondern die ganze Schrift gebe Zeugniß für die nothwendig dualistische Grundlage der christlichen Lehre, und der andere beruft sich stets darauf, eine streng historisch-grammatische Interpretation der Schrift angewandt zu haben: ja er verlangt mit um so viel größerem Rechte in der christlichen Wahrheit zu stehen, weil nur durch seine Theorie die wörtliche Auffassung der Schrift möglich

sey. Wie aber eine Auslegung der Schrift für unbefangen, für grammatisch historisch ausgegeben werden könne, die sofort ihren eigenen Schlüssel mitbringt, durch den die geheimnißvolle Thür geöffnet werden solle, vermag Referent nicht abzusehen. Beide Herrn wiederholen stets, und stellen es als Hauptaufgabe ihres Aufsatzes hin, daß nur von dem einen Standpuncte Schönherr's die Schrift verstanden werden könne, und verlangen dann doch, bey ihrer Exegese unbefangen zu Werke gegangen zu seyn! Durch diese ihre Inconsequenz wird sofort die Gefahr abgewiesen, die sonst für das ganze Princip protestantischer Schriftforschung aus jenem Verfahren entspringen müßte. Wären sie wirklich zu ihrem System durch lautere Exegese gekommen, d. h. durch solche, die aus dem Grunde der Schrift selbst schöpft, und nicht etwa eine schon fertige Philosophie derselben unterlegt; so ließe sich darin die Gefahr der bloßen Subjectivität ahnen, woran die Freyheit der protestantischen Schriftforschung litte. Allein ihr eigenes Geständniß, das den Schlüssel für die Schrift schon mitbringt, zerstreuet diese Consequenzen, und läßt in dem ganzen Versuche nur eine Wiederholung der Gnosis erblicken, wie durch sie zu den verschiedensten Zeiten der Kirche der christliche Lehrbegriff mishandelt ist.

Auf eine andere Wirkung, als die völlige Evidenz, daß die Verf. für gänzliche Anhänger des Theosophen Schönherr betrachtet werden müssen, ist bey beiden Aufsätzen nicht zu rechnen: namentlich dürfte es eine eben so sanguinische Hoffnung seyn, nach solchen Beweisführungen sich für gerechtfertigt zu betrachten, als es Frevel am christlichen Glauben ist, das monotheistische Princip, worauf er sich stützt, so keck zu befehlen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1837.

O x f o r d.

Paroemiographi Graeci, quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford, S. T. P. Aedis Christi Decanus necnon linguae Graecae professor regius. Oxonii e Typographeo Academico. 1836. XXIV und 432 Seiten in Octav.

Der Griechische Sprichwörterſchatz, wie er in den Sammlungen des Diogenianos, Zenobios, Apollonios, Arsenios u. A. vorliegt, hat für den Alterthumsforscher einen entschiedenen Werth. Man hat zuerst und vornehmlich auf den ethischen Gehalt derselben hingewiesen, und Erasmus und Zeitgenossen sind bemüht gewesen, die Sprichwörter von diesem Gesichtspuncte aus in Umlauf zu setzen: wie sie darin den Bedürfnissen und Wünschen der Zeit entgegen kamen, zeigen schon die vielfachen Ausgaben und Auszüge des großen Erasmischen Werkes. Aber abgesehen von dem

ethischen, von dem historischen und literarhistorischen Werthe, der die Sprichwörter Sammlungen dem gelehrten Forscher unentbehrlich macht, enthalten sie eine Fülle von Griechischer Lebensweisheit, gediegenen und treffenden Volkswiszes in einer so naiven und schlichten Form, daß sie wesentlich dazu beytragen, in das volksthümliche Leben und Sinnen des Volkes, dem wir sie verdanken, und namentlich einzelner Stämme und Städte einzudringen. Trotz des oft ausgesprochenen Urtheils über den Werth und das mannigfache Interesse der Sprichwörter Sammlungen, und trotz des öfter in Anregung gebrachten Planes, sie den Gelehrten durch eine neue zweckmäßigere Bearbeitung — die letzte Ausgabe erschien vor nunmehr 225 Jahren durch den gelehrten Jesuiten Schott — zugänglicher zu machen, ist doch außer dem von Walz edierten Arsenios bis auf die oben genannte Ausgabe eines als Hellenisten rühmlichst bekannten Englischen Gelehrten nichts von Bedeutung für die Paroemiographen geleistet worden, ja die wichtigsten derselben sind manchen Gelehrten bey der Seltenheit der Schottschen Ausgabe nie zu Gesicht gekommen. Unterzeichneter will nun kurz über die Einrichtung dieser wichtigen Erscheinung berichten.

Gaisford's Ausgabe besteht aus vier verschiedenen Theilen. Sie enthält: 1) *Anonymi Collectanea e codice Bodlejano descripta.* 2) *Anonymi Collectanea e codice Coisluniano eruta.* 3) *Diogeniani Sylloge.* 4) *Zenobii Epitome proverbiorum Didymi et Tarrhaei.*

Die erste Abtheilung ist aus einem Codex abgedruckt, der im J. 1824 aus der Meermannschen Bibliothek in die Bodleiana gekommen ist. Er stammt dem Anscheine nach aus dem 15ten

Jahrhundert; der Buchbinder hat ihm hinten den Titel Zenobius aufgedruckt. Es zeigte sich indeß, daß er mit der Sammlung des Zenobios weniger stimmte, als mit der von Schott edirten Apendix Vaticana. Letztere ist nämlich so entstanden, daß Schott seine Excerpte aus dem antiquissimus Vaticanus in die Bemerkungen zum Zenobios verwebt hat, so oft die Vaticanische Sammlung im Ganzen mit dem Zenobios stimmte. Alle übrigen Sprichwörter, die sich gar nicht bey dem Zenobios fanden, verwies er in die Apendix Vaticana. Gaisford dagegen gibt sämtliche im Bodlejanus enthaltenen Sprichwörter genau nach dem Codex abgedruckt; unter dem Texte stehen die Verweisungen auf Zenobios oder Schotts Apendix Vaticana. Da aber dem Codex am Ende einige Blätter fehlen, so kam dem Herausgeber eine Pariser Handschrift sehr zu Statten, die dem Bodl. ähnlich ist, № 1773. Bast, dessen lange vermißten Papiere kürzlich im Archive der Delegati preli Academici deponiert sind, hat diese Handschrift sehr genau mit Schotts Ausgabe verglichen.

Die andere Sammlung stammt aus einem cod. Coislinianus 177. bombycinus, saec. XIV., über den Montfaucon Bibl. Coisl. p. 230. und Bast Ep. Crit. p. 39. № 15. gesprochen haben. Er enthält ein Wörterbuch, das im Ganzen als ein Auszug aus dem Suidas zu betrachten ist. Indeß finden sich in demselben eine Anzahl von Sprichwörtern, auch manche grammatische Notizen, die man im Suidas vergeblich sucht. Gaisford ediert auch diese Sammlung nach Basts Papieren, der ohne diesen Codex eine Erneuerung der Schottschen Sammlung für unthunlich hielt.

Den Diogenianos hatte Schott aus zwey Handschriften zuerst ediert, einem codex Pala-

tinus und einer anderen dem Petrus Pantinus zugehörigen Handschrift. Gaisford hat den critischen Apparat durch die Collationen dreier Handschriften vermehrt: b ist Vatic. 483., den Basi verglich; c Baroccianus 219. aus der Bodleiana und g Grabianus 30. aus derselben Bibliothek.

Zum Zenobios hat Gaisford die von Schott nicht gekannte editio princeps (Florent. ap. Iuntam 1497) zu Rathe gezogen, und die Lesarten derselben genau verzeichnet (F). Dazu kommen die Collationen zweier Handschriften, einer Pariser (P) 3030. auf Pergament aus dem 12. Jahrhundert, deren Titel lautet: Ζηνοβίου ἐπιτομὴ ἐκ τῶν Ταρραίων καὶ Διδύμων παροιμιῶν συντεθεισα κατὰ στοιχεῖον; sodann einer Harleyanischen, aus dem Museum Britannicum (H) № 5663. Beide stammen aus einer Quelle. Durch Benutzung dieser Hilfsmittel ist allerdings mancher Fehler in dem sehr corrupten Texte des Zenobios gehoben: doch gesteht Gaisford selbst, er habe manche wunde Stelle Anderer Sorge anheim gegeben. Sind alle Abweichungen der Handschriften genau verzeichnet, so ist ein schlagender Beweis für die Abstammung sämtlicher Codd. aus einer Quelle schon der Umstand, daß sie in so ungemein entstellten Artikeln, wie z. B. *Χειροβῶτι δεσμῶ*, durchaus in den Fehlern übereinstimmen.

Schott's Anmerkungen gibt Gaisford vollständig wieder, obwohl sie oft für den heutigen Gebrauch sehr Ueberflüssiges enthalten, 'ne quid omissum quererentur lectores.' Den Arsenios hat Gaisford nirgend erwähnt.

Die aus dem cod. Bodl. und Coisl. herausgegebenen Parömien, die uns zunächst interessiren, enthalten theils Auszüge aus den vollstän-

digen Parömiographen, Diogenianos und Zenobios: theils sind sie geradezu nur als Handschr. der eben genannten Sammlungen zu betrachten, indem sie, wie es in Werken der Art geht, nur im Ausdrucke etwas variieren: dabey enthalten sie manchen schätzbaren Zusatz zu denselben, ja geben mitunter durchaus Neues. So steht z. B. im Diogenianos, Apostolios und Arsenios: Ἀρχαιότερος Ἰβύκων· ἐπὶ τῶν εὐηθῶν· οὗτος γὰρ τυραννεῖν δυνάμενος ἀπεδήμησεν. Dafür heißt es nun genauer im Bodlej. 203. Ἰβυκος γὰρ τυραννεῖν πολιτῶν δυνάμενος ἀπεδήμησεν εἰς Ἴωνίαν. Bringt man mit dieser Nachricht den Aufenthalt des Dichters am Hofe des Polykrates von Samos in Verbindung, so gewinnt jene Notiz bedeutend an Glaubwürdigkeit: wie es denn ganz im Geiste des Dichters ist, sich der ihm angetragenen Bürde der Tyrannis zu entziehen. Zu dem oft wiederholten Sprichwort Ἡλιδιώτερος τοῦ Πραξίλλης Ἀδωνίδος setzt [der Coisl. № 248. drey bislang nicht bekannte Verse *) der Dichterin hinzu: Πράξιλλα ἡ Σικωνία μελοποιὸς ἐν τοῖς ὕμνοις (ἐν τοῖς μέλεσιν Zenob. IV, 21.) εἰσάγει τὸν Ἀδωνιν ἐρωτώμενον ὑπὸ τῶν καταχθονίων, τί κάλλιστον καταλιπὼν οἴχεται, ἐκεῖνον δὲ λέγοντα οὕτως·

Κάλλιστον μὲν ἐγὼ λείπω φάος ἠελίοιο, Δεύτερον ἄστρα φαεινὰ σελη-

*) Gelegentlich bemerke ich, daß die παλαιὰ παροιμία, die Aristophanes Thesmoph. 528. parodiert, sich in den der Praxilla beygelegten (Scholien) fand. Scholl. Ravenn. l. c. Ἐκ τῶν εἰς Πράξιλλαν ἀναφερομένων·

Ἐπὶ παντὶ λίθῳ σκορπίον ὃ ταῖρε φυλάσσειο. Vergl. Athen. XV, p. 695, D. und Sophocles ap. Schol. Nicandr. Ther. 19.

ναίης τε πρόσωπον Ἡδὲ καὶ ὠραίους
 σικνοὺς καὶ μῆλα καὶ ὄχνας. Selbst
 Hymnen von Praxilla waren bisher nicht be-
 kannt: übrigens ergibt sich aus diesen Hexame-
 tern im Ionischen Dialecte, wie die üblichen
 Vorstellungen von der Poesie der Praxilla richti-
 geren Ansichten werden weichen müssen.

Neu war dem Ref. die Notiz im Coisl. 189.
 Πέρδιξ ἦν τις Ἀθήνησι χῶλδὸς κάπηλος, οὗ
 διαβεβημένον Ἡγεμῶν (schr. Ἡγήμων) ὁ Θά-
 σιος ὅποτε παρωδῶν ἀπορήσειε προσετίθει.
 Καὶ τὸ Πέρδικος σκέλος. Damit stimmt
 was Ath. XV, p. 699, A. erzählt, Hegemon
 sey zuerst auf der Bühne als Parode aufgetreten.
 Enthalten nun auch die aus dem Bodlej. und
 Coisl. edierten Parömien nicht gar viel Neues,
 so muß man es doch dem Herausgeber Dank
 wissen, daß er sie in seiner als princeps zu be-
 trachtenden Ausgabe vollständig abdrucken ließ.
 Sie sind als schätzbare Hülfsmittel zur Herstel-
 lung und Vervollständigung des Textes des Dio-
 genianos und Zenobios zu betrachten, und zu
 bedauern ist nur, daß Gaisford es verabsäumt
 hat, von diesen Schätzen den gehörigen Gebrauch
 zu machen. Selbst in Eigennamen finden sich
 noch gar häufig offenbare Schreibfehler im Texte,
 ohne daß die Anmerkungen des Herausgebers,
 die ziemlich unbedeutend ausgefallen sind, darauf
 aufmerksam machten. Aus diesem Grunde schon
 kann vorliegende Ausgabe nicht ganz genügen:
 dazu kommt der hohe Preis, der ihrer Verbrei-
 tung in Deutschland sehr hinderlich seyn dürfte;
 ferner der Uebelstand, daß die übrigen Parömiens-
 sammlungen keineswegs gehörig benutzt sind.

Aus diesen Gründen hat sich Unterzeichneter
 mit Hn Assessor Dr v. Leutsch zu einer neuen
 Bearbeitung eines Corpus Paroemiographorum

vereinigt und indem er nun an Vorsteher von Bibliotheken und andere Gelehrte die Bitte richtet, dieses eben so mühsame wie nützliche Unternehmen durch gütige, möglichst baldige Mittheilung von Nachrichten über Handschriften oder sonstige Hülfsmittel unterstützen zu wollen, theilt er zugleich den Plan der neuen Ausgabe in aller Kürze mit.

Den Kern der Ausgabe bilden Diogenianos und Zenobios. Der Bodlej. und Coisl., wie Schott's Vaticanus, dazu Apostolios, Arsenios und die Lexicographen bilden den critischen Apparat, der von den Anmerkungen getrennt unmittelbar unter dem Texte steht. In einer Appendix werden alle Parömien vereint, die von Diogenianos und Zenobios übergangen sich im Bodl., Coisl., Vaticanus, so wie beym Apostolios, Arsenios, Makarios Chrysokephalos u. A. erhalten haben. Die Annotatio gibt in der Kürze Nachweisungen über die Bedeutung und den Ursprung der Sprichwörter, vornehmlich aber ob und wo sie sich in erhaltenen Schriften oder in Lexicographen, Grammatiken und Rhetoren finden. Von Schott's Anmerkungen bleibt das Beste; Gaisfords nicht zahlreiche Bemerkungen geben wir in der Regel vollständig. Ein vergleichender Index erleichtert die Auffindung und verweist zugleich auf Schott's Ausgabe. Auf diese Weise hoffen wir die Parömiographen genießbarer und zugänglicher zu machen.

Es sey dem Unterz. vergönnt, vorliegender Anzeige eine möglichst gedrängte Erörterung eines Gegenstandes beizufügen, der durch Gaisfords Ausgabe der Parömiographen ein unerwartetes Licht gewinnt.

Die von Walz Rhett. Grr. II, p. 10. aus einem codex Angelicus F. 6, 17. ans Licht ge-

zogene Stelle eines alten anonymen Grammatikers, die als Einleitung einer Sammlung von Parömien dient, ist vom Unterz. im Caput IX. seiner Exercitatt. Critt. besprochen worden. Dieselbe Stelle ist nun aus dem weit besser erhaltenen codex Regius Paris. 1773., den Bast excerptiert hat, von Gaisford Praefat. Paroemiogr. p. V. heraus gegeben. Aus der Pariser Handschrift, welche die Ueberschrift gibt: Διογενιανοῦ περὶ παροιμιῶν, erfahren wir zunächst, daß Diogenianos, dessen Sprichwörterammlung wir noch besitzen, diese Einleitung verfaßt habe. Sie ist theils vollständiger, theils fehlerfreyer in der Pariser, als in der von Walz benutzten Handschrift erhalten, obwohl jene in manchen Verschreibungen mit dem Angelicus auffallend übereinstimmt. Zuvörderst hieß es bey Walz: Ἔστι δὲ ἡ παροιμία τρόπος καὶ τῆς καλουμένης ἀλληγορίας· παράκειται δὲ αὐτῇ λόγος (hier ist entweder ἡ ausgefallen, oder, was des folgenden Καρικὸς αἶνος wegen wahrscheinlicher ist, αἶνος zu tilgen) αἶνος Αἰσώπειος, Καρικὸς αἶνος, Συβαριτικὸς λόγος, Κύπριος, Λιβυκὸς αἶνος καὶ Αἰσωπικὴ παροιμία· μάρσιπος. Statt der Worte καὶ Αἰσωπικὴ lieft der Paris. Μαισωνικὴ. Eine entschieden richtige Besart, indem der λόγος Αἰσώπειος schon vorher geht, auch von einem Aesopischen Sprichworte (παροιμία) sonst nichts verlautet. Diogenianos rechnet demnach unter die Arten, die dem eigentlichen Sprichworte zur Seite stehen, außer den αἶνοι und λόγοι die Μαισωνικὴ παροιμία.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. S t ü c k .

D e n 1. J u n i u s 1 8 3 7 .

O x f o r d .

Beschluß der Anzeige: *Paroemiographi Graeci.*

Nun könnte man meinen, daß folgende Wort *μάρσιπος*, zumahl bey Saisford das Punctum vorher fehlt, enthalte etwa den gangbaren Titel, oder den Anfang der Maisonischen *παροιμία* und selbige habe von einem Sacke (*σάκκος*, *δυλάκιον*, *βαλάντιον* erklärt Et. Gud.) erzählt. Doch muß Unterz. aus Gründen, die im Folgenden von selbst klar werden sollen, bey der Exx. Critt. p. 57. ausgesprochenen Vermuthung bleiben, daß der Name des Gewährsmannes des Diogenianos in jenem *μάρσιπος* verschrieben sey, indem Ammonius p. 6. Valcken. den folgenden Worten, die den Unterschied des *άλνος* und der *παροιμία* angehen, hinzufügt: *ὡς φησι Λούκιος* (oder *Λούκιλλος*) *Ταρράϊος ἐν τῷ ἁ παροιμιῶν.*

Einen Megarensischen komischen Hypokriten Namens Maison lernen wir aus Aristophanes von Byzanz beym Athen. XIV, p. 659, A.

kennen. Athenaios erzählt dort, die Alten (οἱ παλαιοί, wofür Hesychios s. v. τέττιγες die Attiker sagt) nannten die einheimischen Köche (die Diener der einheimischen Köche, Hesych. l. c.) *Μαίσωνας*. Der Philosoph Chryssippos leitete diese Benennung der Köche, dem Sinne nach, wie es scheinen könnte, sehr natürlich von *μασᾶσαι* ab, so daß man den Manducus der Oescischen Atellane (Müller zum Varro S. 157.) vergleichen könnte. Indeß, einerseits wäre die Art der Ableitung nicht zu rechtfertigen — Chryssippos ist ja auch sonst als nicht sonderlicher Etymolog bekannt —, andererseits würde der Begriff nicht auf andere niedrigkomische Charactermasken passen, die auch *Μαίσωνες* hießen, wie denn Aristophanes von Byzanz die vom Hypokriten *Μαίσων* erfundene und nach ihm *μαίσων* benannte komische Charactermaske von den durch denselben Maison erfundenen Masken des Dieners (*Δεράπων*) und des Kochs scheidet. Man vergleiche auch Festus in den Schedis Pomp. Laeti p. 168. Lindem. (coll. Paull. Diac. p. 97.) *Maeson persona comica appellatur aut coci aut nautae aut ejus generis*. Daher verwirft Athenaios jene Ableitung mit Recht und behauptet, Chryssippos wisse nicht, daß Maison ein *κωμωδίας ὑποκριτῆς Μεγαρεὺς τὸ γένος* gewesen, *ὃς καὶ τὸ προσωπεῖον εὗρε τὸ ἀπ' αὐτοῦ καλούμενον μαίσωνα*, *ὡς Ἀριστοφάνης φησὶν ὁ Βυζάντιος ἐν τῷ περὶ προσωπῶν, εὗρεῖν αὐτὸν φάσκων καὶ τὸ τοῦ Δεράποντος πρόσωπον καὶ τὸ τοῦ μαγείρου καὶ εἰκότως καὶ τὰ τούτοις πρέποντα σκώμματα καλεῖται Μαισωνικά*. Auf Aristophanes bezieht sich auch Festus l. c. *Dici ab inventore*

ejus Maesone comoedo ait Aristophanes Grammaticus. Spottreden und Scherze derber oder plumper Art nannte man Maisonische, wie sie den komischen Masken des Dieners, des Matrosen, des Kochs und ähnlicher Leute angemessen sind. Ihren Namen aber führten diese σκώματα nach dem Erfinder jener komischen Masken und Rollen, dem Maison von Megara. Die alten Attiker scheinen danach scherzhaft ihre Köche *Μαίσωνας* genannt zu haben: woraus sich abnehmen ließe, wie Maison und die von ihm aufgebrachten Masken und die ihnen entsprechenden Rollen bey den alten Athenern im Schwange gewesen seyn müssen.

Denselben Maison von Megara lernen wir als Dichter kennen in einem bislang weder gehörig benutzten noch verbesserten Sprichworte: Zenob. II, 11. Ἄντ' εὐεργεσίας Ἀγαμέμνονα δῆσαν Ἀχαιοί: αὐτῆ (scil. ἡ παροιμία) κατὰ τῶν ἀχαρίστων λέγεται. φασὶ δὲ αὐτὴν ὑπὸ Μέσωνος τοῦ Μεγαρέως πεποιῆσθαι. Statt der letztern Worte, die bey dem Diogenian. I, 99. Apostol. und Arsen. p. 59. ganz fehlen, sagt Prooemiogr. Bodlej. 143. ganz bestimmt: πεποιῆται δὲ ὑπὸ Μέσωνος τοῦ Μεγαρέως. So werden wir uns denn den Maison von Megara — *Μαίσωνος* ist zu schreiben — an dessen Identität mit dem von Aristophanes gemeinten Hypokriten von Megara doch schwerlich gezweifelt werden dürfte, auch als Dichter schon gefallen lassen.

Das steht dieser Ansicht wenigstens nicht im Mindesten im Wege, daß Aristophanes ihn ὑποκριτῆς nennt, Festus ebenfalls nach Aristophanes comoedus. Denn auch Eustathios nennt z. B. den alten Komiker *Μυλλος ὑποκριτὴν πα-*

λαιόν, aus dem bekannten Grunde, weil die Rollen des Dichters und Schauspielers — namentlich des komischen Hypokriten — in älterer Zeit ungetrennt waren, s. Meineke Quaestt. Scenn. I, p. 8.

Nun führt Harpokration s. v. Ἑρμαῖ aus der Schrift des Menekles oder Kallistratos περὶ Ἀθηναίων folgendes an: Ἐφ' ἐνὸς δὲ τῶν Ἑρμῶν ἐπιγέγραπται γράμμασιν ἀρχαίοις· Ἄντ' εὐεργεσίης Ἀγαμέμνονα δῆσαν Ἀχαιοί.

Also der nach Zenobios Zeugnisse dem Maison von Megara zugeschriebene Vers stand zu Athen an einer Herme. Durch diese in vieler Beziehung interessante Nachricht erhellt nun, wie dieser Spruch, der ja nicht eigentlich παροιμία heißen konnte, vom Diogenianos namentlich aufgeführt werden mochte; nicht etwa als besondere Gattung von Sprichwörtern, wie denn auch nur ein Cyprischer und ein Karischer αἶνος bekannt gewesen zu seyn scheinen. Niemand wird wohl etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Unterz. jene Μαισωνική παροιμία gerade nur in jenem Hexameter des Maison von Megara wieder erkennt. Diogenianos führt nämlich, ohne es geradezu auszusprechen, unsern Spruch an, um die Ableitung des Wortes παροιμία von παρὰ und οἶμος zu erhärten, er wählt gerade den Maisonischen Spruch, weil er an einer Herme am Wege stand: ἀπὸ τῆς Ποικίλης καὶ τῆς τοῦ βασιλέως στοᾶς εἰσὶν οἱ Ἑρμαῖ καλούμενοι· — ἐφ' ἐνὸς δὲ αὐτῶν ἐπιγέγραπται κτλ., sagt Menekles oder Kallistratos. Daher nannte man den Maisonischen Spruch Μαισωνική παροιμία. Daß die Sprichwörterfammlung übrigen von vielen am Wege stehenden und mit Sprü-

chen gezierten Hermen gerade den Maisonschen Spruch auswählten, davon scheint der Grund darin zu liegen, daß Maisons Spruch ein historisches Factum enthielt, gleich wie der Karische und Kyprische Ainos. Obige Ansicht findet die vollkommenste Bestätigung durch die vom Diogenianos vorangestellten Worte: Τὴν παροιμίαν ὀνομάζεσθαι φασὶ τινες ἀπὸ τῶν οἰμῶν· οὕτω δὲ αἱ ὁδοὶ ἐκαλοῦντο· οἱ δ' ἄνθρωποι ὅσα κοινωφελῆ εὕρισκον, ταῦτα κατὰ λεωφόρους ὁδοὺς ἀνέγραφοι ὑπὲρ τοῦ πλείονος ἐντυγχάνοντας τῆς ὠφελείας μεταλαμβάνειν· οὕτω καὶ τὰ τῶν σοφῶν ἀποφδέγματα γνωθῆναι φασὶ καὶ τὰ Πυθαγορικά παραγέματα.

Da wir nun wissen, daß von dem Megarenser Maison ein — entweder aus einer Komödie genommener oder für sich bestehender — Spruch an einer Herme in Athen eingegraben war: so werden wir auch die Streitfrage entscheiden können, ob Maison aus dem Nisäischen oder Sicilischen Megara stammte. Athenäos sagt l. c. Τὸν Μαίσιωνα Πολέμων ἐν τοῖς πρὸς Τίμαιον ἐκ τῶν ἐν Σικελίᾳ φησὶν εἶναι Μεγαρέων, καὶ οὐκ ἐκ τῶν Νισαίων. Und doch hatte Timäos Recht: eine Unterschrift einer Athenischen Herme konnte doch nur von einem Komiker aus dem benachbarten Megara herrühren, der wie mehrere seiner Landsleute und namentlich Sufarion und vielleicht Polynos, in Attika seine Poesien auführte. Daher denn Grysar de Dorr. Com. p. 16. mit Unrecht dem Polemon beypflichtet, auch die unstatthafte Vermittlung vorschlägt, Maison könne aus dem Nisäischen Megara gebürtig gewesen, und nach Sicilien gewandert seyn. Auch Meineke l. c. I, p. 6. neigt mehr

Polemons feck hingestellter Ansicht zu, stellt sie indes auf Schrauben.

Aber auch das Zeitalter des Dichters wird sich mit Sicherheit ermitteln lassen: woraus sich denn ein unerwarteter Aufschluß über Wesen und Geltung der alten Megarischen Posse in Attika ergibt. Daß wir an alte Zeiten zu denken haben, beweist unwiderleglich schon die Nachricht beym Harpokration, jene aus Zenobios als *Μαισωνική παροιμία* bekannte Inschrift sey ἀρχαίοις γράμμασι eingegraben gewesen, d. h. in dem alten vor Archon Eukleides im öffentlichen Gebrauch üblichen Alphabete, das freylich schon Simonides von Keos bereichert hatte. Das hohe Alter des Masion bezeugt ferner der Umstand, daß er und die von ihm erfundenen Rollen in Attika besonders beliebt seyn mußten: eine solche Geltung konnte aber die Megarische Posse nur vor der Zeit der Perserkriege haben. So werden wir Masion's Blüthe zwischen Susarions und Euxenides, Cuetes und Myllos Zeitalter zu setzen haben, also zwischen Ol. L — LXXIII. Drittens spricht für Masion's hohes Alter der in Bezug auf ihn gebrauchte Ausdruck ὑποκριτής, der in dem Munde eines Aristophanes von Byzanz bedeutsam genug ist, um auf Zeiten hinzuweisen, wo man in dem Komiker weniger den Dichter — also weniger das literarisch Dauernde — als den Acteur — den im Augenblick Belustigenden — berücksichtigte. Endlich erklären sich nun jene *Μαισωνικά σκώμματα*, derbe und fecke Witze, als gleichbedeutend mit dem in Attika späterhin verrufenen *Μεγαρικὸς γέλως*, wie auch schon Meineke l. c. die *Μαισωνικά σκώμματα* auf die Petulanz der Megarischen Komödie bezog. Woraus man schon mit Gewißheit hätte schließen dürfen, daß Masion aus dem Ni-

saischen Megara stammte, da von der Sicilischen Komödie nichts Aehnliches in Gebrauch war. Und jener Ausdruck kann wiederum nur auf die alte rohe Megarische Komödie gehen, da schon Ekphantides von Athen bekennt, er schäme sich τὸ δράμα Μεγαρικὸν ποιεῖν.

War nun Ekphantides auch nicht gerade τῶν ἀρχαίων παλαιότατος ποιητής, wie ihn Aspasios nennt, so fällt er doch vor Kratinos und Telekleides, wie Mäke Choeril. Sam. p. 52. und Meineke l. c. p. 12 seq. gezeigt haben. Daran wird hoffentlich Niemand denken, den Dichter Masion bis zur mittlern oder gar neuern Komödie herab zu rücken, weil dort Köche und ähnliche ruhmredige und witzelnde Gecken besonders beliebt waren: soll doch Masion auch die Rolle des *Δεράπων* erfunden haben und diese erscheint ja in der alten Attischen Komödie, wie in den Megarischen Possen schon Köche, Schifferknechte und ähnliche Masionen aufgetreten seyn müssen. Wir haben uns demnach das alte Megarische Spiel als geistesverwandt mit der Sicilischen Atellane vorzustellen. Das Schweigen des übrigen Alterthums von Masion's Verdiensten um die Ausbildung der Megarischen Komödie — und als einen bedeutenden Ausbildner müssen wir uns ihn doch denken, da die niedrig komischen Masken seinen Namen führten, er auch in Attika so beliebt war, daß man theils die Köche scherzhaft Masionen hieß, theils einen Spruch von ihm auf eine Herme setzte — hat nichts Befremdliches: die Nachrichten über ihn, falls unsere Combinationen sich probehaltig zeigen sollten, sind in Verhältniß zu den mißlichen Berichten über andere alte Komiker so wohl reich, als gut beglaubigt zu nennen. —

Der Sinn jener Maisonischen *παροιμία* kann kein anderer gewesen seyn, als der, man dürfe nicht auf Dank für erwiesene Wohlthaten rechnen. Die Einkleidung dieses Spruchs scheint durchaus im Sinne alter Spruchweisheit zu seyn, die gern die Auffindung der Nutzenwendung einer Mahnung oder Behauptung dem Nachdenken eines Jeden überließ, wofür besonders die Chorischen Lyriker zahlreiche Belege darbieten. Auch scheint es nicht fern zu liegen, die Beziehung des Spruchs, daß die Achäer ihrem Heerführer die von ihm empfangenen Wohlthaten schönede gedankt haben, auf die Athenischen Verhältnisse aufzufinden. Ohne Zweifel hatte der Spruch auch für Athen seine Bedeutung und wurde von dem Dichter in eine zweydeutige Form eingekleidet, um nicht anzustoßen. Die Sitte, Hermen mit Inschriften zu zieren, scheint erst seit Hipparchos bekannter Maßregel sich verbreitet zu haben. Maison lebte zu gleicher Zeit: ist es nun wohl zu kühn, anzunehmen, daß sich des Dichters Worte auf die Undankbarkeit des Athenischen Volkes gegen die Pisistratiden bezogen? oder doch darauf bezogen werden konnten?

Allein Suidas hat eine ganz andere Besart: in den Exemplaren des Lexicographen, auch in den neuesten von Gaisford und Bernhardt, steht statt *δῆσαν τῖσαν*. Daß aber Suidas, falls er nicht *δῆσαν* schrieb, dieses Wort in der Bedeutung rächen, strafen faßte, erhellt aus der nachfolgenden Deutung: *ἡ παροιμία κατὰ τῶν τοὺς εὐεργέτας προπηλακίζόντων ἤτοι ὑβρίζόντων*.

Daß die Achäer den Agamemnon einst gefesselt, ist weder aus den Homerischen Epen noch sonst woher bekannt. Nur eine, wie Unterz. meint,

nicht unwahrscheinliche Vermuthung finde hier ihren Platz. Nestor erzählt dem Telemachos in der Odyssee Γ, 131 sqq., vor der Abreise von Ilios habe Athene Zwist zwischen Agamemnon und Menelaos erregt: Menelaos will schleunig absegeln, Agamemnon will bleiben, um durch Hekatomben der Göttin Groll zu beschwichtigen. In der $\mu\alpha\psi'$ $\alpha\tau\alpha\rho$ $\omicron\upsilon$ $\kappa\alpha\tau\alpha$ $\kappa\omicron\sigma\mu\omicron\nu$ berufenen Versammlung der Achäer, welche $\omicron\iota\nu\omega$ $\beta\epsilon\beta\alpha\rho\eta\acute{o}\tau\epsilon\varsigma$ sich versammeln, lassen sich die beiden Atriden mit harten Worten an: die Achäer aber erheben sich $\eta\chi\eta$ $\delta\epsilon\sigma\pi\epsilon\sigma\iota\eta$, ebenfalls zwiefacher Ansicht. Des Nachts schlafen sie $\chi\alpha\lambda\epsilon\pi\acute{\alpha}$ $\phi\rho\epsilon\sigma\iota\nu$ $\delta\rho\mu\alpha\iota\upsilon\omicron\nu\omicron\tau\epsilon\varsigma$ $\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\lambda\omicron\iota\varsigma$; am Morgen segeln die Einen ab, Agamemnon mit den Seinigen bleibt. — Sollte nicht diese Darstellung einem Kyklier — etwa den Dichtern der $\Nu\acute{o}\sigma\tau\omicron\iota$ — Veranlassung gegeben haben, der Sitte der kyklischen Epiker gemäß jene Andeutungen zu einer specieller ausgeführten Sage auszuspinnen, nach welcher die trunkenen Achäer an Agamemnon selbst Hand gelegt? Die $\epsilon\upsilon\epsilon\rho\gamma\epsilon\sigma\iota\eta$ würde sich leicht deuten lassen, da Agamemnon es sehr gut mit den Achäern meinte, die vor ihm Absegelnden aber zu spät inne wurden, daß die Befolgung von Agamemnons Rath sie vor dem Untergange oder langen Irrfahrten gewahrt haben würde, s. Augias Kosten bey Procl. Chrestom. p. 535. Gaisford. —

Um nun zuletzt auch von dem übrigen Gewinne, den wir aus dem neuen Texte von Digenianos Vorwort ziehen können, noch etwas zu sagen, so hat auch der Paris. in der Nachricht von dem Karischen $\alpha\iota\nu\omicron\varsigma$ $\Sigma\iota\mu\omega\nu\acute{\iota}\delta\eta\varsigma$ $\epsilon\nu$ $\tau\omega$ $\epsilon\iota\varsigma$ $\text{*}\text{Οριλλαν}$ (sic) $\acute{\epsilon}\pi\iota\nu\iota\kappa\acute{\iota}\omega$, worüber Unterz. Exx. Critt. p. 61. gesprochen. Die im

Angelicus hinter dem Worte φίλον folgende Lücke füllt der Paris. ähnlich wie Unterz. vorge-schlagen, so auß: φίλον δ' αὐτὸν παρόντα φά-ναι τό· Ἐρδοι τις ἦν ἕκαστος εἰδειη τέχνην, wo αὐτῷ geschrieben werden muß. Kurz vorher wird die Verbesserung ἀπείρω ἰππικῆς statt ἀπόρω ἰππ. vom Paris. bestätigt. Am interes-santesten aber ist, daß der im Angelicus arg verstümmelte Artikel über den Κύπριος αἶνος hier vollständig erscheint *): [Ὁ δὲ Κύπριος προσηγόρευται διὰ τὸ παρὰ Κυπρίοις λέγε-σθαι ὡς ἐπιχώριος. Κέχρηται δὲ καὶ τούτῳ (wie er nämlich auch den Καρικὸς αἶνος ἐν τοῖς μέλεσι anwandte) Τιμοκρέων, ἐμφαίνων, ὡς οἱ ἄδικα πράσσοντες καὶ ἐς ὕστερον τῶν προσ-ηγόντων τυγχάνουσι. Καὶ γὰρ τῷ Ἀδώνιδι ἐν Κύπρῳ τιμηθέντι] ὑπὸ τῆς Ἀφροδίτης, με-τὰ τὴν τελευταίαν οἱ Κύπριοι ζώσας ἐτίεσαν περιστεράς· αἱ δ' ἀποπτᾶσαι καὶ διαφυγοῦ-σαι αἰδοῖς ἀδοκῆτως εἰς ἄλλην ἐμπεσοῦσαι πυρὰν διεφθάρησαν. Daß der bittere Timokreon diesen αἶνος auf das Geschick eines seiner Feinde angewandt hat, ist ersichtlich; wohl gegen Niemand als Themistokles. Dann dürfte die Vermuthung nicht zu gewagt scheinen, daß Timokreon diesen Spruch gerade in dem Gedichte anbrachte, welches er nach Plutarch. Them. 21. schrieb, als Themistokles Einverständnis mit den Medern ruckbar geworden. Die Anwendung des αἶνος von den Tauben, die dem einen Scheiterhaufen entgehen und in den andern gerathen und umkommen, läßt sich ungezwungen auf den nach manchen vergeblichen Kavalen endlich durch den Ostrakismus verbannten Themistokles beziehen.

*) Die eingeklammerten Worte fehlen im Angelicus.

Ob der *Κύπριος λόγος* bey Dio Chrysost. II, p. 328 sq. Reisk. von einer Gesetzgeberin Demonassa (*Δημόνασσα* statt *Δημόνασσα* ist zu schreiben), welche ihre Tochter und beiden Söhne durch ihre eigenen strengen Gesetze ins Unglück stürzt und trotz dem frischen Muthes bleibt, endlich aber, als sie eine Kuh wegen des Verlustes ihres Kalbes blöcken sieht, sich in geschmolzenes Erz stürzt, — ob diese Sage mit der Benennung *Κύπριος αἶνος* in Verbindung steht oder nicht, wagt Unterz., der der Vermuthungen nun genug hingestellt hat, weder zu bejahen, noch geradezu zu verneinen. Denn nach Theon I, S. 172. Walz, der den Aesopischen, Libyschen, Sybaritischen und Kyprischen *αἶνος* dahin erklärt, daß es ein Spruch sey, wie ihn Aesopos oder ein Libyscher Mann oder ein Sybarit *ἢ Κυπρία γυνή* ausgesprochen, und nach dem in der Nähe von Demonassas Grabmable auf einer Stele befindlichem Spruche:

Σοφὴ μὲν ἤμην, ἀλλὰ πάντ' οὐκ εὐτυχίης,
sollte man fast verleitet werden anzunehmen, daß man auch diese Erzählung als *αἶνος*, oder, wie Dion sagt, *λόγος Κύπριος* betrachtet habe.

Fr. W. Schneidewin.

N a c h s c h r i f t.

So eben kommt mir das Januarheft des Journal des Savants von 1837 zu Gesicht, in welchem sich S. 36 — 47. eine gelehrte Abhandlung von J. P. Roffignol findet: Sur l'Adonis de Praxilla. In ersehe daraus, daß schon Montfaucon Bibl. Coisl. III, p. 609. jene oben berührten Verse der Praxilla aus demselben Codex bekannt machte und daß Liberius Hemsterhuis ad Lucian. Diall. Mortt. p. 435. den dritten Vers als offenbar interpoliert verwarf

und annahm, die Beziehung der Verse aufs Pächterliche sey eben erst durch Anschmelzung dieses dritten Verses entstanden. Mit Recht bestreitet der französische Gelehrte diese willkürliche Annahme. Auch bemüht sich Hr Roffignol, die Wahl der in jenem Verse genannten Früchte zu erklären, und meint, daß die Siphonische Dichterin namentlich die *σικβοί* vielleicht mit Bezug auf Siphon erwähnt habe, indem Siphon von der Menge der dort wachsenden *σικβοί* oder *σικβαί* den Namen erhalten haben sollte. Auch wird darauf hingewiesen, daß Adonis als Sohn des Kyprischen Königs Kinyras so wunderbare Gärten gepflanzt haben sollte, daß man sie den Gärten der Hesperiden und des Alkinoos zur Seite stellte, weshalb denn an den Adonien neben das Bild des Gottes Blumen und Früchte gestellt wurden, *κῆποι Ἀδώνιδος*, s. Theocr. Id. XV, 112 sqq. Herr R. hätte ferner bemerken können, wie die Ungereimtheit, Sonne und Mond und Gestirne mit Früchten zusammen zu stellen, dadurch erheblich gemindert wird, daß der dritte Vers mit *ἦδὲ καί* sich anschließt. Die Dichterin selbst hatte gewiß keine Beziehung auf Albernheit in die Antwort ihres Adonis gelegt: die Naivität in den Worten des in der Jugendblüte verbliebenen Gottes konnte nur in der Plattheit der Volkssprache oder im Kopfe trockner Grammatiker zur Albernheit werden.

Der Hymnos der Praxilla auf Adonis wird mit Recht zu der Classe der epischen Hymnen gerechnet; indeß muß er gesungen worden seyn, da er auch *μέλος* genannt wird. Klagfeste waren in der Nähe von Argos üblich, s. Paus. II, 20, 5. Den Versuch, den Praxilleischen Hymnos am Faden des Adonismythos phantasiereich nach-

zubilden, hätte gewiß Mancher mit uns dem Hn
Kossignol gern erlassen.

S.

A u g s b u r g.

Verlag der Schlosser'schen Buchhandlung. Ue-
ber einige Krankheiten des Orients.
Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise nach
Griechenland, in der Türkei, nach Aegypten
und Syrien von Dr Jacob Ritter von Koes-
fer, Fürstl. Hohenlohe = Waldenburg = Barten-
stein'scher Hofrath und Leibarzt. Mit Abbildun-
gen. IV u. 87 Seiten. 1837. 8.

Diese Beobachtungen des aufmerksam umher-
blickenden und sammelnden Verfs (Bruders des
Leibarztes des Königs von Griechenland) gewäh-
ren ein mannigfaches Interesse. Sie beziehen
sich meist auf Krankheiten, die für jene Länder
characteristisch sind, und enthalten Data, von
denen er wohl sagen könnte, quorum pars ipse
fui. Dieses gilt namentlich von der zuerst be-
schriebenen Aegyptischen Augenentzün-
dung, von der er auf seiner Nilfarth von Ale-
xandrien nach Cairo befallen wurde. Sie fing
mit optischen Täuschungen der Gegenstände am
Ufer an (diese mögen jedoch der so genannten
Luftspiegelung angehören, welche bekanntlich die
französische Armee in Aegypten oft genug erfah-
ren, und welche von der am Erdboden stark er-
hitzten und ausgedehnten Luft herrührt); dann
folgte (erst am rechten, später am linken Auge)
Zusammenkleben der Augenlieder, Brennen, ei-
triges Ausfließen, Schmerz und Lichtscheue der
Augen. Zum Glück fand er in Cairo einen

Freund, Dr Bruner, Chef des Hospitals (den Herausgeber des wissenschaftlichen Nachlasses von Grossi), unter dessen antiphlogistischer Behandlung durch Hungercur, Calomel, Kalappe, Einträufeln einer Lösung von Zinkvitriol mit Laudanum in die unerträglich schmerzenden Augen, Fomentationen mit Goulard'schem Wasser, innerhalb 8 Tagen das Uebel ohne weitere Folgen gehoben wurde. Dieser günstige Ausgang ist jedoch im Lande selbst nicht so häufig, wo (besonders in Folge reizender Mittel) Flecken auf der Hornhaut, Geschwüre und Erblindung zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Uebrigens hält der Verf. diese so genannte ägyptische Augenentzündung für identisch mit jeder anderen catarrhalischen oder rheumatischen, hält sie ihrem Wesen nach für nicht contagiös und schreibt ihre dortige Häufigkeit dem eigenthümlichen Lichtreflexe und dem meist feinen vom Winde in die Augen getriebenen Sande und Staube zu. — Dann folgen Bemerkungen über die Ruhr, welche dort das für den Mastdarm sey, was jene Krankheit für die Augen. Es herrsche daselbst bey jedem Gesunden eine Neigung vor zur krankhaften Thätigkeit der inneren Fläche des Darmkanals. Komme diese zu abnormen Absonderungen, so reizen solche den Darm, excoriiren ihn endlich und erzeugen Darmgeschwüre, und zwar in dem in Aegypten dazu durch endemischen Einfluß prädisponierten Dickdarne. — Vom gelben Fieber sah der Verf. einen Fall in Smyrna, der günstig verlief. — Die Pest hatte er mehrfach Gelegenheit zu beobachten, und glaubt, daß sie von unserm Typhus durchaus keine specifisch, sondern bloß dem Grade nach verschiedene Krankheit sey. In Aegypten fänden sich alle

Bedingungen zur Luftverderbniß in den Städten, in den engen schmutzigen, mit crepierten Thieren zc. belegten Straßen. 'Es wird also stets ein dem menschlichen Organismus äußerst feindseliges Miasma unterhalten, das bey durch die Jahreszeit begünstigten Verhältnissen plötzlich eine Epidemie und in dieser ein Contagium entwickelt' (S. 34). In Bezug auf letzteres sagt er (S. 39): 'Ich glaube, daß eine Schwachtel voll Pestgift in unsern mit guter Medicinalpolicy versehenen gesunden Orten Europas vertheilt, wohl niemals eine Pestepidemie hervor rufen könne, und die Art unserer auf falschen Prämissen beruhenden, den menschlichen Verkehr störenden, barbarischen Quarantaine ganz unnöthig sey.' Wir möchten uns doch dieses Experiment verbitten. Im letzten Winter drang die Bubonenpest bis an die österreichische Militairgrenze vor, überschritt aber diese nicht, Dank dieser für Europa so heilsamen Anstalt! Schlecht eingerichtete oder mit nutzlosen Quälereyen verbundene Quarantainen geben überall keinen Beweis gegen die Wohlthätigkeit oder Nothwendigkeit solcher Anstalten.

Unter dem Namen 'ägyptische Cachexie' beschreibt der Verf. (S. 48 — 52) eine größtentheils tödtlich verlaufende Krankheit, welche durch ungeheuer starkes Herzklopfen sich kund gibt und mit Wasserergießungen in den Höhlen und unter der Haut endet. Sie zeigt sich gewöhnlich bey den Recruten, die wie wilde Thiere zusammen gefangen, und dann mit eisernen Halsringen so an einander gefettet werden, daß sich keiner ohne den anderen bücken kann. Unter Hunger und Peitschenhieben kommen dann diese Unglücklichen an den bestimmten Ort zur Eintheilung unter das Militair.

Als Elephantiasis scroti (Oedemosarcoma nach Severin und Clot-Bey) wird eine in Unterägypten öfters vorkommende, durch Einfluß großer Feuchtigkeit und andere Ursachen bedingte wäßrige Infiltration des Hodensacks beschrieben und durch mehrere Abbildungen erläutert. Unter diesen befindet sich ein Fall, wo eine 110 Pfund schwere Geschwulst mit Erfolg extirpiert wurde. Auf den Inseln des Archipels zeigt sich nicht selten der knollige Ausschlag (Elephantiasis), selten der weiße oder mosaische (Lepra). Man hält sie für ansteckend, daher der Policey von ihrem Vorkommen Anzeige gemacht wird. — Von der Lustseuche wird angegeben, daß sie im Orient häufig durch bloße Naturhülfe geheilt werde. Syphilitische Frauenzimmer kämen ausnahmsweise zur Behandlung. Der Tripper sey in Aegypten eine Seltenheit, in Griechenland etwas Gewöhnliches, so namentlich in Cephalaria, wo hingegen die Lustseuche kaum angetroffen werde. Der Verf. schließt auch hieraus, daß beides zwey specifisch verschiedene Krankheiten seyen. — Blasensteine im Nildelta äußerst häufig, kommen in Oberägypten kaum vor; ob also dort vom schlammigen Trinkwasser herrührend? — Aus den vermischten Bemerkungen, die am Ende angehängt sind, heben wir noch hervor, daß die Lungensucht in Aegypten fast gar nicht angetroffen werde.

G e s t i n g s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1837.

B r ü s s e l.

Gedruckt bey Hayez, imprimeur de l'académie royale, 1836. Chronique en vers de Jean van Heelu publiée par J. F. Willems, membre de l'académie. (Auch mit dem allgemeinen Titel, der Fortschungen erwarten läßt: Collection de Chroniques Belges inédites publiée par ordre du gouvernement). LXIX u. 611 Seiten in Quart.

Was Rec. noch vor drey Jahren sagen durfte, daß die jedem Volke rühmliche und vortheilhafte Sorgfalt für alle Denkmähler vaterländischer Poesie und Sprache nirgend schwächer hervor getreten sey, als unter den jetzt zu Belgien gehörenden Niederländern; das scheint nach einer unerwarteten aber höchst erfreulichen Wendung der Dinge nicht länger zu gelten. Nicht nur zeigen dort auf einmahl mehrere Männer für Erhaltung, Untersuchung und Herausgabe bisher verschlossener Quellen die regeste Thätigkeit, sondern auch

die belgische Regierung bietet diesem edlen Bestreben willig ihre Hand. Und wie im Mittelalter von Flandern her Verfeinerung der Sprache und erste Blüte niederländischer Dichtkunst ausgegangen war, so bewährt sich auch gegenwärtig in dieser Landschaft Vorliebe zur angeerbten Muttersprache und Trieb sie zu hegen und zu schützen entschiedener als in Brabant und Lüttich, wo weniger der örtlichen Lage nach, als aus andern Ursachen das deutsche Element des Volks mehr zurückgewiesen scheint. Es wird eine eigenthümliche, auch politisch merkwürdige Erscheinung darbieten, wenn in dem neu gegründeten Belgien nun endlich zu Stande kommt, was, weder unter der österreichischen, noch französischen, noch zuletzt der holländischen Herrschaft über diese Länder geschah. In Deutschland muß sich dafür die freudigste Theilnahme äußern; Holland aber, dessen Bewohner an Vaterlandsliebe niemand nachstehen, mag dadurch neu angefeuert werden, um in dem, was es früher fast allein auf sich nahm, in der letzten Zeit lässiger verfolgte, nicht von den Nachbarn sich überflügeln zu lassen.

In dem vorliegenden Bande bietet uns Herr J. J. Willems zu Gent, längst bekannt durch seine Verhandeling over de nederduitsche tael en letterkunde D. 1. 2. Antwerpen 1819. 1824, und im Besiz einer reichen Sammlung altniederländischer Handschriften, eine brabantische Reimchronik aus dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts dar. Es wird darin eine in die letzten Regierungsjahre Rudolfs von Habsburg fallende Fehde zwischen dem Herzoge von Brabant und dem Grafen von Geldern, und der im Jahre 1288 von der brabantischen Partey auf der Fuhlinger Heide bey Wöringen (unweit dem Rhein, zwischen Cöln und Düsseldorf); in Döh-

mers Cod. dipl. Francofurt. 1, 434: do man to Vvorinhe streit) erfochtene entscheidende Sieg geschildert. Der Verfasser des Gedichts ist ein Brabanter, Namens Johann van Heelu, der bey dem Treffen, wenn auch nur als Zuschauer, selbst zugegen war und seine umständliche Erzählung davon, so wie von den voraus gegangenen Ereignissen, etwa zwischen 1291 und 1293 geschrieben zu haben scheint. Es sind nicht minder als 8948 Zeilen, in welchen sich nur eine mittelmäßige poetische Gabe kund thut, der lebendigeren Darstellung des fast gleichzeitigen Ottocar von Hornek (aus dessen Werk auch eine hier einschlagende Stelle S. 354 — 373. mitgetheilt wird) unvergleichbar. Doch liefern beynahne neuntausend Verse, wie man sich denken kann, vielfache Beyträge zu dem genaueren Sprachstudium, zur Kenntniß der Sitten jener Zeit, und für die umständliche Beurtheilung der vorgetragenen Begebenheiten selbst. Held des Gedichts ist derselbe Herzoge Johann von Brabant, dessen Minnelieder Ms. 1, 7. 8. abgedruckt stehen, eins dieser Lieder hat der Herausgeber S. LXVI. ganz richtig auf die niederländische Mundart, in der sie ohne Zweifel sämtlich gedichtet waren, zurück geführt; er verheißt aber noch andere ähnliche Gesänge aus Handschriften künftig mitzutheilen. Der bey van Heelu noch unerwähnte Tod des Herzogen erfolgte 1294, und ihn hat ein ungenannter (hochdeutscher?) Dichter damahls in einem Stücke besungen, das Docen (Museum 1, 180.) heraus zu geben versprach, allein wie so vieles andere Wichtigere, was ihm in die Hände kam, nicht heraus gegeben hat.

Heelu's Arbeit wurde im siebzehnten Jahrhundert durch Heinrich Carl von Donghelberge abgekürzt in lateinische Hexameter gebracht und

zu Brüssel 1641 in Folio unter dem Titel proelium Woeringanum gedruckt. Bald darauf erschien auch ein Auszug in Prosa: den stryten ende slach van Woeringen. Brüssel 1646. 4. Den Urtext benutzte vielfach Hundecoper in seinen Anmerkungen zu Melis Stoke, und der vor einigen Jahren verstorbene holländische Archivar van Wyn beabsichtigte längst eine critische Ausgabe der nach Hundecopers Tode in seinen Besitz gerathenen einzigen Handschrift, von welcher hin und wieder bloße Abschriften aufbewahrt werden. Van Wyn aber überließ endlich im J. 1828 dem gegenwärtigen Herausgeber seine Handschrift zur Bekanntmachung und dieser hat sichtbar den lobenswerthesten Fleiß nicht nur auf den Text und dessen sprachliche Erläuterung, sondern auch auf die vorausgehende Einleitung und die nachfolgenden urkundlichen Beylagen gewendet. Die Erklärungen unter dem Text sind in niederländischer Sprache abgefaßt, alles Uebrige in französischer. Druck und äußere Ausstattung sind prächtig.

An der Rechtschreibung des alten Textes wären wohl einige Kleinigkeiten auszusetzen. Da der lange Vocal in der Penultima vor einfachen Consonanten jederzeit kurz wird, sollte 479. 480 gedruckt stehen verloren: toren; 487. 488 resen: wesen (wie 1025 richtig vresen: resen); 1069. 70 vresen: resen; 1023. 24. here: sere u.; eigentlich wäre der Name des Dichters selbst Helu und nicht Heelu zu schreiben; 1066 muß mere in mare gebessert werden. Die Anmerkungen verrathen rühmliche Bekanntschaft auch mit neueren deutschen Schriftstellern; nur ganz creditlose Bücher wie Kremfier und Benekes (ja nicht Beneckes) Teuto würde unter uns niemand anführen. Die Note zu B. 1587 ist zu streichen,

sie vermengt zwey völlig verschiedene Verba dorren und dorven (Gramm. 1, 980.), mhd. turren und dürfen, goth. daürsan und thaürban, und will dorst (sitis) von dorren herleiten, welches zum goth. thaürsus (siccus) gehört, daß mit daürsan nicht verwandt ist. Hr. Willems erinnerte sich nicht, daß für die goth. Buchstaben TH und D, oder die hochd. D und T die niederländische Sprache nur einen Laut hat, daß D,

Mit noch lebhafterer Freude empfangen wir den zu

G e n t.

Bei Gyselyndt 1836 gedruckten: Reinaert de Vos, episch fabeldicht van de twaelfde en dertiende eeuw met aenmerkingen en ophelderingen van J. F. Willems. LXVII u. 352 S. in Groß- Octav.

Das ist denn nun die erste Ausgabe des vollständigen niederländischen Gedichts, welches Rec. vor fünf Jahren bekannt zu machen wünschte. Es glückte ihm damals nicht der Handschrift oder einer der beiden davon in Holland genommenen Copien habhaft zu werden. Aus der Rendorp van Marquetteschen Bibliothek zu Amsterdam gelangte sie seitdem in den Besitz von William Heber, und wäre vermuthlich lange noch dem Publicum vorenthalten geblieben, hätte des Bibliomanen Tod nicht auch diese letzte Gefangenschaft gesprengt. In England ließ sie auf des Herausgebers Betrieb die belgische Regierung zu hohem Preise (man sagt von viertausend Franken) erkaufen, und so kam das Werk zurück dahin wo es entsprungen war, in die Hände eines rüstigen Mannes, der nicht bloß den Werth der alten Dichtung, sondern auch die Wichtigkeit

ihrer ungesäumten Bekanntmachung für Wiederbelebung des niederländischen Sprachstudiums gehörig anzuschlagen verstand. Solchem Erfolg wird jener Preis wahrlich gering scheinen. Dem Vernehmen nach ist die Auflage schnell erschöpft worden.

Wir hätten einen Abdruck des ganzen so glücklich errungenen Schazes gewünscht. Der Herausgeber liefert ihn bloß von 3475 an bis 7816 und folgt im ersten Theile der Comburger Handschrift, nach des Rec. Ausgabe. Alle bedeutenden Varianten der belgischen Handschrift bringt er in Noten unter den Text.

Offenbar gewährt der Comburger Codex den echten besseren Text des ersten Theils, aber eben weil dieser bereits gesichert war, verlohnte sich der Mühe, die wenn gleich auslassende und zusehende Ueberarbeitung, wie sie ist, zu vollständigem Gebrauch mitzutheilen. Die unten hingesezte Varietas lectionis hebt nicht alles aus. Das beweisen allein schon die beigegebenen Schriftproben, man halte z. B. die erste zu den Zeilen 83 — 94; hier werden in den Anmerkungen nur sechs abweichende Verse abgeschrieben, während jeder der sechs übrigen auch kleine Verschiedenheiten darbietet, die für die Beurtheilung des Nachdichters wichtig werden können. Möge also bey einer neuen Auflage der ganze belgische Text unter den Comburger des ersten Theils mit Notenschrift gerückt werden.

Was von B. 3475 — 6778. folgt, war bisher völlig unbekannt, und dem Inhalte nach nur aus der Prosaauflösung und dem niederdeutschen Gedichte zu entnehmen. Von 6778 — 7816 läuft das bereits gedruckte van Wynsche Bruchstück, von welchem die belgische Hs. unbedeutende Ab-

weichungen darbietet. Denn beide geben hier das überarbeitete Werk.

Der vervollständigte Text hat den Herausgeber in Stand gesetzt, die bisher gepflogenen Untersuchungen und Vermuthungen über das Verhältniß beider Theile und ihre Verfasser zu erweitern.

Kein Zweifel, daß der zweyte Theil, also alles umgearbeitete überhaupt, tief unter der ersten Anlage und Ausführung stehen bleibt. Hier eine treffliche, fest in einander gefügte Fabel aus einem Guß in gehaltener gleicher Darstellung; dort zusammen gestückelte Fortsetzungen und Einschüßel, zuweilen mit Geschick behandelt, dem Inhalte nach oft anstößig und widerstrebend.

Hr Willem's führt nun scharfsinnig aus, das alte Gedicht sey bereits im zwölften Jahrh., etwa um 1170, von einem ungenannten und unbekanntem Dichter, die Umarbeitung aber von Willem Utenhove, einem Zeitgenossen Maerlants, mithin ungefähr hundert Jahre nachher abgefaßt.

Rec. hatte sich den ersten Theil höher als 1250 zu rücken nicht getraut; mit der Comburger Hs. legte er ihn einem Dichter Willem (die Madok, wozu Scheltema verführte, hat er längst aufgegeben) bey; der Verfasser des zweyten Theils schien ihm dagegen unbekannt.

Jener neu aufgestellten Ansicht widerstreitet doch stark, daß schon die Comburger Vorrede mit dem Namen Willem beginnt, er also an die Spitze des echten, alten Textes gesetzt ist, den diese Handschrift allein gibt, mit dessen Schlusse sie endet. Anzunehmen, der Schreiber des Comb. Cod. habe auch die Umdichtung vor sich gehabt, aus ihr nur einen Satz der Vorrede entlehnt, sie aber sonst verschmäht, scheint gezwungen. Und warum soll ein so gewöhnlicher Vorname wie

Willem gerade auf den Priester von Utenhove bezogen werden? dieser hat nach Maerlants Zeugniß bloß einen Bestiaris, unser Willem viele Bücher gedichtet. Allerdings ist die Wiederholung des Namens Willem und die ganze sechste Zeile der Comb. Hs. seltsam, auch die Klage, daß Keinaerts Begebenheiten unrichtig oder unvollständig geschrieben seyen, scheinbar mehr auf den zweyten anwendbar als auf den ersten Dichter. Indessen müssen dem ersten Theile ja schon frühere Volkslieder, vielleicht Jahrhunderte lang, voraus gegangen seyn, und auf deren Unvollständigkeit, im Gegensatz zu den nun auch aus Frankreich eindringenden Bearbeitungen der Thierfabel darf jene Aeußerung bezogen werden; oder, wenn man lieber will, auf die in Flandern umgehenden lateinischen, unstreitig älteren Gedichte.

Möglichkeit, daß bereits das zwölfte Jahrh. niederländische, zusammenhängendere Dichtungen, als Volkslieder zu seyn pflegen, von diesem Gegenstande kannte, wer wollte sie in Abrede stellen? obgleich es auffallen muß, daß von aller vormaerlantischen Poesie weder Nachrichten, noch Handschriften erhalten worden sind. In den vielen belgischen Klöstern und Abteyen, den Büchersammlungen der flandrischen und brabantischen Herzöge, den Rathhäusern und Archiven der reichen Städte jener Gegenden sollten sich nicht einmal Bruchstücke solcher Werke des zwölften Jahrhunderts erhalten haben, während sie in Deutschland und Frankreich fast allenthalben an den Tag kommen? Warum eine flämische Uebertragung des französischen Reclus de Moliens in so frühe Zeit fallen soll, sehen wir nicht ein; das neulich entdeckte Fragment *) einer niederländischen Ue-

*) Hr Serrure zu Gent hat ein genaues Facsimile bekannt gemacht.

Uebersetzung des hochdeutschen Nibelungenliedes kann keinem andern Jahrhundert gehören als höchstens dem dreizehnten, und S. XVIII. wird davon zu viel behauptet. So lange wir also keine entschiedene und ausgemachte niederländische Denkmale des zwölften Jahrhunderts besitzen, so lange wir die Verschiedenheit ihrer Sprache und ihres Stils von denen des dreizehnten und vierzehnten nicht ermitteln können, wird es bedenklich bleiben, einem in weit jüngeren Handschriften aufbehaltenen Gedicht, ohne Dazwischenkunft anderer Gründe, ein so hohes Alter beizumessen.

Zwar sucht der Herausgeber auch einige aus dem Inhalte der Dichtung hergenommene Beweise geltend zu machen. Dankenswerth ist seine Bemerkung S. XXXVI., die in der Fabel berühmte Wüsteney Hulsterlo sey wegen eines, man weiß nicht sicher wann, dahin versetzten wunderthätigen Muttergottesbildes im 13., 14., 15. Jahrhundert ein allbesuchter Wallfahrtsort gewesen. Das scheint jedoch nicht darzuthun, daß unser Dichter, indem er diesen Ort menschenleer und von keinem lebendigen Geschöpf betreten schildert (2886 ff.) vor jener Frequenz gelebt habe. Im Gegentheil möchte man ihm den ironischen Zug zutrauen, in der lügenhaften Erzählung des Fuchses von dem Schatze gerade absichtlich einen allen Leuten bekannten Platz für verwildert auszugeben, oder wenigstens dort, wo zu seinen Tagen das Heilthum stand, irgend einer Beziehung wegen, in alter Fabelzeit Thiere sich unheimlich umher treiben zu lassen.

Diese ganze reich entfaltete Thiersage wird künftigen Forschungen noch lange Stoff darreichen, und ist desto anziehender.

Mit einigen Thiernamen hat sich der Herausgeber aufs Neue beschäftigt. Die Benennung

der lateinischen und altfranzösischen Gedichte für den Hasen Guttero und Couars hielt auch schon Rec. zusammen; kaum aber läßt sich Couart, flandrisch Cuwaert, aus koude (d. i. kalte, kaltsieber) deuten, dann würde die Form Koudaert entsprungen seyn, die dem ital. codardo zufällig näher stände, als dem franz. couart und jenem Cuwaert.

Die Spielerey des Abschreibers S. 287. errieth der Herausgeber, nachdem das Buch schon die Presse verlassen hatte. Aus den von unten nach oben gelesenen Endbuchstaben jeder Spalte ergibt sich zweymahl der Name Glaes van Aken. Um die nöthigen Vocale zu gewinnen, mußten mehrere de abgeschnitten werden, über welche die schnelle niederländische Aussprache ohnehin zu gleiten pflegt, alre bedeutet also alrede, pa pade, ra rade. Es gibt mehrere Glaes und Glaeskin unter den alten Dichtern, ja einen Glaes Willems und einen Willem van Aken, und jener Schreiber zeigt doch einiges dichterische Geschick. Den zweyten Dichter des Reinaert darin zu wittern, wäre allzu kühn.

Die schon bey der Chronik des Heelu gerühmten gründlichen und vielseitigen Kenntnisse des Herausgebers liegen in den zum Reinaert gegebenen sprachlichen Erläuterungen, in der hinzu gefügten Einleitung und in den angehängten Beylagen noch mehr vor Augen. Das Außere des Buches ist höchst befriedigend. Willkommen seyn wird die Nachricht, daß zunächst eine Ausgabe der Brabantsche Geesten und ein periodisches Werk unter dem Titel: Belgisches Museum für niederländische Sprache und Geschichte, dem wir anhaltenden Fortgang wünschen, zu erwarten steht.

Jac. Grimm.

P a r i s.

Chez Baillièrre: Des Convulsions chez les Femmes pendant la grossesse, pendant le travail et après l'accouchement, par A. Velpeau, chirurgien de l'hôpital de la Pitié. 1834. 136 Seiten in 8.

E s l n u n d N a c h e n.

Verlag von E. Kohnen: Dasselbe Buch übersetzt mit Anmerkungen und Hinzufügung der neueren deutschen Beobachtungen von Dr M. F. Bluff. 1835. 127 Seiten in 8.

Der rühmlichst bekannte Verf. hat sich bemüht, in vorliegender Schrift über eine Krankheit Licht zu verbreiten, welche, wie er sich ausdrückt, leichter zu erkennen, als zu definieren ist. Es geht dem Worte Convulsion überhaupt wie dem Worte Fieber; wären die Natur und der Sitz aller Krankheiten völlig bekannt, so müßte man diese Namen aus dem nosologischen Systeme verweisen. Wirklich sind die Convulsionen, wie das Fieber nur Symptome äußerst verschiedenartiger Krankheiten, allein sie haben auch wie das Fieber oft eine zu dunkle Aetiologie, als daß man noch in langer Zeit hoffen dürfte, ihren Titel durch den wahren Namen ihrer anatomischen oder organischen Ursache zu ersetzen. Nach einer kurzen Einleitung handelt der Verf. im ersten Kapitel über die Formen, Arten und Häufigkeit der Convulsionen. Seltener ist die apoplektische Form in der Schwangerschaft, als während der Geburt, umgekehrt ist es mit den hysterischen. Partielle Convulsionen sind so selten, daß der Verf. glaubt, es befinden sich unter den aufgezählten Fällen nicht wenige, die einen andern Namen führen sollten. Von den allgemeinen wer-

den zwey Arten aufgestellt, die tonischen und chlonischen. Dabey sind noch besonders aufgeführt, Convulsionen der Bauchwandungen, der Eingeweide und der Gebärmutter. Ferner unterscheidet man tetanische, kataleptische, hysterische, epileptische, apoplektische, chronische Arten. Der Verf. glaubt, daß die Convulsionen in der Schwangerschaft, während und nach der Entbindung meist von Tetanus, der Catalepsie, Epilepsie u. s. w. verschieden sind, und meint, daß sie zweckmäßiger mit dem Namen Eclampsie bezeichnet würden. Die Häufigkeit betreffend, so ist es schwer, darüber ein bestimmtes Urtheil zu fällen, da man nicht so zahlreiche statistische Nachrichten hat, um daraus ein sicheres Resultat ziehen zu können. Belpreau sah unter 1000 unter seinen Augen im Hospital der Facultät vorgekommenen Geburten keinen einzigen Fall, während er die Krankheit in andern Spitalern mehrmahls beobachtete. In der Privatpraxis kam ihm unter 1500 Geburten die Eclampsie 16 Mal vor. Vielleicht ist die Eclampsie in einigen Jahren, bey gewisser Luftbeschaffenheit häufiger (Smellie), ja die Lachapelle sagt, daß das Uebel in der Maternité zuweilen epidemisch vorkomme. Am häufigsten ist aber die Eclampsie zur Zeit der Geburtsthätigkeit, aber weder im Anfange derselben noch gegen das Ende, sondern in dem ganzen Zeitpuncte, der zwischen diesen beiden Extremitäten liegt. Das zweynte Kapitel enthält 22 specielle Beobachtungen von Convulsionen, theils während der Schwangerschaft, theils während, theils nach der Geburt: die drey letzten betreffen Personen, die gar nicht schwanger waren. Fast in allen Fällen wurde Blut entzogen. Das dritte Kapitel setzt die Ursachen näher auseinander, welche in prädisponible und zufällige getheilt

werden. Unter den letztern sind freylich viele angegeben, die, obgleich vorhanden, doch nicht immer Convulsion bewirken: dagegen entsteht auch zuweilen das Uebel, ohne daß man eine hinreichende Ursache angeben kann. Das vierte Kapitel enthält die Symptome und den Verlauf der Krankheit, wobey der Verf. besonders die hyster., tetan., epilept. und apoplekt. Form berücksichtigt. Das fünfte Kapitel gibt den Ausgang und die Vorhersagung an. Die Clampsie entscheidet sich durch Uebergang in Gesundheit, in den Tod oder in andere Krankheiten: die Vorhersagung ist im Ganzen für Mutter und Kind ungünstig. Das sechste Kapitel theilt den Leichenbefund mit, woraus indessen kein bestimmtes Resultat hervorgeht. Mit Recht sagt Belpreau, daß die Rückenmarkshöhle nicht oft genug geöffnet worden, um ein sicheres Resultat aus den gefundenen Abnormitäten ziehen zu können: in der That stimmen mit dieser Vermuthung auch teutsche Beobachtungen überein. Das siebente Kapitel hat die Behandlung zum Gegenstande, welche der Verf. in die allgemeine und specielle zerfallen läßt. Bey der Auseinandersetzung der allgemeinen Behandlung geht der Vf. die verschiedenen Mittel durch, und betrachtet hier 1) die Krampfstillenden. Sie scheinen bey den hysterischen Convulsionen von einigem Nutzen zu seyn: allein genügen sie indessen nicht, sie mäßigen den Anfall, beugen ihm mehr vor, als daß sie die heftigen Ausbrüche heilen. 2) Betäubende Mittel, vor allem Opium. Die Meinungen darüber sind getheilt: der Verf. spricht sich dahin aus, daß es weder alle das Gute, noch alle das Böse verdient, was ihm nachgesagt wird, und daß es da an seiner Stelle ist, wo weder schnarchende Respiration, noch soporöse Zufälle vorwalten. 3) Ausleerende Mit-

tel, Brech- und abführende Mittel. Sie sind bey gastrischen Complicationen an ihrer Stelle. 4) Blutentziehungen sind bey der Eclampsie das einzige Mittel, für welches sich fast alle Aerzte erklärt haben, und zwar so wohl als Vorbauungs- als auch Heilmittel. 5) Ableitende Mittel, als trockne Schröpfköpfe, Sensteiche, Blasenpflaster, Haarseil. 6) Bäder und kühlende Mittel: besonders bekommen Eisumschläge auf die Stirn oder den Kopf dann gut, wenn die Eclampsie von heftigen Kopfschmerzen, lebhafter Hitze in der Stirn begleitet ist, und so oft das Gehirn mehr irritiert, als durch ein Extravasat gehindert erscheint. Nach dem Anfalle können sie die Rückkehr verhindern oder wenigstens aufhalten. 7) Verschiedene andere Mittel, als Digitalis, Wismuthoxyd, Magnesia mit Zucker, Nitrum und Alaun (wenn der Eclampsie Zahnweh vorher geht), Chinin. sulphur., wenn die Anfälle zu bestimmten Stunden wiederkehren. Die specielle Behandlung betrifft hauptsächlich einige besondere Hülfleistungen, je nachdem sich die Convulsionen in der Schwangerschaft, während oder nach der Entbindung zeigen. Die Eclampsie während der Schwangerschaft kann nun einem oder mehreren der genannten Mittel unterworfen werden. Oft sind hier antispasmodica, Bäder, beruhigende, Abführ-Mittel, Digitalis und Alterantia nützlich. Viel ward auch den Frauen zur Ader gelassen. Die künstliche Frühgeburt, die gewaltsame Entbindung und der Gebärmutterchnitt durch die Vagina können ebenfalls im Laufe derselben ihre Anwendung finden, doch muß von ihnen während der Entbindung vorzüglich die Rede seyn. Bey der Eclampsie während der Geburt ist unser Verf. der Meinung, daß es fast kein Mittel

dagegen gibt, als die Entleerung des Uterus, womit auch unsere deutschen Beobachtungen übereinstimmen. Nur dann erwarte man die natürliche Beendigung der Geburt, wenn der Kopf herab gestiegen und der Gebärmutterhals verstrichen ist, wenn die Wehen frey von Statten gehen, und die Geburt regelmässig zu verlaufen scheint, wobey man sich an die allgemeinen Mittel zu halten hat. Das Mutterkorn, welches von Einigen empfohlen ist, glaubt der Vf. hier nicht angezeigt. Die Zange wendet der Vf. da an, wenn der Kopf bereits entwickelt in der Nähe des Orificiums steht, und besonders, wenn er in die Beckenhöhle getreten ist: steht der Kopf aber noch frey im oberen Beckeneingange, so unternehme man lieber die Wendung, die freylich dann sehr schwer auszuführen ist, wenn die Eclampsie auf einer krampfhaften Zusammenschnürung, einer Verhärtung u. s. w. beruht, und wenn die Geburt eben erst begonnen, oder noch gar nicht angefangen hat. Auf die künstliche Frühgeburt macht der Verf. wohl aufmerksam, wagt aber noch nichts darüber zu entscheiden; dies darf nun freylich nicht auffallen, da jetzt erst dieses Verfahren in Frankreich anfängt bekannt zu werden, nachdem Stoltz in Straßburg diese Operation vor einigen Jahren zuerst unternommen, und so die Aufmerksamkeit der französischen Geburtshelfer darauf hingelenkt hat. Die Zerreißung der Enhäute wäre bey fortdauernden Convulsionen zu versuchen. Der gewaltsamen Erweiterung des Muttermundes zieht der Verf. Einschnitte in den Muttermund vor, da diese nicht so sehr aufregen und reizen, wie der Versuch, den Muttermund mit den Fingern auszu dehnen. Kaiserschnitt und Perforation kommen bey vorhandener Beckenenge in Betracht, die er-

stere Operation auch bey unentbunden Verstorbenen, wobey der Verf., wie Lebreton, lieber den Gebärmutterhals einschneiden, als den Bauch öffnen will. Treten Convulsionen in der so genannten fünften Periode ein, so ist das erste, die Nachgeburt zu entfernen t eben so können oft Blutklumpen in der Gebärmutter Convulsionen erregen, und diese sind daher ebenfalls zu entfernen. Die Compression des Hypogastriums, besänftigende oder antiseptische Einspritzungen, je nach der muthmaßlichen Ursache des Uebels, die directe Behandlung etwaiger Verletzungen im Becken, sind die einzigen speciellen Mittel, welche die Kunst gegen Convulsionen nach der Entbindung besitzt. Uebrigens finden alle anderen Heilmittel hier ihre Anwendung. Ein Rückblick auf die Therapie mit einer Uebersicht aller empfohlenen Mittel macht den Schluß des Buchs. — Was die von Bluff besorgte Uebersetzung betrifft, so hat sich derselbe bemüht, an vielen Stellen das Original zu ergänzen, und besonders die neueren vaterländischen Beobachtungen hinzu zu fügen, wodurch gerade die Uebersetzung einen größeren Werth vor dem Originale erhält, dem diese Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur zum großen Vorwurf gereicht, woran man indessen bey französischen Schriftstellern seit jeher gewöhnt ist.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1837.

B e r g a m o.

Due lettere sopra il Musaico di Pompei, dal P. Abb. Giovanni Battista Baizini, Socio del Ateneo di Bergamo. 1836. 8. 55 S. Das Monument, dessen Erklärung diese kleine Schrift gewidmet ist, ist das berühmte in Pompeji gefundene Mosaik, die Alexander Schlacht gegen Darius darstellend. Es ist bereits in diesen Blättern 1834. St. 118. 119. bey der Anzeige des großen Werks von Niccolini ausführlich davon gesprochen, und dargethan, daß es die Schlacht bey Issus sey, auf welche es sich bezieht. Dieses ist auch die Meinung, welche in vorliegender kleinen Schrift dargethan wird, und wir werden daher nur das auszuheben haben, wodurch sie sich auszeichnet. Dies geschieht erstlich schon dadurch, daß hier bey dem kleineren Maßstabe das ganze Werk auf Einem Blatte dargestellt werden konnte, statt der Vertheilung durch zwölf Blätter bey Niccolini, wodurch die Uebersicht erleichtert, und die Gruppierung klar

wird; und durch die colorierte Abbildung, welche nach den besten Copieen gemacht ist, wodurch das ganze große Meisterwerk erst lebendig vor die Augen tritt. Es ist nicht bloß die Pracht und der Glanz der Farben, die selbst den Nichtkennner in Erstaunen setzen, es ist besonders auch der Ausdruck in den Stellungen und Gesichtern, nicht allein der beiden Könige, des auf seinem Wagen zur Flucht sich wendenden Darius, und des auf seinem Roß gegen ihn heran sprengenden Alexander, sondern auch aller übrigen streitenden Personen; der Perser, die sich um ihren König zu seiner Bertheidigung drängen, und der zum Angriff vordringenden macedonischen Reiterschaar, welche Bewunderung erregen. Was nun die Erklärung betrifft, so ist es auch nach dem Verf. der entscheidende Augenblick der Schlacht bey Issus, als der Perserkönig die Flucht ergreift, der hier dargestellt wird. Eigenthümlich ist aber dem Verf. die sorgfältige Vergleichung des Bildes mit der Beschreibung, die Curtius gibt, dem wir die ausführlichste Beschreibung des ganzen Vorganges verdanken, die freylich mit der des Arrian nicht übereinstimmt, wo die historische Wahrheit unstreitig bey diesem zu suchen ist, da die Beschreibung des Curtius, nach der Alexander persönlich den Darius angriff, mehr einen poetischen Character trägt. Auf die historische Wahrheit kommt es indeß hier nicht an, wo der Künstler das auswählen konnte, was ihm am meisten zusagte. Die Uebereinstimmung mit Curtius ist in der That höchst auffallend, nicht nur in der Darstellung der Haupthandlung, sondern auch in vielen Nebendingen, wie in der Kleidung, der Rüstung, den königlichen Insignien, auch in dem Schmucke seiner Begleiter, der vornehmen Perser, eben so auch von Alexander und den ihn begleitenden Macedoniern. Bey Darius kommen

die Farben der einzelnen Stücke der Bekleidung mit der Beschreibung genau überein. Das Gewand des Königs, heißt es unter andern, sey vorn statt der Spangen mit zwey goldenen Sperberköpfen quae velut rostris inter se concurrunt zusammen gehalten, welches der Verf. sehr sinnreich aus der Nachricht Herodot's erklärt, III, 76., daß, als Darius mit den Mitverschwornen ging, um den falschen Schmerdis zu tödten, sieben Sperber ihnen voran flogen, und kleine Vögel verfolgten, welches als ein günstiges Omen angenommen ward. Wenn Alexander mit bloßem Kopf und ohne Helm erscheint, so geschah es wohl, um ihn durch seine Physionomie kenntlich zu machen. Auffallend ist es, daß von dem weißen Biergespann am Wagen des Darius das vordere Eckpferd ganz schwarz ist, welches offenbar keinen andern Grund hatte, als die ganze Gruppe dadurch herauszuheben, welcher Zweck auch vollkommen erreicht ist. Wenn nun die Vergleichung mit der Erzählung des Curtius so auffallende Aehnlichkeiten darbietet, so wird man nicht daraus folgern wollen, daß der Künstler das Werk des Curtius selbst vor Augen gehabt habe, sondern nur, daß beide aus derselben Quelle geschöpft haben. Der Verfertiger des Mosaiks hatte aber ohne Zweifel ein Gemälde vor Augen, das er copierte, und welches nur das Werk eines großen Meisters seyn konnte. Der Verf. rath auf Apelles, von dem Alexander allein sich malen ließ. Aber dieser war wohl mehr Portrait- als Geschichtsmaler. Daß es vielleicht das Werk einer Helena, die eine Iffus-Schlacht gemalt hatte, gewesen sey, ist in der früheren Anzeige dieser Blätter bemerkt, wofern eine Composition wie die vorliegende, von weiblicher Hand kommen konnte.

Zu dem bereits bey der früheren Anzeige gegebenen Verzeichnisse der anderweitigen Erklärungen, welche das Kunstwerk hervor gerufen hat, haben wir noch eine neuere hinzu zu fügen: Il gran Mosaico Pompeiano spiegate di Giuseppe Sanchez, Bibliothecar des Museo Borbonico in Neapel. Der Verf. widerlegt erstlich die Erklärungen seiner Vorgänger, um die seinige geltend zu machen, welche dahin geht, daß nicht eine Schlacht zwischen Alexander und Darius dargestellt sey, sondern die Scene aus der Ilias IX, 352 zc., wo Hector die Flucht vor Achill ergreift, um dem Kampfe mit ihm auszuweichen. Schwerlich jedoch wird jemand in Darius die Gestalt von Hector erkennen. Aber die einzige Bemerkung reicht zur Widerlegung hin, daß das vorgestellte Gefecht ein Reitergefecht ist, und Homer zwar Kriegswagen, aber keine Reiterey kennt.

Sn.

P a r i s.

Bey Thomine, 1822 — 1835. Dictionnaire technologique, ou nouveau dictionnaire universel des arts et métiers, et de l'économie industrielle et commerciale; par une société de savans et d'artistes. 22 Bände in Octav, jeder Band im Durchschnitt von 30 Bogen; nebst 42 Lieferungen Kupfertafeln, jede Lieferung mit 6 — 10 Tafeln in verschiedenem Format.

Nun dieß große, vor 15 Jahren begonnene Werk vollendet vor uns liegt, wird es passend seyn, über seinen Umfang und Inhalt, über seine Einrichtung und seinen Werth hier kurzen Bericht zu erstatten. Bekanntlich ist in Frankreich das Bedürfniß umfassender und genauer Beschreibungen der industriellen Gewerbe zuerst er-

kannt, und durch die von der Königl. Academie der Wissenschaften veranstalteten *Descriptions des arts et métiers*, so wie durch die *Encyclopädien* auf eine ausgezeichnete Weise befriedigt worden. Diese Werke haben eine lange Zeit als die besten in ihrer Art gegolten, und von ihnen ist der erste Anstoß zur Bearbeitung ähnlicher in anderen Ländern, besonders auch in Deutschland, ausgegangen. Sie sind indessen zum Theil unvollendet geblieben, und haben durch die außerordentlichen Fortschritte der nützlichen Künste und der ihre rationelle Ausübung leitenden Wissenschaften, mehr und weniger ihre Brauchbarkeit verloren. Der Besitz eines neuen, umfassenden Werkes über die industriellen Gewerbe war aus diesen Gründen ein in Frankreich schon seit längerer Zeit gefühltes Bedürfnis; daher die Herausgabe des obigen dort große Theilnahme und Anerkennung gefunden. Es verdient nun auch bey uns allgemeiner bekannt und benutzt zu werden, da es umfassender ist als ähnliche Werke, welche wir besitzen; da seine Bearbeitung im Ganzen sehr gelungen zu nennen; und sein Preis im Verhältniß zu seinem Umfange und seiner Ausstattung nicht hoch ist.

Der Titel '*Dictionnaire technologique*', würde weniger erwarten lassen, als man findet, wenn nicht zugleich bemerkt wäre, daß dieß Werk neben den Künsten und Handwerken, auch Landwirthschaft und Handel mit berücksichtige. Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß die ersteren Gegenstände mit besonderer Vorliebe und Sachkenntniß bearbeitet worden, und daß die Artikel, welche Gegenstände der Landwirthschaft und des Handels betreffen, im Ganzen zu den schwachen Seiten des Werkes gehören. Der große Umfang und die Vielseitigkeit desselben erforderten eine Theilung der Arbeit. Hr Francoeur hat haupt-

sächlich die auf Physik und Mechanik, auch einen großen Theil der auf Landwirthschaft und Handel sich beziehenden Artikel verfaßt. Einen Theil der Artikel, welche von mechanischen Künsten handeln, hat Hr Molard der jüngere geliefert. Die mehrsten der eigentlich so genannten technologischen Gegenstände sind von Hn Lenormand bearbeitet. In die Artikel, welche die chemischen Künste betreffen, haben sich die Hnn Robiquet und Payen getheilt. Außerdem haben mehrere berühmte Gelehrte die Bearbeitung einzelner, wichtiger Gegenstände übernommen. So z. B. ist der 291 Seiten einnehmende Artikel 'Poteries' von Hn A. Brongniart, der allgemeine Theil des großen Artikels 'Teinture' von Hn Chevreul, der Artikel 'Teinturier-Peaussier' von Hn Deluze verfaßt. Man ersieht hieraus, daß die Bearbeitung dieses Werkes ausgezeichneten Gelehrten anvertrauet worden; zum Theil solchen, deren Namen in den von ihnen übernommenen Fächern besonders glänzen, und die darin nicht bloß theoretisch, sondern auch practisch bewandert sind. Um so viel als möglich Gleichförmigkeit der Redaction zu erreichen, Irrthümer und Wiederholungen zu vermeiden, haben sich die Haupt-Mitarbeiter zu einer gegenseitigen Mittheilung und Prüfung ihrer Beiträge vereinigt, und kein Artikel ist abgedruckt, der nicht zuvor von sämtlichen Verfassern durchgesehen und unterzeichnet worden.

Bei einem Werke, welches hauptsächlich zum Nachschlagen bestimmt ist, in welchem der eine diese, der andere jene Belehrung sucht, ist eine alphabetische Ordnung die passendste. Diese eignet sich um so mehr für ein solches Werk, wenn es, wie das vorliegende, hauptsächlich eine practische Tendenz hat, und dessen Gegenstände unter einander zum Theil in keinem wissenschaftli-

chen Verbande stehen. Für die Brauchbarkeit eines alphabetisch abgefaßten Werkes ist es aber nicht gleichgültig, welche Begrenzung den einzelnen Artikeln gegeben wird; ob man ihnen einen größeren Umfang ertheilt, und den Inhalt der einzelnen Artikel möglichst systematisch ordnet; oder ob man ihnen engere Grenzen setzt, und daher eine systematische Bearbeitung der zunächst verwandten Gegenstände weniger berücksichtigt. Bey der Einrichtung des vorliegenden Werkes ist im Allgemeinen das letztere Princip beobachtet, welches den Gebrauch durch Verminderung der lästigen, häufigen Zurückweisungen unstreitig erleichtert. Hin und wieder ist freylich dieerspaltung der Artikel wohl etwas zu weit getrieben, indem z. B. 'Nombre de Dents des Roues' einen besonderen Artikel bildet, der doch gewiß passender mit dem Artikel 'Roues dentées' vereinigt wäre. Wenn wir gleich im Allgemeinen die große Ausdehnung der in dem Dictionnaire technologique berücksichtigten Gegenstände nicht tadeln wollen, so ist es doch nicht zu billigen, daß die durch den Titel angedeuteten Grenzen oft zu weit überschritten worden. Wer sucht wohl in einem solchen Werke Artikel wie Empoisonnement, Enseignement mutuel, Orthopédie, Météorologie, welcher letztere sogar 20 Seiten einnimmt; oder wer erwartet in einem Dictionnaire technologique unter dem Artikel Bouches à feu auch eine ausführliche Anweisung zur Bedienung des Geschüßes zu finden? Bey einem Werke, welches einen so großen Umfang hat und von verschiedenen Gelehrten bearbeitet wurde, darf man sich nicht darüber wundern, wenn nicht alle Theile desselben gleichen Werth haben. Es ist oben bereits bemerkt, daß in dem vorliegenden die Artikel, welche Gegenstände der Landwirthschaft und des Handels betreffen, im Ganzen

weniger befriedigen als die übrigen. Aber auch mit denen, welche sich auf technische Gegenstände beziehen, kann man nicht immer in gleichem Grade zufrieden seyn. Fabricationen, welche in Frankreich betrieben werden, sind größtentheils erschöpfend beschrieben; mangelhaft sind dagegen oft die Nachrichten von den Fortschritten der Fabriken und Manufacturen in anderen Ländern, namentlich in England, und zumahl in Deutschland. In einem Werke, dessen Inhalt nur zum Theil aus den eigenen Erfahrungen der Verfasser geschöpft seyn kann, sollten die benutzten Quellen stets angezeigt seyn, indem man dadurch allein einen Maßstab für die Genauigkeit der Angaben erlangt. Solche Nachweisungen werden aber bey den mehrsten Artikeln des obigen Werkes vermisst. Diese Mängel sind indessen von geringem Belange bey der im Ganzen musterhaften Bearbeitung des *Dictionnaire technologique*. Sein Werth wird besonders noch erhöht durch die große Anzahl trefflich ausgeführter Kupfertafeln, welche nach den vier Abtheilungen: *Arts physiques*, *Arts mécaniques*, *Arts chimiques*, *Technologie*, vertheilt und numeriert sind. Um die neueren Erfindungen und Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Technik nachzutragen, werden von Zeit zu Zeit Supplementbände erscheinen. So wird das *Dictionnaire technologique* Allen, welche sich mit technischen Gegenständen auf die eine oder andere Art beschäftigen, dauernd von großem Nutzen seyn können. Es behauptet unter allen vollendeten Werken ähnlicher Art gegenwärtig unstreitig den ersten Rang, und sollte wenigstens in keiner größeren Bibliothek fehlen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. S t ü c k .

Den 8. Junius 1837.

D r f o r d .

At the University Press. *Fasti Hellenici.*
The civil and literary Chronology of Greece,
from the earliest accounts to the LVth
Olympiad. By Henry Fines Clinton, Esqu.
M. A. late student of Christ Church. Vol. I.
435 Seiten in 4. 1834.

Unsere Anzeigen haben dieses umfassende Werk
bis jetzt noch immer mit Stillschweigen übergan-
gen, wiewohl es unstreitig eins der wichtigsten
Hilfsmittel für die politische und Literaturge-
schichte Griechenlands — und nicht bloß Griechen-
lands, sondern auch des Orients und Roms —
und leicht das bedeutendste Werk ist, das die
classischen Studien in der letzten Zeit in England
hervor gebracht haben. Auch ist es bereits zu
seiner Vollendung gediehen, indem der uns vor-
liegende erste Band nach der Folge der Erschei-
nung der dritte ist, da zuerst (1824) der zweyte,
welcher die Zeit von Olymp. 55 bis 124. um-
faßt, und dann (1830) der dritte, der von Ol.

124. anfängt und bis zum Tode des Augustus hinab reicht, heraus kam, von denen der erstere auch durch eine lateinische Uebersetzung von C. S. Krüger (Leipzig 1830), nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals (1827), unsern Landsleuten zugänglicher gemacht worden ist. Dadurch sind auch schon die trefflichen Seiten und die allgemeine Brauchbarkeit dieses Werks unter uns allgemein bekannt geworden, die Genauigkeit in der Anführung der Stellen, deren vollständige Mittheilung den Leser meist der Mühe des Nachschlagens überhebt, das besonnene und gesunde Urtheil in der Benützung derselben, und die ausgezeichnete Sorgfalt und Präcision in allen Berechnungen, durch welche das Werk vor allen derselben Art den Vorzug verdient. Die Mängel, die wir bey dem mehrjährigen Gebrauche des Werks gefunden zu haben glauben, haben weniger in dem Verf., als in der ganzen Natur seiner Arbeit ihren Grund. Der Zweck und die Aufgabe des Werks erheischen es, daß er die Chronologie der politischen und Litterargeschichte als etwas Besonderes, für sich Bestehendes behandelt; nun ist aber die Chronologie nur gleichsam die Rüstung, um das Gebäude der Geschichte aufzuführen, oder, lieber noch, das Netz, welches über die lebendige Gestalt der Geschichte gespannt wird, um sie darnach naturgemäß zeichnen zu können. Ist nun dieses Netz gerissen, oder nicht vollständig auf uns gekommen: so ist es die Art der Chronologen, lieber die erhaltenen Fäden auf irgend eine Weise zusammen zu knüpfen, als aus dem ganzen Umriß der Gestalt, der Kenntniß des organischen Baues, welchen wir bey der Zeichnung anderer Theile gewonnen haben, das Fehlende herzustellen, und die Gliederung des geschichtlichen Körpers zu bestimmen. Mit an-

den Worten: Hr Clinton sucht, wie auch andere Chronologen, öfter Fragen über das Frühere und Spätere geschichtlicher Ereignisse aus chronologischen Daten zu bestimmen, wo diese offenbar unzulänglich, verworren und im Widerspruche mit einander sind, und wo nur das Eingehen auf die Sache selbst, das innere Verhältniß der Ereignisse, die naturgemäße Entwicklung der Zustände, eine überzeugende Vorstellung von der Zeitfolge gewähren kann.

In dem ersten Bande, der uns jetzt zunächst zur Beurtheilung vorliegt, kommt zu dieser allgemeinen Unvollkommenheit rein chronologischer Untersuchungen freylich noch die besondere Schwierigkeit des mythologischen Terrains hinzu, auf dem sich die Erörterungen dieses Theils zur Hälfte bewegen; und es würde ungerecht seyn, nach den oft zweifelhaften Ergebnissen derselben den Werth der Forschungen der anderen Theile schätzen zu wollen. Der Verf. gehört freylich nicht zu jener Schule eines falschen Mythen-Pragmatismus, mit der wir uns in diesen Blättern schon öfter beschäftigt haben, welche die Sagen mit aller Gewalt in eine mögliche Geschichte umschafft; er scheidet vielmehr die Namen der mythischen Genealogien in drey Classen, solche, welche ein Volk oder eine Landschaft als Person darstellen, solche, welche fingiert sind um irgend ein wirkliches Verhältniß auszudrücken, und drittens eigentlich historische Personen: aber er beschränkt theils die beiden Classen zu sehr, theils übergeht er andere eben so wichtige und häufige Gattungen mythischer Personen, wie namentlich die aus Göttern und den Göttern beygeordneten Dämonen hervor gegangenen Heroen und Heroinnen; aus denen z. B. die ersten drey oder vier Generationen der Attischen Mythologie fast allein

zusammen gesetzt sind. Was aber den Grundsatz anlangt, den Hr Clinton in der Einleitung seines Werkes festzustellen sucht, daß alle mythischen Wesen, von denen nicht nachzuweisen ist, daß sie zur ersten und zweyten Classe gehörten, zur dritten zu rechnen seyen, so streitet der doch gewiß gegen alle historische Probabilität. Denn da das Wesen und die ursprüngliche Gestalt vieler mythischen Personen im Dunkeln liegt, so kann man diese nur nach einer Analogie beurtheilen, die von denen hergeleitet wird, deren Bedeutung durch evidente Combinationen und Schlüsse dargethan ist. Hiernach würden also diese dunkeln Namen der Mythologie auch wieder in die nach sichern Beyspielen aufgestellten Classen zerfallen, und die Präsuntion dafür seyn, daß die meisten der angehören, welcher die Mehrzahl der evidenten Deutungen zufällt. Wir können also die Annahme des Verfs, wonach er z. B. Danaos, Kadmos, Herakles für 'real persons' erklärt, nicht begründet finden, zumahl da doch gerade bey diesen Mythen=Personen das Gegentheil ziemlich deutlich zu erweisen seyn möchte. Ueberhaupt aber ist nichts mißlicher in der Mythologie, als beweisen zu wollen, daß diese und jene Person wirklich existiert habe, was von dem Beweise, daß der Mythos einen historischen Gehalt habe, sich auf factische Zustände der Völker und Stämme beziehe, wirklich eingetretene Veränderungen anzeige, wohl zu unterscheiden ist. Den letztern Beweis kann man ohne Zweifel häufig aus der Sache selbst führen; aber daß eine Person der Sage ein wirkliches Individuum gewesen, würde sich immer nur auf negative Weise, durch den Mangel aller Züge, die einen anderen Aufschluß geben, beweisen lassen, und dieser Beweis kann durch jeden neuen Zug der Sage, der

zum Vorschein kommt und die ursprüngliche Gestalt derselben uns näher rückt, sehr leicht wieder vernichtet werden.

Außer den genealogischen Sagen betrachtet Hr Clinton auch die in manchen Orten vorhandenen schriftlichen Denkmähler, und namentlich die Cataloge von Königen oder Priestern, als authentische Zeugnisse selbst aus der mythischen Zeit. Er meint z. B., daß die Listen der Spartanischen Könige zur Zeit der Dorischen Eroberung angefangen worden seyn, und der Catalog der Priesterinnen der Hera von Argos wohl so alt wie der Trojanische Krieg, und vielleicht noch älter gewesen seyn möchte. Nun ist es gewiß, daß diese Urkunden verhältnißmäßig alt waren, da sie den kundigsten Forschern — die von Argos dem Hellanikos, die Spartanischen selbst dem Eratosthenes — verbürgt genug schienen, um der chronologischen Berechnung ganzer Zeiträume zum Grunde gelegt zu werden. Dessen ungeachtet sind wir wohl genöthigt anzunehmen, daß in der Zeit, wo die Schrift bey den Griechen sich bestimmter nachweisen läßt, d. h. im achten oder höchstens neunten Jahrhundert v. Chr., der Landesgeschichte kundige Spartaner nach den Erinnerungen der ältesten Leute, und auf das Alterthum ihres Tempels stolze Priester von Argos nach allerley Spuren und Vermuthungen diese Register zusammen gesetzt haben. Es gab nämlich solcher Register bey Tempeln gar viele, wie die durch die Chronographen bekannten Listen der Könige und Priester des Apollon zu Sikyon, die Genealogie der Butaden im Tempel der Athena-Polias in Athen, der neuerdings zum Vorschein gekommene sehr interessante und wichtige Catalog der Poseidons-Priester von Halikarnas aus dem Geschlecht der Antheden (Corp. Inscr. Graec.

2655). Wären aber alle diese Verzeichnisse in der Zeit, bis zu der sie hinauf gehen, oder auch nur um die Zeit der Heraklidenwanderung niedergeschrieben: so müßte schon damahlß eine Uebung der Schreibkunst und zugleich ein Eifer für Aufbewahrung denkwürdiger Facta statt gefunden haben, der sich mit der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Griechischen Geschichte in diesen Jahrhunderten nicht vertragen will; die Griechische Geschichte müßte dann frühzeitig den Character gleichzeitiger Annalistik zeigen, etwa wie die Römische von der Zeit der Republik an. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Argivische Liste, wie die Halikarnassische (s. Böckh Corp. Inscr. T. II. p. 450.), voll unhistorischer Voraussetzungen war. Auffallend ist dem Unterz., daß Herr Clinton, der den Werth dieser alten ἀναγραφαί eher zu hoch als zu niedrig anschlägt, von den Listen der Spartanischen Könige bezweifelt (S. X und 332.), ob sie außer Namen auch Zahlen enthalten hätten, da erstens gewiß ist, daß die Argivische, wie auch die Halikarnassische Liste Jahreszahlen enthielten, und zweitens die Alexandrinischen Gelehrten weder die Zahl 328 als Abstand der Dorischen Wanderung von Ol. 1. im Allgemeinen, noch auch insbesondere die sehr verschiedenen Jahresangaben für die einzelnen Regierungen finden konnten, wenn sie diese nicht aus einem solchen Verzeichnisse entnahmen. Alle Versuche zu erklären, wie die Zahl 328 durch irgend eine Schätzung oder Berechnung in runden Zahlen gefunden werden konnte (wie dies kürzlich K. H. Bachmann, 'die Spartanische Staatsverfassung' S. 307. nachzuweisen gesucht hat), scheitern, wie dem Unterz. dünkt, an dem Factum, daß die Alexandriner auch schon die Jahreszahlen der einzelnen Regierungen kannten

(wie aus Eusebius Anführungen aus Apollodor deutlich erhellt). Auch führt der Ausdruck des Plutarch *Enk. 1. οἱ ταῖς διαδοχαῖς τῶν ἐν Σπάρτῃ βασιλευκότων ἀναλεγόμενοι τὸν χρόνον, ὡς περ Ἑρατοσθένους καὶ Ἀπολλόδωρος* — unbefangen aufgefaßt — von selbst auf die Vorstellung einer mit Jahrszahlen versehenen Liste. Uebrigens hinderte andere Schriftsteller nichts, andere Urkunden und Berechnungen zum Grunde zu legen: woraus sich die Abweichung z. B. des Timäos von Eratosthenes hinlänglich erklären läßt. Eine andere treffendere Bemerkung über die Listen der Spartanischen Könige betrifft den Umstand, daß die auf diesen Listen beruhende Succession der vierzehn ersten Könige von Sparta, so wohl im Hause der Agiaden als der Eurypontiden, durchaus in gerader Linie vom Vater zum Sohn und nur ein Mal vom Großvater zum Enkel fortschreitet, ohne irgend ein Beyspiel von weiblicher oder collateralen Succession. Dies ist, wie Hr Clinton nach dem Vorgange von Hn G. Cornw. Lewis (*Philological Museum Vol. II. p. 46.*) bemerkt, ohne Beyspiel in der Geschichte erblicher Reiche, und die Improbabilität wächst in einer sehr starken Proportion dadurch, daß dasselbe sich in beiden Häusern begeben haben soll. Nun kann man freylich zur Vertheidigung dieser Stammbäume anführen, daß nach der eigenthümlichen Levirats-Ehe, oder, genauer gesagt, dem erlaubten und von den Gesetzen gebilligten Levirats-Concubinät der Spartaner die Söhne, welche der jüngere Bruder an der Stelle des ältern mit dessen Frau erzeugt, wie echte Söhne des Erstgeborenen angesehen wurden (*Polyb. beñ. Mai Nova coll. vet. scriptor. Vol. II. p. 384.*), und, wenn man dies auch für unsere Listen gel-

ten läßt, die überlieferte Erscheinung sich darauf zurück führen ließe, daß immer entweder Söhne oder Brudersöhne des vorigen Königs vorhanden gewesen. Denn daß beide Gattungen von einer Mutter seyn mußten, erhöht die Improbabilität nur um wenig, da es nach den Sitten des Alterthums keine Umstände machte, ein unfruchtbares Weib wegzuschicken. Indessen differirt diese Genealogie doch immer noch zu bedeutend von derjenigen Königsfolge, die mit Kleomenes und Demarat in den historisch hellen Zeiten der Perserkriege beginnt, in der öfter ein jüngerer Bruder dem älteren, und ein Vetter dem andern succediert, als daß man — ohne eine große Veränderung in den Sitten des Volkes voraus zu setzen — sich mit jener Rechtfertigung begnügen könnte. Dazu kommt, daß auch in andern Listen erblicher Herrscher in Griechenland aus den früheren Zeiten ganz dasselbe gefunden wird, wie bey den Königen Arkadiens die Descendenz in gerader Linie durch neun Generationen, bey den Korinthischen Bakchiaden durch acht Menschenalter dauert. Hiernach ist man wohl genöthigt, irgend ein Mißverständniß oder eine falsche Anwendung dieser alten *ἀναγραφαί* anzunehmen. Man hatte, stellen wir uns vor, die Listen der Namen, ohne alle Angabe der genealogischen Verhältnisse, und setzte nun als das Regelmäßige voraus, daß der Sohn dem Vater gefolgt sey, ausgenommen in einem Falle, wo der Eurypontide Zeuridamos unmittelbar seinem Großvater Theopompos (dem Eroberer Messeniens) folgt, wovon sich in Tyrtaos Gedichten leicht eine Erwähnung erhalten haben konnte. Jedoch ist auf jeden Fall diese Auffassung der Königsreihen von Sparta schon älter als Herodot, wie aus VII, 204. VIII, 131. erhellt.

Der Vf. hat auf eine sehr zweckmäßige Weise die Behandlung des Stoffes in diesem Bande so angeordnet, daß er vor dem Anfange der Olympiaden-Rechnung keine chronologische Tafel aufstellt, sondern in dem ersten Haupttheile die Nachrichten über die alten Stämme Griechenlands, ihre Wohnsitze, Gründungen, Führer, Genealogien in einem zusammenhängenden Text, mit sehr vielen Nachweisungen in den überaus reich ausgestatteten Anmerkungen, erörtert. Nach dieser Einrichtung zerfällt dieser Abschnitt in zwey Haupt-Kapitel, wovon das erste: 'Early inhabitants of Greece' überschrieben, alle diejenigen Volksstämme behandelt, die vor der so genannten Rückkehr der Herakliden die Landschaften Griechenlands besessen haben. Die Reihe dieser Völkerstämme ist: Pelasger, Leleger, Kaukonen, Dryoper, Aonen, Hyanten, Lemmiker, Karer; dann folgen die Hellenischen Stämme, deren Sagen-geschichte der Verf. nach den mythischen Personen Deukalion, Hellen, Aeolus, Futhus, Achäus, Ion, Amphiclyon, Dorus anordnet; hierauf werden die Einwanderer aus dem Orient mit den von ihnen gegründeten Dynastien, Danaus mit seinem Nachkommen Hercules, Pelops, Cadmus, auch Dardanus behandelt, woben — nicht ganz an der geeignetsten Stelle — die Reihe der Arcadischen Könige aufgeführt wird. Am Ende dieses ganzen Abschnitts begnügt sich der Verf. mit den beiden allerdings sichern, aber nicht eben neuen, Ergebnissen, daß die Hellenen und Pelasger derselben Nation angehörten, und die Pelasger ein ureinwohnendes Volk (aboriginal race) im Griechischen Sinne des Wortes waren. Auf eigentliche Untersuchung über die Verhältnisse, Nationalität, religiösen Culte dieser Stämme ist überhaupt der ganze Abschnitt nicht angelegt;

und manches würde wohl critischer und eindringender behandelt seyn (namentlich in Beziehung auf die orientalischen Colonisten), wenn dem Vf. von den deutschen Arbeiten über Mythologie auch noch andere als die in das Englische übersetzten zugänglich gewesen wären. Dabey wird aber doch diese Zusammenstellung für Jeden von großem Nutzen seyn, der die Angaben über diese Stämme und Fürstengeschlechter mit mehr Unbefangenheit wieder gegeben und gewürdigt zu finden wünscht, als von Clavier und Petit-Madel geschehen ist. Im Ganzen legt freylich auch Hr. Clinton den mythischen Genealogien einen zu unmittelbaren historischen Werth bey, und gibt sich viel Mühe sie zu berichtigen, und einer wahren scheinlichen Geschichte näher zu bringen, da doch diese Stammbäume an den Orten, wo sie entstanden sind, in der Regel ganz andere Gedanken ausdrücken als Regenten-Reihen, und erst die ordnende und schlichtende Hand der Logographen und späteren Mythologen und Chronologen am Ende einigen systematischen Zusammenhalt hinein gebracht hat.

Hierauf wendet sich der Verf. zu der Uebergangsperiode zwischen der Mythologie und Geschichte, die von der so genannten Rückkehr der Hērakliden bis zur Olympiade des Korobos hinab reicht, und gibt zuerst eine allgemeine Tafel der Regentenfamilien, die in dieser Zeit vorkommen, dann behandelt er auf eine sehr nützliche und befriedigende Weise die drey Hauptereignisse, die Aeolische, Dorische und Ionische Wanderung, nebst den dadurch entstandenen Niederlassungen im Peloponnes und Kleinasien. Alsdann werden die Rechnungen und Systeme der Alten, durch welche der Fall von Troja und die Zeit des Epistos, Elyfurgos und Homer auf sehr verschiedene

Weise bestimmt wurden, mit großer Sorgfalt und Schärfe entwickelt. Was die Epoche von Troja betrifft: so bemerkt der Verf., daß Apollodor allerdings nach dem Zeugnisse des Diodor von der Zahl des Eratosthenes sich um ein Jahr entfernte und, für 407, 408 Jahr setzte; Herr Clinton zieht aber die Angabe des Porphyrios und Anderer vor, nach welcher Apollodor ganz mit Eratosthenes übereinstimmend auch nur 407 Jahr annahm. Die Zerstörung Trojas würde dann nach der Chronologie der Alexandriner, ohne Schwanken, auf 1183 vor unserer Zeitrechnung zu setzen seyn. Nur von Kallimachos behauptet Hr Clinton, daß er 56 Jahr weniger gerechnet indem er zwischen Iphitos und Korobos nur 13 Olympiaden angenommen, während der Unterz. diese 13 Olympiaden für achtjährige und dadurch den Zeitraum zwischen Iphitos und Korobos für denselben, wie bey Eratosthenes, genommen hat. Was Hr Clinton dagegen erinnert, beruht im Ganzen auf einem Versehen in der Englischen Ausgabe der Dacier, wo Vol. II. p. 312. $12 \times 9 + 4$ statt $13 \times 8 + 4$ gedruckt ist. Die schönen Combinationen, durch welche Bschh im Corp. Inscr. T. II. p. 329. nachgewiesen hat, auf welche Weise die ältern Chronologen aus den Angaben der Dichter selbst den Monat und Tag der Einnahme Trojas heraus rechneten, werden vom Verf. gebilligt. Die Verschiedenheit der Angaben über Ekyrgs Verwandtschaftsverhältnisse zu den Spartanischen Königen wird durch eine glückliche und höchst wahrscheinliche Vermuthung des Verfs sehr vermindert, und dadurch zugleich eine erwünschte und fast nothwendige Uebereinstimmung in der Reihe der Könige aus dem Hause der Prokliden oder Eurypoktiden hergestellt. Diese Discrepanzen laufen nämlich ganz

und gar darauf hinaus, daß zwischen die drey Könige Prytanis, Polydektes und Charilaos aus dem Hause der Eurypontiden der Name Eunomos verschieden eingeschaltet wird, entweder zwischen Polydektes und Charilaos (Herodot), oder zwischen Prytanis und Charilaos anstatt Polydektes (Simonides) oder zwischen Prytanis und Polydektes (Pausanias und die meisten andern). Nun vermuthet Hr Clinton, daß Eunomos, der Gesetzliche, überhaupt eine bloße Fiction, in Beziehung auf die durch Lykurg eingeführte Gesetzlichkeit (*εὐνομία*), und nur ein anderer Name oder eine poetische Beschreibung für den Polydektes gewesen sey (S. 144.). Indem Unterz. diese Idee überhaupt sehr wahrscheinlich findet: kann er sich doch mit der näheren Ausführung, welche ihr der Verf. gibt, nicht ganz einverstanden erklären. Denn wenn Polydektes den Beynamen Eunomos erhalten hätte, müßte doch wohl in dem Andenken an dessen Regierung ein Grund gelegen haben, ihn den Gesetzlichen zu nennen; er müßte mit der durch Lykurg gegründeten Eunomia im Zusammenhange stehen, was aber wenigstens nach den von Hn Clinton angenommenen Ueberlieferungen gar nicht der Fall war, nach denen Lykurg erst nach Polydektes Tode, als Reichsverweser oder Prodikos für den unmündigen Charilaos, mit seiner Gesetzgebung auftrat. Offenbar hat dieser fabelhafte Eunomos ganz allein in den Ueberlieferungen von Lykurg seine Stelle, indem die meisten Schriftsteller nach Plutarch Lyk. 2. den Lykurg Sohn des Eunomos nannten, und nur Simonides, wir wissen nicht aus welchen Gründen, ihn für den Bruder desselben hielt. Mit einem Worte, Lykurg wurde in jener poetischen und mythologischen Weise, die sich gewiß in Sparta lange erhielt, ein Sohn

des Eunomos genannt, in keinem andern Sinne als in welchem die Dichter Söhne des Apollon und der Musen heißen; und da er doch auch zugleich nach der Ueberlieferung ein Sohn eines Spartanischen Königs seyn sollte: so mußte dieser Eunomos, dessen Namen die alten ἀναγραφαι gar nicht enthalten haben können, auf irgend eine Weise in die Königslisten eingeschoben werden, welches dann, wie eben bemerkt wurde, auf drey verschiedene Arten geschehen ist. Daß Eukurg selber in jenen ἀναγραφαῖς nicht genannt war, bestätigt sich hierdurch von neuem, wie es auch daraus erhellt, daß Herodot eine so ganz verschiedene Angabe über die Verwandtschaft des Eukurg mit den königlichen Häusern mittheilt. Hr Clinton ändert zwar die Stelle des Herodot I, 65. Λυκοῦργον ἐπιτροπεύσαντα Λεωβώτεω, ἀδελφιδέου μὲν ἑωντοῦ, βασιλεύοντος δὲ Σπαρτιητέων, mit Marsham so ab, daß er die Worte umstellt: Λυκοῦργον ἐπιτροπεύσαντα ἀδελφιδέου μὲν ἑωντοῦ, βασιλεύοντος δὲ Σπαρτιητέων Λεωβώτεω. Allein diese Aenderung ist auf keinen Fall statthaft, da Herodots Gedankengang der ist: Eukurg habe nach der Erzählung der Delpher seine Gesetze von der Pythia erhalten; nach der Ueberlieferung der Spartaner aber als Vormund eines Königs Macht und Gelegenheit gehabt sie einzuführen. Die Angabe eines gleichzeitigen Königs war, nach diesem Gedankengange des Herodot, an dieser Stelle ganz unnütz, aber nöthig war zu sagen, daß Eukurgs Brudersohn und Mündel selbst ein König gewesen. Hieraus erhellt, daß βασιλεύοντος bey Herodot mit ἀδελφιδέου verbunden werden muß, und also Leobotes, und nicht Charilaos, wie alle Andere angeben, nach Herodot sein Mündel war.

Der zweyte Haupttheil des vorliegenden

Werkes behandelt die Zeiten von der Olympiade des Korobos, 776 v. Chr., bis Ol. 55, 2. 559 v. Chr., und zwar auf dieselbe Weise, die aus den beiden früher erschienenen Bänden bekannt ist, so daß zuerst eine möglichst vollständige chronologische Tafel gegeben wird, die in drey Columnen, in der ersten die Olympischen Sieger, in der zweyten die Ereignisse des politischen Lebens und in der dritten die literarischen Erscheinungen enthält, und alsdann in einem Appendix Punkte von besonderer Schwierigkeit, oder solche, die eine zusammenhängende Behandlung verlangen, einer besonderen Untersuchung unterzogen werden. Diese Excurse betreffen in dem vorliegenden Bande: 1) das Zeitalter des Königs Phidon von Argos; 2) die Messenischen Kriege; 3) die Könige von Medien; 4) das Assyrische Reich; 5) die Vergleichung der biblischen Chronologie; 6) die Könige von Sparta; 7) die Griechischen Dichter, wobey der Verf. auch recht ausführlich und mit literarischer Gelehrsamkeit in die Geschichte der Homerischen Gedichte eingeht.

Unter den vielen trefflichen Erörterungen, welche so wohl die Tafeln, wie der Anhang enthalten, macht es Schwierigkeit, einzelne auszuzeichnen; leichter ist es, einige Differenzpunkte zwischen den Untersuchungen des Englischen Gelehrten und verwandten Deutschen Arbeiten zur Sprache zu bringen. In Beziehung auf die Messenischen Kriege stimmt Herr Clinton am meisten dem Pausanias bey, welcher den ersten Ol. 9, 2 — 14, 1., 743 — 723 v. Chr., den zweyten Ol. 23, 4 — 28, 1., 685 — 668 v. Chr., und also nur 39 Jahre als Zwischenzeit setzt; und behauptet, daß damit auch der entscheidende Ausdruck des Thrtaios stimme: ἀμφ' αὐτὴν δ' ἑμάρχοντ' ἑννέα καὶ δέκ' ἔτη . . . αἰ-

χρηταὶ πατέρων ἡμετέρων πατέρες. Die erste Generation habe den ersten Krieg geführt, die zweyte vom Kriege geruht, die dritte den zweyten Krieg unternommen. Dies ist aber wenigstens der Wahrscheinlichkeit nicht angemessen. Da die Spartaner nach älterer Griechischer Sitte spät heiratheten, und der gewöhnliche Zeitpunkt der Heirath für den Mann damals das dreyßigste Jahr war, so muß der Unterschied der männlichen Reife der Großväter und Enkel nothwendig auf mehr als 60 Jahr angeschlagen werden. Wenn nun die Großväter noch in kräftiger Lebenszeit den ersten Krieg beendeten, so müssen 50 — 60 Jahre verflossen seyn, ehe die Enkel die Hauptstärke der Armee bilden und als solche den zweyten Messenischen Krieg führen konnten, aus welchem Grunde der Unterz. seinen Anfang (da die Zeit des ersten Krieges feststeht) gegen Ol. 30. gesetzt hat. Darauf weisen auch die Nachrichten von den gleichzeitigen Verhältnissen im Peloponnes hin. Hr Clinton nimmt selbst nach Strabo VIII, p. 355. und Phavorin s. v. *Ἀβυστίας* an, daß am Ende des zweyten Krieges die Eleer, unter ihrem Könige Pantaleon, mit den Spartanern, die Pisaten aber als Feinde von Elis mit den Messeniern verbündet waren. Nun wurde aber Pisa von Elis erst nach Ol. 26. wieder unabhängig (Strabo a. D. vergl. Africanus bey Euseb. Chron. I. S. 145.), was den Verf. selbst genöthigt hat, den zweyten Krieg um sechs Jahre über Pausanias Data herab zu rücken, und die 34ste Olympiade wurde nach Verdrängung der Eleer von dem Pisatischen Könige gefeyert — eins der sichersten Data der Zeit, weil es auf den urkundlichen Registern der Eleer über die Olympischen Feste beruht. Dies konnte aber doch schwerlich geschehen, nachdem durch den

siegreichen Ausgang des Krieges die Spartanische Parthey im Peloponnes von neuem erstarbt war; die Lakedaemonier selbst, die an den Olympien den eifrigsten Antheil nahmen, würden dies nicht geduldet haben; es ist also sehr wahrscheinlich, daß Ol. 34. noch in den zweyten Messenischen Krieg fiel. Die Angaben des Eusebios, welche der Verf. bey Seite liegen läßt, ohne sie zu widerlegen, setzen den Krieg allerdings zu weit herab, nach Olymp. 35, 3. (36, 3.); indessen hat diese verschiedene Rechnung wenigstens eben so viel Autorität, als die des Pausanias, da sie von Diodor herrührt, wie F. R. G. Krebs *Lectiones Diodoreae, Epimetrum p. 255 sqq.* nachgewiesen hat, und Diodor wohl auch darin den Alexandrinischen Chronologen gefolgt seyn mag.

In der literarischen Chronologie wird dem Verf. immer das Lob bleiben, die vorhandenen Angaben in ziemlicher Vollständigkeit berücksichtigt und mit unbefangenen Urtheil geprüft zu haben; doch ist gerade hier am wenigsten eine rein chronologische Behandlung, welche nur die äußeren Angaben combinirt, ohne auf den inneren Entwicklungsgang der Künste und Wissenschaften zu achten, für sich zu befriedigen im Stande. Die drey Musiker und Dichter, welche vornehmlich das System der Griechischen Rhythmik und Musik gegründet haben, Terpander, Tympos und Thaletas, bringt Hr Clinton in diese Folge: Tympos 738 — 700 v. Chr.; Thaletas 690 — 660.; Terpander 676 — 644.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1837.

D r f o r d.

Beschluß der Anzeige: Fasti Hellenici.

Die chronologischen Gründe dafür sind erstens, daß Olympos nach Suidas unter Midas dem Sohne des Gordios lebte, und außer dem mythischen Midas ein zweyter Midas als Zeitgenosse der Kimmerischen Einfälle in Kleinasien von Eusebius *DI.* 10, 3 — 21, 2. (738 — 695 v. Chr.) gesetzt wird. Allein die Namen Midas und Gordios sind überhaupt die einzigen, welche mit einander wechselnd, in der Phrygischen Königsdynastie vorkommen, und es muß also zwischen jenem Midas *DI.* 10, 3 — 21, 2. und dem von Herodot (*I.*, 35. 45.) erwähnten, der etwa um *DI.* 45 v. Chr. 600. zu regieren anfang, noch einen Midas III. gegeben haben, da dieser Zeitraum von *DI.* 21 bis 45. nicht von der Regierung eines Gordios ausgefüllt worden seyn kann. Man kann also den Olympos auch einem Midas gleich setzen, der erst nach Olymp.

30. regierte. Zweitens wird von Plutarch (de Mus. p. 1134 b.), in Verbindung mit Athenaios XV, p. 678., berichtet, daß Thaletas die musicalischen Darstellungen an dem Feste der Gymnopädien angeordnet habe, dessen Einsetzung von Eusebius auf Olymp. 28, 4. v. Chr. 665. bestimmt wird; da aber neben Thaletas in gleicher Beziehung auf die Gymnopädien auch Sakadas von Argos genannt wird, von dem es sicher ist, daß er erst Olymp. 47. blühte: so kann auch der Verf. S. 201. nichts Bestimmtes daraus schließen, als daß Thaletas nach den Gymnopädien, 665 v. Chr., blühte, wiewohl er doch mit aus diesem Grunde den Thaletas vor den Terpander zu setzen scheint. Drittens beruft sich der Verf. darauf, daß nach demselben Plutarch Thaletas schon von dem Lyriker Polymnestos von Kolophon gepriesen wurde, des Polymnestos aber Alkman in seinen Gedichten erwähnte. Nun setzt Hr Clinton den Lakonischen Lyriker Alkman nach Suidas und Eusebios 671 — 631 v. Chr. (Ol. 27 — 37.), den Polymnestos 675 — 644 (Ol. 26 — 34.), und muß also wohl mit Thaletas bis gegen 690 hinauf. Aber jene Data über Alkman sind durchaus nicht geeignet, der Entwicklungsgeschichte der Musik und Lyrik zum Grunde gelegt zu werden. Sie beruhen eigentlich nur darauf, daß Alkman mit dem Lydischen König Ardys als Zeitgenosß zusammengestellt wird (den er wahrscheinlich selbst in seinen Gedichten erwähnte); und darum mögen seine jüngeren Jahre immerhin dem Ende dieser Regierung (Ol. 37, 4. v. Chr. 629.) gleich gestellt werden. Aber dieses Datum muß als der Anfang, nicht als das Ende seiner Blüthe angesehen werden; — wie ihn auch alte Chronographen (Welcker Alcmanis fragm. p. 1.) um Ol.

42 v. Chr. 612. setzten. Seine Erwähnung der Pitvysischen Inseln, bey den Balearischen, (Stephan. Byz. s. v. Πιτρούσαι) kann erst dem Zeitalter angehören, wo die westlichen Gegenden des Mittelmeers durch die Fahrten der Samier und Phokäer, die nach Herodot um Ol. 35. sich dahin auszudehnen anfangen, bekannter, und ein Gegenstand geographischer Kenntniß, nicht wie früher fabelhafter Sage, geworden waren. Die Hauptsache aber ist, daß Alkman's Lyrik schon eine solche Mannigfaltigkeit der Gattungen und metrischen Formen zeigt, daß man ihn unmöglich als Zeitgenossen des Terpander, bey dem die höchste Einfachheit der Formen statt fand, gelten lassen kann. Der friedliche, heitere, lebenslustige Character seiner Poesie stimmt ganz mit dem blühenden Zustande Spartas nach der völligen Ueberwindung der Messenier überein; und wenn wir diese gegen Olymp. 35. sehen, können wir auch deswegen den Alkman, der in keiner Nachricht der Alten mit diesem Kriege in Verbindung kommt, nicht so hoch hinauffetzen, wie Hr Clinton thut. Viertens ist durch Plutarch sicher, daß Thaletas den Olympos nachahmte, oder vielmehr dessen Erweiterung der althellenischen Musik benutzte und fortsetzte. Dadurch wird aber nur das Verhältniß des Thaletas zum Olympos, nicht aber das dieser beiden Musiker zum Terpander festgestellt, und doch muß die Untersuchung zuerst darauf ausgehen, dieß letztere Verhältniß zu bestimmen, da Terpander der einzige völlig feste Punct in dieser ganzen Partie der literarischen Chronologie ist, indem wir durch wohl zusammenhängende Data, welche aus den Catalogen der Karneoniken und Pythioniken entnommen sind, sicher wissen, daß Terpander von Ol. 26. (676 v. Chr.) bis Ol. 33. (648.) in der Blüthe seines

Ruhmes bey den Hellenen stand. Nun gibt es aber eine, augenscheinlich urkundliche, Angabe bey Plutarch de mus. c. 9., wodurch allein das in Frage stehende Verhältniß festgestellt werden kann, und von der wir nicht begreifen, warum sie Hr Clinton anderen viel schwächeren Beweismitteln nachgesetzt hat. Hiernach war die erste Anordnung der musicalischen Aufführungen an den Festen in Sparta ein Werk des Terpander (darauf geht das Datum des Marm. Par. ep. 34., Olymp. 33, 4.), und erst die zweyte des Thaletas und anderer Musiker, die bis Ol. 47. herabreichen. Hiernach darf man nicht zweifeln, daß Thaletas jünger als Terpander war, und etwa erst um Olymp. 40. blühte. Dasselbe Ergebniß wird man nun auch erlangen, wenn man die Nachrichten über die Leistungen dieser drey Meister, Terpander, Olympos, Thaletas prüft; man wird darnach nicht bloß den Thaletas, sondern auch den Olympos nach Terpander zu setzen genöthigt seyn. Terpander, nach seinem eignen Zeugniß der Erfinder des Heptachords, des ersten Saiteninstruments, welches eine Octave umfaßte, der erste, welcher Gedichte mit musicalischen Noten versah (Klemens II. Strom. I. S. 364. Pott.), und als Componist kitharodischer Nomen mit geschichtlicher Bestimmtheit genannt wird, der sich noch in der Regel des einfachen Versmaßes der epischen Poesie bediente — muß älter seyn als Olympos, jener Phrygische Flötenspieler, der durch seine von mythischen Vorfahren ererbte und schon sehr künstlich ausgebildete Flötenmusik solches Aufsehen bey den Hellenen erregte, daß dadurch die Flöte mit der Cithar eine ebenbürtige Stelle in der Griechischen Musik erhielt, und neben die kitharodischen Nomen die aulodischen, welche allgemein als jünger galten

(Plutarch de mus. c. 4.), in Gebrauch kamen, der ferner in diesen Nomen das künstlichste und schwierigste der drey Griechischen Tongeschlechter, das enharmonische, kunstreich ausbildete, und eben so das dritte Rhythmengeschlecht (das ἡμιόλιον γένος), aus dem die Páonischen Versfüße hervor gehen, zuerst in Anwendung brachte, und der zugleich einen Ausdruck von Leidenschaft und Schwärmerey in die Musik einführte, welcher dem Terpander noch ganz fremd war, — und also noch um einige Jahre älter als Thaletas, der alle diese Neuerungen aus dem Flötenspiele des Dympos aufnahm, und die im Apollocult gebräuchlichen Chorlieder, die Páanen und Hyporcheme, in einem entsprechenden Ton und Character ausbildete. Wir erlangen also, wenn wir auch Polymnestos und Alkman, nebst Arion, der ein Schüler des Alkman genannt wird, und den Argivischen Musiker und Dichter Sakadas in diese Reihe mit aufnehmen, folgende von des Verfs Angaben sehr verschiedene chronologische Tafel: Terpandros, blühend Ol. 26 — 34.; Dympos zwischen 30 und 40.; Thaletas etwa Ol. 36 — 42.; Polymnestos um Ol. 40.; Alkman Ol. 37 — 45.; Arion (Perianders Zeitgenoss) nach Ol. 40.; Sakadas 47 — 50.

R. D. M.

C a r l s r u h e.

Druck von Chr. Th. Groos. Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Großherzogthum Baden. Nach den Berathungen der Großherzoglichen Gesetzgebungscommission. 1836. 123 S. in 8.

Die freundliche Mittheilung eines Mitgliedes der genannten Gesetzgebungscommission setzt den

Unterzeichneten in den Stand, von dieser, bis jetzt nicht in den Buchhandel gekommenen merkwürdigen Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Strafgesetzgebung den Lesern dieser Anzeigen einen kurzen Bericht abzustatten, der freylich auch in sofern kein vollständiger seyn kann, als bis jetzt nur der allgemeine Theil (S. 1 — 46), nebst den dazu gehörigen Motiven (S. 49 — 87) und von dem, die einzelnen Verbrechen und deren Bestrafung betreffenden Theile nur neun Titel, ohne Motive, gedruckt vor uns liegen. Wir hoffen, daß das dabey ertheilte Versprechen, daß das noch Fehlende zu seiner Zeit nachfolgen werde, recht bald in Erfüllung gehe.

Ueberblicken wir zunächst den Entwurf in Absicht auf die äußere Anordnung und Zusammenstellung des Stoffes, so finden wir den ersten Theil, welcher von Verbrechen und deren Bestrafung im Allgemeinen handelt, in neun Titel zerlegt. Der erste Titel (§. 1 — 8.) handelt von strafbaren Handlungen und den Personen, welche den Strafgesetzen unterworfen sind; der zweyte Titel von den Strafen, und zwar Kap. 1. von den peinlichen, Kap. 2. von den bürgerlichen Strafen, Kap. 3. von den Schärfungen und dem Vollzug der Strafen (§. 9 — 63). Dritter Titel. Von der Zurechnung (§. 64 — 83). Vierter Titel. Von dem Vorsatze und der Fahrlässigkeit, von Vollenbung und Versuch, von Urhebern und Gehülffen (§. 84 — 128). Fünfter Titel. Von der Anwendung völlig bestimmter Strafgesetze, von Strafmilderung und Strafverwandlung (§. 129 — 138). Sechster Titel. Von der Anwendung unbestimmter Strafgesetze (§. 139 — 143). Siebenter Titel. Von der

Bestrafung zusammentreffender Verbrechen (§. 144 — 157). Achter Titel. Von der Bestrafung des Rückfalls (§. 158 — 165). Neunter Titel. Von der Verjährung der Strafen und der gerichtlichen Verfolgung strafbarer Handlungen (§. 166 — 176). — Im zweyten oder besondern Theile handelt der zehnte Titel von dem Verbrechen der Tödtung (§. 177 — 197), der elfte: von den Körperverletzungen (§. 198 — 209), der zwölfte: von Tödtung oder Körperverletzung bey Kaufhändeln (§. 210 — 211), der dreyzehnte: von Tödtung oder Beschädigung Anderer durch Vergiftung (§. 212 — 217), der vierzehnte: von Tödtung im Mutterleibe und der Abtreibung der Leibesfrucht (§. 218 — 222), der funfzehnte: von der Aussetzung (§. 223 — 231), der sechszehnte: vom Menschenraub und Kinderdiebstahl (§. 232 — 237), der siebenzehnte: von widerrechtlichem Gefangenhalten, dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit und strafbaren Drohungen (§. 238 — 244), und der achtzehnte Titel von Verläumdung und Ehrenkränkung (§. 245 — 268).

Was nun zunächst die allgemeinen Principien betrifft, von welchen die Verfasser des Entwurfs sich bey der Bearbeitung desselben leiten ließen, so läßt sich nicht verkennen, daß sie die höchstwichtige Aufgabe, welche sie zu lösen hatten, in ihrer wahren Bedeutung erkannt haben. Denn 1) haben sie als Grundlage für die ganze Strafgesetzgebung nicht einer jener Strafrechtstheorien gehuldigt, welche, bloß eine nützliche Wirkung oder Folge der Erlassung von Strafgesetzen oder der Strafe selbst zum Zweck und Rechtsgrund des Strafrechts überhaupt er-

hebend, nothwendig an dem Fehler der Einseitigkeit oder Inconsequenz leiden müssen; — sie haben aber anderer Seits auch nicht versucht, dem Staate das Recht der moralischen Vergeltung zu vindicieren, sondern sie sind, wie es scheint, ausgegangen von dem Principe einer bürgerlichen Gerechtigkeit, welches in der von der Vernunft erkannten Nothwendigkeit, die bürgerliche Ordnung und die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft gegen frevelhafte Angriffe zu schützen, den Rechtsgrund und Zweck der Strafe erblickt. Deshalb mußte es Grundsatz seyn, nur solche Handlungen mit Strafe zu bedrohen, welche wirklich die bürgerliche Ordnung und Rechtsicherheit stören und gefährden, und nur solche Strafübel zu wählen, welche sich nach jenem Principe der bürgerlichen Gerechtigkeit rechtfertigen lassen, hinsichtlich des Strafmaßes aber die Strafdrohungen so einzurichten, daß sie eines Theils kräftig genug seyen, um von Begehung der Verbrechen abzuhalten und das Ansehen der Gesetze aufrecht zu erhalten, andern Theils aber auch nicht zu hart, um desto sicherer auf ihre Anwendung rechnen zu können. Dabey suchte die Commission, wie in den Motiven ausgesprochen wird,

2) was die Grenzen und die Abfassung der Strafgesetze selbst betrifft, a) 'durch die Vollständigkeit der Strafbestimmungen eben so bestimmt zu bezeichnen, was Jeder bey Strafe zu unterlassen oder zu thun habe, als den Richtern zu zeigen, bey welchen Handlungen sie peinliche oder bürgerliche Strafen anwenden dürfen.' In wie weit nun der erstrebten Vollständigkeit in Bedrohung der einzelnen strafwürdigen Handlungen wirklich Genüge geschehen sey, läßt sich frey-

lich für jetzt noch nicht beurtheilen. Jedenfalls wird es aber für Alle, welche von der Nothwendigkeit einer festen Begrenzung des bürgerlichen Strafrechts überzeugt sind, erfreulich seyn, gleich im §. 1. des Entwurfes den Grundsatz anerkannt zu finden, daß die Begehung oder Unterlassung einer Handlung nur in sofern gestraft werden könne, als sie in dem Gesetze mit Strafe bedroht sey, ohne der unsicheren Analogie eine Anwendung zu gestatten. Zu rühmen ist ferner b) die Klarheit und Bestimmtheit der Fassung der Strafdrohungen, welche von den Verfassern des Entwurfs nicht allein erstrebt, sondern auch erreicht zu seyn scheint. Auch muß man es c) als eine lobenswerthe Eigenschaft des Entwurfs betrachten, daß die nur der Wissenschaft angehörigen Begriffe, Regeln und Anweisungen darin eben so vermieden worden sind, wie eine tadelnswerthe Casuistik. Schon das österreichische Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Policieyübertretungen ging in dieser Beziehung mit einem rühmlichen Beispiele voraus, welches aber leider bey den meisten späteren Gesetzgebungen und Entwürfen, bis auf den neuen württembergischen Entwurf, der überhaupt dem vorliegenden Entwurf am meisten zu Grunde liegt, unbeachtet geblieben ist. — Auch muß man es d) noch lobend anerkennen, daß sich die Commission, ohne die Forderungen der Wissenschaft, der Strafrechtsphilosophie und Politik, nebst den bey den früheren legislativen Versuchen in und außerhalb Deutschland gemachten Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, doch so viel als möglich an das bestehende Recht in Baden anzuschließen versucht hat.

Der Raum und die Bestimmung dieser Blät-

ter gestattet nicht, uns auf eine ausführliche Relation und Critik der einzelnen Bestimmungen des Entwurfes einzulassen. Wir beschränken uns daher auf die Hervorhebung der characteristischen Vorzüge desselben. Zuerst können wir es nur billigen, daß der Entwurf eine in den neueren Gesetzen vergeblich versuchte durchgreifende Unterscheidung zwischen Verbrechen und Vergehen verworfen hat (vergl. Motive S. 72 — 74). Dagegen unterscheidet derselbe auf eine zweckmäßige Weise zwischen bürgerlichen und peinlichen Strafen und verknüpft damit wichtige Folgen für die bürgerlichen Ehren- und Dienstrechte des Uebertreters, macht aber den Eintritt und die Dauer derselben, was vorzüglich hervor zu heben ist, hauptsächlich von dem richterlichen Ermessen abhängig, ohne gewisse Verbrechen oder Strafarten unbedingt für entehrend zu erklären (Motive S. 57 ff.). Die Todesstrafe ist zwar (vergl. S. 51) für die Verbrechen, welche den schwersten Angriff auf die bürgerliche Gesellschaft und die von ihr geschützten wichtigsten Rechte enthalten, gedroht, dagegen sind alle (in Baden schon seit 1803 gesetzlich aufgehobenen) Schärfungen derselben so wie andere zu mißbilligende Strafen, wie der bürgerliche Tod, die öffentliche Ausstellung, das Brandmarken und die (ebenfalls in Baden schon 1831 aufgehobene) körperliche Züchtigung verworfen. Das System der Freiheitsstrafen (lebenslängliches und zeitliches Zuchthaus, als peinliche, und Arbeitshaus, Festungsstrafe, Kreis- und Amtsgefängniß, als bürgerliche Strafen) gewährt, verbunden mit den dabey zulässigen, ohne Ausnahme zu billigenden, Schärfungen derselben (vergl. S. 51 — 56) eine große Zahl von der Strafbarkeit in con-

creto und den Verhältnissen des Thäters anzupassenden Abstufungen der Strafe, und es ist dabey zugleich der Fehler anderer Gesetze vermieden, welche durch zu schroffe Abgrenzung der verschiedenen Strafarten dem Richter die Möglichkeit entziehen, durch Zuerkennung einer milderen Strafe von längerer Dauer den Eintritt eines den Umständen nach zu harten Strafgenuss zu vermeiden (S. 55). Ueberhaupt hat der Entwurf die unglückselige Richtung einer neueren Zeit, welche in absolut bestimmten Strafdrohungen ihr Heil zu finden glaubte, aufgegeben und dem, jedoch immer in gewisse rechtliche Schranken eingeschlossenen, richterlichen Ermessen den ihm nothwendig zukommenden Spielraum gelassen (S. 75 ff.), und hieraus ist z. B. die vortreffliche Bestimmung des §. 143. geflossen, wonach die nämlichen Voraussetzungen, welche bey der Anwendung völlig bestimmter Strafgesetze als Strafmilderungsgründe gelten (§. 130 — 133), den Richter berechtigen, auch bey Beurtheilung von Verbrechen, welche unter einem unbestimmten Strafgesetze stehen, unter das niederste, auf das Verbrechen gesetzte Strafmaß innerhalb der gesetzlichen Grenzen der nämlichen Strafart herab zu gehen, oder auf eine der geringeren Strafarten zu erkennen, was jedoch die Motive, welche nur die gegen eine dem Richter in dieser Hinsicht zu ertheilende allgemeine Ermächtigung sprechenden Gründe aufstellen, nicht bestimmt genug hervorheben. Vorzüglich gelungen erscheinen uns auch die Bestimmungen über Bestrafung zusammen treffender Verbrechen (§. 144 ff.) wobey der Entwurf einen zwischen den beiden bekannten Extremen liegenden, gerechten und zweckmäßigen

Mittelweg eingeschlagen hat (Motive S. 79—83). Auch müssen wir noch besonders auf die Bestimmungen über das fortgesetzte Verbrechen (§. 155. 156) und die ganz eigenthümliche und nicht genug zu empfehlende Behandlung des s. g. Rückfalls (§. 158—165) aufmerksam machen, welcher nur bey sechs bestimmt bezeichneten Classen von Verbrechen, nämlich bloß bey solchen als Schärfungsgrund anerkannt ist, die aus Neigungen entspringen, welche, wie in den Motiven S. 71. bemerkt wird, dem Menschen habituell werden können. Auch wird dabey (§. 161) dem Gerichte das Recht ertheilt, die Rechtmäßigkeit des früheren Erkenntnisses zu prüfen. — Bey der Verjährung (§. 166—176) unterscheidet der Entwurf (wie der Code de procédure criminelle und der neue württembergische Entwurf) zwischen Verjährung der gerichtlichen Verfolgung der Verbrechen und Verjährung der erkannten Strafen. Die Rechtfertigung dieser Unterscheidung (S. 83 ff.) ist die nämliche, wie in den Motiven zum württembergischen Entwurfe.

In den Bestimmungen des besondern Theiles, in so weit er vor uns liegt, zeigt sich überall eine Hinneigung zu milderem Strafdrohungen, als die meisten neueren Gesetzbücher und Entwürfe enthalten. Absolut bestimmte Strafen finden sich nur in sehr seltenen Fällen, wo nämlich die Natur des Strafübels es mit sich bringt, und auch da kann das richterliche Milderungsrecht jede Härte in der Anwendung beseitigen. Bey den Freyheitsstrafen ist meistens nur ein Maximum oder ein Minimum festgesetzt und zuweilen ist die Strafdrohung auch facultativ gefaßt, d. h. es wird gesagt, der Richter kann

auch auf diese oder jene Strafe erkennen. Erfreulich ist z. B. bey dem Verbrechen der Tödtung, daß die Todesstrafe auf den Mörder beschränkt ist, und nie den bloßen Todtschläger trifft. Auch die Bestimmungen über Kindesmord sind der Strafbarkeit dieses Verbrechens durchaus angemessen und die nachtheiligen Folgen, welche die Eingrenzung dieses Verbrechens in die ersten 24 Stunden nach der Geburt (§. 191) haben könnte, werden durch die zweckmäßige Bestimmung des §. 192. vollkommen beseitigt. Daß die bloße Verheimlichung der Schwangerschaft und die hilflose Niederkunft, ohne Concurrenz tödtlicher Absicht und ohne daß dadurch eine nachtheilige Folge für das Kind herbey geführt wurde, nicht für strafbar erklärt wird, können wir unserer Ansicht zufolge, nur billigen. Die oft zu weit ausge dehnte Strafbarkeit der fahrlässigen Körperverletzung ist im §. 205. sehr zweckmäßig in den weniger schweren Fällen von einer Klage des Verletzten abhängig gemacht. Eben so gerecht als zweckmäßig sind auch die Strafbestimmungen über Vergiftung, Tödtung im Mutterleibe und Abtreibung der Leibesfrucht, Tödtung und Körperverletzung in Kaufhändeln, Aussetzung hilfloser Kinder oder anderer hilfloser Personen, Menschenraub und Kinderdiebstahl, widerrechtliches Gefangenhalten, Gewaltthätigkeit und Drohungen. Ueberall gibt sich eine richtige Erkenntniß der Grenzen des Gebietes der bürgerlichen Strafbarkeit, z. B. auch in Absicht auf die Drohung mit Verletzungen, und eine gerechte Würdigung des Strafmaßes kund. Ganz besonders ist aber noch auf die vortrefflichen Bestimmungen des Entwurfs über Verläumdung und Ehrenkränkungen aufmerksam zu machen, bey wel-

den insbesondere der Einfluß der Berichtigungen nicht zu verkennen ist, welche diese Lehre den bekannten Ausführungen von Mittermaier verdankt.

Wir wünschen, daß die Gesetzgebungscommission auch hinsichtlich der noch übrigen Verbrechen sich von den befolgten Grundsätzen leiten lasse, und daß dem badenschen Lande recht bald die Wohlthat dieser in vielfacher Beziehung als Muster zu empfehlenden Gesetzgebung zu Theil werden möge.

Zachariaä.

L e i p z i g.

Verlag von Otto Wigand. Die Merkurialkrankheit in allen ihren Formen, geschichtlich, pathologisch, diagnostisch und therapeutisch dargestellt von Dr Ludwig Dieterich, practischem Arzte zu München. VIII und 422 Seiten. 1837. Octav. .

Das seit den frühesten Zeiten in die Arzneykunde eingeführte Quecksilber hat durch seinen richtigen Gebrauch sicherlich nicht minder viel Gutes gestiftet, als es durch seine übermäßige oder unzeitige Anwendung Schaden angerichtet hat. Besonders kam letztere in neueren Zeiten häufig bey der Syphilis zur Sprache, wo, sey es daß die Krankheit im Laufe der Zeiten ihre Natur verändert, oder die Wissenschaft glücklichere Fortschritte gemacht habe, von gewichtigen Stimmen ausgesprochen ward, daß zur glücklichen und gründlichen Bekämpfung derselben das Quecksilber nicht weiter ein unumgängliches Erforderniß sey. Nicht als ob man ihm seine gro-

ßen Heilkräfte bestritt; aber man wies nach, daß die in den menschlichen Körper tief eingreifenden Wirkungen dieses Metalls, während sie ein anderes Uebel verdrängten, den Grund zu weit schlimmeren, daurenderen Uebeln legten, und durch böse Verwickelungen das Bild der ursprünglichen Krankheit verwischten und entstellten. So bildete sich allmählich der Begriff einer durch das Quecksilber selbst hervorgerufenen Summe von körperlichen Leiden, der so genannten Hydrargyrose oder Mercurialkrankheit. Noch sind die Ansichten der stimmfähigen Aerzte über die Bedeutung, den Umfang, die Grenzen dieses Begriffes nicht einig; aber er läßt sich durchaus nicht mehr ignorieren oder beseitigen, und verlangt bey der Anwendung dieses Mittels die ernsthafteste Berücksichtigung. Es war daher ein zeitgemäßes Unternehmen von dem Verfasser der vorliegenden Schrift, Alles, was nur in den Kreis dieser Krankheitsreihe hinein gehört, in einer möglichst vollständigen Darstellung zusammen zu fassen.

Voran geht eine Uebersicht der allgemeinen Literatur, die auch wieder jedem einzelnen Abschnitte besonders vorgesezt ist. Dann folgt eine 'Geschichte der Anwendung des Mercuris und der Mercurialkrankheit' (bis S. 67), die so anfängt: 'Das Quecksilber erhielt seinen Namen von seiner dem Silber ähnlichen Farbe und der Eigenschaft, sich mit anderen Metallen zu verbinden (verquicken).' Das klingt seltsam; das altdeutsche, noch im Englischen vorhandene quick heißt lebendig, also bloß eine Uebersetzung von *Argentum vivum*. Vieles andere, was in dieser Geschichte auffallend lautet, können wir des Raumes wegen hier nicht weiter berühren. Hierauf kommt die 'Nosologie der Mercurialkrankheit' (bis S. 180).

Das Resultat wird so ausgedrückt (S. 121): 'Ist der menschliche Organismus lange oder oft wiederholt den feindlichen Einwirkungen des Mercurials ausgesetzt, so vermag die reactive, conservative Thätigkeit desselben die hervor gerufenen Störungen im normalen Lebensprocesse nicht mehr auszugleichen; die veränderten Thätigkeiten bleiben stetig und die Mercurialkrankheit ist in einer bestimmten Form fertig.' Diese Erzeugnisse werden sodann nach folgenden Hauptgesichtspuncten ausführlich abgehandelt: A. Acute Form (Fieber, Speichelfluß, Bauchspeichelfluß, Harnfluß, Schweißsucht, Hautausschläge, mercurieller Blätterchenausschlag, Mercurialfriesel, Sublimatvergiftung). B. Chronische Formen (mercurieller Congestionszustand der Bindehaut, der Regenbogenhaut, der Netzhaut des Auges, des Rachens, der Knochenhaut; Geschwulst der Inguinaldrüsen, der Achsel-, Ohren-, Bauchspeichel und meseraischen Drüsen, des Hodens; Lebergeschwulst; Feigwarzen, Ueberbeine; Flechte der Borhaut; Krähenausschlag; Geschwürsflechte; Geschwür auf der fibrösen und Schleimhaut; der Drüsen; Nervenschmerz; Engbrüstigkeit; Bittern; Stammeln; Lähmung; schwarzer Staar; Schlagfluß; Hypochondrie; mercurielle Cachexie).

Wie viele von diesen als selbständige Mercurialleiden, meist nach Angabe und Berichten Anderer aufgestellten Species Stich halten werden, muß eine strengere Critik lehren.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1837.

S t t i n g e n.

Se Maj. der König haben geruhet, die bisherigen Privatdocenten den Hn Dr H. Ehl zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät, und die Herren Dr A. W. Bohk, Dr F. G. Schneidewin, Assessor Dr C. L. von Leutsch zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät zu ernennen.

H a m b u r g.

Spicilegium animadversionum in Q. Valerii Catulli carmen Epicum in nuptias Pelei et Thetidos, scripsit Cornelius Müller, Phil. Doct. Joannei professor. 1836. 8. 42 Seiten (bey Herold). Diese gelehrte Schrift kann als eine Revision der neueren Ausgaben, Bearbeitungen so wohl als Uebersetzungen, des bekannten Dichterwerkes von Catull betrachtet werden, hauptsächlich jedoch

der neuen Ausgabe des durch Alter und Verdienste gleich ehrwürdigen Döring. Sie bezieht sich nicht so wohl auf die Critik, als vielmehr auf die Erklärung des Textes, indem bey mehr als 60 Stellen theils Verbesserungen darin angegeben, theils Zusätze zu den gegebenen Erklärungen mitgetheilt werden. Beyspiele davon anzuführen liegt nicht in dem Plane dieser Blätter, aus allem leuchtet aber die vertraute Bekanntschaft des Verf. mit dem Dichter hervor, und bestätigt, was derselbe in der Vorrede sagt, daß er nur einige Blätter aus seinen Sammlungen über den Dichter habe mittheilen wollen. Bemerken müssen wir noch, daß der Verf. auch da, wo er seinem Vorgänger widerspricht, dies in dem Tone der Mäßigung und mit Bescheidenheit geschieht, so daß keiner derselben, am wenigsten der am häufigsten erwähnte, sich wird zu beklagen haben, und auch das, worin er nicht mit dem Verf. übereinstimmt, nicht ohne Interesse und Belehrung lesen wird. Vorzüge dieser Art sind zu selten in unsern Tagen, als daß wir sie nicht bemerklich machen sollten.

Hn.

B e r l i n .

Um auch bey dem eben erst erschienenen vierten Hefte des sechsten Bandes vom Civilistischen Magazin mit den fremden Beyträgen anzufangen, so sind deren drey, von denen der Erste endlich den Abdruck dieses Heftes, das sonst schon lange zum größten Theile in der Handschrift fertig war, veranlaßt hat. Es ist XXI ein ohne Namen des Verf. in den Hamburger Correspondenten eingerückter Aufsatz über den sel. Rehberg, den wir ja als Schriftsteller und als Geschäftsmann

gar wohl den Unsrigen nennen können, auch abgesehen davon, daß die letzten sechs Jahre seines Lebens sein bleibender Aufenthalt in Göttingen war. In der Borerinnerung des Unterz., die der Verf. ausdrücklich verlangt hatte, ist das Erheblichste, daß R. nicht, wie man sagt, Jurist war, d. h. er hatte nicht Jura studiert, und kein juristisches Examen 'gemacht'. Sonst hat der Unterz. es um so weniger gewagt, zu dem, was im Aufsatze selbst von R's öffentlichem Leben gesagt war, irgend Etwas hinzu zu setzen, als er das Meiste davon erst aus diesem gelernt hat. Daß der Verf. desselben gut unterrichtet war, ob er gleich seine Quelle nicht angibt, wird wohl Jedem einleuchten. XXII. Ueber ESCIT und dergl. in den 12 Tafeln, von unserm Herrn Hofr. Müller. So viel auch schon über diese Formen, bey denen sum und ero so ganz verschieden scheinen, geschrieben worden ist, so wird doch wohl schwerlich bey den 12 Tafeln auf das Sanskrit und die Regeln der Verwandlung des S in ein R Rücksicht genommen worden seyn, wie hier, wo übrigens der Verf. von dem ESIT, das er bey der, auch wieder von ihrem Anfange und nicht vom Ganzen benannten, lex Dei von Blume gebilligt hatte, zu der in der Ueberschrift angegebenen sonst inchoativen Form zurück kehrt, die auch schon von Cujacius vorgezogen worden war. XXVII. Hr Prof. Holtius in Utrecht über *ADVERSUS HOSTEM* etc. für die gewöhnliche Meinung, die Stelle beziehe sich bestimmt auf Erziehung, gegen die neuerlich erhobenen, gewiß sehr scheinbaren Bedenklichkeiten. — Von dem Herausgeber sind XXIII. fernere Berichtigung der angeblichen Zusätze zu Herrn G. Thibaut's System, und

zwar 1) über die vermeinte Unordnung der Digesten, wo weder von den partes, noch vom AntiPapian, noch vollends von den drey Hauptstücken: den Actionen, den vier Lehren, die man heut zu Tage unter die zwey Namen: Familien-Verhältnisse und Erbrecht bringt, und der Nachlese nach der Ordnung der Institutionen Mehr gesagt ist, als vor 50 Jahren gewöhnlich war; dann 2) über die contrectatio einer geliehenen Sache, wo 'honoris causa' dem Unterz. eine 'Idee' zugeschrieben wird, die keinen einzigen Anhänger gefunden habe (höchstens Savigny ausgenommen); endlich 3) über die Stellung der s. g. Familienverhältnisse und ihres Einflusses auf das Vermögen in das öffentliche Recht, namentlich das Polizeyrecht, wo der Unterz. stets (nicht stark, wie hier ein Mal gedruckt ist), unwillig darüber gewesen seyn und endlich nachgegeben haben soll, wobey denn freylich aus Vergleichung der Ausgaben sich ergibt, daß 5 Jahre früher, als der angebliche Unwille geäußert wurde, der Unterz. schon das gesagt hatte, wobey die Zusätze sich nun beruhigen. Uebrigens brechen diese Berichtigungen ab, auch um deswillen, weil nun neue angebliche Dictate zu der Götting. gel. Anz. 1834. S. 1657. angezeigten achten Ausgabe unter dem Namen Froben gedruckt worden sind, so daß, wo möglich, noch schlagendere Beweise, kein auch nur Etwas unterrichteter Zuhörer habe den Abdruck durchgesehen, darin vorkommen. Unter diese darf ja wohl gerechnet werden, daß die Zahl der partes 17 seyn soll, da man doch von der heiligen Zahl 7 dabey schon viel früher gesprochen hat, als vom Inhalte einer jeden pars, oder von anderen Merkwürdigkeiten, wie z. B. XXIX. die Entdeckung von

Herrn Prof. Holtius die Handschrift zu Florenz habe keine partes und was weiter daraus folgt. — XXIV. Gehören Freygelassene zu der gens ihres Patrons, eigentlich nur eine Zusammenstellung dessen, was in den verschiedenen Ausgaben der Rechtsgeschichte schon lange steht, nur noch mit Rücksicht auf Niebuhr's gewagte Ansicht, wie der Proceß, von welchem Cicero spricht, entschieden worden sey, und wie dieß auf die Definition Einfluß gehabt habe, wo die Entscheidung und die Definition vorher zu tadeln gewesen wäre. Damit hängt XXV. Einiges über Niebuhr zusammen, wobey S. 508. eine Stelle des dritten Bandes der Römischen Geschichte Anm. 105., welche N. wohl schwerlich hätte so drucken lassen und der Herausgeber wohl auch nicht, wenn er den Gegner erkannt und (hier ist schon wieder der Fall) die älteren Ausgaben verglichen hätte, da aus der zweyten sich ergibt, daß was N. dem Unterz. zur Last legt und was wirklich eine Unart gewesen wäre, Diesem vielmehr, wenn er es sagen darf, in sofern Ehre macht, als er Stroth nicht als N.'s, dessen Buch erst 13 Jahre später erschienen ist, sondern als seinen, des Unterz., eigenen Vorgänger genannt hätte. — XXVI. Der von Blume entdeckten Reihen sind Bier, was dieser mit Pp. selbst angedeutet hatte und was wohl nur bey denen Anstoß finden wird, die überhaupt von dem augenscheinlichen Beweise, welchen Blume geführt hat, Nichts wissen wollen, was U. Augustinus bey dem Titel de regulis juris und Cujacius bey dem de legatis gehandelt hatten, sey eine allgemeine Regel für alle nur etwas größere Titel der Digesten. Wenn doch der sel. Koch 1821

noch gelebt hätte, wie schön würde er ausgeführt haben, dies habe er ja Alles schon lange gewußt! XXVIII. Etwas ausführliche (und doch Vergleichungsweise und ihrer Absicht nach) kurze Darstellung der (Absichtlichkeit der) drey Digesten, die zweyte, von Savigny nicht gewählte, Ausführung der Meinung des Unterz. Von S. 554 bis 573., also wieder nicht recht kurze Beantwortung der Einwendungen, die S. aus dem sechsten Bande in die zweyte Ausgabe des dritten aufgenommen hat. XXX. Montesquieu's *Chapitre unique*, eine nicht ganz passende Nachahmung, die aber Glück gemacht hat, so mancher *lex unica*. XXXI. Noch einige civilistische Kunstwörter, deren Bedeutung sich im Laufe der Zeit geändert hat: *Jus receptum* und recipiertes Recht, *actio* und Actie, *decretum* und *décret*, *Magistratus magistrat* und Magistrat, endlich *classicus scriptor* als ein bey den Alten ein einziges Mahl vorkommender, durch einen Zufall, eigentlich durch ein Mißverständniß, so gangbar gewordener Ausdruck, aus welchem auch 'juristische Classiker' gemacht zu haben der Unterz. beynahе bereut, so gut auch seine Meinung und der Erfolg gewesen ist.

Mit diesem Hefte schließt nun die ganze Sammlung, weswegen denn auch der sechste Band sich, zum seltenen Exempel, als den letzten ankündigt. In der Vorrede ist eine Art Register der Mitarbeiter im weiteren Sinne des Wortes, denn es sind auch Schriftsteller darunter, die vor sechs und vierzig Jahren, als das Magazin anfing, längst gestorben waren. Ein Verzeichniß von Solchen, die Nichts geliefert haben, sieht sonderbar aus, es sind aber lauter Freunde des Herausgebers, und er führt sie an, zum

Beweise, daß in den Bydragen von den Herren den Tex und van Hall ihm mit Recht das Zeugniß gegeben worden ist, er gebe den Lesern des Magazins, hoffentlich nur dem Volumen nach, gewiß nicht zu viel. Nur sechs Bände einer Zeitschrift in sieben und vierzig Jahren sind wohl eine Seltenheit; rechnet man aber die vier Ausgaben der zwey ersten und die zwey der beiden folgenden Bände, wenigstens der ersten Hefte des Vierten hinzu, so kommen doch beynahe vierzehn Bände heraus, worunter die neuen Auflagen bey weitem nicht so von der ersten verschieden sind, wie dies bey den Lehrbüchern der Fall war.

Da hier von Zahlen die Rede ist, so sey noch bemerkt, dieses Heft betrage nicht bloß acht, sondern dreyzehn und einen halben Bogen, und in der Inhaltsangabe mit Zusätzen sey S. XIX. die Zahl der Gründe für die Trennung der Obligationen von den Sachen noch um zwey vermehrt und auf vierzehn gebracht. Der Ort, wo diese zwey stehen, ist aber wohl schon zum Voraus eine Rechtfertigung mehr für die Gegner, wenn sie sie nicht beachten.

Hugo.

L o n d o n.

Supplement to the account of the Rev. John Flamsteed by Francis Baily. 54 Seiten in 8. 1837.

Das Werk selbst, wozu hier Baily ein Supplement liefert, ist bereits in diesen Blättern (S. 1836. St. 97 — 100.) besprochen worden, und Ref. hat sich bemüht, den interessantesten Theil, der das Verhältniß Newton's zu Flamsteed betrifft, mit Unparteylichkeit auseinander zu setzen.

In England hat dieses Werk mehrere kleine Schriften hervor gerufen, deren Zweck es ist, Newton von allen Beschuldigungen zu reinigen; ein Zweck, der an und für sich lobenswerth wäre, wenn man nicht geglaubt hätte, die Anklagen gegen Newton dadurch entkräften zu müssen, daß man andere gegen Fl. vorbrachte. Gegen diese Schriften, und, wie es scheint, besonders gegen eine Schrift von Whewell, die den Titel Newton and Flamsteed führt, ist Baily's Supplement gerichtet, indem er Flamsteed's vollkommene Unschuld zu beweisen sucht, was ihm auch, wie wir glauben, durchaus gelungen ist. An neuen Actenstücken sind hier folgende hinzu gekommen. Ein Brief von Fl. an Dr Smith und dessen Antwort, beide nach Originalbriefen, die in Dr:ford bewahrt werden, und ein Brief von Fl. an Thornton, dessen Original im Besitze des Herrn Grenville ist. Gelegentlich erfahren wir auch, daß die unter dem Namen Mrs Barton bekannte Nichte Newton's, die in dessen Leben eine Rolle spielt, nicht, wie man bisher glaubte, die Wittwe, sondern, wie sich Baily durch Originalpapiere überzeugt hat, die Schwester des Colonel Barton war. Der Irrthum ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß man jetzt nur bey verheiratheten Damen den Titel Mrs braucht, was früher nicht der Fall war. Es wird hierdurch eine Schwierigkeit gehoben, die wir in diesen Blättern (Jahrg. 1834. S. 473.) berührt haben.

Stern.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. S t ü c k.

Den 15. Junius 1837.

C a l c u t t a.

Es sind uns wiederum drey Hefte des Journal of the Asiatic Society of Bengal edited by the Secretary and circulated gratis to members of the Society zugekommen, nämlich № 54, 55 und 56, oder das Junius, Julius und Augustheft des Jahres 1836. Sie enthalten, wie auch die früheren Hefte, mannigfaltige und interessante Beyträge zur Kenntniß, insbesondere der älteren Geschichte von Indien und den dazu gehörigen Ländern.

Das Juniusheft beginnt mit einer kleinen Abhandlung von Capitain J. Forbes: Notes on the Buddhas from Ceylonese authorities, with an attempt to fix the dates of the appearance of the last four; being those of the Mahá Bhadra Kalpa (or present age). Herr Forbes nennt zuerst ohne weitere Auskunft die sechs frühesten Buddhas, welche in buddhistischen Schriften erwähnt werden, nämlich Brahma Buddha, Gautama Buddha, Tanhankara,

Medhankara, Saranankara; alsdann zählt er die 24 auf, welche dem jetzigen Gautama Buddha, von welchem bekanntlich sich die Aera der Singhalesen, Barmanen und Siamesen datiert (543 v. Chr. beginnend), vorher gingen; von diesen 24 fallen die letzten drey in die jetzt herrschende Weltperiode, den mahá Bhadra Kalpa (die überaus glückliche Zeit). Im folgenden macht er alsdann einen Versuch, die Zeit dieser drey Buddhas genauer zu bestimmen. Auf welche Weise er dies auszuführen sucht, möge ein kurzer Auszug aus dem über den ersten derselben gesagten zeigen. Nach buddhistischen Zeugnissen erschien dieser, Kakusanda genannt, zu Anfang des mahá Bhadra Kalpa; nach einer Stelle aus dem Bhagavat dagegen erschien Buddha Sohn des Jina gerade zu Anfang des Kali juga (so heißt die jetzt herrschende Periode bey den Brahmanen: das Zeitalter des Lasters). Nun wird unter den 6 Manus, welche von Manu Svajambhuva stammen, als vorletzter Chakshusha als letzter Vaivasvata erwähnt. Dieser Chakshusha ist augenscheinlich identisch mit Kakusanda; denn er heißt bey Bentley Chaksooso, bey Wilford Chakshusha, bey Wilson Chakshusa, bey Colebrooke Cucuch'handu, bey Anderen anders und die Sylbe nda ist ein, bey den Singhalesen gebräuchliches, Ehrenaffix. Der auf ihn folgende Vaivasvata wird aber von vielen der bedeutendsten Chronologen (by many of the most eminent chronologers) als identisch mit Noah betrachtet, und Noah ist nach Lloyds Bible chronology 2984 v. Chr. geboren. Diese Bestimmung ist Hr Forbes jedoch noch nicht genau genug. In Tod's Annals of Rájasthán wird erwähnt, daß Buddha die Schwester von Icshwaca (so schreibt Hr Forbes für

Ikshvâku) heirathete, folglich ein Zeitgenosse von ihm war. Nun ist zwischen Rawena, dem Zeitgenossen des Rama und den Beginn der cinghalesischen Aera (543) nach cinghalesischen Quellen ein Zeitraum von 1844 Jahren verflossen; demnach setzt Hr Forbes Rama auf das Jahr 2387 v. Chr. zwischen Rama und seinem Ahn Ikshvaku regierten ferner 36 Fürsten; indem Hr Forbes jedem derselben 20 Regierungsjahre gibt, erhält er für den ersten das Jahr 3107 v. Chr. Dem gemäß setzt er die Zeit, wo Kakusanda Buddha ward, in das Jahr 3101 vor Chr. Schwerlich wird man hiernach begierig seyn, auch die Gründe für die chronologische Bestimmung der beiden folgenden Buddhas kennen zu lernen. Den zweenen Konagamma setzt er 2099, den dritten Kasyapa 1014 v. Chr. Der vierte Buddha ist Gautama, von dessen Tode an (543 v. Chr.) die schon erwähnte, weit verbreitete Zeitrechnung der Cinghalesen beginnt. Jetzt erwarten die Buddhisten für diese Periode den fünften Buddha, Maitri Buddha, welcher ein Sohn der Wihari Dewi seyn wird, die in ihrer letzten Seelenwanderung im Jahre 220 v. Chr. Königin von Mayam war. Einige Mythen, auf das Leben dieser Buddhas bezüglich, welche Hr Forbes mittheilt, sind nicht uninteressant. Historisch wichtiges haben wir schwerlich aus cinghalesischen Quellen über die Zeit vor 543 v. Chr. zu erwarten. — Die Abhandlung geht von S. 321 bis 330. — Es folgt von S. 331 — 339. *Memoir of a Hindu Colony in Ancient Armenia* by Johannes Audall. In diesem Aufsatz wird aus des armenischen Bischofs und Historikers Zenobius Geschichte, welche 1832 in Venedig ediert ist, eine Notiz über die Einwanderung einer indischen Colonie in Armenien um

die Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Chr., ihre spätere, nicht ganz ehrlich gemeinte Befeh- rung zum Christenthume, und daraus hervor ge- gangene Ausrottung mitgetheilt. Als Führer der Colonie werden zwey Brüder, Demetr und Kei- saney genannt. Der erste dieser Namen erinnert zu sehr an das Griechische, als daß man sich versucht fühlen dürfte, ihn für indisch zu halten. Der zweyte enthält das indische Kêça Haar, und diese Etymologie wird dadurch bestätigt, daß angegeben wird, er habe langes Haar getragen. Dieses und auch andere Namen und Umstände, welche zu verfolgen hier zu weit führen würde, sprechen für die Wahrscheinlichkeit der Angabe. Denn bey Xenobius Kenntniß des Sanskrits vor- auszusetzen, würde zu viel gewagt seyn. — In der folgenden Abhandlung (S. 340 — 349), be- gleitet von zwey Lithographieen, theilt Hr J. Prinsep: Facsimiles of various Ancient In- scriptions mit. Zuerst wird das Facsimile ei- ner Inschrift aus Konkan mitgetheilt, dann das einer von Maulmein, ferner eine von Chunar bey Benares, eine von Barahát, eine tibetani- sche aus der Nähe von Iskardo, und endlich eine aus den Grotten von Ajunta; erklärt sind nur die Inschrift von Chunar und Barahát, bei- de durch Mill; allein die erstere ist sehr lücken- haft und mußte bedeutend ergänzt werden; die zweyte war ihm zum Theil unleserlich. Die ti- betanische wurde dem größten Kenner dieser Sprache Csoma de Körös vergebens vorgelegt. — Hierauf folgt: Descriptive Catalogue of Terrestrial and Fluvial Testacea, chiefly from the North - East frontier of Bengal. By W. H. Benson (S. 350 — 358). — Fer- ner: Description of two new species belong- ing to a new form of the Meruline Group

of Birds, with indication of their generic character. By B. H. Hodgson (S. 358 — 360) und von demselben: on a new genus of the Meropidae (S. 360 — 362), so wie auch on a new Piscatory genus of the Strigine family (S. 363 — 365). Den Beschluß der Artikel macht ein Report of the Society of Arts on Specimens of Rice Wool etc. from Nepal and Assam, mitgetheilt von der Regierung. Wir erfahren daraus unter andern, daß man einen Versuch gemacht hat, den Bergreis (Soomla oder Himalaya paddy) nach Europa zu verpflanzen, daß dieser jedoch gänzlich fehl schlug (S. 365 — 371). — Aus den Proceedings of the Asiatic Society (S. 371 — 374) bemerken wir nur, daß der Societät schon drey Theile von Radhacanth Deb Behadur's Sabda Calpa Druma überreicht sind, und dieses encyclopädische Lexicon des Sanskrits rasch fortgesetzt wird. — Hodgson übergab eine Liste von sanskritischen Bauddha=Werken, welche sich in Nepal vorfinden. — S. 376 schließt dieses Heft mit einem Meteorological Register, kept at the Assay Office, Calcutta, for the Month of June 1836.

Das Juliusheft bringt in seiner ersten Abhandlung (S. 377 — 382): Translation of a Tamba patra, which was found in a field of the village of Pipliánagar in the Shujálpur Parganá, by a Krisán engaged in ploughing and presented to Mr. L. Wilkinson. Sie enthält den Text und die Uebersetzung einer Schenkungsurkunde aus dem Jahre 1267 der Aera des Bikramaditja (1210 v. Chr.). Die Urkunde selbst ist in der gewöhnlichen Form; die ihr vorhergehende Liste einiger Vorgänger des Königs, welcher die Urkunde ausstellte, füllt eine

Lücke in der Reihe der bis jetzt bekannten Könige von Malwa aus. Die Uebersetzung ist nicht ganz genau *); doch leicht zu verbessern. — Hierauf folgt *Note on the white satin embroidered scarfs of the Tibetan priests.* By T. H. A. Lloyd. With a translation of the motto on the margin of one presented to the Asiatic Society. By Alex. Csoma Körösi (S. 383. 384). — Bey den Eingebornen von Tibet Butan und Sikkim ist es, wie aus Turner's Reise bekannt, allgemeine Sitte bey jedem Zusammentreffen seidene Schärpen mit einander zu tauschen, welche selbst jedem Briefe oder anderen Zusendungen der Art beygelegt werden. Die Schärpen sind mit Figuren und Buchstaben verziert. Der Spruch, welcher hier nach Csoma de Körös Uebersetzung mitgetheilt wird, ist sehr allgemeiner Natur, paßt sich jedoch grade zu einer Begrüßungsformel. — Es folgt: *Note on the Origin of the Armenian Era and the reformation of the Haican Kalendar.* By Johannes Audall (S. 384 — 387); enthält im Wesentlichen nichts, was nicht schon bekannt wäre. — Hiernach: *Conjectures on the march of Alexander.* By M. Court (S. 387 — 395). Hr Court, schon bekannt insbesondere durch seine, von vielen glücklichen Erfolgen begleiteten, Ausgrabungen vorzüglich in der Gegend von Manikjala, verfolgt hier den Zug Alexanders des Gro-

*) So Stof. 6. 8. 9. 12. 15. 16., ferner sind im Text einige Druckfehler, wie 12., Gurg'arôkh'êda f. Gurg'arôk'kh'êda 16 dôshna f. dôshna 16., bhârâvatarana f. âvatârana und sonst. Ob auch 2., kschunjâ und 16., dhâbt bloße Druckfehler sind, oder der Inschrift angehören, wagen wir nicht zu entscheiden; doch emendieren wir nicht, da kein Facsimile der Inschrift beygegeben ist.

ßen von Parthien an bis zur Stadt Taxila. Alles ist mit einer solchen Kürze behandelt, daß ein Auszug fast eine Uebersetzung seyn müßte. Wir beschränken uns daher darauf, einiges hervor zu heben, ohne uns jedoch in eine Discussion einzulassen, welches hier um so weniger nöthig, da der Verf. seine Ansichten nackt und baar ohne andere, als in dem Zusammenhange selbst liegende Beweise ausspricht; doch verkennen wir nicht, daß, so kurz auch diese Abhandlung ist, sie bey einer genaueren Untersuchung des Gegenstandes sehr berücksichtigt zu werden verdient. — Die alten Städte Aria Artacvana und Bitaxia im alten Aria, der Provinz, welche in Bendi-dads. harodyn heißt (Burm. Comm. s. I. Y. Note CII.) will Hr Court in dem jetzigen Akda Ardecon und Benibit erkennen; in Arachosien erkennt er als alte Städte Eskarganj und Shersafa; Alexandropolis sieht er in Alt-Gandahar; Nicaea in Ghazni. In der hohen Bergkette, welche die Paropamisäer von Bactriana trennt und von Alexanders Begleitern Caucasus genannt ward, fanden diese eine Höhle, welche sie in die des Prometheus verwandelten. Court bemerkt, daß ihm versichert sey, eine ähnliche (?!) Höhle existiere in der Nähe von Gandahar, an einem Orte, welcher Khar-Jemshid-jan heißt. Alexanders Marsch nach Bactrien führt Court entweder durch das Thal, welches der Aracandab bewässert, oder durch die Defileen der Kette des Sulka bey Ghazni. Der Zug von Bactrien aus ging nach seiner Meinung auf der jetzigen Karavanenstraße von Balkh nach Kabul; letzteren Ort, glaubt er, habe Alexander aus strategischen Gründen nicht unberührt lassen dürfen und meint es sey Cabura; auch erklärt er den Fluß Cophones für den jetzigen Kabul,

dessen Lauf er genauer beschreibt; es ist der, welcher sich bey Attok in den Indus ergießt. Von Cabul zog Alexander selbst nach Lagman, während er Hephästion und Perdicas nach Peukelaotis detachierte. Arigaeum auf Alexanders Zug glaubt er in Ulichung zu erkennen. Die Flüsse Choe und Ewaspla identificiert er mit dem Penj-shir und Alumkhar; Den Fluß Guraeus mit dem Khonar; mehrere der folgenden Punkte läßt Hr Court sehr zweifelhaft; Nysa scheint ihm aber in Ashnagar, in dessen Umgegend sich viele alte Ruinen finden, wieder zu erkennen zu seyn. 15 Kos östlich von Ashnagar findet sich die Stadt Kapoardigarhi, welche Hr Court für das alte Caspatyrus, die Hauptstadt der Gandharier, nimmt; neben dieser findet sich eine bactrische Inschrift. Uornus endlich scheint ihm das Attok gegenüber liegende Castell zu seyn, so wie Attok selbst Taxila. Doch spricht Hr Court hier keine bestimmte Meinung aus. — Die fünfte Abhandlung ist überschrieben: *Experimental Researches on the Depressions of the Wet-bulb Hygrometer* by James Prinsep (S. 396 — 432). — Aus den *Proceedings of the Asiatic Society* (S. 433 — 439) erfahren wir, daß das ostindische General-Gouvernement durch eine höchst liberale Unterstützung die Herausgabe eines *Cochin-Chinesischen Lexicons* möglich gemacht hat, und die Ausgabe des *Naishadha-Charitra* vollendet ist; ferner, daß der Pandit Cavelly Venkata Lacshmia der Regierung einen Vorschlag gemacht hat Colin Mackenzie's historische Untersuchung über die Halbinsel, durch Sammlung von Inschriften, Handschriften u. und Uebersetzung von schon gesammeltem Material wieder aufzunehmen, und daß dieser Vor-

schlag der Societät zur Begutachtung vorliege. Von Masson ward ein drittes Memoir über die zu Beghram entdeckten Münzen vorgelesen, allein obgleich sich sein Cabinet um 2794 Münzen vermehrt hat, fand sich doch nur wenig neues; eine einzige Münze von Archelaos (Archelaos?) Diomedes und Bestätigung des Adelphortos und Spalirifus. — Den Schluß macht wie gewöhnlich eine meteorologische Tabelle. —

Das dritte Heft beginnt mit einer Fortsetzung von: *Extracts from the Mohit (the Ocean) a Turkish work on Navigation in the Indian Seas. Translated and communicated by Joseph von Hammer Baron Purgstall* (S. 441 — 468). Diesem, für die Schiffahrt in diesen Gegenden nicht unbedeutenden Beytrag, sind von Sn Prinsep die, auf unsere Karten gebrauchten, Namen, so weit als es möglich war, beygefügt. — Die zweyte Abhandlung (S. 468 — 482) ist überschrieben: *Extracts translated from a Memoir on a Map of Pesháwar and the country comprised between the Indus and the Hydaspes the Peucelaotis and Taxila of ancient geography by A. Court, in the Service of Maharája Ranjit Singh; wozu eine lithographierte Karte der beschriebenen Gegenden gehört.* Von diesem Auszuge wieder einen Auszug zu geben, ist völlig unmöglich, theilweise ergänzt er desselben Verfs im früheren Hefte mitgetheilte Vermuthungen über Alexanders Zug. In Selim am Derja = Selim, dem alten Hydaspes, erkennt er Alexanders Bucephalia; zu Khilipatan, der noch jetzt gewöhnlich gebräuchlichen Furth, findet er auch Alexanders Uebergangspunct; bey Patti Koti ist ihm das Schlachtfeld, wo Alexander mit Porus

zusammen traf. In dem Fluß Nagumán bey Pescháwar erkennt er den Malamantus; Boulidana scheint ihm Alexanders Embolína; der Berg Azarneh dessen Aornus. Frühere Vermuthungen werden wiederholt und das Ganze scheint für die Kenntniß dieser noch sehr dunklen Gegenden von großer Bedeutung. Hoffentlich wird es bald erscheinen. Beyläufig theilt Hr Prinsep mit, daß die Asiatic Society eine handschriftliche Karte des Panjáb besitze, welche Wilford, insbesondere mit Materialien, welche Mirza Mogul Bey herbeschafft hatte, entwarf. Sie ist voller und auch wohl correcter als die Court'sche. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie, mit den dazu gehörigen Materialien bekannt gemacht würde. Denn, indem man seit Wilford die ihm widersahrene Mystification eingestand, seine Arbeiten zu sehr unberücksichtigt ließ, hat man doch wohl das Kind mit sammt dem Bade verschüttet. — Die dritte Abhandlung bietet: Facsimiles of ancient Inscriptions, lithographed by J. Prinsep (S. 482 — 486). Die erste der mitgetheilten Inschriften ist von Asirgarh; gelesen und erklärt von Mill; sie bietet mehrere Königsnamen, welche aber sonst bisher unbekannt; leider fehlt eine Jahresangabe; die zweyte erscheint auf einem in Pescháwar gefundenem Bronze-Kopf; sie ist noch nicht gelesen; endlich mehrere Inschriften von einem Drenjack zu Gópéswara; von letzteren ist nur eine gelesen; sie bezieht sich auf einen sonst unbekanntem König. In dem vierten Viertelslokaß muß man utkhâta statt utakhâta lesen. — Die vierte Abhandlung ist überschrieben: Sub-Himalayan fossil Remains of the Dádumpur Collection. By W. E. Baker and H. M. Durand (S. 486 — 504) mit 5 lithographischen

Tafeln. Die beschriebenen fossilen Fragmente sind aus der Gegend von Maginund, einem Dorfe neben dem Caggar (Gagur auf einigen Karten); wo sich deren eine Menge und sehr verschiedenartige finden. Ein nicht sehr großer Block vereinte Fragmente eines Sivatherium, Rhinoceros, Schweins, Krokodils, einer großen Katzenart, eines kleinen fleischfressenden Thiers, einer Antelope, und eines wiederkäuenden Thiers. Auffallend ist, daß die hier gefundenen Cranien größtentheils jungen Thieren angehören, und nur sehr wenige von erwachsenen vorkommen. Doch wir müssen die Liebhaber dieser Studien auf den Aufsatz selbst verweisen, welcher das Einzelne mit großer Genauigkeit beschreibt. — Die fünfte Abhandlung ist überschrieben: Note on the States of Pérak, Srímenánti and other States in the Malay Peninsula. By T. J. Newbold. Es sind dies mehrere kleine unabhängige Staaten, deren größter Pérak nur 35000 Malayen und wenige Chinesen, Araber und Chuljah zählt; Srímenanti hat nur 8000; von den noch kleineren Staaten Calang Jellabú, Ulu Pahang, Jellye und Segámet hat der erste, die Ureinwohner ungerechnet, nur 3750 Einwohner. Die Producte sind in den meisten Zinn, Reiß, Kastanz; in Jellabé auch Gold und Elfenbein u. a. Die Regierungsform ist größtentheils despotisch. Genaueres über diese, die Geschichte, Gránzen zc. bitten wir in dem Aufsätze selbst (S. 505 — 509) nachzusehen. — Die Proceedings of the Asiatic Society (S. 509 — 519) theilen mit, daß George Turnour eine Ausgabe und Uebersetzung des in Páli verfaßten Mahávansa vorbereitet, wovon der erste Theil schon gedruckt ist, und daß die Societát in Beziehung auf den erwähnten Vorschlag zur Untersuchung und Bes

nutzung der Mackenzieschen Sammlung, so wie zu weiterer Ausdehnung der Forschungen über indische Geschichte und Zusammenschaffung von Quellen für dieselbe den schon rühmlichst in diesem Felde bekannten Taylor vorschlägt, welchem, wenn er es wünsche, Cavelly Venkata Lakshmia zur Seite stehen möge. G. Brownlow kündigt eine Ausgabe der vollständigen arabischen Handschrift der 1001 Nächte an, welche er von Macan gekauft. Die Societät wird dieses Unternehmen, für welches sie dem Ankündiger dankt, prüfen und über den Umfang der Unterstützung, welche sie ihm zu bewilligen habe, berichten. — Auf diese und ähnliche Weise wirkt die Societät höchst ersprießlich für die Kenntniß des östlichen Asiens, und fährt fort, uns auf die Beyträge, welche sie liefert, in steter Spannung und Theilnahme zu erhalten.

L. B.

P a r i s.

Librairie de Paulin: Histoire des sciences mathématiques en Italie, depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du XVIIe siècle. Par Guillaume Libri. Tome premier. 414 S. in 8. 1535.

Die Mathematik war bekanntlich bis jetzt noch nicht so glücklich, einen Geschichtschreiber zu finden. Alles, was wir unter dem Namen einer Geschichte der Mathematik oder einzelner Theile derselben besitzen, ist nicht viel mehr, als eine aus alten und neuen Werken zusammen getragene trockene Notizensammlung über einzelne berühmte Sätze und deren Urheber. Die Aufgabe eines solchen Geschichtschreibers ist auch wirklich keine geringe. In sofern man nämlich verlangen muß,

daß er die Wichtigkeit der einzelnen Sätze abzuwägen und diejenigen, die eigentliche Träger der Wissenschaft, an welchen sie sich fortgebildet hat, sind, von der Masse abgeleiteter Wahrheiten abzusondern verstehe, wie wir als Muster einer solchen historischen Darstellung Lagrange's Einleitung in seiner *mécanique analytique* besitzen, so setzt dies einen reifen Mathematiker voraus. In den Vorträgen über Mathematik erscheint die Wissenschaft in stetiger Entwicklung, eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entstehung muß sie uns aber in ihrem Verhältnisse zur allgemeinen geistigen Cultur der verschiedenen Zeiten und daher bald rückwärts bald vorwärts schreitend zeigen, sie muß nachweisen, welchen Antheil die verschiedenen Völker an der Pflege der Mathematik gehabt haben, sie muß ferner, um vollständig zu seyn, auch eine detaillierte Biographie der ausgezeichneten Mathematiker enthalten, und darthun, wie ihre wissenschaftliche Thätigkeit durch ihre zeitliche nationale und bürgerliche Stellung bedingt wurde. Die Lösung dieses Theils der Aufgabe des mathematischen Geschichtschreibers setzt mithin voraus, daß er mit bedeutenden philologischen und historischen Kenntnissen ausgerüstet sey, und überdies selbst den Scharfblick des Historikers besitze. Eine in dem angeedeuteten Sinne bearbeitete umfassende Geschichte der Mathematik werden wir daher schwerlich erhalten, so lange nicht eine bedeutende Anzahl von Vorarbeiten vorhanden ist, die dasselbe für einzelne Epochen und Disciplinen leisten. Eine solche Monographie verspricht Hr Eibri in diesem Werke zu geben. Wirklich scheint er auch vor vielen Anderen zu einer Arbeit dieser Art befähigt zu seyn. Als bedeutender Mathematiker ist er schon längst bekannt, hier aber entwickelt er

eine erstaunliche Kenntniß der verschiedenartigsten Sprachen, selbst des Sanskrit und Chinesischen, wie man sie nicht leicht bey dem Mathematiker voraussetzen wird, und zeigt sich zugleich als einen Mann, der die politischen und moralischen Verhältnisse, so wohl unserer Zeit als der vergangenen, mit scharfem Blicke durchdrungen hat. Der Verf. gesteht indessen in der Vorrede selbst, daß er bey der Ausarbeitung dieses Werkes nicht bloß einen rein wissenschaftlichen, sondern auch einen politischen Zweck vor Augen hatte. Durch seine politischen Ansichten aus seinem Vaterlande vertrieben, will er noch in der Fremde auf die italiänische Jugend wirken; das Beyspiel eines Leonardo da Vinci, eines Galiläi, die in Armut und unter steten Verfolgungen wirkten, soll sie lehren, Entbehrungen und Mangel an Begünstigungen mit Gleichmuth zu ertragen. Auch will er dem rohen Jacobinismus entgegen arbeiten, welcher glaubt, daß gelehrte Beschäftigungen den Eifer für die politische Freyheit ertöden, die Biographie des Michel Angelo, der bald an den Festungswerken von Florenz arbeitete, bald Fresken malte, eines Campanella, der 27 Jahre im Gefängniß schmachtete, weil er die Spanier aus Italien vertreiben wollte, soll diesem Irrthume entgegen arbeiten. Wahrscheinlich verdankt man nur diesem politischen Zwecke das Erscheinen des Werkes, denn es gehört im strengsten Sinne des Wortes zu den Büchern, die ihre Fata haben. Nicht bloß ging die ganze Auflage des ersten Bandes, bey dem großen Brande, der sich im vorigen Jahre in Paris ereignete, zu Grunde, wenige Exemplare ausgenommen, zu welchen das dem Ref. vorliegende gehört, welches der Verf. der hiesigen Societät der Wissenschaften zum Geschenke gemacht hat, sondern der Verf. verlor

auch auf seiner schnellen Flucht aus Italien den größten Theil seiner Vorarbeiten, so daß er nur durch die politischen Rücksichten bewogen werden konnte, die Arbeit von Neuem zu beginnen. Aus dem angedeuteten Grunde ist der Text des Werkes in ganz populärem Tone gehalten, während eine große Masse von Noten, wie sie sonst bey französischen Werken nicht gewöhnlich ist, die gelehrten Erörterungen und literarischen Nachweisungen enthalten. Auch beabsichtigt der Verf. später eine italiänische Uebersetzung zu veranstalten. Der vorliegende erste Band enthält nur die Einleitung zu dem ganzen Werke. Hier zeichnet der Verf. in raschen Zügen die Entwicklung der Wissenschaft, so wohl in Italien selbst, als bey den Völkern, die besonders auf Italien eingewirkt haben, vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Er berührt zuerst den sehr zweifelhaften Zustand der Wissenschaft bey den Etruskern, und geht alsdann zu den griechischen Colonien in Italien über, wo zuerst die pythagoräische Schule als Pflanzlerin der mathematisch-physicalischen Wissenschaften und dann Archimedes erscheint, mit welchem der mathematische Geist auf lange Zeit aus Italien entfloh. Bey den Römern hat die Mathematik nie eine originelle Ausbildung gefunden, vielmehr zeigen sie vor der Bekanntschaft mit den Griechen eine unglaubliche Unkenntniß selbst der ersten Elemente, so wie z. B. aus einer Stelle in den *scriptores de agrorum conditionibus*, die *Libri* anführt (S. 52. n. 4.), hervor geht, daß die römischen Juristen glaubten, der Inhalt des gleichseitigen Dreyecks sey die Hälfte des auf einer Seite errichteten Quadrats. Auch nachdem ihnen die reichen Schätze griechischer Speculation geöffnet waren, erhoben sie sich nicht über die Compilation, Lu

crez, Plinius und Seneca bezeichnen die Hochpuncte dieses wissenschaftlichen Zustandes, kein römischer Name hat sich aber durch irgend eine mathematische oder physicalische Entdeckung verewigt. Mit Rom's Größe sank auch der wissenschaftliche Geist in Italien, und was noch übrig blieb, wurde durch zwey Catastrophen, die über das römische Reich herein brachen, durch die Einführung des Christenthums und die Völkerwanderung, auf lange Zeit vernichtet, um erst viel später wieder desto herrlicher zu erstehen. Erst unter Theodorich's kräftiger Regierung zeigten sich wieder Regungen eines wissenschaftlichen Lebens, Boethius, Cassiodor, Symmachus, deren Schriften die des vorhergehenden Jahrhunderts weit übertreffen, bezeichnen diese Periode; namentlich hat die Geometrie des Boethius auf lange Zeit den Euklid ersetzt. Doch diese schwachen Anfänge gingen bald in den darauf folgenden Kriegen zwischen Gothen, Griechen und Longobarden zu Grunde, und wenn wir auch noch unter der letzteren Herrschaft Schulen und Studenten erwähnt finden, so erscheint doch kein Name, der einem Boethius an die Seite zu stellen wäre. Erst durch die Araber wurde die Wissenschaft in Italien wieder vom Tode erweckt (S. 109). Diese zu gleicher Zeit in Berührung mit allen Brennpuncten alter Weisheit, mit den Griechen, Indern und Chinesen, nahmen den gesammten Schatz ihres Wissens in sich auf, so daß es oft zweifelhaft bleibt, was sie dem einen oder dem anderen dieser Völker verdankten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1837.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Histoire de sciences mathématiques en Italie.*

Wenn es nun wohl sicher ist, daß sie ihre geometrischen Kenntnisse zunächst aus den Werken eines Euklid, Archimed und Apollonius schöpften, so scheint uns doch Libri mit vollem Rechte, in Beziehung auf Algebra, die Indier als die Lehrer der Araber zu betrachten. Schon die Grundlage der Arithmetik, ein geordnetes Zahlensystem, war den Griechen völlig unbekannt, während es bey den Indern schon vor mehreren tausend Jahren vollkommen ausgebildet war. Erst von ihnen erhielten es die Araber und von diesen das übrige Europa. Ferner sind die Untersuchungen des Diophant das einzige uns erhaltene griechische Werk, in welchem algebraische Fragen behandelt werden. Aber sehr mit Unrecht hat man dieses Werk eine Algebra genannt. Denn die Auflösung einzelner Fragen aus der unbestimmten

Analytik vermittelt besonderer Kunstgriffe, ohne allgemeine Methoden, ohne geregelte Notation bildet noch keine Wissenschaft. Die Indier dagegen bezeichnen bereits die unbekanntnen Größen durch besondere Zeichen, sie ordnen die Gleichungen nach den Potenzen der unbekanntnen Größen, sie haben ein besonderes Zeichen für die irrationalen Größen, das Unendlichgroße wird wie bey uns durch $\frac{1}{\infty}$ bezeichnet. In den Werken des Brahmagupta und Bhascara findet sich nicht bloß die allgemeine Auflösung der Gleichungen des zweyten Grades mit einer unbekanntnen Größe, sondern auch die Beantwortung einer Frage, die unter uns erst Euler gelöst hat, nämlich wie man aus einer bekantnen Auflösung einer unbestimmten Gleichung des zweyten Grades mit zwey unbekanntnen Größen alle übrigen Auflösungen in ganzen Zahlen finden kann, so daß diese vor tausend Jahren geschriebenen indischen Werke, wenn sie 60 bis 80 Jahre früher unter uns bekant gewesen wären, ihren Antheil an dem Fortschreiten der Analysis gehabt hätten. Aus welchen Gründen will man nun annehmen, daß die Indier alles dies erst von den Griechen erlernt hätten, wenn man nicht mit der Blindheit der Vorliebe für das griechische Alterthum geschlagen ist? Unter den mannigfachen Wegen auf welchen die arabische Gelehrsamkeit zu dem christlichen Europa gelangte, bildet besonders die Vermittelung der Juden ein sehr bedeutendes Moment (S. 159). Es ist Thatsache, daß die rabbinischen Uebersetzungen einer großen Anzahl griechischer und arabischer Werke aus allen Zweigen des Wissens den lateinischen lange voran gegangen sind. Libri spricht (S. 160. N^o 1.) von einem wichtigen geometrischen Werke, welches

ein Jude Savosorda gegen das 12. Jahrhundert verfaßt haben soll; eine Analyse dieses Werkes wird im nächsten Bande folgen. Was nun zunächst den Einfluß der Araber auf Italien betrifft, so war dieser in Sicilien so bedeutend, daß nicht bloß unter den ersten normannischen Regenten häufig öffentliche Monumente mit arabischen Inschriften versehen wurden, sondern auch noch unter den schwäbischen Regenten die Aufschriften auf Münzen arabisch waren. Die normannischen Könige nahmen die arabischen Gelehrten mit offenen Armen auf. So fand der berühmte Geograph Edrisi, aus Africa vertrieben, eine Zuflucht in Sicilien. Der Norden Italiens entlehnte seine Bildung von den Mauren in Spanien. Plato von Tivoli übersetzte mehrere wichtige geometrische Werke. Gerhard von Cremona gab die erste Uebersetzung des Aristoteles. In dieser Zeit beginnt die Entwicklung der italienischen Sprache und mit ihr das neue Leben des italienischen Volkes, das nun mehrere Jahrhunderte hindurch an der Spitze der europäischen Bildung steht. Mit diesen Betrachtungen schließt der Verf. die Einleitung ab. Fast die Hälfte des Buches füllen die Beylagen, die verschiedenen Werth haben: wir heben besonders folgende hervor. Bekanntlich sprechen die Araber vielfach von einem Spiegel, der sich auf dem Leuchtthurme von Alexandrien befunden haben soll, und vermittelst dessen man die Schiffe, die aus den griechischen Häfen ausliefen, sehen konnte. Man hält diese Erzählung gewöhnlich für eine Fabel. Libri hat nun aber in der königlichen Bibliothek den Originalbrief eines ausgezeichneten Mechanikers Burattini vom Jahre 1672 an Boulliau gefunden, nach welchem noch um diese

Zeit ein solches Instrument zu Ragusa existiert hätte. Dieser Brief ist in Beylage II. abgedruckt. Boulliau hatte nämlich Newtons Entdeckung der Spiegelteleskope an Burattini mitgetheilt. Hierauf antwortet dieser: 'In Ragusa bewahrt man noch ein ähnliches Instrument, wenn es nicht bey dem letzten Erdbeben untergegangen ist, vermittelst dessen man die Schiffe im adriatischen Meere auf einen Abstand von 20 — 30 ital. Meilen sehen kann, als wenn sie im Hafen von Ragusa wären. Als ich 1656 in Wien war, hörte ich einen Regusaner von diesem Instrumente sprechen. Er sagte, es sey wie ein Kornmaß geformt; da er aber nichts weiter über die Construction anzugeben wußte, so hielt ich das Ganze für eine Fabel. Vor zwey Jahren kam aber der Doctor Aurelio Gisgoni, erster Arzt der Kaiserin Eleonore, nach Warschau. Dieser Arzt hatte 8 bis 10 Jahre in Ragusa gelebt. Als er eines Tages mit mir über das schreckliche Erdbeben sprach, das diese Stadt getroffen hatte, sagte er nach langer Unterhaltung: Gott weiß, ob unter den vielen Seltenheiten, die Ragusa damals besaß, nicht auch das merkwürdige Instrument zu Grunde gegangen ist, welches die Tradition dem Aristoteles zuschreibt, und vermittelst dessen man die Schiffe in einem Abstände von 25 bis 30 Meilen eben so deutlich sah, als wenn sie im Hafen selbst gewesen wären. Als ich ihn über die Form des Instruments befragte, antwortete er, es hätte die Gestalt einer Trommel mit einem Boden gehabt, und man hätte von der Seite hinein gesehen. Ich erinnerte mich hierbey an das, was ich in Wien gehört hatte; denn zwischen einem Fruchtmaße und einer Trommel ist kein Unterschied als im Aus-

drucke. Gisgoni lebt noch und ist fortwährend im Dienste der Kaiserin. Was mich sehr wundert, ist der Umstand, daß ein so merkwürdiges Instrument nie beschrieben worden ist, während es in Ragusa nicht an ausgezeichneten Mathematikern gefehlt hat. . . . Wie mir der Doctor Gisgoni gesagt hat, wird es auf einem Thurme unter der Aufsicht einer Magistratsperson bewahrt.' Gegenwärtig scheint dies Instrument in jedem Falle nicht mehr vorhanden zu seyn, wenigstens hat ein Freund Libri's an Ort und Stelle vergebens darüber Nachforschungen angestellt. Bey dieser Gelegenheit führt Libri noch eine Thatsache an, welche vielleicht auf die Vermuthung führen könnte, daß auch die Chinesen schon in alter Zeit ein Mittel kannten um in die Ferne zu sehen. In der großen japanesischen Encyclopädie kommt nämlich die Bemerkung vor, daß sich neben Jupiter noch zwey kleine Sterne befinden, die gleichsam von ihm abzuhängen scheinen. Diese Encyclopädie ist freylich nach dem Jahre 1713 erschienen, indessen scheinen die Chinesen die Kenntniß der Jupiterstrabanten nicht von den Europäern erhalten zu haben, schon aus dem Grunde, weil sie nur von zweyen sprechen. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß ein gesundes Auge, unter günstigen Umständen, die Jupiterstrabanten auch ohne Hülfe optischer Werkzeuge sehen kann; ein Freund versichert sogar den Ref., einen noch gegenwärtig lebenden Mann gekannt zu haben, der, ohne irgend astronomische Kenntnisse zu besitzen, die Stellung des Jupiterstrabanten jedesmahl richtig angab. Die Beylage IV. enthält eine alte lateinische Uebersetzung des algebraischen Werkes von Mahommed Ben Musa, dessen arabischen Text Hr. Rosen vor ei-

niger Zeit bekannt gemacht hat. Die Beilage VIII. enthält eine Notiz über ein chinesisches mathematisches Werk, das sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet und 1593 verfaßt ist, es ist das einzige in Europa bekannte chinesische Buch über Mathematik das nicht unter dem Einflusse der Missionäre geschrieben ist. Es enthält unter anderen auch Untersuchungen über die Binomialcoefficienten, die allgemeine Auflösung der Gleichungen des zweyten Grades, die Ausziehung der Cubikwurzel, Untersuchungen über die magischen Quadrate und über die Summation der arithmetischen Progressionen. Ref. fügt noch hinzu, daß man im Journal des Savans, Mai 1835, einen Auszug aus diesem Werke findet, es wird dort namentlich bemerkt, daß die Chinesen diese mathematischen Kenntnisse von den Indern entlehnt zu haben scheinen, worauf der Ausdruck Sand des Flusses Ganges deutet, mit welchem sie sehr große Zahlen bezeichnen. Da Libri's Werk aus dem oben angegebenen Grunde zu den Seltenheiten gehört, so hat es Ref. für Pflicht gehalten, einen etwas ausführlichen Auszug aus demselben zu geben. Er muß es sich eben deswegen, um die Recension nicht zu sehr auszudehnen, versagen, eine große Anzahl von Bemerkungen, die sich ihm bey Durchlesung des Buches dargeboten haben, hier mitzutheilen. Nur einige mögen hier Platz finden. Libri behauptet, die Griechen hätten die subtractiven Sprachformen für Zahlenausdrücke nicht gekannt (S. 18), dies ist aber ein Irrthum, da Ausdrücke wie $\piεντεκοντα δυνων δεοντων$ zu den ganz gewöhnlichen gehören. Die wichtige Abhandlung von Humboldt über die verschiedenen Systeme von Zahlzeichen in Crelle's Journal für

die Mathematik Bd. 4., scheint der Verf. nicht gekannt zu haben. Die mathematischen Kenntnisse des Aristoteles scheint Libri, wie bereits viele andere, viel zu gering angeschlagen zu haben (S. 103). Wir verweisen hier der Kürze halber auf das, was Dr Nolk in Schlossers Universalhist. Uebersicht der alten Welt Th. 1. Abth. 3. S. 240 ff. über diesen Gegenstand gesagt hat. Daß die Vergleichung der Mondflecken mit einem Kaninchen von den Chinesen zu den Indern übergegangen sey, wie Libri glaubt (S. 149. N^o 2.), ist noch sehr zu bezweifeln, da Ausdrücke wie gagia mit Hasen begabt, gagabhrít gaga dhara Haasentragend, sehr häufig bey den Indern als Epitheten des Mondes vorkommen. Uebrigens fehlt es nicht an Spuren einer uralten Verbindung zwischen den Indern und Chinesen. So z. B. finden wir bey den Indern einen Cyclus von 60 Jahren — vrihaspati mána — der, wie schon sein Name zeigt, auf dem Laufe des Jupiters beruht. Dieser Cyclus ist zu den Chinesen übergegangen, jedoch so, daß er ein Cyclus von 60 Sonnenjahren geworden ist, und also seine ursprüngliche Bedeutung ganz verloren hat. In den Zusätzen (S. 409) spricht Hr L. von dem Ausdrücke Kuppel von Arina, mit welchem die Araber im 13. und 14. Jahrhundert den Punct bezeichneten, von welchem die geographischen Längen gezählt wurden. Die Lage dieses Punctes war bisher unbekannt; Hr Rainaud hat aber dem Verf. mitgetheilt, daß aus einem Zusätze in einem Manuscripte des Abulfeda hervor geht, daß dieser Punct von den Indern entlehnt ist und im Lande Lanka liegt. Die Bedeutung des Wortes Arina ist aber hierdurch noch nicht aufgeklärt; nach einer Bemerkung

kung, die mir Hr Dr Bensley mitgetheilt hat, ist arina wahrscheinlich aus al ravana zusammen gezogen, das Land Lanka heißt nämlich bey den Indern auch die Insel des ravana.

Stern.

B r a u n s c h w e i g.

Ueber die Intestaterbrechte der Ehegatten auf deutschen Bauerngütern (Bauergütern) nach gemeinen und besondern Rechten von J. Scholz d. d., Oberapp. Procurator zu Wolfenbüttel; mit einer Vorrede vom Dr Christian Ludwig Kunde, Oberapp. Ger. Präsidenten zu Oldenburg (enthaltend dessen Abhandlung) über das Güterrecht der Ehegatten auf deutschen Bauerngütern während der Ehe. Angehängt: eine Abhandlung über die Intestaterbfolge der Ehegatten in den herzoglich braunschweigischen Landen von W. A. Eschenburg, Reg. und Kamm. Präsidenten zu Detmold. 1837. VI. und 12 S. dann noch 243 S. in 8.

Den eigentlichen Körper dieses Buchs macht die Abhandlung des Hn Scholz über die Intestaterbfolge der Ehegatten auf deutschen Bauerngütern aus. Sie enthält eine brauchbare und in practischer Hinsicht keinen beträchtlichen Punct dieser Lehre übergehende Auseinandersetzung und Beantwortung der Frage: welche Rechte stehen dem Ehegatten eines Bauerguts = Innehabers an dem Bauergute (Colonat = Gute) außertestamentlich auf den Tod des anderen Gatten zu? Der Vf. hat nun zuerst die Natur der Bauergüter (S. 14 — 42) und ihre so genannte 'Stellung im Staate' beleuchtet, wobey er natürlich

die Erblichkeit, Untheilbarkeit des Hofes, das Bleiben des Eingebachten in demselben, die Interimswirthschaft und die Staatsoberaufsicht berühren mußte. Die practischen Seiten sind hierbey aus Erfahrung und Belesenheit gut aufgefaßt. Dagegen ist die Geschichte der Rechtsverhältnisse der Ehegatten dürftig ausgefallen (S. 42 — 56). Das Beste in diesem Kapitel sind die particularrechtlichen und statutarischen Mittheilungen, die sich aber, wie überhaupt in der ganzen Scholischen Abhandlung, fast nur auf die althannoverschen und braunschweigischen Provinzen beschränken, und wie es scheint, sich alle schon gedruckt finden. Ganz unnütz ist die weitläufige Auseinandersetzung, welche der Verf. aus Pufendorf aufgenommen hat, worin das Heergezwedde zu Lüneburg und im Amte Hagen bestanden habe. Auf welche Art das practische Recht geschichtlich erläutert und in seinen leitenden Principen nachgewiesen werden müsse, davon wird man unten ein musterhaftes Beyspiel berührt finden. — Der Verf. gelangt auf S. 57. zum heutigen Erbrecht der Ehegatten in Rücksicht der Bauergüter. Er verliert sich aber auch dabey anfangs wieder in das nicht wohl hierher Gehörige, spricht zuerst von der Form der Ehe und von der Wahl des Ehegatten, und kommt dann erst auf die Bedingung des Erbrechts bey Bauergütern. Es wird nun als durchgreifende Regel das Sprichwort voran gestellt: längst Leib, längst Gut, oder der letzte macht die Thür zu. Ref. vermist in der darauf folgenden Auseinandersetzung des eigentlichen Gegenstandes der vorliegenden Arbeit eine lichtvolle Darstellung, wie sie der Verf. bey der Absicht, dem größern Publicum und besonders

seinen Collegen und den Unterrichtern zu nützen, sich hätte zur Pflicht machen sollen. Zahlreiche Abtheilungen und Unterabtheilungen vermögen nicht, eine klare Darstellung zu ersetzen. Auch sind lange Stellen aus Runde's trefflichem Werke von der Interimswirthschaft abgeschrieben (S. 87. 88.): und wenn dies selbst nur geschehen seyn sollte, um eine angebliche Widerlegung daran zu knüpfen, so möchte doch die wörtliche Anführung dazu nicht nöthig gewesen seyn. Seltsam ist hin und wieder die aburtheilende Sprache des Verfs, wenn er auch das Rechte trifft, z. B. 'der Präsident Runde hat Recht, wenn er Thibaut und Pufendorf unbeachtet läßt' 2c. — Uebrigens enthält die Abhandlung auch noch darüber, ob und wie weit der Interimswirthe die Verfügungsbefugniß des Anerben und der Abfindlinge über Hof und Abfindungen hindern könne, — wann der Ehegatte zu den Schulden beytrage, — ob diesem eine besondere Abfindung zustehet, — ob der erbende Gatte conferieren müßte, — und über einige andere practische Fragen sehr nützliche, und für den in solchen Materien arbeitenden Richter oder Sachführer bequem zusammen gestellte Paragraphen, wenn gleich das Mitgetheilte nicht allenthalben erschöpfend ist. — Zur Belehrung Unerfahrner sind dann noch Formulare eines Ehe-, Uebergabe-, Leibzucht- und Erbvertrages, und eines Ehe-, Interimswirthschafts- und Erbvertrags beygefügt, welche recht zweckmäßige Erläuterungen gewähren, und gewiß beitragen können, die Verstöße unerfahrner Entwerfung zu vermeiden.

Verhältnißmäßig weit interessanter, aber allerdings zu der Stamm-Abhandlung des Buches so wenig passend, als es etwa eine Abhandlung

von der römischen *bonorum possessio unde vir et uxor* wäre, — und darum wohl nicht schicklich hier mit abgedruckt, — ist der sehr schätzbare Aufsatz des Hn Reg. und Ramm. Präs. Eschenburg zu Detmold über die Intestaterbfolge der Ehegatten (überhaupt, nicht auf Bauer-
gütern) in den herzogl. braunschweigischen Landen. Die Geschichte der braunschweigischen Intestaterbfolge der Ehegatten ist voraus geschickt und bis auf die landesherrliche Verordnung vom 30. Decbr. 1754 herunter geführt. Dann folgen die Rechtsätze selbst, welche von jener Erbfolge gelten, erst im Allgemeinen betrachtet, dann in Beziehung auf Concurrrenz mit Descendenten (deren Fälle trefflich auseinander gesetzt, und an einigen Orten vom Herausgeber ergänzt sind); darauf unter Concurrrenz mit Ascendenten; und endlich im Falle gänzlich mangelnder Descendenten und Ascendenten des Erblassers. Auch ist die Frage noch bejahet: wird der überlebende Ehegatte so genannter *Successor universalis (heres)*? Nicht minder ist eine Untersuchung der Pflichttheils-Qualität und der Collation angehängt.

Das Werthvollste jedoch in dem Büchlein ist die, unter dem Titel *Vorrede*, vom Hn DUS-Präsidenten Runde voran gestellte (leider nur sehr kurze) Abhandlung 'über das Güterrecht der Ehegatten auf deutschen Bauergütern während der Ehe;' — von Meisterhand!

Sieben Hauptsätze über die Befugnisse des Ehemannes im Colonnate hat Runde als Ergebnis einer voraus geschickten höchst werthvollen historischen Uebersicht ans Ende seiner Abhandlung gestellt. Ref. versucht, sie ganz kurz zusammen zu fassen: 1) des Ehemannes Recht an dem Frauengute geht nicht weiter, als das Recht der

Frau daran selbst; 2) er darf und muß (höchstpersönlich) Namens der Frau verwalten und sie vor Gericht vertreten; 3) die fahrende Habe (außer etwaiges Sondergut) der Frau darf er sogar veräußern, aber 4) deren Liegenschaften nicht, wenn sie nicht einwilliget; auch ist die Intercession römisch-rechtlich; 5) er muß das Fräugut zum Wohl der ganzen Familie nutzen, und daß er dies thue, wird so lange angenommen, bis die Frau gerichtlich protestiert; 6) ohne besondere Einwilligung der Frau, bestehen seine Rechte daran nur während der Ehe, und schließen letztwillige Bestimmungen aus, namentlich auch die Uebergabe des von der noch lebenden Frau kommenden Colonats an einen Auerben durch anticipierte Succession; 7) vorhandene Vermögensstücke der Frau werden von seinem wirklich eintretenden Concurse nicht afficiert, wo nicht positive Ausnahmen gelten, so wie die eheliche Vogtey und Nutzung nicht auf die Gläubiger übergeht. — Alle diese Sätze sind auf das Lichtvollste historisch begründet und nachgewiesen, indem Hr. UGPräs. Kunde so wohl die ehelichen Rechtsitten der alten Germanen (das älteste deutsche Recht), als die Gestaltung des ehelichen Gewohnheitsrechts der Bauern bis zum 13. Jahrhundert (zweyte Periode) und endlich das Bauernrecht unter Ehegatten nach der Verwandlung der Hörigkeit und der Vogtey in die Gutsherrlichkeit, der vollkommenen Gewere in die unvollkommene (dritte Periode), zusammen hängend dargelegt hat. Es sind dabey mehrere der noch immer, wenigstens in den Untergeichten, sehr gewöhnlichen, irrigen Ansichten über die echt deutschen Institute gezeigt, und unter anderen auch etwas ausführlicher bewiesen,

daß und warum die bürgerliche Gütervereinigung in der Ehe keineswegs eine eigentliche Gütergemeinschaft, weder römisches Miteigenthum, noch so genannt deutsches Gesammteigenthum, noch ein Eigenthum der juristischen Person (Einheit) der Ehegatten sey.

Hr Präs. Runde verdient nicht nur Dank für diese übersichtliche und gründliche Auseinandersetzung; sondern er hat damit auch zugleich ein Muster gegeben, wie das practische, heutige Recht stets und lediglich auf geschichtliche Basis zu gründen, und nur durch diese genügend, selbst practisch nur auf diese Weise genügend (das will man in der Praxis immer noch zu wenig glauben!) zu lehren sey, eben weil man nur auf diesem Wege die leitenden Grundsätze gewinnt. Wodurch denn auch von dem würdigen Vorredner mittelbar und auf die feinste Weise gezeigt ist, woran es der Scholzischen Arbeit fehlt.

W. M.

S t t i n g e n .

Das diesjährige Pfingstprogramm *Conjectaneorum exegeticorum Particula prima*, scripsit Frider. Lücke erörtert auf 21 Seiten in 4. ausführlich zwey neutestam. Stellen, 1. Kor. 1, 2. und 2. Kor. 12, 20. — 13, 2. Beide Stellen haben weder eine besondere dogmatische oder ethische, noch historische Wichtigkeit oder Schwierigkeit. So scheint die Ausführlichkeit schwer zu entschuldigen; um so weniger, da in der ersten Stelle nur einige wenige Worte, und in der zweyten fast nur ein einziges zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden ist. Allein das wahre exegetische Interesse hängt bis auf einen gewissen Punct gar nicht vom Inhalte

ab, sondern kann zunächst wenigstens auch rein durch die sprachliche Form und deren lexikalische oder syntaktische Schwierigkeit bestimmt werden. Dieser Fall tritt hier ein. Es ist, was die erste Stelle betrifft, seit langer Zeit streitig, wie die Worte *αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν* am Ende des Verses zu construieren seyen, ob mit dem unmittelbar vorhergehenden *ἐν παντὶ τόπῳ*, oder mit dem entfernteren *τοῦ κυρίου ἡμῶν*. Der Vf. sucht nachzuweisen, daß die letztere Verbindung, welche unter den griechischen Auslegern herrschte, die allein statthafte ist. Dabey wird zugleich gezeigt, daß als ursprünglicher Text der Stelle entweder *τῇ ἐκκλησίᾳ τοῦ Θεοῦ τῇ οὐσῇ ἐν Κορίνθῳ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ*, oder *τῇ ἐκκλησίᾳ τ. Σ. ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ τῇ οὐσῇ ἐν Κορίνθῳ* zu lesen, und *ἡγιασμένοις* als exegetische Glosse zu *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* auszustossen sey.

In der zweyten Stelle liegt in den Worten 12, 21. *πολλοὺς τῶν προσημαρτηκότων καὶ μὴ μετανοησάντων* — und 13, 2. *τοῖς προσημαρτηκόσιν καὶ τοῖς λοιποῖς πᾶσιν* eine bisher zu wenig beachtete Schwierigkeit. Der Vf. sucht dieselbe in ihrer vollen Bästigkeit darzustellen, und nachdem er die verschiedenen Auslegungen der Stelle geprüft hat, zu zeigen, daß, was die Hauptsache ist, unter den *προσημαρτηκόσι* in Korinth solche Christen zu verstehen seyen, welche von ihren früheren heidnischen Unsitten, der *ἀκαθαρσία*, *πορνεία* und *ἀσέλγεια*, noch nicht völlig abgelassen hatten. Diese Auslegung wird durch Erörterung des Zusammenhanges und Sprachgebrauchs auf eine rechtmäßige Weise gewonnen und vertheidigt.

Ref. benützt diese Anzeige, um einen sehr entschuldbaren Druckfehler S. 14. Z. 3. *assequantur* statt *assequatur*, und einen fast unentschuld-

baren, der S. 4 — 13. wiederholt wiederkehrt, ἐν παντί τόπῳ statt ἐν παντὶ τόπῳ zu bemerken und zu entschuldigen.

£.

S t e l l d.

Von dem dortigen Hrn. Collaborator Hahmann sind zu Ostern 1837 erschienen: Quaestiones Palaestinenses. I. 26 S. in Großquart. Wir freuen uns auf diese wohlgeschriebene, auch an Inhalt und Werth bedeutende Gelegenheitschrift aufmerksam zu machen. Man findet vorn eine sehr gute Uebersicht und Beurtheilung der neuesten Werke und Charten über Palästina: wobey denn mehrere dieser Charten das Urtheil empfangen, welches ihre Schlechtigkeit verdient. Dann folgt eine auf die besten neuern Quellen und auf genauere Kenntniß der Bibel gebauete Beschreibung der Jordan-Ebene: wobey vorzüglich die Untersuchung über die geschichtlich wichtigen Furten des Jordan und die damit zusammenhängende über die im N. L. oft erwähnten Plätze der Laufe Johannis auszuzeichnen sind. Zum Schluß die Vermuthung, die Hebräer העברים seien so genannt nicht weil sie, wie J. D. Michaelis vermuthete, über den Euphrat, sondern weil sie unter Josua über den Jordan gegangen. Es geht indeß diesem Namen wie so vielen andern aus dem entferntern Alterthume: man kann noch ziemlich richtig seinen Begriff, schwer aber seinen Ursprung angeben; und wo das letztere nicht sogleich mit Sicherheit möglich, da ist vorläufig desto mehr das erstere zu erstreben, ob sich vielleicht endlich einmal aus dem näher erkannten richtigen Begriffe des Namens sein Ursprung ergebe. Nun sehen wir daß der Name

Hebräer im Gegensatz zu dem der Israeliten der gemeine, weiter sich erstreckende, ältere ist: drey Eigenschaften, die in der That ganz nahe zusammenhängen; ein sogenannter Kenner nannte zwar noch im J. 1828 eine solche Unterscheidung 'aus der Luft gegriffen', beurfundete aber damit nur seine eigene Unwissenheit und Schwachheit. Hieher würde besonders gehören fest zu halten, daß der Name Hebräer sehr alt seyn müsse: nicht umsonst kann Eber so hoch über Israel und Abraham hinaufgerückt Gen. 11, 16, ferner Abraham selbst schon ein Hebräer genannt seyn Gen. 14, 13; auch der ungewöhnliche Ausdruck 'alle Söhne Eber's' Gen. 10, 21 ist bey dieser Frage nicht zu übersehen. Dabey ist nun freylich sehr zu bedauern, daß die Bibel über diese so wie über viele andere Sagen des entferntesten Alterthums aus einem sichtbar viel reichern Stoffe, der einst vorlag, nur sehr wenige, abgerissene, und unvollständige Nachrichten oder Andeutungen gibt: so viel scheint aber doch hier einleuchtend, daß der Name Hebräer die uralte abrahamitische Einwanderung bedeute; und erst auf diesem Grunde könnte die Frage nach dem etymologischen Ursprunge dieses Namens entstehen, eine Frage die sich allerdings noch ganz anders beantworten läßt als einst der hier wie überall scharfsinnige J. D. Michaelis auf die LXX. gestützt versucht hat. Bey der Stelle 1 Sam. 13, 7 wäre dann noch die Auslassung des Artikels zu beachten. — Wir wünschen bald eine Fortsetzung dieser geschickten Untersuchungen zu sehen.

H. C.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1837.

G ö t t i n g e n.

Im Zusammenhange mit ihrer früheren Arbeit über das Radical der Benzoësäure, haben die Professoren Liebig und Wöhler eine neue Untersuchung über die Natur des aus den bitteren Mandeln darstellbaren, crystallinischen Stoffes, des Amygdalins, unternommen und die daraus hervor gegangenen Resultate in einer Abhandlung der Königl. Societät der Wissenschaften überreicht, die wir hier im Auszüge mittheilen.

Man wußte, daß das Amygdalin in einer bestimmten Beziehung zu dem blausäurehaltigen, ätherischen Del der bitteren Mandeln stehe, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß die bitteren Mandeln, nachdem man mit Alkohol das Amygdalin aus ihnen ausgezogen hatte, bey der Destillation mit Wasser keine Spur von flüchtigem Del mehr gaben. Aber alle Versuche, aus dem

isolierten Amygdalin ätherisches Bittermandelöl darzustellen, waren bis jetzt erfolglos geblieben, es war kein näherer Zusammenhang zwischen beiden Stoffen nachzuweisen, man zweifelte daher an der Präexistenz des Amygdalins in den Mandeln, und war geneigt zu glauben, daß es ein Product der Bereitungsmethode sey, entstanden aus Bestandtheilen der bitteren Mandeln und des Alkohols. Die neuen Untersuchungen der Sn L. und W. haben aber nun erwiesen, daß das Amygdalin in der That in den bitteren Mandeln fertig gebildet enthalten ist, und daß umgekehrt das blausäurehaltige flüchtige Del, welches man durch Destillation derselben mit Wasser erhält, erst aus dem Amygdalin erzeugt wird. Sie haben gefunden, daß es der eyweißartige Bestandtheil der bitteren Mandeln, das so genannte Emulsin, ist, welcher unter Mitwirkung von Wasser diese merkwürdige Umwandlung des Amygdalins in Benzoylwasserstoff und Cyanwasserstoffsäure bedingt. Diese Wirkung wird in gleicher Weise hervor gebracht durch das Emulsin der bitteren, wie durch das Emulsin der süßen Mandeln, von welcher Thatsache man sich ganz einfach durch Auflösen von Amygdalin in einer Emulsion von süßen Mandeln überzeugen kann, wobei die Masse sogleich den eigenthümlichen Geruch des Bittermandelöls annimmt, und dieses nun durch Destillation daraus abgeschieden werden kann. Keine andere Substanz, keiner der übrigen eyweißartigen Bestandtheile des Pflanzen- oder Thierreichs übt diese zersetzende Wirkung auf das Amygdalin aus, und es muß in der That als ein sonderbarer Umstand erscheinen, daß in den bitteren Mandeln die Natur dem Amygdalin denjenigen Stoff zum Begleiter gegeben

hat, welcher der einzige ist, der eine solche Umsetzung seiner Elemente hervor zu bringen vermag, und von dessen Wirkung also so wohl die giftigen Eigenschaften der bitteren Mandeln, als deren Anwendbarkeit zur Darstellung eines sehr wichtigen Arzneymittels abhängen.

Zur Erklärung dieses Verhaltens war vor Allem eine genaue Kenntniß der elementaren Zusammensetzung des Amygdalins erforderlich. Als Resultat der Analyse wurde erhalten: 2 Atome Stickstoff, 40 At. Kohlenstoff, 54 At. Wasserstoff und 22 At. Sauerstoff. Hieraus ging hervor, daß bey der Zersetzung des Amygdalins durch Emulsin, außer dem Benzoyl- und dem Cyanwasserstoff, noch andere Verbindungen entstehen müssen, und wirklich war dies durch Untersuchung des Verhaltens von reinem Emulsin auf reines Amygdalin leicht zu bestätigen. Es entsteht hierbey merkwürdiger Weise noch Zucker, wohl characterisirt durch seine Gährungsfähigkeit und durch die Gegenwart von Alkohol in der gegohrenen Flüssigkeit. Allein die Berechnung zeigt, daß außer diesen drey Producten noch eine oder vielleicht noch zwey andere Substanzen aus dem Amygdalin erzeugt werden müssen; denn zufolge der obigen Zusammensetzung könnte man das Amygdalin als eine Verbindung von 2 Atomen Cyanwasserstoff, 2 At. Benzoylwasserstoff, 1 At. Zucker, 2 At. Ameisensäure und 7 At. Wasser betrachten; aber ungeachtet der vielfachsten Versuche konnten die Hn E. und W. über die Natur jener Producte bis jetzt eben so wenig einen genügenden Aufschluß erlangen, als es ihnen gelang auszumitteln, welche Rolle das Emulsin selbst bey dieser Zersetzung des Amygdalins spielt.

ob und in welcher Art es selbst dabey eine Veränderung erleidet. Die verhältnißmäßig geringe Menge Emulsin, welche erforderlich ist, um das Zerfallen des Amygdalins in die erwähnten Producte hervor zu bringen, so wie der ganze Vorgang dieser Zersetzung, scheinen zu zeigen, daß man es hier mit keiner gewöhnlichen chemischen Wirkung zu thun habe, und erinnern an die eben so räthselhafte Wirkungsweise des Ferments auf den Zucker, welche Berzelius zu derjenigen Classe von Erscheinungen gerechnet hat, die er mit dem Namen katalytische Wirkungen bezeichnet.

Diese Untersuchung gab ferner auch Veranlassung, die Bereitungsart des Amygdalins und dessen übrige Eigenschaften näher zu studieren. Es ergab sich unter Anderem, daß es 10,5 Proc. oder 6 Atome Wasser aufnehmen, und damit eine in großen, soliden Prismen crySTALLISIERENDE Verbindung bilden kann, welche in höherer Temperatur das Wasser wieder verliert. Erwärmt man eine Auflösung von Amygdalin mit Mangansuperoxyd und Schwefelsäure, so tritt eine heftige Zersetzung ein, und die Producte sind: Blausäure, Bittermandelöl, Kohlensäure, Benzoesäure, Ameisensäure und Ammoniak. Bringt man es mit einer Auflösung von übermangansaurem Kali in Berührung, so wird dieses, unter Abscheidung von Mangansuperoxydhydrat, in benzoësaures und cyansaures Kali verwandelt, — Zersetzungsweisen, welche kaum bezweifeln lassen, daß das Amygdalin fertig gebildetes Bittermandelöl enthalte, in einer eigenthümlichen Verbindung mit anderen Körpern, durch deren Zersetzung mittelst Oxydation es in Freyheit gesetzt,

und theilweise oder ganz in Benzoesäure verwandelt wird,

Erhitzt man das Amygdalin mit den Auflösungen der kauftischen Alkalien, so geht der ganze Stickstoffgehalt desselben in Gestalt von Ammoniak weg, und es verwandelt sich in eine eigenthümliche, neue Säure, welche Amygdalinsäure genannt worden ist. Sie scheint nicht crystallisierbar zu seyn, und bietet weniger für sich, als durch die Beziehung, in der sie zum Amygdalin steht, Interesse dar. Sie besteht, zufolge der Analyse, aus 40 Atomen Kohlenstoff, 52 At. Wasserstoff und 24 At. Sauerstoff. Mit Mangansuperoxyd und Schwefelsäure behandelt, wird sie zerstört und liefert, unter anderen Producten, ebenfalls Bittermandelöl, was zu beweisen scheint, daß dieser Körper auch in dieser Säure fertig gebildet enthalten sey.

Die Hn L. und W. schließen ihre Abhandlung mit der Bemerkung, daß nicht allein die Analogie, sondern auch einige Versuche es wahrscheinlich machen, daß alle Pflanzensubstanzen, welche bey der Destillation mit Wasser blausäurehaltiges Bittermandelöl liefern, wie die Blätter des Kirschlorbeers, die Rinde und Blüthen von Prunus Padus, etc. Amygdalin enthalten, durch dessen Zersetzung das Del gebildet wird, so wie es aus den obigen Thatsachen fast zur Gewißheit werde, daß zwischen dem ätherischen — Senf — Del und dem Sinapin ein analoges Verhältniß obwalte, wie zwischen Bittermandelöl und Amygdalin, und das Senföl wahrscheinlich durch Einwirkung des Senfemulsins aus dem Sinapin erst erzeugt werde. Vielleicht, fügen sie hinzu, gibt es für Aspara-

gin; Cafféin, Harnstoff, ähnliche Körper, welche sich zu denselben ähnlich verhalten, wie das Emulsin zum Amygdalin, — eine Vermuthung, deren Bestätigung auch in physiologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit seyn würde,

B r a u n s c h w e i g.

Bev Bieweg: Das Predigerseminar zu Wolfenbüttel. Von Dr L. W. H. Bank und Dr E. L. Henke, den Directoren desselben. 1837. 79 Seiten in 8.

Vorliegende Bogen verdienen eben so sehr ihres nächsten Zweckes wegen einer Erwähnung, da sie als Denkschrift der geistlichen Mitglieder des evangelischen Consistorii zu Wolfenbüttel zum neuen Jubiläum unsers Hn Abts Pott dienen, als die darin nach ihrem Erlühen geschilderte Anstalt ein erfreulicher Beweis der besonderen Sorgfalt ist, welche die braunschweigische Regierung der Bildung des geistlichen Standes schenkt. Daß Predigerseminarien zur Brauchbarkeit und Tüchtigkeit auch des evangelischen Geistlichen sehr wesentlich beytragen, ist bereits so anerkannt, daß die allgemeine Einführung derselben für alle Candidaten, die dem Amte nahe stehen, auch in den übrigen Ländern wohl nur an Mangel der dazu nöthigen Mittel bislang gescheitert ist. Die practische Seite der Amtsführung, das Außere bey der Sacramentsverwaltung, die fleißige Uebung im catechetischen und homiletischen Vortrage — dies alles sind Forderungen, die nun einmahl auf Universitäten nicht völlig gelöst werden können, wenn auch die dafür bestimmten practischen

Vorlesungen mit ihren Uebungen das Mögliche leisten. Und doch ist eine gewisse Uebereinstimmung in allen jenen Handlungen für die Pfarrer einer Landeskirche so durchaus nothwendig, um den Eindruck des Willkürlichen und bloß Subjectiven zu vermindern. Leisteten Predigerseminarien also auch weiter gar nichts, als daß sie Uebereinstimmung in der Liturgie sicherten: so wäre ihre Bedeutung für unsere Kirche schon um so erheblicher, je weniger wir für das Aeußere des Cultus und der Kirchenverfassung feste Garantien und Normen haben. Eben so wichtig aber wird gerade in der Gegenwart eine Zeit der Sammlung und ausschließlichen Beschäftigung mit theologischen Dingen für die Candidaten des Predigtamtes seyn, da durch die gesteigerte Anzahl derselben, die Zwischenzeit zwischen dem Abgange von der Universität und der Gelangung ins Amt, ausgedehnter als je erscheint. Das Herzogthum Braunschweig durfte bey den reichen Mitteln, die es für geistliche Zwecke aus den ehemaligen Stifts- und Universitätsgütern besitzt, auf Wiedererrichtung einer solchen Anstalt rechnen, da es früher deren zwey im Kloster Riddagshausen (seit 1690) und im Kloster Michaelstein (seit 1717) besessen hatte, die nur durch die fremde Herrschaft gestört waren. Schon der Landtagsabschied vom 11. Julius 1823 verhiess Wiedererrichtung eines Predigerseminars, worauf die Anstalt nach den vorauf gegangenen ständischen Verhandlungen durch eine Herzogl. Verordnung vom 2. Febr. 1836 ins Leben gerufen und am 24. April eröffnet werden konnte. Die Zahl der Mitglieder soll nicht unter sechs und in der Regel nicht über zwölf betragen, was bey dem

Umfange der jährlichen Anstellungen, die etwa 7 bis 8 Candidaten treffen, völlig ausreicht, um die Pfarrvacanzen jedesmahl mit Candidaten aus dem Seminar zu besetzen. Der Aufenthalt in demselben ist deshalb den Candidaten nicht gerade zur Pflicht gemacht, doch wird sich die Praxis gewiß bald so gestalten, daß die Anstellungen vorzugsweise auch nur aus jener Anzahl erfolgen. Die Wahl des Orts dafür, die Stadt Wolfenbüttel, muß bey den mannigfachen dort sich darbietenden literarischen Hülfquellen gewiß für die glücklichste erklärt werden. Ueber die erste Einrichtung des ganzen Instituts erhalten wir in den vorliegenden Bogen einen actenmäßigen Bericht, dem als Beylagen so wohl die höheren Orts erlassenen Verfügungen, als die zur Einweihung desselben gehaltenen Reden und Predigten beygefügt sind. Gewiß wird jeder Freund der vaterländischen Kirche einer Anstalt das beste Gedeihen wünschen, von der so sehr viel für künftige Bildung des geistlichen Standes abhängt, und eine Nachahmung solches Beyspiels auch da wünschen, wo dem Bedürfniß durch ein ähnliches Institut noch nicht allgemein hat abgeholfen werden können.

R—g.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. S t ü c k.

Den 22. Junius 1837.

P a r i s.

A expensas de Rohrmann y Schweigerd en Viena, 1837: Floresta de rimas modernas castellanas ó poesias selectas castellanas desde el tiempo de Ignacio de Luzan hasta nuestros dias, con una introduccion y con noticias biográficas y críticas recogidas y ordenadas por Fernando Wolf, secretario de la biblioteca imperial de Viena etc. 2 tomos. 8. (1 Bd. 417 S. — 2 Bd. 515 S.).

Schon der Titel des vorliegenden Werks zeigt, welche höchst dankenswerthe Gabe hier allen Freunden der Spanischen Sprache und Literatur geboten wird. Zu diesen aber möchten wir gern auch diejenigen rechnen, welche auf dem Wege historischer Forschung zu der Einsicht gekommen sind, daß ohne Kenntniß der geistigen Entwicklung (in welcher denn auch der poetischen ihr Platz gebührt) die politische und materielle ewig unverständlich bleiben muß. Ein anderes ist aber freylich der Werth der Gabe, ein anderes die

Wahrscheinlichkeit und Ausdehnung der gebührenden Anerkennung derselben. Es gibt nun einmal unfruchtbare Felder, wo auch der köstlichste Samen nicht aufgeht.

Ohne uns weiter auf das oben angedeutete historische Interesse einer solchen Sammlung einzulassen, und wenn wir auch nur die literarische und ästhetische Bedeutung der Sache fest halten, können wir uns nicht verhehlen, daß auch auf dieser Seite der allgemeineren Anerkennung einer solchen Gabe manches im Wege steht. Wir wollen nicht untersuchen, welche tiefer liegende geistige Ursachen bey uns, nach einigen gelegentlichen Anregungen zu Gunsten der Romanischen Sprachen und Literaturen eine — mit Ausnahme rein practischer Zwecke — fast gänzliche Vernachlässigung derselben und zumahl der Spanischen herbeygeführt haben; die Thatsache selbst wird ohnehin kaum Jemand in Abrede stellen *). Eine Ursache aber, welche dieser Vernachlässigung bis zu einem gewissen Punkte wirklich als Entschuldigung dient, ist ohne Zweifel die immer noch verhältnißmäßig großen Schwierigkeiten, welche sich auch dem besten Willen in Anschaffung oder Benutzung der transpyrenäischen Literatur entgegen stellen. Diese Schwierigkeiten sind aber noch viel größer in Beziehung auf die neuere, als auf die ältere Literatur. Dies erklärt sich zum Theil schon dadurch, daß im Gegensatz zu der nach fast allen übrigen Richtungen so unend-

*) Es würde uns sehr angenehm seyn, wenn irgend Jemand nachweisen wollte, daß z. B. unter den 12000 jungen Leuten, welche auf deutschen Universitäten nach der höchsten und universellsten Bildung streben, deren wir uns rühmen, mehr wie höchstens 60 (außer etwas Französisch) irgend eine Romanische Sprache mit einigem Ernst treiben.

lich vermehrten Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Verbindungen aller Art, der Verkehr (wenigstens der geistige, literarische) mit Spanien in unsern Tagen viel langsamer, unsicherer und kostbarer ist als er es im 16. und 17. Jahrhundert durch das Mittelglied der Niederlande war. Hierzu kommt aber noch, daß bey der großen Mehrzahl der Kenner und Freunde der älteren Spanischen Literatur und Poesie ein so entschiedenes Vorurtheil gegen deren jüngere Schwester herrscht, daß von ihrer Seite für die Beseitigung jener Schwierigkeiten durch Anschaffung neuer Spanischer Werke auch in solchen öffentlichen oder Privatbibliotheken, denen es vielleicht nicht an Mitteln fehlen würde, nichts zu erwarten ist. Die Vorsteher solcher Anstalten gehören aber entweder im besten Falle selbst zu diesen etwas einseitigen Verehrern der älteren Schwester, oder hören doch auf den Rath solcher; wo aber weder das eine noch das andere der Fall ist, werden in der Regel gar mancherley Rücksichten und Ansichten sich vereinigen, um bey vorkommenden Gelegenheiten dem mittelmäßigsten, unbedeutendsten, ja abgeschmacktesten Buche aus dem 16. und 17. Jahrhundert den Vorzug vor dem besten neueren Werke zu sichern.

Was nun die materiellen Schwierigkeiten betrifft, welche bisher der neueren Spanischen Poesie nicht bloß für das größere Publicum, sondern auch für die Kenner der älteren (mit Ausnahme von zwey bis drey Namen) die Eigenschaften einer terra incognita bewahrt haben, so sind sie durch die vorliegende Floresta vollkommen beseitigt und Jedem, der nur die Hand ausstrecken mag, steht fortan die Bekanntschaft mit den bedeutendern Spanischen Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts offen, und zwar in einer in

jeder Hinsicht so zweckmäßigen und mit allen zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiete so trefflich ausgestatteten Auswahl, daß in der That nur das Zusammentreffen sehr glücklicher und seltener Umstände, ein solches Resultat möglich machen konnten. Hierzu rechnen wir vor allen Dingen einen Herausgeber, dem an gründlicher Kenntniß, lebendiger Liebe und geistreichem Verstandniß der Sprache, der Literatur, der ganzen geistigen Bildung der Romanischen Völker im weitesten Sinne, zumahl aber der Spanier so wohl bey uns als anderwärts nur sehr wenige zu vergleichen sind. Aber diesen Eigenschaften würde der nöthige Stoff zu einem solchen Werke fehlen, ohne die großartige Liberalität womit die K. K. Hofbibliothek in Wien alle Zweige der Literatur, diesen insbesondere aber weit mehr, als irgend eine andere Anstalt der Art, pflegt und bedenkt. Endlich mußte sich auch noch ein Verleger finden, der zur würdigen Ausstattung eines Werkes, wo an irgend schnellen und vortheilhaften Absatz nicht zu denken, in seiner Geschäftsehre hinreichenden Beweggrund fand.

So durchaus genügend hat in der That der Herausgeber seine Aufgabe gelöst, daß dem Ref. kaum eine andere bleibt, als eine nähere Bezeichnung des Inhalts dieser Sammlung und allenfalls einige allgemeine Andeutungen zur Würdigung desselben, zumahl im Gegensatz zu den oben erwähnten Vorurtheilen sonst durch verwandtes Streben bestreundeter Männer und der durch sie und noch mehr durch eigene Apathie bedingten öffentlichen Meinung, sofern davon auf diesem Gebiete die Rede seyn kann.

Die Floresta enthält Arbeiten von folgenden dreißig Dichtern: Luzan, Petillas, N. F. Moratin, Cadalso, Garcia de la Huerta, Triarte,

Samaniego, Salas, Arroyal, Korona, Melendez Baldes, Tovellanos, Diego Gonzalez, Iglesias de la Casa, Forner, Gienfuegos, Quintana, Sanchez Barbaro, Sallego, E. F. Moratin, Arjona, Koldan, Castro, Arriaza, Jerica, Lista, Martinez de la Rosa, Mora, A. Saavedra (Herzog von Rivas) und Breton de los Herreros.

In diesem Verzeichnisse vermiffen wir nun kaum einen der in irgend einer Hinsicht bedeutendern Namen, welche die Spanische Poesie seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hat, und wo theils in dieser Beziehung, theils etwa hinsichtlich der Auswahl der einzelnen Dichtungen auf den ersten Blick noch etwas zu wünschen bleiben möchte, da finden wir den Herausgeber durch die von ihm befolgten Grundsätze vollkommen gerechtfertigt, während diese Grundsätze selbst der Art sind, daß man zwar vielleicht hin und wieder abweichende aber schwerlich unbedingt bessere aufstellen könnte. Unter solchen Umständen aber wäre es die größte Unbilligkeit und Thorheit, die Leistungen eines Herausgebers anders als nach seinen eigenen Grundsätzen beurtheilen zu wollen. So vermist man z. B. hier den Namen Gonzalez Carrajal, von dessen trefflicher Uebersetzung der Psalmen *) eine Auswahl mitzutheilen wir uns in ähnlichem Falle schwerlich hätten enthalten können. Hier aber bleibt er ausgeschlossen, weil der Herausgeber aus guten Gründen sich nur mit Originalen befassen kann, Carrajal aber nur durch jene Uebersetzung als Dichter bekannt ist. Derselbe Grundsatz schließt den gewandten neuesten Uebersetzer des Horaz, Burgos und einige andere aus. Ein

*) Eine neue, sehr hübsche Ausgabe in 12. verdanken wir Salvá. (London s. a.)

anderer Grundsatz des Herausgebers, der ebenfalls einige bekannte Dichter oder Gedichte von dieser Sammlung ausschließt, ist der: nur ganze Gedichte durchaus aber keine Bruchstücke aufzunehmen. Da nun buchhändlerische Rücksichten nicht erlaubten, dem Werke eine solche Ausdehnung zu geben, daß größere epische, didactische, oder dramatische Gedichte ganz darin aufgenommen werden konnten, so mußten sie ganz wegsfallen. Die Namen von Dichtern, die nur durch solche langathmige Gesänge bekannt sind, wie Luzan durch seine poetica, Raimoso durch seine *inocencia perdida de los primeros hombres*, Baca de Guzman durch die *Granada rendida*, und einige andere konnten in jenem Verzeichnisse keinen Platz finden, und einige der dort aufgeführten lernen wir nur in ihren lyrischen und kürzeren erzählenden Gedichten kennen, nicht aber in ihren größeren Arbeiten, wie z. B. des ältern Moratin *Diana*, Friartes *Pintura*, Moronäs *Omiada*, Martinez de la Rosas *Poética* und Saavedras *moro expósito*. Eine Art von Ausnahme macht allein der *canto épico* des ältern Moratin, der in etwa achtzig achtzeiligen Stansen die Verbrennung der Schiffe des Cortez behandelt und allerdings unentbehrlich war, um diesen eigenthümlichen Dichter kennen zu lernen. Man könnte nun zwar in Beziehung auf jenen Grundsatz einwenden, daß der Geist und Character jener Gedichte auch aus zweckmäßig gewählten Bruchstücken wohl zu erkennen wäre; allein eines Theils ist ihr Werth wirklich verhältnißmäßig gering, und es dürfte, mit Ausnahme des *moro expósito*, der einen neuen Aufschwung der erzählenden Dichtung bezeichnet, kaum eines derselben ein anderes als sprachliches oder literärhistorisches Interesse erregen; und

gerade dieses Gedicht ist jedem zugänglich, der sich darum bekümmern mag, da es in Paris erschienen ist. Ueberdies schlagen die buchhändlerischen Rücksichten des Raumes, welche die Aufnahme solcher Bruchstücke nicht anders als durch Ausschließung einer entsprechenden Anzahl vollständiger kleinerer Gedichte möglich machten, jeden weiteren Einwurf nieder. Der Herausgeber hat auch hier Alles gethan, was in solchem Dilemma erwartet werden kann, indem er unstreitig zwischen zwey Uebeln das geringere wählte. Daß unter diesen Umständen von der Aufnahme dramatischer Dichtungen wieder nicht die Rede seyn konnte, versteht sich von selbst, und wir können nur wünschen, daß der Herausgeber recht bald in den Stand gesetzt werden möge, uns mit einer ähnlichen Auswahl der dramatischen Poesie des neueren Spaniens zu erfreuen, welche besonders auf dem Gebiete des Lustspiels (mit Inbegriff des Samataß) vollkommen hinreichenden Stoff darbietet, um drey bis vier ähnliche Bände wie die unserer Floresta zu füllen.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß der Inhalt der Floresta hauptsächlich dem Felde der lyrischen Poesie im weitesten Sinne, dann dem der kleineren didactischen Gattungen, als Satyre, Fabel, Epigramm angehört; allein da die neueren Spanischen Dichter mit großer Vorliebe auch historische Stoffe in der rhapsodischen Weise der Románze behandeln, so fehlt es auch an erzählenden und beschreibenden Gedichten nicht. Sollte aber auch innerhalb dieser Grenzen noch dies oder jenes vermißt werden, so ist der Herausg. dadurch gerechtfertigt, daß hinsichtlich der Auswahl bey der Beschränkung des Raumes sogar nicht Alles vorzüglichere aufgenommen werden konnte, weshalb in einigen wenigen Fällen zwi-

sehen zwey Gedichten desselben Verfassers entweder, wie billig, der Geschmack des Herausgebers entschied, oder der Umstand, daß eines derselben schon in einem der wenigen verhältnißmäßig zugänglichen Werke enthalten ist, welche hier in Betracht kommen können, wie z. B. die *Espagne poétique* von Maury, die *Biblioteca selecta* von Mendibil und Silvela, die *Poesias selectas castellanas* von Quintana und das Spanische Lesebuch oder *Teatro pequeño de elocuencia y poesia castellana* von B. A. Huber *). Von einigen wenigen Dichtern endlich, wie L. Villanueva, Beña, A. Duran, F. B. Alonso ist es dem Herausgeber sogar in seiner günstigen Stellung nicht gelungen, sich Beyträge für seine Sammlung zu verschaffen **).

Was nun im Allgemeinen den poetischen Werth der hier vorliegenden Gedichte betrifft, so müssen wir von vorn herein zugeben, daß sie der Ueberreizung und Abstumpfung der poetischen Receptivität, welche seit einigen Jahren bey uns sich verbreitet hat, wenig Interesse darbieten können. Sie werden es sich vielmehr gefallen lassen, wie so viele Blüthen unseres eigenen Deutschen Parnasses als veraltet und insipide von jenen modernsten Höhen herab verachtet oder ignoriert zu werden, die selbst Göthe und Schiller schon tief unter sich haben. Auf diese hohen Geister konnte aber von vorn herein bey einem solchen Unter-

*) Alle diese Werke weisen ihrem Plan und Zweck nach der neueren Poesie nur einen sehr geringen Raum an.

***) Einige Psalmenübersetzungen von Villanueva finden sich in den *ocios de Esp. refugiados en Londres*, und einige treffliche Gedichte in Geist und Ton der Psalmen in dem oben erwähnten Span. Lesebuche (Bremen 1832.).

nehmen nicht gerechnet werden, da sie sogar in ihrer Muttersprache nichts lesen, als was sie selbst oder ihnen verwandte Geister geschrieben haben, geschweige denn in einer Sprache, die sie erst lernen müßten, wenn ihnen überhaupt zugemuthet werden könnte zu lernen. Wer Beruf und Versuchung findet, diese Gedichte wirklich zu lesen, der bearkundet schon damit glücklicherweise einen so hinreichend altmodigen Sinn und Geschmack, daß wir nicht zweifeln, er werde dem Genuß nicht unzugänglich seyn, den sie in so hohem Maße bieten durch Tüchtigkeit und Würde und Humanität der Gesinnung, durch edle Verständigkeit, durch gesundes zartes, oft tiefes Gefühl, durch heitere, oft derbe Laune, durch lebendige, feine Auffassung und treue Darstellung des inneren und äußeren Lebens und zum Theil durch einen so hohen Grad von formeller Vollendung, daß sie mit allem Rechte classisch genannt werden können.

Es kann indessen keineswegs unsere Absicht seyn, hier auf eine weitere Apologie des Classicismus der neueren Spanischen Dichter im Allgemeinen einzugehen. Nur nach einer Seite hin sey es uns vergönnt, dessen Bedeutung weiter zu rechtfertigen und auszuführen, indem dieses uns auf dem kürzesten Wege zu dem richtigen Standpuncte bringen wird, von dem aus diese Schule und ihre Erzeugnisse beurtheilt seyn wollen. Sollte nämlich gegen den Ausdruck classisch in Beziehung auf dieselben eingewandt werden, daß sie zu wenig selbständig, zu wenig nationell, zu sehr aus Nachahmung fremder, namentlich französischer, Muster, aus einer fremdartigen Bildung hervor gegangen seyen; sollte man ihnen, wie das denn allerdings die herrschende Meinung ist, aus solchen und ähnlichen Gründen überhaupt

jeden Anspruch an höheren, bleibenden Werth und wärmere Ausnahme und Anerkennung zumahl neben der älteren Spanischen Literatur absprechen wollen: so können wir nicht umhin, dieser Ansicht, als einer, theils auf Vorurtheil und Unkunde in Beziehung auf den Gegenstand selbst, theils auf Unklarheit oder Einseitigkeit hinsichtlich der allgemeinen Grundsätze beruhenden, hier entgegen zu treten und wenigstens zu nochmaliger und unbefangener Prüfung aufzufordern, wozu eben die vorliegende Sammlung die beste Gelegenheit und Veranlassung gibt. Wir dürfen und müssen dies um so mehr, da wir selbst lange genug von diesem Vorurtheil gegen die neuere Spanische Poesie befangen waren, und erst durch genauere Kenntniß derselben, wozu wir nur mit einiger Ueberwindung die ersten Schritte thaten, aber dann auch sehr bald zu einer richtigeren Würdigung gelangten. Wir zweifeln aber um so weniger, daß es jedem Verehrer der älteren Spanischen Literatur, sofern er sich nur bequemen kann, jenes Vorurtheil einen Augenblick zu überwinden, und jene ersten Schritte zur Bekanntschaft mit der jüngeren Schwester zu thun eben so ergehen wird, ohne daß dadurch der früheren Liebe der geringste Eintrag geschehen könnte. Vielmehr wird das Resultat einer unbefangenen und genaueren Beobachtung eben zur Verherrlichung des ganzen Stammes der castilischen Musen gereichen, in sofern daraus hervor geht, daß wenn auch die Jüngste, bisher unbillig verkannte und vernachlässigte, keineswegs in fremder Schminke und falschem Flitterstaat uns zu betriegen sucht, sondern durch solche Reize unsere Aufmerksamkeit und Liebe verdient, in denen der Kundige und Unbefangene die echten, bekannten und werthen Familienzüge nicht verkennen kann.

Mit anderen Worten — um aus dem verhänglichen Pfade zarter Gleichnisse auf die gebahnte Heerstraße der literarischen Critik zu gelangen — die neuere Spanische Poesie ist wesentlich und unmittelbar aus der älteren, classischen nationalen Poesie, keinesweges aber durch Nachahmung der französischen entstanden, und sofern überhaupt von Nachahmung die Rede seyn kann, haben die neueren Spanischen Dichter eher 50 Mal an die älteren Spanier als ein einzig Mal an die Franzosen gedacht. Wir sprechen hier zunächst von den Zweigen der Poesie, welche unsere Floresta uns vorführt, und worin allerdings die eigentliche poetische Kraft und Blüthe der neueren Spanischen Bildung hauptsächlich zu suchen ist.

Zur weiteren Begründung unserer Ansicht, welche jenem herrschenden Vorurtheile gegenüber allerdings paradox genug erscheinen mag, müssen wir erstlich erinnern, daß ohne Zweifel auf diesem Gebiete wie auf manchen anderen eine Hauptquelle des Irrthums in einer Verwechslung zu suchen ist, welche zwischen gleichartigen, auf einander folgenden Erscheinungen ohne weiteres das Verhältniß von Ursache und Wirkung, Vorbild und Nachahmung voraus setzt, statt zu untersuchen, ob nicht beide aus einer gemeinsamen allgemeineren Ursache und Quelle entsprungen sind, deren Wirkungen nur unter verschiedenen Umständen hier früher, dort später zum Vorschein kommen? Ohne nun hier die gemeinsame Quelle Europäischer Bildung im 18. und 19. Jahrhundert näher untersuchen und nachweisen zu wollen, stehen wir nicht an, zu behaupten, daß der Standpunct, von dem aus Ansichten, Gefühle, Gesinnungen und deren entsprechender poetischer Ausdruck, sofern sie in der neueren Zeit in geringer Zeitentfernung bey den Franzosen und bey

anderen Völkern vorkommen, als nothwendig französischen Ursprungs erscheinen, eben so wenig richtig und haltbar seyn kann, als der ganz ähnliche und nun schon völlig verlassene und veraltete Standpunct, von welchem in der Bildungsgeschichte des Mittelalters die ritterliche Poesie, ja das ganze Ritterwesen in Deutschland als eine Nachahmung der Franzosen erschien.

Erwartet man nun aber allerdings, daß unter solchen Umständen der Ausdruck des allgemeineren Moments, sofern er sich nicht als bloße Nachahmung verrathen soll, durch das besondere nationale Organ, welches sich seiner bemächtigt hat, oder von ihm belebt wird, mehr oder weniger modificiert erscheinen, so begreifen wir in der That nicht, wie man läugnen kann, daß eine solche Modification, ein solcher Einfluß der nationalen Eigenthümlichkeit in dem poetischen Ausdrucke solcher Momente, welche der Französischen und der Spanischen Bildung der neueren Zeit gemeinsam waren in der neueren Spanischen Poesie in völlig hinreichendem Grade nachzuweisen ist, um ihr nationale Originalität zu vindicieren. Dies gilt jedenfalls in viel höherem Grade von dieser neueren Spanischen als von jener älteren Deutschen Poesie, sobald wir von der natürlichen Verwandtschaft der Sprachen absehen. Bleiben wir aber einen Augenblick bey der Sprache stehen, so geht gerade aus dem Maßstabe, den die gegen manche neuere Dichter von castilischen Puristen erhobenen Vorwürfe galicistischer Unreinheit uns an die Hand geben, hervor, bis zu welchem Grade eben die Sprache ihre nationale Selbständigkeit bewahrt hat. In der That möchte es auch dem strengsten Puristen schwer werden, auf etwa 200 Seiten, welche in dieser Floresta die Gedichte von Cadalso, Cien-

fuegos, Quintana und einigen anderen in diesem Sinne mehr oder weniger anrühiger Dichter einnehmen, mehr als höchstens ein Duzend Ausdrücke und Wendungen nachzuweisen, welche in irgend einem verständigen und practisch durchzuführenden tadelnswerthen Sinne Gallicismen genannt werden könnten. Freylich können wir unmöglich zugeben, daß jeder Ausdruck, jede Wendung, welche sich bey den Schriftstellern des goldenen 18. Jahrhunderts nicht findet, dessen Analogon aber die Französische Sprache darbietet, schon deshalb als Gallicismus angesehen werden dürfe. Wo in aller Welt, sollte die Spanische Sprache für neue Begriffe die Keime und Wurzeln angemessener Ausdrücke suchen, als eben da, wo die Französische sie auch fanden, bey der gemeinsamen Römischen Mutter; und wie waren hier vielfache Analogien zu vermeiden? Aber noch mehr: nach welchem Rechte sollte der Spanischen Sprache verwehrt werden, auch gelegentlich unmittelbar aus einer nahe verwandten Sprache neue Ausdrücke zu entlehnen, wenn diese ihrem eigenen Geiste und Organismus nicht widerstreben? Mit Construction und Wendung ist es allerdings schon etwas Anderes; aber gerade hier hat sich die Selbständigkeit der Spanischen Sprache der Französischen gegenüber bey jeder Gelegenheit völlig hinreichend geltend gemacht und etwaige Willkürlichkeiten einzelner Dichter haben niemahls eine irgend allgemeine Geltung oder Duldung gefunden. Rechnen wir nun hierzu den Gebrauch der eigentlichen Archaismen, welcher allerdings von einigen Dichtern (und zum Theil sind es eben jene des Gallicismus beschuldigten, wie z. B. Gensuegos und Quintana) übertrieben worden, aber doch zur Bereicherung und Kräftigung der Sprache manchen bleibenden Er-

werb fügte — erwägen wir die fortwährende Aufnahme von Ausdrücken und Wendungen aus der lebendigen Volkssprache in die Schriftsprache, und vergessen wir vor allen Dingen nicht, daß die classische Sprache des 16. Jahrhunderts immer die Hauptquelle blieb an der man schöpfte, so wüßten wir nicht, wie sich eine Sprache naturgemäßer und nationeller halten und entwickeln könnte, als es die Spanische in der neueren Zeit gethan hat. Hierdurch ist denn auch allein die Thatsache erklärlich, daß sie zu keiner Zeit reicher, kräftiger, würdiger und gewandter erscheint als eben in der neuesten Zeit.

Die Hauptzüge anzugeben, wodurch sich die neuere Spanische Dichtung als nationell und eigenthümlich von der Französischen unterscheidet, kann nicht schwer fallen; zur Ausführung und Nachweisung im Einzelnen ist hier begreiflich nicht der Ort. Erstlich herrscht bey den Spaniern, statt dessen was sich bey den Franzosen als rhetorisches esprit auf so mannigfache Weise geltend macht, Verständigkeit und Gemüth entschieden vor. Diese stimmen denn einestheils das Pathos mehr oder weniger und zuweilen allerdings bis zur Nüchternheit herab; andrerseits geben sie auch der Satyre einen gewissen wohlwollenden, gutmüthigen, oft humoristischen Character, der gerade dieser Gattung, zumahl in den leichtern Formen der Fabel *), des Epi-

*) Die Fabel nimmt bey den neueren Spaniern einen viel größeren Raum ein, als man bey uns einer (mit Recht oder Unrecht) so veralteten Form gestatten würde. Die Ursache liegt zum Theil in dem Mißverhältniß zwischen der zunehmenden Freyheit der Ansichten und der Gebundenheit und Beschränkung der Aeußerungen. Es ist aber Jedem zu rathen, durch ein solches Vorurtheil sich nicht abhal-

grammisch, oder in dem volksthümlichern Tone der Romanze, der Villanesca, einen ganz besonderen Reiz gibt. Dieser Characterzug schließt einen sehr hohen Grad von sittlicher Entrüstung keinesweges aus, vielmehr ist es diese allein, welche z. B. einen Tovellanos, dessen Natur sonst eben keine poetische ist, fähig machte, seine classischen Satyren hervor zu bringen — indignatio facit poetam — allein sie läßt niemahls die Stimmung und den Ausdruck kalten Hohns, tiefer Verbitterung aufkommen, welche eigentlich beweisen, daß das dichterische Organ selbst von dem Verderben schon ergriffen ist, das es zu bekämpfen sucht. Aus eben dieser Eigenthümlichkeit läßt es sich erklären, daß die Ode der neueren Spanier sich vorzugsweise mit philanthropischen Stoffen beschäftigt, aber auch religiöse Momente im Sinne des Volks und Kirchenglaubens viel weniger scheute, als die Franzosen, wobey freylich denn auch die Grundsätze zwischen jenen beiden Anschauungen des Lebens oft seltsam genug hervor treten. Eine zweyte sehr bemerkliche Eigenthümlichkeit der Spanier, deren Verwandtschaft mit jener ersteren allgemeineren Characteranlage hier nicht weiter nachgewiesen zu werden braucht, ist ihre Vorliebe für Stoffe der nationalen Geschichte, und zwar keinesweges etwa bloß für einzelne Momente von besonderem Glanze oder allgemeiner Bedeutung, sondern auch für unzählige kleinere Züge, sofern ihnen eine poetische Seite abzugewinnen ist. Diese wird aber gar nicht in einem hohen pathetischen oder rheto-

ten zu lassen, sich gerade mit diesem Zweige der neueren Spanischen Poesie bekannt zu machen, der die lieblichsten, wenn auch unscheinbareren, Blüten in Menge trägt.

rischen Effect gesucht, sondern in ausmahlender, ausschmückender Erzählung. Wo fände sich aber bey den Franzosen (so weit sie hier in Betracht kommen) eine einzige Analogie für die große, fast zu große Zahl von maurischen und ähnlichen Romanzen, deren auch unsere Floresta eine hinreichende Auswahl gibt? Damit ist freylich die heroische Dde nicht ausgeschlossen, wie Arriaza, Morona, Gallego, Vista &c. zeigen. Ein dritter und vielleicht der auffallendste und fruchtbarste Zug ist ihre Liebe, ihr Sinn für die Natur, für einfache, sogar derbe ländliche und überhaupt volksthümliche Zustände und Stoffe, wodurch die idyllische und bucolische Poesie einen so bedeutenden Raum, aber auch so eigenthümliche Reize gewinnt, zu deren Genuß freylich eine ähnliche Stimmung und Fähigkeit erforderlich ist. Damit soll keinesweges geläugnet werden, daß auch unter den Idyllen eines Melendez, Cadalso, Cienfuegos und anderer gar manches verfehlte, manirierte, häßliche ist, noch daß in dieser Gattung auch des Besseren leicht zu viel werden kann; aber eben so gewiß ist, daß der Ausdruck, der in Beziehung auf Melendez Batilo gebraucht worden: 'er duftete nach Thymian' (dem charakteristischen Duft von Feld und Wald in Castilien) sich mit eben so viel und noch mehr Recht auf manche ähnliche Dichtungen anderer Verfasser anwenden ließe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1837.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Floresta de rimas modernas castellanas etc.

Gewiß aber wird es Niemanden einfallen, ähnliche, oder irgend einen ländlichen Dufte bey Delille oder irgend einem Französischen Dichter der Art zu suchen. Dieser Characterzug der Spanier zeigt aber seine Wirkungen noch in einem viel weiteren Sinne. Wir finden sie wieder in einer gewissen herben Frische der Gefinnung, wir möchten (wie von manchen Weinen) sagen in einem gewissen Kerngeschmack, der namentlich dem Philanthropismus der neueren Spanier oft als ein sehr wohlthätiges Correctiv, als ein Antisepticum dient, das ihn vor Weichlichkeit und Weinerlichkeit bewahrt. Wir finden sie ferner in dem unverkennbaren Streben nach naturgemäßer Wahrheit der Darstellung, welche theils aus vertrauter liebevoller Bekanntschaft mit der Natur hervor

geht, oft aber allerdings auch mit einer gewissen ängstlichen, fast pedantischen Unbeholfenheit zusammen hängt, und dann bis zur handwerksmäßigen Copirung des Einzelnen geht, welche die Bewegung, Färbung und Haltung des Ganzen stört und ohne Zweifel ein Fehler ist; aber jedenfalls ein solcher, den man gewiß nicht aus einer Nachahmung Französischer Muster erklären wird. Mit den neueren Romantikern haben wir es hier natürlich nicht zu thun. Welche Bedeutung endlich bey den Spaniern nationale Momente im Gegensatz zu allem Fremden haben, beweist der schon oben bewährte häufige Gebrauch volksthümlicher älterer Vers- und Reimarten der Romanze, Petrilla, Glosse, Villanesca &c., welche ihren Einfluß auf Stoff und Behandlung immer mehr oder weniger geltend machen müssen.

Wir könnten vielleicht noch einige untergeordnete Züge hervor heben, aber die angedeuteten werden gewiß hinreichen, um zu zeigen, daß und in wiefern die neuere Spanische Poesie eine ganz eigenthümliche und von der Französischen verschiedene Physiognomie hat. Daß diese Eigenthümlichkeit aber nicht bloß den Dichtern eigen ist, sondern, daß sie der poetische Ausdruck des Nationalcharacters ist, der sich auch in den gebildeten, höheren Ständen niemals ganz verläugnet, das wird jeder zugeben, der in dem Falle war, jene Zustände und Menschen genauer kennen zu lernen. In wiefern hier seit zehn bis zwölf Jahren sehr wesentliche Veränderungen vorgegangen sind, können wir nicht unterscheiden, eben weil unter den Stimmen, welche in der letzten Zeit sich haben vernehmen lassen, keine einzige ist, welche sich als eine irgend berufene auswiese. Daß man uns Zerrbilder vorweist, sehen wir

wohl, aber die wirklichen Züge wagen wir nicht daraus zu deuten; denn allerdings haben in jenem Zeitraume bedeutende Veränderungen, und ohne Zweifel auf Kosten des früheren Nationalcharacters statt gefunden. Darauf brauchen wir uns aber um so weniger einzulassen, da die hier vorliegende Poesie jedenfalls noch das Gepräge jener uns bekannten, vertrauten und werthen Züge trägt.

Wirklich, wenn wir uns unbefangen allen diesen Eindrücken hingeben, müssen wir fragen: wo denn eigentlich der fremdartige, antinationelle Französische Character dieser Dichter stecken soll, und was man eigentlich darunter verstehen mag? Weit entfernt darin einen irgend hervor stechenden Zug derselben zu sehen, der uns Stoff zur Bewunderung oder Klage geben könnte, scheint es uns vielmehr die höchste Bewunderung zu verdienen, daß aus einem so trostlosen Zustande der Bildung der Sprache und Literatur, wie wir ihn am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts finden, und bey dem unvermeidlichen Contact mit der in ihrer Glanzperiode stehenden Französischen Literatur und Bildung, sich so außerordentlich schnell Sprache und Literatur bey den Spaniern durchaus selbständig entwickeln und in gar vieler Hinsicht an die jenseit jener Periode des Verfalls liegenden Elemente einer nationellen Classicität unmittelbar wieder anschließen konnten. Man nehme z. B. nur den älteren Moratin, der zu den ersten Begründern der neuen Spanischen Poesie gehört. Welche Liebe für volksthümliche, locale, ja speciell Madrider Zustände und Sitten! Welche Begeisterung z. B. für das Stiergefecht und die berühmten Mastadore der Zeit! Welches redliche Streben die

mit frischer Liebe und gesunden Augen gemachten Beobachtungen an Kämpfern, Pferden, Stieren, Waffen, auch wohl die dahin gehörenden, aus historischen Quellen geschöpften Eindrücke bey jeder Gelegenheit treu und ausführlich wieder zu geben! Welche Lebendigkeit und Kraft der einzelnen Züge, Bewegungen und Gestalten, welche Freude an historischen Namen und localen Anspielungen in seiner Beschreibung der großen Musterung der Conquistadoren und ihres kühnen Führers am Gestade von Vera Cruz! Wir läugnen darum nicht, daß das Ganze völlig verfehlt, schwerfällig, geschmacklos u. sey; aber davon ist nicht die Rede, sondern, ob dieser rüstige Mahler, oder mag man ihn immerhin Anstreicher nennen, an Französische Schule und Manier erinnere? Und geben wir auch zu, daß Moratin kein poetisches Genie war, so wünschten wir wenigstens gar vielen Genien auf allen Gebieten der Kunst eine solche Liebe und Treue, ein solches Auge und eine solche Hand für die unmittelbare Natur, welche zwar noch lange nicht hinreicht um höhere künstlerische Schöpfungen hervor zu bringen, aber ohne welche diese gewiß nie zu Stande kommen. Schon Moratin allein könnte uns zu der Vermuthung führen, daß doch vielleicht jene Zwischenzeit des Verfalls, welche das 16. vom 18. Jahrhundert trennt, noch keine ganz richtige Beurtheilung gefunden haben dürfte, in sofern diese neue Entwicklung ihre Motive — gleichviel ob negative oder positive — weit mehr als man bisher angenommen in ihr, und weit weniger als man behauptet hat in der Französischen Schule gefunden haben muß. Wir sind nicht bereit diese Zweifel jetzt schon aufzuklären, und jenen so zuversichtlichen Ueberzeugungen mit

gleicher Zuversicht entgegen zu treten; aber sollten wir das in der Folge können, so würden wir darin nur die Wiederholung einer Erfahrung finden, die auf manchen anderen Gebieten nicht mehr neu ist; daß nämlich die Zeiten der Auslösung, des Verfalls von viel größerer Wichtigkeit für die nachfolgende neue Entwicklung sind, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, und daß man sich durch vorherrschende unerfreuliche Eindrücke nicht von einer genaueren Untersuchung derselben abhalten lassen darf.

Wenn wir nun der neueren Spanischen Poesie ihren vorherrschend nationellen und selbständigen Character vindicieren zu können und zu müssen glauben, so sind wir zwar allerdings sehr weit davon entfernt, zu verkennen, daß ihr Character sich wie der ganze Bildungszustand der Zeit in mancher Hinsicht wesentlich von jenem der nationellen Bildung und Poesie des 18ten Jahrhunderts unterscheidet, oder dieser letzteren im Allgemeinen nicht sehr entschieden den Vorzug vor jener einzuräumen. Dennoch aber möchte ein Wort zur Erläuterung und Verständigung über diesen Punct nicht ganz überflüssig seyn. Und zwar müssen wir hier zunächst in der ungeheuern Masse der poetischen Schätze des 18ten Jahrhunderts *) unterscheiden zwischen einer durch Gehalt und Form mehr volksthümlichen, und einer in beiden Beziehungen mehr kunstmäßigen Poesie. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, in wiefern die letztere, welche sich (der früheren provenzalischen nicht zu gedenken) besonders in

*) Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß wir damit weniger eine chronologische als eine geistige Epoche bezeichnen wollen, deren Anfänge ins 15te, deren Ausläufe ins 17te Jahrhundert hinein reichen.

italianischen Formen bewegte, nicht auch von einem beschränkten Standpuncte aus eine nachahmende, unselbständige, nicht nationale genannt werden könnte; wir wollen nur im Allgemeinen unsere Ueberzeugung aussprechen, daß dies jedenfalls in Beziehung auf sie mit eben so viel oder wenig Recht gesagt werden kann, als in Beziehung auf ihre jüngere Schwester, deren Nationalität wir bisher vertheidigt haben. Wie dem aber auch sey, so geht so viel jedenfalls aus der Natur der Sache hervor, daß, um den relativen Werth der älteren und neueren Poesie zu schätzen, man nicht die neuere kunstmäßige mit der älteren volksthümlichen Poesie (wir brauchen diese bekannten Ausdrücke der Kürze wegen und ohne sie irgend für völlig bezeichnend zu halten) vergleichen muß, sondern mit der älteren Kunstpoesie — daß nicht ganz heterogene, sondern wesentlich homogene Dinge zusammen gestellt werden müssen. In der That, wer die volksthümliche Poesie der älteren Zeit der ganzen neueren Poesie vorzieht, dem stimmen wir vom Herzen bey; aber wir dehnen diese Unterordnung in fast eben so hohem Grade auf die ältere Kunstpoesie aus, während wir auf der anderen Seite durchaus keinen zureichenden Grund sehen, der älteren Kunstpoesie gegen die neuere einen so unbedingten Vorzug einzuräumen, wie dies von manchen Seiten fast als Axiom gilt. Allerdings bietet das 16te Jahrhundert bey einer unendlich viel größeren Masse viel mehr Vorzügliches als das 18. und 19.; aber das Verhältniß des Vorzüglichen zu dem Schlechten und Mittelmäßigen ist keinesweges in dieser Epoche ungünstiger als in jener, und das Vorzüglichere der neueren braucht den Vergleich mit dem Vorzüglichern der älteren

Epoche nicht nur keinesweges zu scheuen, sondern es fehlt zwischen beiden auch nicht an sehr wesentlichen Analogien. Von dem Werthe der kunstgerechten Ode z. B. an und für sich oder im Vergleich mit anderen Dichtarten, ist nicht die Rede; aber allerdings behaupten wir, und die vorliegende Floresta wird jedem Urtheilsfähigen den Beweis liefern, daß wir Oden, z. B. von Quintana und von Vista, kennen, die den besten eines Leon und Herrera vollkommen an die Seite gesetzt werden können. Mit denjenigen, welche von der Ansicht auszugehen scheinen: Ausdruck und Inhalt der Ode des 19. Jahrhunderts müsse identisch seyn mit jenen des 16. Jahrhunderts, und eine philosophisch-philanthropische Idee, wie sie z. B. in den Oden von Quintana auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und auf die Verbreitung der Vaccina, oder in jener von Vista über die angeborene Güte der menschlichen Natur entwickelt ist, sey einer poetischen Behandlung weniger oder gar nicht fähig, als die Sehnsucht nach Ruhe und ländlicher Einsamkeit, das Gefühl der Eitelkeit und Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit und Thätigkeit, der Eindruck des gestirnten Himmels (welches Alles doch am Ende auch irgend wie seine philosophische Seite hat), wie sie von Luis de Leon, Lope de Vega, Figueroa und so manchen anderen gesungen worden — mit solcher Critik können wir uns nicht zu verständigen hoffen, also auch nicht weiter einlassen. Einen anderen Punct aber müssen wir noch berühren. Es ist bekannt genug, daß auch die Kunststrichter des 18. Jahrhunderts sich fortwährend und mit Glück auch in populären Formen versuchten, und daß dies auch von den Neuereu geschieht, haben wir oben bemerkt und zeigt schon

ein Blick auf die vorliegende Sammlung. So dürfen wir uns also in beiden Epochen keine scharfe Scheidung, keine nicht zu überschreitende Schlucht zwischen beiden Hauptästen der poetischen Thätigkeit denken, und es fragt sich nur, in wiefern es Beruf der Kunstpoesie seyn konnte, auch den Geist der volksthümlichen und älteren Poesie in jenen Formen unbedingt bezubehalten, und in wiefern ihr dies wirklich gelungen ist? Was die erste Frage betrifft, so würde ihre Beantwortung uns zu weit auf dem Gebiete allgemeiner Betrachtungen verleiten, und wir müssen voraus setzen, daß kein Urtheilsfähiger erwarten werde, eine Volkspoesie im eigentlichen Sinne aus dieser Benutzung volksthümlicher Formen in den Händen Kunstgerechter, gebildeter Dichter hervor gehen zu sehen; während andererseits Jeder begreift, daß die Form immer einen gewissen Einfluß auf den Stoff, die Auffassung und Behandlung ausüben muß. So wird man denn weder im 16. noch im 18. und 19. Jahrhundert in den Romanzen, Petrillen zc. gebildeter Dichter die großartige epische Einfachheit der älteren volksthümlichen historischen Romanzen, die liebevolle, träumerische Naivität und kindliche Tiefe des Gefühls der idyllischen Volkspoesie suchen noch finden; was aber die Dichter des 16. Jahrhunderts im Ganzen aus und in diesen Formen zu machen vermochten, das finden wir auch im 18. und 19. Jahrhundert wieder, wenn gleich wir nicht läugnen wollen, daß es keinem von diesen gelungen ist, auch den Geist und Ton des Volksliedes zu treffen, wie wir dies in einzelnen wenigen Fällen im 16., ja sogar im 17. Jahrhundert finden *); allein dies konnte und sollte

*) Seltsam genug ist dies keinem so gut gelungen als

(wie gesagt) gar nicht das Streben oder die Aufgabe seyn, und kann also daraus kein Vorwurf erwachsen. Was insbesondere die Form der historischen Romanze betrifft, so ist sie von neueren Dichtern sogar viel häufiger gewählt worden, als von jenen älteren, und es ist nicht zu läugnen, daß sie mit dem Maße der alten volksthümlichen Romanzen gemessen, so wenig vollwichtig erscheinen, daß man wünschen möchte, diese ganz wohlgemeinte Vorliebe für nationale Stoffe und Form hätte etwas weniger um sich gegriffen. Die Frage ist nur, ob diese Form in der neueren Poesie ganz dieselbe Bedeutung haben, denselben Gehalt bedingen müsse wie in der älteren? Wir zweifeln sehr; und wenn auch die ersten Früchte einer Entwicklung in einem anderen Sinne und zu einer anderen Bedeutung durch eine gewisse Unbeholfenheit, Unsicherheit und Zwitterhaftigkeit eben nicht geneigt sind, Anerkennung zu finden — wenn uns die maurischen Romanzen, z. B. von Moratin und andern, im Blicke auf die älteren volksthümlichen derselben Art viel zu künstlich angelegt, zu überladen und zu fein ausgemalt erscheinen, ohne daß wir doch gradezu einen anderen Maßstab für sie zu finden, andere eigenthümliche Ansprüche ganz deutlich in ihnen zu entdecken wüßten, so finden wir, daß schon Saavedra mit entschiedenem Bewußtseyn die alte volksthümliche Form zu einer ganz eigenthümlichen neuen und selbständigen Bedeutung zu entwickeln strebt, welche mit vollem Rechte fordern kann, nicht mit einem älteren außer ihr genommenen Maßstabe gemessen zu werden. Daß

dem seiner Unnatur und Affectkünstelery (*Culterismo Gongorismo*) wegen zum Spott und Schimpf gewordenen Gongora.

aber diese Form dieser Behandlungsart und Entwicklung irgend unangemessen wäre, wird Niemand im Ernst behaupten. Vielmehr beweist schon jetzt Saavedra in seinem *Moro expósito* das Gegentheil, den der Herausgeber unserer *Floresta* auch schon an einem anderen Orte (*Berliner Jahrbücher* 1835) mit Recht als eine Erscheinung hervor gehoben hat, welche einen Wendepunct, einen neuen Aufschwung der Spanischen Poesie bezeichnet. Daß dieser neue Character im Allgemeinen (nach der gewöhnlichen Bedeutung dieser Ausdrücke) als ein romantischer, im Gegensatz zu dem bisher vorherrschend classischen der Spanischen Poesie erscheint, ist schon nach der allgemeinen gleichzeitigen Entwicklung in England, Frankreich und Italien nicht zu verwundern. Der Dichter selbst bezeichnet den Einfluß, dem er zum Theil diesen neuen Aufschwung zuschreibt, als einen Deutschen im Gegensatz zu dem bisher vorherrschenden Französischen; und wir wollen es mit diesem erfreulichen Beweise der Kunde und Anerkennung unseres vaterländischen Geistes nicht zu genau nehmen, zumahl nach dem, was wir oben theils im Allgemeinen, theils in Beziehung auf den angeblich Französischen Character der Spanischen Poesie gesagt haben. Richtig verstanden ist jener Ausdruck gewiß bezeichnend genug für eine Seite der ferneren Entwicklung, welche der Spanischen Poesie vielleicht bevorsteht; ob aber der Dichter selbst einen richtigen und deutlichen Begriff mit dem Ausdrucke verbindet, darauf kommt sehr wenig an. Eine klare historisch-philosophische Uebersicht und Erkenntniß der poetischen oder gar der allgemeineren Entwicklung der Zeit, oder auch nur der eigenen Stellung in dieser Entwicklung

ist keinesweges eine unerläßliche Bedingung oder Bürgschaft des dichterischen, oder überhaupt des künstlerischen Berufs und bey uns ist die Sorge, daß Angel-Saavedra in dieser Hinsicht sich selbst und anderen keine ganz genügende Rechenschaft geben dürfte, sehr viel geringer als die Sorge, daß der gegenwärtige Exprocer und Herzog von Rivas über sehr unersprießlichen politischen Bestrebungen seinen poetischen Beruf ganz versäumen möchte. Daß wir übrigens den Einfluß Französischer Bildung und Poesie auf die neuere Spanische nicht ganz läugnen, bedarf hoffentlich keiner weiteren Auseinandersetzung. Wie sollte z. B. nicht die Bekanntschaft mit einem Dichter der gewisse Richtungen, gewisse Elemente bis zu einer gewissen Vollendung und Reife poetischer Entwicklung gebracht hat, keinen bedeutenden Einfluß auf die poetische Entwicklung verwandter Richtungen und Elemente in einem anderen Dichter eines anderen Volkes ausüben? In demselben Sinne erkennen wir auch anderweitige fremde Einflüsse, z. B. den der Englischen Poesie des 18. Jahrhunderts auf die Salamantinsche Schule vollkommen an, und der Herausgeber der Floresta hebt diesen mit Recht sogar im Gegensatz zu dem Französischen hervor. Daß aber der Keim schon in dem Dichter liegen muß, beweist gerade Saavedra, in dem schon lange ehe er eine Ahnung von Deutschem Einfluß hatte, oder ehe auch in Frankreich oder irgend wo von einer neuromantischen Schule die Rede war, die Anlagen und Anfänge einer solchen Entwicklung gar nicht zu verkennen waren. Man sehe z. B. nur das in unserem Spanischen Lesebuche mitgetheilte Gedicht von 1823: *el desterrado*. Ehe wir von diesen Aussichten einer neuroman-

tischen Poesie in Spanien scheiden, sey es uns noch erlaubt, eines Dichters zu erwähnen, der vielfach und in gewissem Sinne mit Recht getadelt, doch vielleicht eine andere Bedeutung gewinnen dürfte, wenn man sich entschloße, ihn als Begründer oder doch Vorläufer dieser neuen Entwicklung anzusehen. Wir meinen Cienfuegos, und getrauten uns, wenn der Raum es anders gestattete, hier zu zeigen, daß er weit mehr Betrachtung verdient, als ihm bisher zu Theil geworden ist, und woraus unter günstigen Umständen und in den rechten Händen ein ganz neuer Aufschwung des Spanischen Dramas hervor gehen könnte.

Alles dies und manches sonst weiter auszuführen, ist hier nicht der Ort, und wir müssen uns begnügen, schließlich noch einmahl diese Sammlung allen denen aufs dringendste zu empfehlen, bey welchen wir Sinn und Beruf für den Genuß und die Belehrung voraus setzen können, welche sie in so reichlichem Maße darbietet. Auf die besondere Bedeutung einzelner Dichter oder gar Gedichte können wir um so weniger eingehen, da wir wesentlich fast nur wiederholen könnten, was der Herausgeber selbst, zum Theil mit sehr zweckmäßiger Anführung der Urtheile Spanischer Critiker in der jedem Dichter gewidmeten noticia sagt. Diese enthalten auch für die Biographie und Bibliographie sehr dankenswerthe Beyträge, welche zumahl in ersterer Beziehung zum Theil um so interessanter sind, da das Leben mancher der neueren Spanischen Dichter von den politischen Stürmen ihres Vaterlandes nur zu sehr bewegt worden ist. Man denke z. B. nur an Melendez, der als Ufrancesado verdächtig und von dem wüthenden Volke

in Oviedo mit dem Tode bedroht, nur der Verzögerung der Wahl, ob er von vorn oder als Verräther von hinten erschossen werden sollte und der Ehrfurcht seiner Mörder vor dem berühmten Siegesthron, der wunderthätigen Reliquie des Eid und seines tapfern Bischofs Don Jeronimo sein Leben verdankte — der durch solche Erfahrungen und unglückliche Zufälligkeiten wirklich dem Dienste des Usurpators zugetrieben, Jahre lang mit allem Elende rang, welches Achtung, Verbannung und Armuth und ein einsames, schmerzvolles Sterbelager im fremden Lande einem zartfühlenden, stolzen, sein Vaterland über alles liebenden Dichter bereiten können. Man denke an Cienfuegos der seinen muthigen Widerstand gegen eben die fremde Usurpation, welcher der schwächere Melendez seine Dienste weihte mit gewaltsamer Entführung, mit Gefangenschaft und Tod in Frankreich büßt. Man sehe, um auch ein Beispiel von Schicksalen weniger tragischer Art zu erwähnen, Saavedra, der 1823—32 als Geächteter sich von seiner Hände oder seines Geistes Arbeit ernähren mußte, und seit 1834 Herzog von Rivas, Besitzer eines der schönsten Majorate in dem Paradies des Guadalquivir, liberaler Procer und Redner, und sogar schon Exprocer ist! Von jenen noticias des Herausgebers müssen wir noch beiläufig bemerken, daß sie so gut geschrieben sind, daß kein Castilianer sich des Styls zu schämen hätte. Dasselbe gilt von der *introduccion histórica*, welche die Hauptmomente der Entwicklung der neueren Poesie in klarer Uebersicht darlegt.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

B ü r t h.

Bey S. Höhr. Von den Wirkungen der gebräuchlichen Metalle auf den menschlichen Organismus überhaupt und als Heilmittel, und dem Kupfersalmiak-Liquor und anderen Kupferpräparaten als solchen insbesondere. Von Dr Johann Rudolph Köchlin. XII u. 186 S. 1837. 8.

Der Verf. dieser Schrift hat vor bald zwanzig Jahren die Einführung eines neuen Kupferpräparats in den Arzneyschatz vorgeschlagen, welcher der Hauptsache nach aus einer Verbindung des Chlorkupfers mit Salmiak besteht, und von ihm Liquor antimiasmaticus genannt wurde. Mehrfache Erfahrungen haben auch seitdem zu Gunsten dieses Heilmittels in verschiedenen Krankheiten gesprochen; jedoch scheint es keinesweges eine größere Verbreitung erlangt zu haben. Um nun die Aufmerksamkeit der Aerzte vermehrt und erneuert darauf zu lenken, hat er hier eine vergleichende Zusammenstellung der Heilwirkungen aller bisher geprüften Metalle und ihrer verschiedenen Präparate gegeben. Hierbey sind jedoch nur die bekannten Erfahrungen zum Grunde gelegt; neue Versuche, berichtigende, erweiternde oder bestätigende Beobachtungen fehlen. Es muß jedoch anerkannt werden, daß die Hauptpunkte der Wirkungsart dieser großen Classe von Heilmitteln in gegenwärtiger, keines Auszuges fähigen Schrift vollständig und übersichtlich dargelegt sind. Von dem Kupfersalmiak-Liquor gibt der Verf. (S. 139.) die an sich selbst, bey hypochondrischen Beschwerden, so wie auch an anderen ermittelten günstigen Umstimmungen an, und theilt in dem Anhange, in 17 Nummern, alle bisher von anderen Aerzten über die Heil-

Kraft seines so wohl innerlich als äußerlich gebrauchten Liguors bekannt gemachten Erfahrungen ausführlich mit.

M a g d e b u r g.

Ideen zu einer Methodik des Gymnasial = Unterrichts aus Vernunft und Erfahrung; eine Monographie von C. A. Händler. 1836. 8. VIII u. 116 Seiten.

Der Verf. dieser kleinen Schrift sucht in derselben eine der wichtigsten Fragen zu beantworten, welche sich auf den Umfang und die Methoden des Gymnasialunterrichts beziehen, und jetzt besonders an der Tagesordnung sind. Er theilt seine Schrift in fünf Abschnitte; indem er in dem ersten, von dem Zwecke der körperlichen und geistigen Bildung des Menschen zur Humanität ausgehend, die dazu nöthigen Anstalten unterscheidet, und dann besonders von dem Zweck und der Bestimmung der Gymnasien, und der Unterrichtsgegenstände in denselben handelt. Diese sind Religion, Sprachen (alte und neue); Geschichte und Geographie, Fundamental = Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Musik und Gesang. In jenen Wissenschaften jedoch nur vorbereitend auf den höheren Unterricht. Auf diese folgt nun im zweyten Abschnitte die Methodik bey den einzelnen Unterrichtsgegenständen, mit der voraus geschickten Forderung, daß dieselben möglichst verbindend (in Beziehung auf einander?) gelehrt werden sollen. Es wird hierauf die Methode bey den einzelnen Wissenschaften im Allgemeinen angegeben, und alsdann im dritten Abschnitte nach den einzelnen Classen

durchgeführt. Der Verf. nimmt nehmlich bey seinen Gymnasien sechs Classen an. Er beginnt den Unterricht im Latein schon in der sechsten, der untersten Classe, und zwar mit Erlernung der Declinationen und Conjugationen; das Griechische beginnt er in der fünften Classe. In der ersten Classe soll stets Latein gesprochen werden. Man sieht, er läßt den alten Sprachen ihr volles Recht widerfahren, ohne doch den Realunterricht zu sehr zu beschränken. Der Vortrag der Geschichte soll stets mit Geographie verbunden werden. Wir hätten in den unteren Classen mehr Gewicht auf Biographien einzelner ausgezeichneten Männer gelegt. Wir empfehlen besonders den vierten Abschnitt, über die Prüfungen, so wohl bey der Aufnahme ins Gymnasium, — nur die für das Studieren bestimmt sind, sollen darin aufgenommen werden — als bey den Abiturienten. Der letzte Abschnitt handelt von den Prüfungen der Lehrer; das Probejahr erklärt er für ein sehr unzureichendes Mittel. Am Ende ein Lektionsplan für alle sechs Classen, von denen jede wöchentlich 26 Lehrstunden hat. Denn die neuerlich erregten Besorgnisse, daß die Schüler dadurch zu sehr angestrengt würden, erklärt er, wir glauben mit Recht, für grundlos.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 26. Junius 1837.

G ö t t i n g e n .

Die Königl. Societät der Wissenschaften ist von einem Freunde der Geschichte, der nicht genannt seyn will, ermächtigt, die folgende Preisfrage bekannt zu machen:

P r e i s a u f g a b e .

Daß im vorigen Decennium aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Hannover bekannt gewordene CHRONICON CORBEJENSE ist von bewährten Historikern als ein schätzbares Hülfsmittel für Aufklärung in der Geschichte des 9., 10. und 11. Jahrhunderts anerkannt, und in ihren Forschungen zum Grunde gelegt worden. War es auch ihrer Prüfung nicht entgangen, daß einige Ausstellungen gemacht werden konnten, indem der Text weder vollständig zusammenhängend, noch fehlerfrey ist, daß Zweifel gegen die Originalität gegründet sind, weil man Phrasen und Wendungen antrifft, die augen-

scheinlich aus dem Julius Cäsar entlehnt worden zc., so wurden sie dennoch durch die Bestimmtheit der Angaben, durch die Genauigkeit und entsprechende Wahrheit der Erzählungen so befriedigt, daß über die Echtheit im Ganzen, und über die Verfassung der Berichte durch Zeitgenossen ihnen kein Zweifel verblieb.

Dawider sind nun scharfsinnige Gegner aufgetreten. Sie haben aus mancherley Momenten, aus Irrthümern, aus vermischten Bestätigungen, aus Vergleichen mit früheren und späteren Quellen, die Muthmaßung zu begründen gesucht, daß jenes Chronicon untergeschoben oder verfälscht sey.

Die Frage ist unentschieden, aber sie ist von so großer deutsch = historischer und nicht geringerer literar = historischer Wichtigkeit, daß es dringender Wunsch aller Geschichtskundigen seyn muß, sie wo möglich entschieden zu wissen.

Diese Erwägung war es, welche Veranlassung gegeben hat, daß der Betrag von

Einhundert Thalern Courant

zur Disposition der Königl. Societät gestellt worden ist, unter dem Ersuchen, selbige zu folgender Aufgabe zu verwenden:

‘Critische Prüfung der Echtheit und des historischen Werthes des CHRONICON CORBEJENSE und der FRAGMENTA CORBEJENSIA; (abgedruckt in A. G. Bedekind's histor. Noten. Bd. I. S. 374 — 399. Bd. III. S. 263 — 292 u. 325).’

Der Preis von Eihundert Thalern Landesmünze ist bereits bey Kön. Societät deponiert.

Die Arbeiten werden in deutscher Sprache erwartet, doch soll die lateinische nicht ausgeschlossen seyn.

Die concurrierenden Schriften müssen spätestens am 1. Julius 1838 unter der Adresse: An die historisch = philologische Classe der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der die Entscheidung überlassen ist, postfrey eintreffen. Sie wird am 17. Sept. 1838, als dem Jahrestage des Jubiläums, bekannt gemacht werden. Jede Schrift ist mit einem Denkspruche zu bezeichnen, und mit demselben Denkspruche die versiegelte Beylage, welche Namen und Wohnort des Verfs deutlich geschrieben enthält.

Die Preisarbeiten bleiben Eigenthum des Verfs. Die Societät erwartet jedoch, daß die gekrönte Preisschrift möglichst bald gedruckt, und dreyßig Exemplare ihr zugestellt werden.

den 17. Junius
1837.

Die Kön. Gesellschaft
der Wissenschaften zu
Göttingen.

P a r i s.

Bey Roret: Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris. Tome cinquième. 1834. 360 Seiten nebst 25 Tafeln Abbildungen in 4.

In diesem Bande sind 6 verschiedene Abhandlungen enthalten: S. 1. Faits pour servir à l'histoire des Montagnes de l'Oisans, par L. Elie De Beaumont. Tab. 1. 2. Diese Gebirge (im Depart der Oberalpen) sind in engerer Beziehung diejenigen, deren Wasser oberhalb Vizille in die Romanche fließen; der Verf. hat aber den Begriff weiter ausgedehnt und versteht darunter 1) das südwestliche Ende der Gebirgs-

Kette, welche sich vom Orner und Montblanc bis zum Gebirge Taillefer, westlich des Fleckens Disans, erstreckt, 2) den Gebirgszug vom Glandon bis zu den östlich von Disans liegenden Bergspitzen, von wo er sich schnell abdachend an den Ufern der Romanche unterhalb des Mont-de-Lans endet, und 3) den Zug, welcher die Enden der beiden ersten begränzt und das Becken der Romanche vom Becken der Durance und von den Quellen des Drac scheidet. Dieser dritte Zug ist der eigentliche Gegenstand der vorstehenden Abhandlung; sein höchster Punct, der Pelvoux, zwischen Val-Louise und Saint-Christophe gelegen, ist der höchste Punct Frankreichs, und etwa 4,100 Meter über der Meeresfläche gelegen. Diesem Gebirge liegt eine gewisse Anzahl regelmäßiger granitischer Massen zum Grunde, auf denen sich Gneiß lagert. Die Felsenmasse beschreibt der Verf. genau, und gibt dann, durch treffliche Durchschnittszeichnungen erläutert, ihr gegenseitiges Verhalten an. S. 32. Observations sur l'animal de la Harpe; par M. Reynaud. Tab. 3. Während einer, auf der Corvette la Chevette unternommenen, Reise in die indischen Meere, hat der Verf. eine ziemlich bedeutende Zahl neuer Thierarten aus den verschiedenen Familien zusammen gebracht, und sich besonders dem Studium derjenigen Wesen, welche die ungeheure Ausdehnung der Meere bevölkern, der Fische, Mollusken, Crustaceen, Zoophyten gewidmet, und über dieselben viele Beobachtungen angestellt. Die Harpenschnecke, und zwar die *Harpa ventricosa* Lam. ist nicht selten, in- deß war das Thier selbst bisher den Beobachtungen der Naturforscher fast gänzlich entgangen; zwar hat Herr Lesson (von der Corvette la Co-

quille) dieses Thier angetroffen, aber bey seiner Rückkunft nach Frankreich so verdorben gefunden, daß er dessen Organisation nicht untersuchen konnte. Die Hn Quoy und Gaimard vom Astrolabe haben es aber genauer beobachtet. Hr Rainaud konnte trotz aller Mühe, zu Trinquemalay (Nordostküste von Ceylon) nur eine einzige Schnecke sich verschaffen, in welcher noch das Thier enthalten war, — obgleich leere Schalen in sehr großer Anzahl vorhanden waren, — wovon der Grund nur darin zu liegen schien, daß die Thiere auf einem felsigen, sehr ungleichen Boden sich aufhalten und also ihr Fang schwierig ist. Das Thier stimmt hinsichtlich seines Baues sehr mit Buccinum überein; unterscheidet sich aber doch auch in vieler Beziehung von ihm. Es ist ohne Deckel (welcher vom hinteren speckartigen Theile des Fußes ersetzt wird), der Mund verlängert sich nicht rüffelartig; der Magen ist sehr nach vorn gelegen; der ganze Nahrungsschlauch kurz und eng; der Fuß besteht aus einer fleischigen vorderen, und aus einer speckartigen hinteren Hälfte, welche beide durch eine Furche von einander getrennt sind; wenn das Thier sich kräftig in die Schale zurück zieht, so reißen, wie der Verf. beobachtet hat, wohl gar beide Enden an jener Furche auf eine bedeutende Strecke aus einander. Das vom Verf. untersuchte Exemplar war männlichen Geschlechts. S. 41. Essai sur les Laminaires des Cotes de Normandie; par M. J. M. Despréaux. Tab. 4—10. Auf allgemeine Bemerkungen über diese früher zu den Fucus gezählte Wasserpflanzengattung folgen die einzelnen (5) Arten der genannten Gegend mit ihren vielen Varietäten. S. 61. De l'influence de la température sur la mortalité des en-

fans nouveaux - nés ; par MM. Villermé et Milne - Edwards. In dieser höchst wichtigen Abhandlung haben die Hn Verf., von dem Factum ausgehend, daß neugeborne Kinder, Säugethiere und Vögel, ihre Temperatur selbständig zu erhalten nicht im Stande sind, nachgewiesen, wie nothwendig es sey, daß solchen Kindern entweder und am zweckmäßigsten durch die Nähe der Mütter, oder wenigstens durch künstliche Erwärmungsmittel, die gehörige Temperatur gesichert werde. Es sind die Sterbelisten der Kinder von der Geburt an bis zum dritten Monat aus den einzelnen Departements von Frankreich verglichen worden, woraus sich ergeben, daß die Sterblichkeit in der angeführten Zeit in den wärmeren Departements und in den wärmeren Monaten geringer ist als in den kälteren. In ganz Frankreich war die Sterblichkeit solcher Kinder im J. 1818 und 19 nach den Monaten folgende: Im Januar starb 1 Kind von 7,66, im Februar von 7,92, im Merz von 8,44, im April von 9,12, im May von 9,88, im Junius von 9,71, im Julius von 9,66, im August von 8,05, im Septbr. von 8,07, im October von 8,53, im November von 8,84, im December von 7,84, — so daß also die Sterblichkeit im May, Junius, Julius am geringsten, hingegen im December, Januar, Februar am größten war. — Ref. benützt diese Gelegenheit auf einen Irrthum aufmerksam zu machen; in dem nicht allein Mütter, sondern auch der größte Theil der Aerzte sich befinden; um nämlich, wie man meint, kleine Kinder nicht zu sehr von der Luft zu entwöhnen, müsse man sie im Winter, wenn einmahl ein warmer Sonnenblick sich zeigt, ins Freye schicken. Dieses Verfahren wird

aber in der Regel nachtheilige Folgen haben; denn einem Kinde, welches wegen sehr ungünstiger Witterung im Winter seit mehreren Wochen oder gar Monaten nicht das Zimmer hat verlassen dürfen, ist die Kälte fremd. In unierm Klima ist die Sonne im Winter nicht im Stande verhältnißmäßig die Luft zu erwärmen, weshalb das ins Freye gebrachte Kind den Catarrh in seinen mannigfaltigen Formen sich zuzieht, welcher oft mehrere Wochen anhält, und wohl gar alsdann das Kind zwingt im Zimmer zu bleiben, wenn die Zeit wirklich heran gekommen ist, in welcher es ohne Nachtheil allmählich an die Luft gebracht werden müßte. Durch mehrmahliges Lüften der Zimmer an jedem Wintertage wird den Kleinen Kindern eine hinlängliche reine Luft gewährt. S. 77. Observations sur l'organisation florale des plantes de la famille des Capparidées; par J. Cambessèdes. Nach den genaueren Untersuchungen des Hn Vfs bestimmt er den Blüthenzustand der Capparideen: Ein aus vier Blättern bestehender Kelch; ein Kelchdiscus; vier mit den Kelchblättern abwechselnde, auf dem Receptaculum stehende, zuweilen aber dem Discus anhängende Blumenblätter; eine oder mehrere Reihen halbweiblicher Stamina, von denen ein Theil nur rudimentär; ein Centralpistil, welches aber mitunter wegen des Wachsthums der in Drüsen umgebildeten Stamina auf die Seite gedrängt wird. S. 81. Mémoire sur la Famille des Rubiacées, contenant la description générale de cette Famille et les caractères des genres qui la composent; par A. Richard. Tab. 11 — 25. Diese große 222 Seiten lange Abhandlung über eine der interessantesten Pflanzenfamilien, zu wel-

cher z. B. China, Caffé, Ipeccacuanha, Kino etc. gehören, hat bey den Botanikern die größte Anerkennung gefunden.

Berthold.

L e i p z i g.

Gebrüder Reichenbach. Medicinische Phä-
nomenologie. Ein Handwörterbuch für die
ärztliche Praxis von Robert Küttner, aus-
übendem Arzt in Dresden. Erster Band. A —
K. XVIII u. 560 Seiten. Zweyter Band. L
— Z. 525 Seiten. 1836. 8.

Die fast unendliche Mannigfaltigkeit der Krank-
heits Symptome läßt sich entweder nach den Krank-
heiten selbst, oder nach den einzelnen Organen
und Functionen, oder nach allgemeinen räumli-
chen und zeitlichen Qualitäten in eine bestimmte
systematische, tabellarische oder alphabetische Ord-
nung und Uebersichtlichkeit bringen. Die lexico-
graphische Behandlung ist zwar die am wenigsten
wissenschaftliche, aber sie hat für den, der sich
ihrer zu bedienen wünscht, mancherley Vortheile
der Bequemlichkeit. Vorliegender Bearbeitung
kann das Zeugniß nicht versagt werden, daß sie
mit Umsicht und Sachkenntniß unternommen sey.
Die einzelnen Artikel heben das Characteristische
der allgemeinen und besonderen Symptome deut-
lich hervor, und sind mit einer gerade hinreichen-
den Ausführlichkeit abgefaßt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. S t ü c k.

Den 29. Junius 1837.

G ö t t i n g e n.

In einem Anhange zu der im St. 97. dieser Anzeigen angeführten Abhandlung über die Bildung des Bittermandelöls, haben die Professoren Liebig und Wöhler einen Vorschlag zur Einführung eines neuen Arzneymittels mitgetheilt, der wohl die Aufmerksamkeit der Aerzte verdienen dürfte. Es betrifft nämlich ein Mittel, welches an die Stelle der jetzt gebräuchlichen Formen der Blausäure: der Aqua Laurocerasi, der Aq. amygdalarum Amar. und vielleicht auch der medicinischen Blausäure zu setzen wäre, vor denen es, bey gleicher Art der Wirkung, durch seine stets gleiche Beschaffenheit, seinen stets gleichen und sicheren Gehalt an wirksamen Bestandtheilen, einen entschiedenen Vorzug haben würde. Nachdem sie bewiesen haben, daß Kirschlorbeer- und Bittermandel-Wasser an und für sich von ganz gleicher chemischer Natur, also auch von gleicher Wirkung sind, indem beide als wesentliche Bestandtheile Blausäure und ein ätherisches

Del aufgelöst enthalten, geben sie die Ursachen an, wodurch die oft vorkommenden Verschiedenheiten in der Beschaffenheit dieser wichtigen Mittel, und ihre ungleiche und unzuverlässige Wirksamkeit entstehen, Umstände, die hauptsächlich in gewissen Schwierigkeiten bey der Bereitung, in der ungleichen Güte und Beschaffenheit des dazu angewandten Materials (der bitteren Mandeln und der Kirschlorbeerblätter), und in der leichten Veränderlichkeit dieser Präparate während der Aufbewahrung begründet sind. Alle diese Uebelstände und Unsicherheiten können, wie sie glauben, vermieden werden durch Anwendung des Amygdalins, nämlich des aus den bitteren Mandeln ausziehbaren, crystallisierenden Stoffes, aus dem eben das blausäurehaltige, ätherische Del bey der Bereitung jener Wasser erzeugt wird. Dieses Amygdalin besitzt, wie in der vorhergehenden Abhandlung ausführlich gezeigt wurde, die merkwürdige Eigenschaft, in Berührung mit dem Eyzweiß (Emulsin) so wohl der bitteren als der süßen Mandeln so gleich in Blausäure und ätherisches Del zerlegt zu werden. Auf diese Eigenschaft nun gründet sich der von den Vff. gemachte Vorschlag zur Einführung einer neuen Form jener Mittel. Sie schlagen vor, statt jener Präparate, eine Auflösung einer bestimmten Menge Amygdalins in einer bestimmten Menge Emulsion von süßen Mandeln anzuwenden. In Betreff der Quantitäten, so geht aus der Zusammensetzung des Amygdalins mit der vollkommensten Sicherheit hervor, daß 17 Gran Amygdalin bey der Zersetzung durch Emulsin (oder Süßmandel-Emulsion) genau 1 Gran wasserfreye Blausäure und 8 Gran ätherisches Bittermandelöl liefern. 17 Gran Amygdalin in einer Unze Süßmandel-Emulsion aufgelöst, würde ein Präparat

seyn, welches in seinem Gehalt an blausäurehaltigem Del gleich wäre zwey Unzen der gewöhnlichen Aqua amygd. amar. conc., statt deren also der Arzt die folgende Form zu verschreiben hätte:

Rx. Amygdal. dulc. ℥ii
 fiat emulsio l. a.
 in colatura ℥j
 solve
 Amygdalini gr. xvii.

Als Vorzüge und Vortheile dieser neuen Form der Blausäure sind summarisch hervor zu heben: 1) das Amygdalin ist leicht zu bereiten und, da es ein crystallisirbarer Körper ist, stets von gleicher Beschaffenheit zu erhalten. 2) Es ist für sich durchaus unveränderlich und kann unverändert vorrätzig aufbewahrt werden. 3) Das Zerfallen in Blausäure und ätherisches Del in Berührung mit der Emulsion von süßen Mandeln geschieht augenblicklich. 4) Die Amygdalin-Emulsion ist stets von gleichem Gehalt an wirksamen Bestandtheilen, da sie nicht vorrätzig gehalten, sondern jedes Mahl nach der Verordnung des Arztes frisch bereitet wird. — Endlich wird noch bemerkt, daß eine Emulsion von bitteren Mandeln (ohne hinzu gesetztes Amygdalin) die nach der obigen Vorschrift bereitete Amygdalin-Emulsion schon darum nicht ersetzen könnte, weil der Amygdalin-Gehalt in den bitteren Mandeln sehr variirend, der Gehalt an entstehendem blausäurehaltigem Del in der Emulsion also nicht zu bestimmen ist.

B e r l i n.

Bey G. Reimer. Die Gräber der Griechen in Bildwerken und Vasengemälden, von O.

M. Baron v. Stackelberg. Dies Werk gehört unstreitig zu den wichtigsten Ergebnissen der sehr umfassenden und tief eindringenden Untersuchungen, die der treffliche Vf. desselben auf dem Boden der alten Kunst selbst angestellt hat. Die vortrefflichen und liebenswürdigen Eigenschaften seines Geistes und Characters, seine Begeisterung für die Kunst, seine aufopfernde Hingebung an edle Zwecke, seine Liebe und Treue in wahrer und befriedigender Auffassung der alten Kunstwerke, sein rastloses Streben, der inneren Bedeutung dieser Werke für das Gemüthsleben der alten Welt näher zu kommen, zeigen sich hier im schönsten Lichte. Zwar ist es nach dem Gegebenen noch nicht möglich, die ganze Einrichtung des Werkes zu übersehen, indessen wird vielleicht manchen Lesern dieser Anzeigen auch eine kurze vorläufige Nachricht von den bis jetzt heraus gekommenen Hefen nicht unwillkommen seyn. Wir haben 48 Kupfertafeln, nach den Zeichnungen des Herausgebers gestochen von J. Rutschweyh, A. Testa und G. B. Cipriani, vor uns liegen, und vom Texte, außer der Einleitung S. 1 — 28., den ersten Theil der Erklärung der Kupfertafeln, 'Stelen und Todtenbehältnisse' S. 29 — 44., und vom zweyten Haupttheil 'Basen und Lampen' S. 1 — 40., welche Blätter des Textes den angegebenen Tafeln entsprechen.

Die Einleitung führt in einem geistreichen und tiefsinnigen Ueberblick der gesammten Mythologie der Griechen die Gedankenfolge aus, die wir mit einigen Sätzen des Werks selbst andeuten wollen: 'Die über Leichen aufgeworfenen Hügel sind die ersten Altäre, bey denen das Schmerzgeschrey der Menschen ein Gebet an die Gottheit wurde.' — 'Stets war der Tod der erste Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts.'

‘Daher waren auch die strengen, furchtbaren Mächte der dunkeln Tiefe, die Erdgottheiten, die frühesten von ihm verehrt, und seine Erkenntniß stieg erst später zu einer überirdischen Welt und zu den Himmelsgöttern empor’ (Hermes, Chthonios). — ‘Mit der Idee der Todtenbestattung und Pflege aufs engste verknüpft, begann zugleich die Cultur des Bodens, und es entwickelte sich unter den Menschen die Humanität (Demeter, Dionysos)’. — ‘Mit jenen Nahrung spendenden Göttern gewann die Idee der Fruchtbarkeit, des Wiederauflebens der Natur, die Oberhand über die der Vergänglichkeit und Zerstörung, vermöge welcher man die Todesgötter als unfruchtbare Wesen darzustellen pflegte.’ — Wenn auch bey der Ausführung dieser Sätze einzelne Annahmen vorkommen, die ein gerechtes Bedenken erregen können: hat doch die ganze Ideenverknüpfung eine einleuchtende Wahrheit, nur daß sie die entgegen gesetzte Anregung zur Frömmigkeit und dem geistigen Leben, welche die Griechen von der blühenden, lebenskräftigen Natur unter dem heitern Himmel empfangen, auch von Anfang an nicht ausschließt.

Die ersten acht Tafeln enthalten Stelen oder Grabpfeiler und Todtenbehältnisse. Wir machen besonders auf einige vortreffliche Reliefs von Athenischen Grabpfeilern (Taf. 1. Fig. 2. 3.) aufmerksam, welche eben so herrliche Beugnisse für einen edlen Kunstgeist, der sich auch in diesen untergeordneten Denkmählern unbekannter Privatleute darthut, wie für eine milde und rührende Auffassung des Gegenstandes sind; dann heben wir ein Grabrelief von Leuktra (Tf. 2. Fig. 2.) hervor, welches einen nackten Epheben in heroisiertem Costüm, mit einem Hund und einer Strigilis, innerhalb einer Grabcapelle, darstellt,

wie der Unterz. im Ganzen mit dem Herausgeber übereinstimmend dergleichen Darstellungen auf Stelen und Vasen erklären zu müssen glaubt. Ferner einige schöne Blätterzierathen (Taf. 3. 4.), welche zur Bekrönung griechischer Stelen dienten, und die zum Theil mit eben so reicher Erfindungsgabe wie richtiger Formenbehandlung ausgeführt sind; insbesondere einen mit Palmetten und Blumenkelchen nach Art von Stirnziegeln überaus schön gezierten kleinen Fronton aus Marmor, aus der Gegend des Hieron des Asklepios bey Epidaurus, den der Herausgeber sinnreich nach Pausanias Beschreibung der Sikyonischen Grabmonumente (II, 7, 4.), restauriert hat. Als dann interessante Proben von Malererey und Vergoldung an marmornen Stelen und thönernen Sargziegeln von Athen (Taf. 5. 6.). Endlich (Taf. 7.) Zeichnungen von Särgen aus Athen und Kephallenien, die ganz aus thönerner Ziegeln zusammen gesetzt sind, wobey man auch verschiedene Arten von Ziegeln, wie sie für Privatgebäude in gewöhnlichem Gebrauch waren, Plattziegel, Rundziegel und Randziegel, welche zugleich die Rinne mit den Löwenköpfen bilden, kennen lernt. Für die letzten ist der technische Ausdruck erst kürzlich durch die große Inschrift über das Arsenal in Athen bekannt geworden: *κεραμίδες ἡγεμόνες λεοντοκέφαλοι*, wovon der Unterz. vielleicht nächstens umständlicher zu reden Gelegenheit haben wird. Das Kephallenische Ziegelgrab wird vollständig mit dem darin gefundenen Kindesgerippe und den umher gestellten Geräthen, einem Becher, einem Deckelspiegel, einer Schmuckbüchse, einem Gießkännchen und zwey Oelfläschchen (*λήκυδοι*) dargestellt, auch fehlt nicht das Fährgeld für Charon, eine kleine Silbermünze von Korinthischem Colonial-Gelde. Noch

interessanter ist Taf. 8. die vollständige Abbildung einer thönernen und bemalten Todtenkiste, die in der Gräbergegend vor dem Acharnischen Thore von Athen gefunden worden ist. Die sehr unvollständig erhaltenen Gebeine eines Kindes sind mit einer großen Menge verschiedenartiger Thongefäße und vier thönernen Idolen einer weiblichen Gottheit in altem hieratistischem Styl auf eine eigenthümliche Weise combinirt.

Unter den Bignetten, welche den Text dieser Abtheilung schmücken, begnügen wir uns, die eine auf S. 33. hervor zu heben, welche einen in Athen auf der Stelle des alten Prytaneion, wie Hr v. Stackelberg angibt, gefundenen Marmorstük mit der Inschrift ΒΟΗΘΟΣ ΔΙΟΔΑ, ΙΟΣ, einigen Kränzen und zwey Gruppen von Figuren im Relief darstellt. In der einen erkennt der Herausg. durch eine glückliche Combination die im Angriff vorgestellten, Tyrannensmörder, Harmodios und Aristogeiton, als Copie einer berühmten Statuengruppe zu Athen. Nur kann diese Gruppe, wenn es die von Perres geraubte und von Alexander, Seleukos oder Antiochos I. zurück gegebene war, nicht die von Praxiteles, sondern muß die älteste der drey in Athen gearbeiteten, die von Antenor, gewesen seyn. Die andere Darstellung in Relief erklärt der Verf. mit minderer Wahrscheinlichkeit für Erechtheus, der seine Tochter Eithonia opfert.

Der zweyte Haupttheil, 'Vasen und Lampen', zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Zuerst (Taf. 9 — 16.) Vasengemälde mit schwarzen Figuren auf hellerem Grunde, theils von der ältesten Gattung, der das bekannte Korinthische Gefäß angehört (Taf. 9.), meist aber von der gewöhnlichen alterthümlichen Weise. Der Griechische Fundort, der vom Herz-

ausgeber immer möglichst genau angegeben wird (meist gehörten die Vasen den Athenischen Sammlungen Fauvel's und Eusieri's an), macht diese Mittheilungen sehr wichtig und dankenswerth; die Vorstellungen, deren Deutung oft zu bestimmt und eben darum unverbürgt ist, enthalten indeß nicht viel Neues. Zu den wichtigeren Gegenständen gehört Taf. 12. ein aus der Sammlung des verstorbenen Lord Guilford entlehntes Gefäß, von unbekannter Herkunft, mit drey Kämpfern im Pentathlon, von denen einer von einem Athlotheten bekränzt wird, welchem zwey Rhabdophoren zur Seite stehen. Der eine dieser Aufseher hat neben sich die Worte, die an den Athlotheten gerichtet sind: ΑΠΟΔΟΣ ΤΟ ΔΙΑΜΕΡΙΟΝ, welche der Herausg. ἀπόδος τὸ διαμέριον liest, doch ist das letzte für einen Siegeskranz ein sehr unpassender Ausdruck, und eher könnte es wohl τὸ εὐαμέριον (von εὐήμερεῖν, εὐήμερία) heißen haben. Interessant sind die Darstellungen eines kleinen irdenen Dreyfußes von Athen (Taf. 15.) durch die eigenthümliche Zeichnung der kurzen Figuren mit ihren großen Köpfen und Füßen, und ihren faltenlosen besternten Gewändern, die sehr an eine bestimmte Gattung unter den in Volci aufgegebenen Gefäßmalereyen erinnert. Die räthselhafte Darstellung (Taf. 15, 6.), welche Hr Baron v. Stackelberg Herakles Begegnung mit Helios benennt, möchte wohl eher als ein Zusammentreffen mit einem Seedämon, der sich in wunderbarer Verwandlung darstellt, auszulegen seyn.

Die zweyte Abtheilung, Vasengemälde mit hellen Figuren auf schwarzem Grunde, bietet eine Fülle von Gegenständen ausgezeichneter Technik und bewundernswürdiger Erfindungsgabe dar. Eine eigene Classe von Ge-

fäßen, welche besonders Attika angehören, sind diejenigen, wo die hellen Figuren theilweise durch Vergoldung gehoben werden. Oft sind die vergoldeten Partieen zugleich erhaben gearbeitet (so daß also der Töpfer oder Thonbildner die Figurenzeichnung schon vor sich gehabt haben muß), auch verbinden sich mitunter andere bunte Farben als Schmuck von Flügeln, Geräthen und dergl. mit der Vergoldung. Dahin gehören Taf. 17. 27. 30. Die Zeichnung dieser Vasen ist immer von großer Zartheit und Lieblichkeit, in einem Style, der nicht älter als Zeuxis und Parrhasios seyn kann. Den Gegenständen nach sind diese Vasen ohne alle sepulcrale Beziehung; vielmehr sieht man es ihnen deutlich an, daß sie Luxusgegenstände und Spielwerke, theils von Kindern, theils von Frauen waren. Die erste Art, die nach des Verfs interessanten Mittheilungen S. 14. in Kindergräbern vorzukommen pflegt, zeichnet sich durch die verkürzten Proportionen, die Kinderstatur aller handelnden Personen, auch der mythologischen, aus. Dahin gehört das überaus schöne Gefäß, welches Taf. 17. abgebildet ist, wo eine kleine Siegesgöttin (NIKA) auf einem Biergespann dem Dreyfuß zujagt, der einen Ort festlicher Wettkämpfe anzeigt; ein Genius des Goldes (ΧΡΥΣΟΣ) bringt ihr die Kanne nach, die dabey zu gewinnen ist; der Gott Plutos (ΠΛΟΥΤΟΣ) kommt ihr mit der Geberde der Bewunderung entgegen. Das Ganze ist offenbar eine scherzhafte pomphöse Ausmahlung des Glückes und Reichthums, der einem Kinde aus den kleinen Preisen der Palästra oder andern Schulen zu erwachsen schien. Die für Frauen bestimmten Toiletten-Gefäße der Art sind besonders mit anmuthigen Compositionen aus dem Kreise des Eros und der Aphrodite geschmückt. Ein Bild der

Art, wo eine Frau von zwey Dienerinnen umgeben einen korbartigen Kästcht hält, aus dem ein Croß sich hervor arbeitet, während ein zweyter sie schon von der anderen Seite umflattert (Taf. 30.), wird von dem Herausgeber auf eine etwas künstliche und nicht recht klare Weise auf die Korbchen oder Kästchen bezogen, die im Dienste des Adonis verfertigt wurden; der Unterz. zweifelt nicht, daß diese Vorstellung, wie das bekannte Herculianische Gemälde (Ant. di Ercol. III, 7.), gefangene Liebesgötter darstellt, die unvorsichtiger Weise aus ihrem Kästcht frey gemacht werden. Göthe's Gedicht 'Wer kauft Liebesgötter' ist die beste Auslegung. So deutet auch der Herausgeber des Musée Pourtalès zu pl. 33., in welchem diese Vase sich gegenwärtig befindet.

Auch unter den Monochromen ohne Vergoldung und anderen Farbenschmuck sind die meisten und geistreichsten Vorstellungen aus dem Cyclus des Croß und der Aphrodite genommen; wir machen besonders auf die Composition Taf. 29, aufmerksam, von einem wahrscheinlich hochzeitlichen Gefäße, das beym Museion zu Athen ausgegraben ist, wo sechs amuthvolle Frauen und Mädchenfiguren in den graziösesten Stellungen und Geberden gruppiert sind. Die beygeschriebenen Namen — ohne welche man ihre Bedeutung wenigstens nicht so genau angeben könnte — bezeichnen sie als Aphrodite nebst Croß, Suada (ΠΕΙΘΩ), Seligkeit (ΕΥΔΑΙΜΟΝΙΑ), Spiel (ΠΑΙΔΙΑ), sittliche Ordnung (ΕΤΝΟΜΙΑ) und edle Geburt (ΚΑΕΟΠΙΑΤΡΑ), denn auch diese Figur ist gewiß in allgemeiner Bedeutung zu nehmen, und nicht speciell auf die Enkelin des Erechtheus und Gemahlin des Phineus zu beziehen. Doch enthält auch der bacchische Kreis aus diesen Attischen Vasen neue schöne Bereiche-

rungen, wie die Versammlung der Mänaden Taf. 24., in deren Bewegung und Haltung etwas von dem Genius des Skopas ist, und andere scherzhafte Darstellungen. Ein verwandtes Sujet sind die mit ausnehmender Naivetät und Grazie entworfenen Figürchen in den Lüften tanzender Frauen, auf dem Gefäß von der Form eines Knöchels oder Astragalos (Taf. 24.) Auszeichnung verdienen auch die schönen Darstellungen, wahrscheinlich von Preisvasen, welche den kitharspielenden Apollon entweder von Musen umgeben (Taf. 19.), oder mit einer Göttin, welche den musikalischen Agon vorstellt (Taf. 20.), abbilden. Eigentliche mythologische Scenen, die ein bestimmtes Ereigniß aus der Mythenwelt darstellen, sind auf diesen Vasen, so weit man sie durch den Herausgeber kennen lernt, selten; der Vorstellung Taf. 38., in der Hr v. Stackelberg den Agamemnon und Aegisth zu erkennen glaubt, würde der Unterz. die von Willingen gefundene Erklärung, Phineus unter den Harpyien, gelassen haben. Künstler-Namen kommen auf diesen in Attika gefundenen Vasen nicht vor, außer auf einer, Taf. 25., wo ΕΓΙΑΣ ΕΓΡΑ [ΦΣΕΝ), d. i. *Hyias ἔγραψεν*, und darunter NIKE in Bezug auf einen siegreichen Athleten gelesen wird.

Auf die aus Griechenland und besonders aus Attika stammenden Vasenmalereyen hat der Herausgeber anhangsweise vier Vorstellungen ausgezeichnete Art aus anderen Gegenden der Griechischen Cultur folgen lassen, nämlich Taf. 39. ein Vasengemälde aus Tarquinii, welches den Perseus als Töbter der Medusa und als Zwinger der Chimära vorstellt; Taf. 40. die Rückführung des Hephästos in den Olymp, in großartig edlem Style, von Terranuova oder

Sela; Taf. 41. der Herakles *παρὰ Φόλω*, das ungeheure Weinfäß des Pholos eröffnend, aus Großgriechenland; Taf. 42. eine Volcensische Vase, deren vollständig erhaltene Mahlerey den Zug eines Bräutigams zu Wagen zur Abholung der Braut, und die Einführung der Braut in das Haus des Bräutigams vorstellt. Wir bemerken dabey, daß bey dem Wagenzuge Artemis oder eine Muse, welche die Kithar schlägt, den Hymenäus andeutet, der bey dieser Einholung gesungen wurde, in dem Thalamos aber steht Apollon mit einer Lyra, wohl um das Epithalamion zu singen, welches nach der Schließung des Brautgemachs angestimmt wurde. Hr Baron von Stadelberg gibt zwar eine mythologische Erklärung, aus den Mythen von Pelops und der Hippodameia, aber wir finden weder bey diesem Brautzug, noch bey dem verwandten Bilde Taf. 32. hinlänglichen Grund, um über eine in antikem Geiste idealisierte Darstellung aus dem menschlichen Leben hinaus zu gehen.

Die letzten Tafeln der vorliegenden Lieferungen, 44 — 48., enthalten polychrome Vasengemälde, die nicht bloß mit verschiedenen bunten Farben, sondern auch, ganz nach Art von Wandgemälden, mit Licht und Schatten ausgeführt sind. Alle, welche hier mitgetheilt sind, beziehen sich weit unmittelbarer auf den Tod und das Grab, als die monochromen Gemälde; meist stellen sie schön geschmückte Stelen vor, umgeben von Personen, welche Trauer- und Todtengaben darbringen (wie auch die von Raoul-Rochette *Peintures antiques inédites* pl. 8 — 11. publicierte Vase derselben Art von Salamis), wobey man oft an Elektra und Orest in Aeschylus Choephoren zu denken veranlaßt wird. Eine andere eigenthümliche Vorstellung dieser Classe

von Vasengemälden ist Charon auf seinem Todtennachen. Taf. 47. sieht man ihn bereit eine Frau aufzunehmen, welche Hermes-Psychopompos ihm zuführt (warum aber gerade Penelope, ist nicht einzusehen); Taf. 48. ist er gelandet, und eine Anzahl Seelen (*ψυχαι*) in Gestalt kleiner Flügelfiguren, wie das *είδωλον Πατρόκλου* auf bekannten Vasen vorgestellt wird, flattern von seinem Rahn in die Gefilde der Unterwelt hinein, an deren Gränze Hades und Persephone in rothen Gewändern (deren Farbe sich bey den Alten oft auf Tod und Unterwelt bezieht) stehen. Denn wenn der Herausg. auch diese Personen für Seelen hält, die Charon erst überfahren soll, so stimmt dies erstens nicht zu der Vorstellungsweise, die der Mahler bey den vorerwähnten Gestalten befolgt hat, und ferner nicht zu dem noch nie gebrochenen Gesetze der Unterwelt, daß Niemand aus dem Hades wieder zurückkehrt, also Niemand sich auf demselben Ufer einschiffen kann, an dem Andere gelandet sind.

Nach einigen Notizen, die in den vorliegenden Lieferungen gegeben sind, ist der ganze Umfang dieses vortrefflichen Werks auf achtzig Tafeln (mit dem Titellupfer) berechnet, und wird noch einen dritten Theil enthalten, in dem Bildwerke und Todtenschmuck aus den Gräbern Griechenlands mitgetheilt werden sollen.

K. D. M.

G ö t t i n g e n.

Im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung, 1837: Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1836. Herausgegeben von Carl Friedrich Gauss und

Wilhelm Weber. 124 Seiten in 8., nebst 10 Steindrucktafeln.

Durch den Titel dieses Werks wird nur ein Theil des Inhalts bezeichnet, derjenige nämlich, welcher die nächste Veranlassung dazu gegeben hat. Von dem Vereine, welcher sich seit mehreren Jahren gebildet hat, um diejenigen Erscheinungen des tellurischen Magnetismus, die zu den interessantesten gehören, in bestimmten verabredeten Terminen gleichzeitig zu beobachten, ist schon mehrere Male in diesen Blättern die Rede gewesen (1834. St. 128.; 1835. St. 36.), und es ist daher unnöthig, Bekanntes hier zu wiederholen. Die Theilnahme an diesem Vereine befaßt schon eine große Anzahl von Vertern innerhalb und außerhalb Deutschlands, und ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Die Mittheilung der immer reichhaltiger werdenden Resultate konnte nicht länger auf einen Privatverkehr durch Briefwechsel beschränkt bleiben, sondern eine Veröffentlichung durch den Druck wurde ein Bedürfniß nicht bloß für die unmittelbaren Theilnehmer, sondern auch deshalb, damit die Resultate ein Gemeingut Aller werden können, die ein Interesse an den Naturwissenschaften nehmen. Zugleich aber bietet die Herausgabe die angemessenste Gelegenheit dar, um in besonderen damit zu verbindenden kleinern und größern Aufsätzen nach und nach zur Sprache zu bringen, nicht allein was in unmittelbarem Zusammenhange mit dem nächsten Gegenstande steht, oder in mittelbarem, wie die Instrumente, ihre Berichtigung und Behandlung, sondern auch Anderes, was nur immer zu strengerer wissenschaftlicher Begründung der Lehre vom Magnetismus und Galvanismus beytragen kann.

Die vorliegende erste Lieferung enthält die

graphischen Darstellungen der magnetischen Variationsbeobachtungen von sechs Terminen auf eben so vielen Steindrucktafeln, zusammen 46 Curven aus vierzehn verschiedenen Beobachtungsortern, auch von den drey letzten Terminen die Beobachtungen selbst in Zahlen. Den größeren Theil des Werks machen aber außer einer historischen Einleitung folgende Aufsätze aus. I. Bemerkungen über die Einrichtung magnetischer Observatorien und Beschreibung der darin aufzustellenden Instrumente. Vielen Lesern wird es angenehm seyn, daß dabey auch die Kosten und Preise angegeben sind. II. Das in den Beobachtungsterminen anzuwendende Verfahren. III. Auszug aus dreyjährigen Beobachtungen der magnetischen Declination zu Göttingen. IV. Beschreibung eines kleinen Apparats für Reisende zur Messung der Intensität des Erdmagnetismus nach absolutem Maße. V. Erläuterungen zu den (hier gelieferten) Terminzeichnungen und den Beobachtungszahlen.

Die übrigen vier Steindrucktafeln geben einen Situationsplan des Göttingischen magnetischen Observatoriums, eine perspectivische Darstellung des Beobachtungssaales und der darin aufgestellten Instrumente, den Grundriß desselben, und genaue Abbildungen aller einzelnen Theile des Magnetometers.

W e i m a r.

Neuer Necrolog der Deutschen. 12. Jahrgang. 1836. 8. XLVI u. 592 S. (Voigt). Wir ergreifen gern die sich darbietende Gelegenheit, um ein Unternehmen zu empfehlen, das mit eben so großer Thätigkeit als Uneigennützigkeit von dem Herausgeber fortgesetzt ist, und

das wir nicht bloß nützlich nennen, sondern durch welches auch ein wahres Bedürfniß gestillt wird. Denn wer wäre wohl nicht oft in dem Falle sich Nachrichten über ausgezeichnete Heimgegangene verschaffen zu müssen, die er in zerstreuten Blättern vergebens suchen möchte? Aber das Unternehmen zweckmäßig ausgeführt, trägt auch noch einen höheren nationalen Character, indem es ein dem edlern Theile der Nation gesetztes Denkmahl wird. Daß so wohl die Erhaltung als auch die Auswahl der betreffenden Personalien mit großen Schwierigkeiten verbunden sind, fällt von selbst in die Augen. Was die Auswahl betrifft, so versteht es sich von selbst, daß nicht bloß von Gelehrten oder Schriftstellern die Rede seyn darf, sondern auch ausgezeichnete Geschäftsmänner darin aufgenommen werden müssen, so bald ihr Wirkungskreis bedeutend, und nicht bloß local war. Das Urtheil darüber muß dem Herausgeber anheim gestellt bleiben; so wie es auch ihm überlassen seyn muß, zu ausführliche Artikel, wie oft die Freundschaft oder die Verwandtschaft sie liefert, abkürzen zu dürfen. Der vorliegende Jahrgang umfaßt in zwey Theilen das Jahr 1834, mit nicht weniger als 1447 Verstorbenen, von denen 403 ausführlichere Nachrichten erhalten. Die Brauchbarkeit des Ganzen ist auch dadurch erhöht, daß über die zehen früheren Jahrgänge ein Register geliefert ist. Wir wünschen und hoffen, daß durch eine reichliche Unterstützung des Publicums der Patriotismus des Herausgebers belohnt und derselbe zu der Fortsetzung ermuntert werden möge.

Hn.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1837

by unknown author

Göttingen; 1837

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

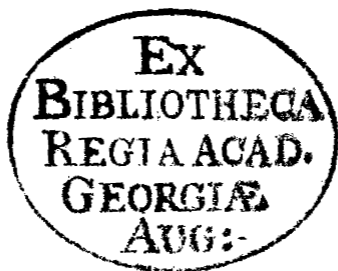
Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der kdnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1837.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGIAE

AUG:-

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1837.

L e i p z i g.

Bei Götschen: Geschichte der Vorläufer der Reformation von Dr Ludwig Flath, außerordentl. Professor der Philos. zu Leipzig. Zweyter Theil. 1836. XVI u. 573 S. in 8.

M ü n s t e r.

Bei Deiters. Geschichte der Wiedertäufer von ihrem Entstehen zu Zwickau in Sachsen bis auf ihren Sturz zu Münster in Westfalen, von J. Hast, Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. 1836. VIII u. 408 in 8.

Vorliegende beiden Schriften dürfen in mehrfacher Hinsicht als verwandt betrachtet, und deshalb recht wohl in einer Anzeige vereint werden. Die darin behandelten Zeiten grenzen dicht an einander: denn wenn die erste Schrift die antihierarchischen Bewegungen bis auf die Zeit der

Reformation durchführt, so liegt eben dort ja auch schon das Entstehen der Wiedertäufer; die Stellung der darin auftretenden Parteyen zur herrschenden Kirche ist dieselbe; sie unternehmen bedeutende Abweichungen vom hergebrachten Kirchlichen, und erliegen gleichmäßig der hierarchischen Verfolgung; endlich auch ist eine Verwandtschaft der Tendenz nicht zu verkennen, wodurch die Wiedertäufer der Reformationszeit sich jenen zahlreichen spiritualen Secten des früheren Mittelalters anschließen, die stets mit zu den Vorläufern der Reformation gezählt zu werden pflegen. Der erste Band des Werks des Hn Dr Flathe ist bereits früher besprochen (G. gel. Anz. 1835. St. 172.), und gelten die dort mitgetheilten Ansichten auch im Ganzen von dem jetzt erschienenen zweyten. Die Wahl des Stoffes muß als sehr glücklich anerkannt werden, da in der That kaum eine Seite des kirchlichen Mittelalters noch der Dunkelheiten so viele enthält, als die Sectengeschichte. Ueber eine Erscheinung, die so den ganzen Zorn der Hierarchie bis zur vollständigen Unterdrückung auf sich lud, können natürlich die Quellen nur sehr trübe fließen, und werden der absichtlichen wie zufälligen Entstellungen gewiß sehr viele verbreitet seyn. Auch der von dem Hn Verf. angewandte Fleiß ist rühmlichst anzuerkennen, da durch die ganze Arbeit nicht allein eine sorgfältige Nachweisung, sondern auch zweckmäßige Mittheilung der Quellen sich hindurch zieht. Es fehlt deshalb dem Ganzen durchaus nicht an jener Frische und Originalität, wie dieselbe nur durch Schöpfen aus den letzten Quellen erwachsen kann. Dagegen die Ausführung leidet an einer Breite, die auf nichts so wenig achtet, als auf scharfe und kurze Darstellung. Oft, wenn der Verf. sich in gedehnter und stets wiederkehrender Rede

ergeht, anstatt mit bezeichnenden Zügen das Charakteristische hervor zu heben, kam es uns vor, als ob er aus Mangel an Zeit weitläufig geworden ist, als ob seinem Werke durchaus die letzte Hand gefehlt hat, um die declamierenden Sätze zu amputieren; es wiederholen sich hin und wieder zwey Mahl dieselben historischen Facta mit ganz denselben Worten und unter Angabe derselben Quellen, was bey etwas mehr Sorgsamkeit in der Uebersetzung des Materials ebenso gut hätte vermieden werden müssen, als die entseßliche Masse von Druckfehlern, die dem Leser lästig, und dem Anfänger nachtheilig werden können, da sie sich sogar auf Entstellung der Namen, Zahlen u. dgl. ausdehnen. Auch auf die Auswahl des Materials dürfte sich eine gewisse Planlosigkeit erstreckt haben, die mehr den nach einer allgemeinen Uebersicht gewählten Stoff sofort der Behandlung unterwirft, als daß sie nach voller Bewältigung des Gesamtmaterials eine das Ganze durchdringende Auswahl gewährte. So erscheint namentlich der erste Abschnitt, die römische Kirche im Streite mit sich selbst und mit der Welt, viel weitläufiger, als es der nächste Zweck erforderte. Die Verlegung des Stuhls nach Frankreich, so wie die derselben vorangehenden Vorfälle mit Bonifaz VIII., die ganze Geschichte des Schismas werden so ausführlich behandelt, wie es nur für Geschichte der Gesamtkirche, nicht aber für einen so speciellen Zweig, wie Geschichte der reformatorischen Bewegungen, sich eignete. Dieses Hinübergleiten in das Gebiet der allgemeinen Kirchengeschichte konnte natürlich nicht ohne Nachtheil für den nächsten Zweck des Werks bleiben, und so sieht man sich nach sorgfältiger Aufhellung so mancher Partien vergebens

um, für die sich gerade eine solche monographische Arbeit hätte verdient machen können, namentlich eine genauere Erforschung der verschiedenen Secten, die sich aus dem 12. und 13. Jahrhundert in die späteren Zeiten des Mittelalters hinüber ziehen. Was man hier über Waldenser und Begarden, über die Secte des freyen Geistes und die Apostelbrüder erfährt, ist nichts Anderes, als was die gewöhnlichen kirchenhistorischen Darstellungen enthalten, und doch gab es gerade hier der Aufgaben einer sorgfältigen Critik noch so viele zu lösen. Der Gewinn, den diese Arbeit jetzt gewährt, ist immer noch ein recht annehmlicher; sie stellt den Stoff, in sofern er sich auf die antihierarchischen Zwecke bezieht, ziemlich vollständig neben einander, und gewährt eine beträchtlich weite Uebersicht, aber das Verdienst hätte größer seyn können, wenn eine völlig durchdringende und erschöpfende Durcharbeitung des Stoffes gegeben wäre. Den größeren Theil des vorliegenden Bandes nimmt, wie sich von selbst versteht, die Behandlung des englischen und böhmischen Reformators, Wicliffes und Hus's, ein, deren Auftreten namentlich recht ausführlich auf den Boden der damaligen politischen Verhältnisse eingetragen wird. Dagegen vermiffen wir rücksichtlich des letztern ungern auch ein Eingehen auf seine philosophisch = theologische Stellung, besonders auf seinen Realismus: gewiß hat die ideale Weltansicht, die jedesmahl mit dem scholastischen Realismus verbunden ist, und wie sie der Erregbarkeit des slavischen Naturells besonders zusagte, nicht allein viel zu den Reibungen des großen Hus mit den Deutschen auf der Prager Universität beygetragen, da die Deutschen damahls überwiegend dem mehr nüchternen

Nominalismus ergeben waren; sondern derselbe Gegensatz ist auch nicht ohne Einfluß auf das Schicksal desselben zu Costnig geblieben: seine Feinde, Ankläger und Richter waren gleichfalls größtentheils Nominalisten. Ungeachtet dieser mehrfachen Ausstellungen, die wir auch für diesen zweyten Theil zu wiederholen haben, fehlt es nun demselben durchaus nicht an umsichtiger und großartiger Auffassung des Stoffes in mehreren Stücken, die wir gern als Beweise einer kirchenhistorischen Befähigung anzuerkennen bereit sind, auch wenn wir mit ihnen nicht unbedingt einverstanden seyn können: dahin gehört das Urtheil über Philipps des Schönen Verfahren gegen den Papst nach der Verlegung des Stuhls nach Avignon, wobey ihm, in den nachträglichen Schritten gegen den schon verstorbenen Bonifaz VIII. wohl zu viel Furcht wegen der Folgen seiner Gewaltthaten beygelegt wird. Das stete Dringen Philipps, daß Bonifaz nachträglich noch recht förmlich zum Keger gestempelt werde, braucht nicht so bestimmt als Zeichen der Furcht, als Wunsch zur Rechtfertigung jener Schritte betrachtet zu werden, sondern könnte auch recht gut nur Frucht der französischen Eitelkeit seyn, die ihr Werk damit eigentlich vollenden wollte. Wenigstens sind diese Forderungen Philipps nach dem Sturze des Papstes nur geradezu eine Fortsetzung dessen, was er vor dem Sturze zu diesem Zwecke vorbereitete. Als er den Papst durch einen Ankläger vor den Notabeln Frankreichs denunciieren ließ, war es ja gleichfalls der so wunderbarlich zusammen gesuchte Vorwurf der Kegeren, wodurch die Beschuldigung begründet, und die Verpflichtung zum Einschreiten gegen ihn gerechtfertigt wurde. Bey der damaligen Verehrung

gegen das Oberhaupt der Kirche war dies fast die einzige Waffe, die gegen Bonifaz gebraucht werden konnte, und es wird dem Hn Verfasser schwer werden zu beweisen, daß dasselbe Verfahren des Königs nachher aus anderen Gründen hervor gegangen ist, als früher. — Eben so können wir seinem Urtheile über die eigentliche Tendenz der großen reformierenden Concilien nicht beystimmen. Freylich fehlte ihnen wohl die eigentlich dogmatische Stellung auf dem Boden des christlichen Glaubens, von wo die Reformation des 16. Jahrhunderts allein gelingen konnte: sie führten deshalb den heilenden Schnitt nicht tief genug in die große Wunde des Papstthums; wollten höchstens die besonders hervorstechenden Reiser amputieren, ohne an Ausrottung der faulen Wurzel selbst sich zu wagen; allein der bloße Eigennuz, wie ihn der Verf. den dort versammelten Kirchenhäuptern aufbürdet, verträgt sich doch gewiß nicht mit dem redlichen Eifer, wie er bey so manchen ausgezeichneten Männern, namentlich einem Gerson, nicht bezweifelt werden kann: der Hauptvorwurf, der sie trifft, bleibt der, daß ihre Stellung eine mehr juristische, als theologische war.

Zum Beschluß sind auch einzelne Erscheinungen berücksichtigt, die besonders scharf das antihierarchische Streben vom dogmatischen Standpuncte im Laufe des 15. Jahrhunderts bezeichnen, und wozu mehrere der neuesten kirchenhistorischen Leistungen aufforderten, namentlich das Auftreten Johann Wessels und die Thätigkeit des florentinischen Dominicaners Hieronymus Savonarola (Vergl. G. U. 1836. St. 106. 107.); doch ist die Behandlung auffallend kurz, und nicht den über diese Männer vorliegenden Unter-

suchungen entsprechend, so wie wir auch eine Behandlung der Vorfälle mit dem Tempelorden vermissen, dessen Geschick, obgleich überwiegend vom politischen Standpuncte aus bestimmt, doch gewiß eben so gut eine Opposition gegen die herrschende Kirche ausspricht, als das Auftreten der Catharer oder anderer überspannter Secten. Für mehreres, das auf diese Art vermist wird, ungeachtet der Plan des Werks darauf rechnen ließ, hätte sich gewiß der Raum bey sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung gewinnen lassen. Indes auch so muß die Arbeit des Hn Verfassers als ein recht erfreuliches Product der blühenden kirchenhistorischen Studien aufgenommen werden, da sie dazu beyträgt, das Gefühl für die richtige Würdigung der Reformation des 16. Jahrhunderts lebendig zu erhalten. Was früher die Hohenstauffischen Kaiser bis zum eigenen Untergange auf politischem Wege versucht hatten, was die spirituellen Secten mit überwiegendem Gefühl und darum nicht ohne Schwärmerey wagten, was endlich die reformierenden Synoden auf bloß juristischem Wege begannen, das Alles ward in der sächsischen und schweizerischen Reformation, auf dem einzig genügenden, aber bisher noch unversuchten Wege durchgesetzt, durch folgerechtes Zurückgehen auf den Boden der Schrift und des lauterer Evangeliums. Sene früheren Versuche mußten mißlingen, weil sie die rein religiöse Bedeutung der Kirche verkantten, und darum zu heterogenen Mitteln griffen. Aber eben deshalb war die Reformation Luthers auch nichts Plötzliches, Unmotiviertes, ohne Zusammenhang mit den äußeren kirchlichen Regungen, sondern die reife Frucht einer längeren gährungsreichen Zeit, und darum war dem, der jetzt den richti-

gen Ton anschlug, der Einklang der Herzen gewiß.

Die zweyte der anzuzeigenden Schriften, die Geschichte der Wiedertäufer, war zunächst durch das zum dritten Male wiederkehrende Sacularandenken ihres Auftretens in Münster veranlaßt, und der Hr Verf. fühlte sich schon durch vaterländische Interessen zur neuen Behandlung eines so inhaltsreichen Stoffes berufen. Er hat es für nöthig gehalten, sich in der Vorrede gegen Mißdeutungen zu verwahren, die seine Darstellung erfahren könnte, oder, wie er vermuthet, schon im voraus erfahren hat. Das Zurückführen ihrer Verirrungen und Frevel auf die ersten geistigen Anfänge und dogmatischen Eigenthümlichkeiten könnte leicht als eine versuchte Apologie jener Excesse betrachtet werden, zumahl in unserer Zeit, die über Auflehnung gegen Obrigkeit und Fürsten in der Regel das Verkehrteste und Abgeschmackteste am liebsten hat. Der Verf. verlangt mit Recht, daß die anfänglichen dogmatischen Scrupel und Eigenheiten, womit die Secte in Zwickau auftrat, und gegen die nicht einmahl Melanchthon und seine Wittenberger Collegen in Luthers Abwesenheit hinreichend gerüstet waren, nicht mit der späteren fanatischen Ausbildung ihres Principß, und mit der daraus erwachsenen wilden Schwärmercy, verwechselt werde, wovon besonders Münster ein so trauriger Schauplatz ward. Wenn jene Anfänge als Verirrungen gelten können, die bey der Sährung der Reformationßzeit neben so vielen anderen Abnormitäten sich ausbildeten, und gegen die nicht einmahl der Kurfürst von Sachsen sofort Gewalt gebrauchen wollte, um nicht manches daneben stehende echt Evangelische mit zu erdrücken: so erklärt sich

das Fanatische und Verbrecherische jener Richtung in ihrer weiteren Ausbildung durch das Hinzutreten ganz fremder Ideen, namentlich Chiliastischer. Erst als man mit Zuversicht die kirchliche und politische Ordnung der Dinge durch die dicht bevorstehende Rückkehr Christi dem Umsturze nahe wähnte, brach das revoltierende Princip bey den Wiedertäufern durch, und führte alle die bekannten Gräuel herbey. Der Verf. ist deshalb bey seinem entschiedenen Urtheil über die Ausbildung des Anabaptismus völlig gegen jede Mißdeutung zu rechtfertigen, wenn er den Beginn desselben mehr in einer Verirrung, als in augenblicklichem Frevel sucht.

Eine intricate Aufgabe bleibt es dabey stets, das Verhältniß der Wiedertäufer zur Reformation Luthers richtig zu bestimmen. Die catholische Polemik bedient sich häufig und gern dieser Waffe, um uns wehe zu thun. Namentlich mühet sich neulich Hr Dr Möhler so sichtbar ab, die Principien des Anabaptismus als die eigentlichen Grundideen Luthers darzustellen, so daß dort die consequente Ausbildung derselben zu finden sey, während die lutherische Kirche durch die entsetzlichen Folgen geschreckt, eingelenkt, und sich zu einer auch sonst beliebten Inconsequenz verstanden habe. Selbst wenn dem so wäre, selbst wenn die ursprünglichen Principien der Wiedertäufer der anfänglichen Ansicht Luthers sehr nahe gestanden hätten, namentlich über Schriftverständnis durch eine jedesmalige Erleuchtung des Individuums: wie oft sollen wir denn wiederholen, daß die Privatansicht Luthers nicht constitutive Kirchenlehre für uns ist, so weit sie von unsern Symbolen ausgeschlossen blieb, und keinen Grund in der Schrift hat? Wir verlangen

für unsere Reformatoren gar keine Untrieglichkeit, wodurch ein Bildungsgang ihrer Dogmatik nach Maßgabe der Schrift ausgeschlossen würde, wir wollen gar nicht unsere Principien in jener ersten Sährung der christlichen Ueberzeugung Luthers bey seinem anfänglichen Auftreten, sondern erst da anerkennen, wo das Verständniß der Schrift sich mit größerer Sammlung und Besonnenheit aussprach, und das gilt nur erst bey der Anfertigung der Confession. Kaum brauchen wir diese Erklärungen gegen den Verfasser vorliegender Geschichte der Wiedertäufer geltend zu machen; denn obgleich selbst Catholik (er spricht seine Confession zwar nicht ausdrücklich aus, doch ist sie aus mehrfachen Aeußerungen leicht zu errathen), ist er doch in seinem Urtheile über die Reformation viel historisch treuer, als die Möhlersche Polemik, von der er sich bestimmt los sagt. Indesß wenn er auch selbst die Consequenzen nicht ausspricht, die sich aus dem Verhältniß der anabaptistischen Principien gegen die Grundsätze der Reformation ziehen lassen, bleibt nicht die Sache dieselbe, sobald er nur die ursprüngliche Verwandtschaft beider nachgewiesen? Kann er es nicht einem Jeden überlassen, sich die Consequenzen selbst zu ziehen, und wird eine solche Polemik nicht eine weit empfindlichere seyn? Es kann deshalb nicht oft genug wiederholt werden, daß wir gerade der Besonnenheit Luthers, womit er sich vor allen Extremen in jener Richtung hütete, und wornach gerade er am entschiedensten der anabaptistischen Verirrung entgegen trat, eine Entfaltung des evangelischen Geistes erblicken müssen, der bey Aufstellung der dogmatischen Principien auch zugleich seine ethische Gewalt kund gab.

Für die allseitige Auffassung der anabaptistischen Erscheinungen hätten wir gern eine Parallele zwischen dieser Richtung und früheren Secten gesehen, wie sie vom spirituellen Standpunkte in Opposition mit der catholischen Kirche getreten waren. Zwar läßt sich das Auftreten der Wiedertäufer in Zwickau nicht gerade historisch mit den Secten des früheren Mittelalters, Catharern und Albigensern in Verbindung bringen; zu vollständig war der Inquisition überall ihre Blutarbeit gelungen, und die Ausbildung jener Richtung unterdrückt. Allein das so plöckliche Auftreten der Wiedertäufer an den verschiedensten Punkten Deutschlands, das unerhörte Glück, das sie gleichzeitig in Schlesien und in Holland, in der Schweiz und im Norden machen, drängt fast zu der Annahme, daß jene spiritualen Elemente sich, unvermerkt von der Geschichte, irgendwie im Volke erhalten hatten, und nur durch die Bewegung der Reformation gelöst überall wieder hervor brachen. Wenigstens ist die Verwandtschaft der Anabaptisten mit jenen fanatischen Secten bis aufs kleinste Detail durchzuführen, und steht ihnen die besonnene Reformation Luthers eben so als ein rein evangelisches Product zur Seite, als im 12. und 13. Jahrhundert neben den catharischen Abnormitäten die besonnene waldensische Richtung thätig geworden war. Ungedeutet ist von dem Hn Verf. diese Verwandtschaft mit Begharden und Albigensern; nur hätte es hier einer sorgfältigeren historischen Nachweisung bedurft, wie weit sich vielleicht Spuren einer Anknüpfung auffinden ließen, eine Untersuchung, die schwerlich ganz erfolglos hätte bleiben können.

Die Geschichte der Wiedertäufer selbst wird

mit großer Vollständigkeit nicht bloß auf Deutschland beschränkt, sondern die Schweiz, die slavischen Nebenländer, der scandinavische Norden mit ausgeführt, die Verwandtschaft Schwenkfelds beachtet, und so die genomme Aufgabe recht erwünscht gelöst.

R — g.

L e i p z i g.

Bei Leopold Voß: Quaestionum mathematico - psychologicarum fasciculus I.; auctore Mauritio Guilielmo Drobisch, in univ. Lips. P. P. O. MDCCCXXXVII. Accedit tabula lithographica. 60 Seiten in 4.

Von diesem fasciculus, welcher vier specimen in sich faßt, haben wir die erste Hälfte (zwey früher erschienene Gelegenheitschriften) schon in diesen Blättern angezeigt; es bleibt also nur noch übrig, von der letzten Hälfte Bericht zu erstatten. Den Unterschied der Statik und Mechanik machen schon die Ueberschriften bemerklich, nämlich durch den Zusatz: statici argumenti bey dem ersten und zweyten, mechanici argumenti bey dem dritten und vierten specimen. Es war aber nicht bloß wichtig, diese Analogie mit der Körperlehre zu zeigen, so weit sie reicht, sondern auch sie zu beschränken, damit sie nicht über ihre wahren Grenzen ausgedehnt werde. Die Art, wie der Hr Verf. dieß im scholion der dritten Abhandlung darthut, indem er durch Rechnung die Ungereimtheit vor Augen legt, welche aus der Uebertreibung folgen würde, hat uns besonders interessirt; ehe wir darauf kommen, müssen wir des Zusammenhanges wegen Einiges voran:

schicken, was freylich die von Hn Dr. gewählte Darstellung nur unvollkommen bezeichnen kann, da wir den Vortrag abkürzen müssen. Datis compluribus notionibus contrariis, a, b, c, \dots animo simul propositis, — obscurantur, h. e. coercentur omnes ad aequilibrii statum usque, quo summa pressionum omnium iacturam, et singulae cuiusvis notionis pressio quotum iacturae legitimum, secundum leges staticas determinandum, aequat. Fit autem transitus a statu libero ad hanc aequilibrii conditionem per gradus continuos: quare continuam hanc claritatis mutationem motum vocare, et de descensu notionum ad punctum aequilibrii, vel etiam ipsum limen usque loqui licebit. (Hier folgt eine kurze Erwähnung der mechanischen Schwelle des Bewußtseyns, im Gegensatze der statischen Schwelle). His praemissis statuamus, indefinito numero in animum intrare notiones contrarias a, b, c, \dots . Designemus iacturam per S , et partes eius singulis notionibus distribuendas deinceps per $q'S, q''S, q'''S, \dots$ partem iacturae elapso tempore t depressam per Σ , partes denique huius Σ ad singulas notiones referendas deinceps per $\sigma', \sigma'', \sigma''', \dots$. Quo facto primum patet, fore $\sigma' = q'S; \sigma'' = q''S; \sigma''' = q'''S$. — Iam vero subsistamus in una notione, v. c. a ; cuius iacturam elapso tempore t vere factam σ , et partem proportionalem iacturae integrae qS appellemus. Significat igitur σ id cogitationis, h. e. actionis cogitandi quantum, quod oppressum est, ideoque ex animo evanuit. Eo ipso vero modulo, quo cogitationes coercentur et intenduntur, vires gi-

gnuntur ad recuperandum pristinum libertatis statum suscitantes. (Diesen Hauptpunct konnte freylich das vorliegende, dem Calcul bestimmte, Programm nicht entwickeln; und auch wir müssen ihn hier, als aus unseren früheren ausführlichen Darstellungen bekannt, voraus setzen). Sic cogitatio a quantitate σ imminuta vim illam suscitantem gradu $\frac{\sigma}{a}$ exercet;

ipsa igitur vis erit $= \frac{\sigma}{a} \cdot a = \sigma$. Ergo

quantitas σ duplicem habet significatum: indicat enim non solum partem iacturae factae, sed simul vim. Iam vero eo sensu, quo vis est, σ resistit oneri, quod ipsi a iactura imponit, h. e. actionibus reliquarum notionum infensis. Quare quum illud onus sit $= qS$, vis ad descendendum cogens restat $= qS - \sigma$, quae tamen proximo tantum temporis momento dt hac quantitate aget. Haec igitur est vis acceleratrix notionis motae a . — Celeritas igitur simili modo, quo in mechanica communi, per formulam $v = \frac{d\sigma}{dt}$ exprimi poterit. Si quis vero

hac principiorum similitudine ad transferendos in psychologiam mathematicam caeteras formulas fundamentales corporum $dv = \varphi dt$; $\frac{d^2s}{dt^2} = \varphi$ induceretur, vehementer erraret.

(Nun folgt Zurückführung dieser Formeln auf die Trägheit der Körper). Sine dubio eadem rei conditio in mechanica mentis esset, si cogitatio notionis et imago eiusdem (das Wort

stellen und das Vorgestellte) re vera different. Quod utique non est concedendum. — Actionis ad actum quasi transeuntis ne vana quidem hic adest species: nihil enim est, ad quod vis transire, nihil, quod, quasi manu missum, proprio Marte motum continuare queat. — Valent igitur in mechanica mentis hae formulae: $d\sigma = \varphi dt$; et $v = \frac{d\sigma}{dt} = \varphi$; e quibus apparet, quantitatem celeritatis semper hic aequare quantitatem acceleratricis. Dies wird für Mathematiker vollkommen verständlich seyn. Daß aber auch die Sache sich so verhalten müsse, wird ihnen vollends klar werden durch das scholion, wo die falschen Annahmen

$$dv = (qS - \sigma) dt, \text{ und (wegen } v = \frac{d\sigma}{dt} \text{)}$$

$$\text{auch } vdv = (qS - \sigma) d\sigma$$

verfolgt werden. Es kommen nämlich Formeln heraus, die eine oscillatorische Bewegung anzeigen, dergleichen hier durchaus erfahrungswidrig sind, indem solchergestalt die Vorstellungen sich ihrem Steichgewichte nicht einmahl annäherten würden.

Ein anderes Hülfsmittel der Deutlichkeit, dessen jeder Mathematiker leicht entbehren kann, das aber den Nicht-Mathematikern gerade am nöthigsten ist, gewährt die lithographierte Tafel, wo das Sinken und Steigen der Vorstellungen auf gewohnte Weise durch die Curven versinnlicht wird, welche den in der Rechnung vorkommenden Functionen entsprechen. Wir können nicht weiter ins Einzelne gehen, müssen aber noch der Schlußanmerkung des ganzen fascicu-

lus gedenken. Der Verf. hatte wegen Bestimmung der Hemmungssumme bey verschiedenen Graden des Gegensatzes folgende Regel aufgestellt: *iactura minimam aequat summam productorum e gradibus, quibus singula quaevis notio reliquis omnibus contraria est, in robora earundem.* Diese Worte vertheidigend und erklärend fügt er jetzt hinzu: *impedit enim phrasis 'singula quaevis', quo minus una ex illis, quae formari possunt, summis omittatur, praecipitque, quod praecedit, vocabulum 'minimam', eam eligere ex his omnibus summam, quae vera iactura est.* Wir wollen nun nicht fragen, ob jener Ausdruck wirklich eine deutliche Vorschrift, verschiedene Summen zu bilden und die kleinste auszuwählen, enthalte; denn schon auf S. 7. finden wir jetzt eine Abänderung des früheren Textes, wodurch dem Mißverstehen der Worte, welches dem Unterz. begegnet war, vollkommen vorgebeugt ist. Hr Dr. hat jetzt die sämtlichen Unterscheldungen, auf die es ankam, vollständig angegeben; und indem er bezeugt, daß die nämlichen Regeln sich im §. 52. des Buchs: *Psychologie als Wissenschaft*, 2c. schon befinden, können wir diese Uebereinstimmung auch unsererseits nur bestätigen, ohne daß es nöthig wäre, über kleine Abweichungen des Vortrags zu rechten.

Herbart.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1837.

G ö t t i n g e n .

Academiae G. A. Prorektor Fr. Chr. Dahlmann D. cum senatu successorem in summo magistratu Academico Fr. Bergmann D. civibus suis honoris et officii causa commendat. Tractantur Graecorum de Lynceis fabulae. 1837. Der unterzeichnete Verf. dieses Programms erlaubt sich, vom gewöhnlichen Gebrauche dieser Blätter abgehend, eine Erwähnung seiner Abhandlung darin, bloß aus dem Grunde, um nach dem Sprichworte 'Jedem das Seinige' zukommen zu lassen. Er muß nämlich gestehen, daß die Erklärung des Mythos vom Argivischen Lynkeus, welche von den Feuerzeichen auf dem Berge Lynkeion oder Lyrkeion ausgeht, in welchem Festgebrauche er den Schlüssel des ganzen Mythos zu finden glaubte, nicht ganz neu, sondern bereits in einem Buche, das viele schöne mythologische Gedanken enthält, 'der Dienst der

Athena' von Dr E. Rückert, S. 119. ziemlich auf dieselbe Weise ausgesprochen ist. Auch kann der Unterz. nicht einmahl dies Zusammentreffen als zufällig betrachten, um daraus etwa ein Argument für die Wahrheit des Gedankens zu entnehmen, denn da er das Buch von Dr Rückert vor einigen Jahren gelesen hatte, mag dieser Aufschluß über den Mythus des Lynkeus leicht in seiner Erinnerung haften geblieben seyn, nur daß er die Quelle, der er ihn verdankt, völlig vergessen hatte. Uebrigens legt auch Kreuzer, in der Erklärung der Abbildungen zur Symbolik S. 37 ff., großes Gewicht auf das Argivische Fackelfest, aber von einem ganz anderen Standpuncte aus, von wo diesem Gelehrten der Fernseher Lynkeus als ein Lichtgenius in höherem Sinne erscheint.

R. D. M.

R o s t o c k .

Ben Schmidtchen, 1836. Praktische Arbeiten. Zur Förderung wissenschaftlichen Ausbildung des gemeinen Rechts mitgetheilt von Dr Christ. Friedr. Elvers, ordentl. Prof. der Rechte und Mitgl. des Spruchcoll. der Universität Rostock. XVIII u. 454 S. in 8.

Wenn gleich in mehr als einer Beziehung die vorliegenden practischen Arbeiten eines ehemahligen Göttinger Lehrers noch aus anderen Gründen dem Ref. interessant sind, glaubt er doch mit größter Unparteylichkeit zu urtheilen, wenn er dieselben auch an und für sich als einen sehr schätzbaren Beitrag zur Förderung wissenschaftlicher Ausbildung des gemeinen Privat- und Criminal-Rechts ansieht. Das Buch enthält

zwölf Aufsätze, von denen der zweyte eigentlich ein doppelter ist. I. Ueber die Erkennbarkeit des Unterschiedes zwischen einer Schenkung von Todeswegen und einer Schenkung unter Lebenden in einem gegebenen Falle; ein Privat-Gutachten. Der Verf. entscheidet sich, bey den im Buche nachzulesenden Daten, ungeachtet scheinbar entgegen stehender Worte der Disponentin, welche vor dem Amte Schlacken (im Fürstenthume Hildesheim) die Handlung vollzogen hat, gewiß vollkommen richtig, für die Annahme der Schenkung auf den Todesfall. Ihm würde jedoch die amtliche Bestätigung, die wegen der gerichtlichen Insinuation der Schenkungen über 500 Solidi eine Schenkung unter Lebenden anzudeuten schien, noch weniger Bedenken gemacht haben, wenn er auf die particulare Bestimmung der hildesheimischen Polizey = Ordnung von 1665 Art. 24. Rücksicht genommen hätte, welche den Amts = Eingefessenen befiehlt, alle 'Ehestiftungen, Kaufbriefe, Contracte, Handlungen und Verträge', anscheinend bey Strafe der gänzlichen Nullität, von den Beamten verfertigen oder bestätigen, unterschreiben und dem Amtsbuche einverleiben zu lassen. Es konnte mithin die im erzählten Falle geschehene Confirmation durch das Amt einen Zweifelsgrund gegen das Daseyn einer Schenkung auf den Todesfall kaum abgeben. — II. 1) Ist der Miterbe, dem eine speciell verpfändete Sache zugetheilt worden, verpflichtet, die desfallsige Erbschaftsschuld ganz zu übernehmen? 2) Succediert der Fiscus jure hereditario in die bona vacantia? Zwey durch einen Rechtsfall hervor gerufene

Rechtsfragen, vom Verf. beantwortet. — Daß nach nunmehr unzweifelhaft scheinenden Grundsätzen des gemeinen Rechts die erste Frage bejahet werden müsse, so lange das Gegentheil nicht ausdrücklich angeordnet ist, aber die zweyte zu verneinen sey, dürfte sich freylich wohl bey gegenwärtiger Uebereinstimmung der namhaftesten Interpreten und Rechtslehrer von selbst verstehen; doch ist der durch Aufhebung der deutschen Ordensballey Sachsen (mittelft des Napoleon. Decrets, Regensburg den 24. April 1809, und des wiener Friedens den 14. Octbr. 1809) herbey geführte Fall auch außerdem eine sehr lehrreiche Aufgabe. — III. Die Immunität der Universität Rostock, vertheidigt gegen die vom Stadtrathe daselbst behauptete Beytragspflicht der Academie = Verwandten zu dem städtischen Armenwesen. Ein practischer Beytrag zur Interpretations = Lehre, da die Universität ihre Immunität aus den Worten früherer gesetzlicher Bestimmungen herleiten konnte. — IV. Ueber den Eigenthums = Uebergang der Waaren durch Zeichnung und Einsendung der Connossemente, nach römischem und deutschem Rechte; Gutachten des Verf. Eine ganz vorzügliche Arbeit, nicht bloß in der überzeugenden Nachweisung des Satzes aus dem gemeinen, auf römische Grundlage gebauten Rechte, daß der Consignatar in Folge Empfanges der Connossemente an der geladenen Waare eine *actio in rem* (die Pfandklage) erworben habe; sondern vor allem wegen der eben so gründlichen als lichtvollen Entwicklung der Annahme des deutschen Gewohnheitsrechts, daß das Connossement den Besitzübergang und (unter gehöriger Vor-

aussetzung) auch den Uebergang des Eigenthums der geladenen Waaren zu Gunsten des Ladungs = Empfängers oder Consignatars begründet. Ref. bedauert die meisterhafte Darstellung von S. 119. 128 u. 129. nicht ganz hier mittheilen zu dürfen. — V. Eine schon früher, aber ohne Zuthun und Vorwissen des Verf., in die juristische Zeitung für das Königreich Hannover aufgenommene Ausarbeitung von Entscheidungsgründen zu einem Urtheile der Göttinger Juristenfacultät, des Inhalts, daß der sechste Zinsthaler nach gemeinem Rechte überhaupt, insbesondere aber im Herzogthume Bremen, erlaubt ist. — VI. Kann ein Israelit zum doctor juris utriusque promoviert werden? eine vor der Juristenfacultät zu Rostock unter dem Decanate des Herausgebers verhandelte Rechtsfrage. Sie ist vom Verf. verneint und die Gründe dieser Verneinung sind trefflich dargelegt. Anziehend ist in dieser Nummer auch ein Brief von K. F. Eichhorn an den Verf., in welchem ausgesprochen ist, wie sehr Unrecht man gehabt habe, durch eine in vielfacher Beziehung nachlässige Behandlung der academischen Grade und besonders der Doctorwürde, sich zu einem Standpuncte hinziehen zu lassen, welcher dem Gelehrten, als solchem, in äußern Verhältnissen alle Selbständigkeit raubt. Man mag diesen beachtenswerthen Brief im Buche selbst nachlesen; er enthält Worte, die um so mehr zur rechten Zeit gesagt sind, als die materiellen Interessen in vielen Staaten fast allein oder doch mit entschiedenem Vorzuge die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich ziehen. — VII. Ist der Benschlaf mit des Bruders Tochter

ter als Incest zu bestrafen? Vom Verf. bejahet, welcher Beantwortung Ref. nach gemeinrechtlichen Grundsätzen nicht beitreten kann. — VIII. Ueber Servituten = Verjährung und Gemeinde = Vertretung, bey Gelegenheit eines Erkenntnisses der Rostocker Juristenfacultät, in einem noch jetzt anhängigen Processe. — IX. Ueber das Recht der Mühlenanlegung nach gemeinem und nach Mecklenburgischem Rechte. Eine lehrreiche Ausarbeitung, besonders wegen der äußerst klaren Entwicklung der Zweifels- und Entscheidungsgründe schätzbar. — X. Ueber den gemeinrechtlichen Unterschied zwischen Mord und Todtschlag, mit Bezug auf die Lehre von den Perturbationen oder Affecten und mit ausführlicher critischer Würdigung der betreffenden neueren criminalistischen Literatur. Ebenfalls aus einer Facultätsarbeit des Verfs. Diese und die folgenden beiden Nummern (aus den Entscheidungsgründen zu einem Todesurtheile der Rostocker Juristenfacultät) nehmen fast die Hälfte des Buches ein, und verdienen in vollem Maße die Beachtung der Criminalisten durch die Gründlichkeit und den Scharfsinn der Untersuchungen, welche der Verf. darin vorgelegt hat. In dem zehnten Aufsatze zeigt er, daß nach gemeinem Rechte jede absichtliche Tödtung so lange als Mord zu betrachten ist, als ein heftiger Affect oder impetus, welcher den Betheiligten sofort nach dem empfangenen erschütternd = aufregenden Eindrucke zur That fortgerissen hat, nicht erwiesen vorliegt. Die Abhandlung dürfte nach des Ref. Ansicht, unter dieser ganzen werthvollen Reihe den ersten Rang einnehmen; sie stimmt

mit Birnbaum's Untersuchung über die Acten strafbarer Tödtung (neu. Archiv des Crim. R. 1833. Bd. 13.) im Wesentlichen zusammen, und führt namentlich auch dessen schon bey den Römern gefundene Eintheilung der verbrecherischen Tödtungen in vier Classen (proposito, impetu, per lasciviam, per ignorantiam, nach der Carolina 'Mord, Todtschlag, Entleibung aus Geilheit und aus 'Unfürsichtigkeit') als richtig an. Uebersichtlich und treffend ist die Musterung der Psychologen und Criminalisten, welche die aufgeworfene Frage besonderer Prüfung unterworfen, oder nahe verwandte Materien behandelt haben; Ref. führt nur die Namen an: (Cicero,) Kant, Maaß, G. E. Schulze, Hartmann, Lenhoffel, Adolf Henke, Massius, Hoffbauer, Heinroth, Friedreich; — Quistorp, Feuerbach, Littmann, Konopack, Grolman, Eduard Henke, Egger, Welker, Rosshirt, Martin, Jarcke, Hefster und Birnbaum. — XI. Ueber die Trunkenheit in ihrer strafrechtlichen Bedeutung. Mit besonderer Hervorhebung des Verdienstes Mittermaier's um diese Lehre (neu. Archiv des Criminalrechts 1830. Bd. 12.) — XII. Der Mord aus Rache im Gegensatze des Todtschlages im Zorne. — Ref. würde zu weitläufig werden, wenn er auf jeden wissenschaftlich wichtigen Punct dieser drey letzten, zusammengehörenden Arbeiten aufmerksam machen wollte. Nichts ist darin unnütz, nichts trivial. Jeder Criminalist wird dem Verf. dafür Dank wissen. Ueberhaupt hat dieser in dem angezeigten Buche etwas Musterhaftes geliefert; sich gleich weit von einer Lesebuchartig gedehnten Darstellung (die wir z. B. selbst von Feuerbach haben annehmen

müssen) wie von einer trockenen, leblosen Relations- Unmanier gehalten; daß wissenschaftlich Bedeutende oder doch Merkwürdige hervor gehoben und nichts Gewöhnliches repetiert, was bloß Bogen füllt. Hoffentlich erfreuet er uns nach einiger Zeit mit einer neuen Auswahl solcher gediegenen Arbeiten. — Noch mag erlaubt seyn, auf die Aeußerung in dem Zueignungsschreiben (an Mittermaier, Falck und Kämmerer) hinzuweisen. Herr Prof. Elvers berührt darin den hohen Werth der Juristenfacultäten als Spruchcollegien, mit Wärme, aber auch mit vielseitigster Einsicht. Wir wollen der Hoffnung nicht entsagen, daß die höchsten Behörden diesen Werth überall anerkennen, und möchte dann, wenn die Zeit einer wohl mehr gefürchteten als gefundenen Parteylichkeit im Politischen auf allen Universitäten Deutschlands vergangen seyn wird, — vermuthlich ist sie schon vorüber, — der jehige, vielleicht nur als provisorisch anzusehende Bundestagsbeschuß, daß die Criminal-Sachen nicht mehr an die Juristenfacultäten gehen sollen, unverweilt wieder aufgehoben werden! Wissenschaft und Anwendung des Rechts können nur dabey gewinnen.

B. M.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. S t ü c k .

D e n 6 . J u l i u s 1 8 3 7 .

G e t t i n g e n .

Nur mit den gemischten Gefühlen des innigsten Dankes, aber auch der tiefsten Rührung können wir das letzte Geschenk, welches unsere Universitäts-Bibliothek aus den Händen ihres erhabenen Wohlthäters, unsers bereits in diesen Tagen verewigten Monarchen erhielt, anführen; welches uns mit dem folgenden gnädigen Rescript hohen Königl. Ministerii zugestellt wurde:

‘Seine Königl. Majestät haben von einem vor Kurzem in London erschienenen Pracht-Exemplar des Neuen Testaments mit begleitenden Noten, von welchem überhaupt nur 40 Abdrücke gemacht sind, zwey Exemplare, das eine für die hiesige, das andere für die dortige Königl. Bibliothek ankaufen zu lassen, und daneben ausdrücklich zu befehlen geruht, daß der Königl. Universitäts-Bibliothek dasjenige dieser beiden Exemplare zugestellt werde, welches Allerhöchst- Dieselben auf dem Titelblatte mit Ihrer Na-

mens = Unterschrift Höchstehändig bezeichnet haben.'

'Dem zufolge übermitteln Wir der Königlichen Bibliotheks = Commission das für die Universitäts = Bibliothek bestimmte Exemplar hierbey.'

Hannover den 12. Junius 1837.

Königl. Großbritanisch = Hannoversches Cabinets =
Ministerium.

Strahlenheim.

Der Titel des uns zugekommenen Werks ist folgender :

THE NEW TESTAMENT
of

Our Lord and Saviour
JESUS CHRIST

according to

the present authorized English version
the critical explanatory and practical Notes
from the exposition of
Mathew Henry.

London 1836. gr. 4. (Adolph. Richter and Co.).

Es ist ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Worts. Das Ganze ist auf Pergament = Papier, der Text sowohl als die darunter gesetzten Noten mit goldenen Lettern gedruckt. Und wenn gleich der Inhalt ihm seinen eigentlichen Werth gibt, so ist doch auch das Aeußere, der reich vergoldete Einband in rothen Saffian mit vergoldetem Schnitt des Innern würdig.

Die eigenhändige Namenschrift des Königs auf dem Titelblatte ist folgende :

WILLIAM R.

William Henry King of Great Britain and
Ireland, King of Hannover.

St. James Palace March 8. 1837.

Wir erhielten dies kostbare Geschenk am 18. Junius, kaum zwey Tage vor dem, der uns schon die Trauerbotschaft bringen sollte, daß unser erhabener Wohlthäter, das Irdische verlassend, zu einer höheren Bestimmung eingegangen sey. Wenn unter diesen Umständen das Geschenk des hohen Gebers schon an sich einen Eindruck machen mußte, den wir unsern Lesern zu würdigen überlassen, so ward dieser noch verdoppelt als wir Seinen Willen erfuhren, daß das mit Seinem Namen versehene Exemplar für uns bestimmt sey, und wir als Bestätigung davon die eigenhändigen Schriftzüge unsers verewigten Wohlthäters erblickten. Es sind jetzt achtzehn Jahre, als uns das Glück zu Theil ward, bey Seinem Besuch von Göttingen am 18. May 1819 Denselben in unserer Mitte zu sehen, und auf derselben Bibliothek, deren Wohlthäter er seitdem so oft geworden ist, Ihm vorgestellt, und Seines freundlichen Blickes, den man nicht wieder vergaß, wenn man ihn einmahl gesehen hatte, gewürdigt zu werden.

So hatte also der Monarch, während die Herrscherorgen des weitesten Reichs der Welt auf ihm lasteten, doch auch in Seinen letzten Tagen unsere Lehranstalt und ihr wichtigstes Institut nicht vergessen. Als ein einziges Denkmahl wird Sein Geschenk daselbst aufbewahrt; aber mit demselben ruft es durch seinen Inhalt auch noch etwas Höheres, die erhabenste Seiner Tugenden, die dem weiten Kreiße der übrigen die Krone aufsetzte, Seine hohe Religiosität, zur Nachfolge für Alle, die es sehen werden, ins Angedenken zurück.

S t u t t g a r t.

Bey Fiesching. Martin Luthers Leben, von

Gustav Pfizer. 1836. XXIV u. 911 Seiten in Octav.

Luthers Leben zu zeichnen, bleibt eine der großartigsten historischen Aufgaben, man mag sie auffassen von welchem Gesichtspuncte man will. Gibt es wohl etwas Anziehenderes für die Forschung, und für die Darstellung Belohnenderes, als eine durch und durch tüchtige Persönlichkeit, die in der Weltgeschichte auf den Standpunct gestellt ist, wo sie ihren ganzen inneren Gehalt entfalten konnte? Die Lebensaufgabe solcher Heroen der Menschheit besteht darin, daß durch sie die Geschichte geschieht: der Historiker hat dann nur die Verpflichtung, das Geschehene auch als durch sie geschehen nachzuweisen, oder ihre geistige Persönlichkeit als Mittelpunkt des Geschehenen erscheinen zu lassen. Dies geht fast bey keinem Namen der Geschichte so völlig an, wie bey Luther; denn von seinem ersten Auftreten bis dahin, wo die Fäden des Reformationswerks seinen Händen entsanken, war es nur die eigenthümliche Fülle der Persönlichkeit, die überall sich aussprach, und den Thaten sich aufprägte. Wenn sonst Biographie und Geschichte so unterschieden werden können, daß jene die Person zur Hauptsache macht, und von hier aus die Sachen und Ereignisse beleuchtet, diese aber vorzugsweise die Sachen auffaßt, und die Personen nur als Anhaltspuncte betrachtet, an denen die Entwicklung der Weltgeschichte vorgeht: so bilden dagegen Namen wie Luther gleichsam Knotenpuncte, in welchen das Individuelle und das Objective der Geschichte sich durchschlingen, und nicht ohne Verletzung der einen oder anderen Richtung von einander los getrennt werden können. Nicht bloß bey dem Beginne des Reformationswerkes, denn so lange Luther die Sache allein führte, wächst ge-

radazu die Geschichte der Reformation mit seiner Person zusammen; sondern auch, als etwa nach dem Wormser Reichstage das Werk zum Eigenthum einer selbständigen Parthey geworden war: bleibt Luthers gigantische Gestalt der Mittelpunkt, um den sich Alles vereint, von ihm seine bestimmte Richtung erhält.

Der Verf. hat diese seine Aufgabe völlig begriffen, indem er nicht, wie wohl frühere Biographen, Luthers Leben bloß vom theologischen Gesichtspuncte auffaßt, noch weniger nach einer unter den Historikern Ueberhand nehmenden Laune, den Stoff mit willkürlicher Reflexion sich zurecht macht: sondern es ist die reiche gebiegene Individualität, aus der er Luthers Handlungsweise überall entfaltet. In Luther selbst und seiner stets treuen, wenn auch oft auf verschiedene Weise sich kund gebenden Persönlichkeit, ist der Schlüssel für sein sonst in der That von Widersprüchen nicht freyes Wirken zu finden. Derselbe Mann entfesselte die Geister und lehrte Unfreyheit des Willens: derselbe setzte die Schrift zu alleiniger Geltung in Glaubenssachen ein gegen ein vorhandenes, schriftwidriges System, und hielt dann doch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit über seiner Auffassung: allein hier wie dort lebte er der Ueberzeugung, und war, wenn auch zuweilen schroff, doch wenigstens überall wahr, und Wort wie That jedesmahl der treueste Ausdruck seines geistigen Zustandes. Vom Standpuncte einer tief christlichen Ueberzeugung, eines männlichen Muthes, so bald er einmahl sich über seine Aufgabe selbst klar geworden war, und dabey einer echt deutschen Gemüthstiefe wird Luthers Handlungsweise allein gewürdigt und verstanden werden können.

Diese wahrhaft historische Auffassung des

Stoffes verträgt sich sehr wohl, oder stimmt vielmehr allein zu der Classe von Lesern, für die der Verf. zunächst gearbeitet hat, Gebildete überhaupt. Er will nicht eine Geschichte liefern, die es auf critische Sichtung des vorhandenen, oder gar auf Förderung neuen Stoffes abgesehen hätte. Dunkelheiten, die wohl noch über manchen Lebensumständen des großen Reformators schweben, werden hier nicht erhellet: z. B. die Anwesenheit des Elternpaares Luther in Eisleben bey dessen Geburt, die spätere Uebersiedelung der Familie von Möhra um westlichen Abhange des thüringer Waldes ins Mannsfeldische, bleiben hier ungelöst: sogar einzelne kleine historische Unrichtigkeiten in der Erzählung mögen aus dieser nicht eigentlich exacten Geschichtschreibung erklärt werden; wie, wenn z. B. das vierte Lateranensische Concil unter Innocenz III. 1215 für das erste ausgegeben wird S. 450. und dergl. Dagegen bleibt es Absicht des Verfs., der deutschen gebildeten Welt einen ihrer größten Männer vorzuführen, auf den die protestantische Hälfte unsers Vaterlandes mit dankbarer Ergebung hinschaut, und dem auch die catholische, wenn sie sich nicht von engherziger Polemik blenden läßt, ihre Bewunderung nicht versagen kann, und vielfach bewiesen hat. Der Verf. hält das Hervorheben der Heroen unsers Volks für eine um so würdigere Aufgabe der Geschichte, je weniger Deutschland, bey allen seinen großen Männern, solche Namen zählt, die gleichmäßig im gesammten Vaterlande Anerkennung finden.

Beym Bestreben des Verfs., möglichst überall in der inneren kräftigen Eigenthümlichkeit des Mannes Erklärung für seine Wirksamkeit zu finden, und ihn stets in seiner plastischen Fülle hervor treten zu lassen, war es zwar sehr erwünscht,

auch von seiner so gebiegenen körnigen Sprache Beyspiele zu geben, die ja gerade im Munde Luthers bey ihrer gemüthlichen Kraft und kindlichen Naivität so viel Anziehendes hat. Mittheilungen aus seinen Reden, Schriften und Briefen waren deshalb wohl unerlässlich; doch hat gerade hier der Verfasser wohl nicht das rechte Maß beobachtet, hat der Mittheilungen zu viel gegeben. Die seitenlangen Auszüge werden gewiß gerade die so genannten gebildeten Leser leicht ermüden und zum Ueberschlagen reizen. Wollte der Verfasser nicht etwa auch dadurch den Schein von gelehrtem Apparate vermeiden, daß er sich so ängstlich vor Noten hütete, so wäre gewiß jenen Auszügen dort ein passenderer Platz anzuweisen gewesen, und Umfang wie Preis des Werks hätte eine Ermäßigung leiden können. Dies wäre wenigstens eine Verbesserung, die bey einer gewiß zu erwartenden zweyten Auflage des Werks dem Verf. zur Beherzigung angerathen werden dürfte.

Um die Thätigkeit Luthers auffassen zu können, die sich zunächst auf dem theologisch-kirchlichen Gebiete bewegte, waren Mittheilungen über kirchliche Zustände und theologische Fragen bis auf einen gewissen Punkt nicht zu umgehen, und auch hierin hat der Verf. gewiß das Bedürfnis seiner Leser richtig gewürdigt: er zog es vor, dergleichen Notizen, die zum gehörigen Verständnis unerlässlich waren, nicht in eine Einleitung zusammen zu drängen, sondern überall da in die Geschichte zu verflechten, wo sie durch den Gang der Erzählung selbst hervor gerufen wurden: so wird das Papstthum in seinem Verberben recht passend bey Gelegenheit der Reise Luthers nach Rom besprochen, wo sich ja dem für die alte Kirche begeisterten jungen Augustiner auch in Wahrheit

die ersten verletzenden Eindrücke aufdrängten. Die Theorie des päpstlichen Ablasses, um die sich Luthers nächster Angriff auf das alte System drehte, erhält bey dem Bericht über den Thesenstreit das nöthige Licht; die Vorstellungen über das Abendmahl werden erörtert, wo dieser Punct im Leben Luthers Bedeutsamkeit erhalten hatte. Die dadurch hervor gerufene Abwechselung zwischen Erzählung und Exposition kirchlicher wie dogmatischer Zustände, dient wesentlich dazu, das Interesse der Leser frisch zu erhalten, und ist in der Auswahl wie in der Anordnung dessen, was aus dem mehr gelehrten Kreise der Kirchengeschichte mitgetheilt wird, die historische Kunst des Verfs recht erfreulich erprobt.

In das Einzelne dem Verf. zu folgen, dürfen wir um so mehr unterlassen, da es ihm nicht so auf das Hervorheben wesentlich neuer Entdeckungen ankam, als auf lichtvolle, dem Bedürfniß seiner Leser entsprechende Anordnung des Bekanntesten. Nur einen Zug im Leben Luthers wünschten wir etwas genügender ausgeführt zu sehen, obgleich der Verf. dessen Bedeutsamkeit und Dunkelheit hinreichend anerkannt hat: es sind die im Leben Luthers sich an mehreren Puncten wiederholenden geistlichen Anfechtungen. Daß sie mit Zuständen körperlicher Schwäche zusammen hängen, hat der Verf. bemerkt, wie auch, daß sie daraus allein nicht erklärt werden können: sie führen uns gewiß in die Tiefen seines inneren gemüthlichen wie religiösen Lebens ein. Vielleicht tragen sie aber in den verschiedenen Lebensaltern nicht denselben Character. Die Kämpfe, die den jungen Rechtsbesessenen ins Augustinerkloster in Erfurt trieben, und ihn dann auch in der Einsamkeit der Belle heimsuchten, sind wahrscheinlich

anderer Art gewesen, als die Anfechtungen, über die er auf der Höhe seiner reformatorischen Thätigkeit in Wittenberg klagt. Immer war es gewiß eine Bedenklichkeit, ein Zweifel, über die eigene Stellung zu der Aufgabe seines Lebens, in wie weit er bey seinem jedesmahligen Wirken des Seelenheils gewiß seyn dürfe. Anfangs als er nur in der Welt seines Gemüthes lebte, werden sie wohl mehr dogmatischer Art gewesen seyn, indem die hergebrachte Form der Heilslehre nach catholischen Grundsätzen ihn leer und voll Zweifel ließ, bis er das evangelische Princip vom rechtfertigenden Glauben aus den Sätzen der Schrift gefunden hatte. Später erhielt jener Zwiespalt im Gemüthe sicher eine mehr practische Tendenz, in demselben Maße, wie die Aufgabe seines Lebens umfassender und mehr nach Außen gerichtet sich darstellte. Die unausbleibliche Spaltung, die er auf dem Boden der Kirche hervor rufen mußte, ungeachtet Niemand mehr als er das Begeisternde des Begriffes der kirchlichen Gesammtheit empfand, der offene Reichskrieg, den er als unausbleibliche Folge der auf das politische Gebiet hinüber gegangenen Spaltung voraus sah, ungeachtet Niemand inniger an Deutschlands Frieden und Glück hing als er, die gefährlichen Consequenzen, womit aufrührerische Bauern und phantastische Anabaptisten Luthers frühere Sätze ins Extrem trieben, indem sie z. B. seine Lehre von der christlichen Freyheit auf das Verhältniß zur Obrigkeit und den feudalen Herren, die Forderungen nach uneingeschränktem Verständniß der Schrift in ein ungebundenes Spiel der Subjectivität übertrugen, dann seine Stellung zu den schweizerischen Theologen, in denen er eben so die Genossen des Kampfes gegen die päpstliche

Unterdrückung hochschätzen, als die seiner innigsten Ueberzeugung nach willkürlichen Verleher der ihm überaus theuern Sacramentsidee meiden mußte, Gegensätze der Art, die sich durch sein ganzes so bewegtes Leben hindurch zogen, werden allein den richtigen Gesichtspunct darleihen, um jene so oft wiederkehrenden geistigen Anfechtungen zu würdigen. Es war zuverlässig der Zwiespalt zwischen dem, was die gemüthliche Ueberzeugung ihm als Pflicht gebot, und was sein überaus klarer Verstand in den Consequenzen als bedenklich erklärte; es waren die geistigen Gegensätze, die wie jedes reich begabte Leben, so auch das seinige durchkrenzten.

Die Ausstattung der Schrift macht dem Verleger Ehre, so wie auch 4 beygegebene Stahlstiche, Scenen aus Luthers Leben darstellend, dazu beitragen werden, denselben Eingang in den Kreis der gebildeten Lesr, nach des Verfs Absicht, zu eröffnen.

R — g.

P a r i s.

Bey Arthur Bertrand, 1834. Voyage en Svède, contenant des notions étendues sur le commerce, l'industrie, l'agriculture, les mines, les sciences, les arts et la littérature de ce royaume; les moeurs, les coutumes et les usages de ses habitans; l'histoire de son gouvernement, de ses finances, de sa marine marchande, de ses forces de terre et de mer, de ses ressources; la description la plus complète de son territoire, tant sous le rapport de la géographie physique, que sous celui de la géologie et de l'histoire na-

turelle, avec des détails sur le gouvernement du roi Charles XIV. Jean (Bernadotte) et sur les causes qui amenèrent son élévation au trône de Suède; par Alexandre Daumont. Tome premier. XVIII u. 399 Seiten. Tome deuxième. 416 Seiten in Octav.

Die Veranlassung zur Reise des Verfs dieses Buches gab sein Wunsch, in Schweden eine Anstellung zu finden. In Pau geboren, hatte er von seiner ersten Jugend an von Bernadotte Beweise von Wohlwollen empfangen; später hatte er unter dem General gedient. Er gab sich dem Glauben hin, daß es nur einer persönlichen Vorstellung bey dem Könige von Schweden bedürfe, um zum erwünschten Ziele zu gelangen. Diese Hoffnung schlug indessen ganz fehl; wiewohl der Verf. übrigens sich einer sehr gnädigen Aufnahme bey dem Könige zu erfreuen hatte. Er benutzte nun seine Anwesenheit in Schweden, um sich Kenntnisse von den Gegenständen zu verschaffen, deren langes Verzeichniß der großsprecherische Titel seines Buches enthält. Die Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Verwaltung schöpfte er größtentheils aus Büchern und aus dem, was ihm von einigen unterrichteten Personen mitgetheilt wurde. Eigene Anschauung und Beobachtung haben ihm nur wenig darbieten können; sein Aufenthalt war dazu viel zu kurz; seine Reise erstreckte sich nur auf einen kleinen Theil von Schweden; und es fehlte ihm das erste aller Erfordernisse, um ein fremdes Land mit Nutzen bereisen zu können, die Kenntniß der Sprache. Ein großer Theil von den im vorliegenden Werke enthaltenen Nachrichten ist aus der trefflichen

Statistik von Schweden vom Obersten von Forsell und aus einer Schrift des Kupferstechers Forsell, 'ein Jahr in Schweden', entlehnt. Aus letzterer ist z. B. Alles was der Verf. über Dalekarlien mittheilt, wörtlich entnommen. Die erstere dieser Schriften ist in Deutschland durch eine gute Uebersetzung verbreitet, und was der Verfasser aus der zweyten gezogen und nach eigenen Wahrnehmungen mitgetheilt hat, findet sich in mehreren deutschen Werken über Schweden ungleich vollständiger und gründlicher. Das vorliegende Buch ist daher nur für Franzosen, die mit dem Auslande und mit ausländischer Literatur nicht sehr bekannt zu seyn pflegen, schätzbar, wogegen es dem unterrichteten deutschen Leser wenig Neues darbietet. Gern wird indessen auch dieser die Mittheilungen über den jetzigen König von Schweden lesen. Wer Gelegenheit hatte, mit der höchst ausgezeichneten Persönlichkeit desselben näher bekannt zu werden, wird die Schilderungen des Verfs sehr treffend finden, und die Ueberzeugung gewinnen, daß er sich bemühet hat, die Aeußerungen, welche er aus dem Munde des Königs vernommen, möglichst treu wieder zu geben. Wir können es uns nicht versagen, von jenen Schilderungen und diesen Aeußerungen hier Einiges mitzutheilen. Le roi — so berichtet der Verfasser T. 1. p. 127. — est né à Pau, le 26 janvier 1764. Les années n'ont presque point altéré cette constitution vigoureuse; une profusion de cheveux, encore d'un noir de jais, couvrent, sans le cacher, ce front élevé, sur lequel les soucis du pouvoir ni la main du temps n'ont pu encore tracer un sillon: sa physionomie expressive s'anime en parlant, comme lors-

qu'à trente-huit ans il me racontait quelques ans de ses exploits de l'armée d'Italie. Tous les muscles de cette tête énergique, ou l'activité de la pensée et le génie des grandes choses se décèlent, sont alors en mouvement; ces yeux noirs, vifs et pénétrants, qui l'animent, n'ont rien perdu de leur éclat: son corps n'a pris que fort peu d'embonpoint; sa taille est toujours noble et droite, mais naturellement moins élancée et moins svelte que dans sa jeunesse; c'est toujours la même recherche de propreté sur sa personne et la même élégance simple et sans affectation qui distinguait ses manières.

Il n'est point de souverain, sans en excepter le plus petit prince d'Allemagne, qu'il soit plus facile d'aborder, et il est beaucoup plus difficile d'obtenir une audience de beaucoup de fonctionnaires publics en France, qu'il ne l'est en Suède d'être admis en présence du roi. Accessible à quiconque désire lui parler, les factionnaires que l'on rencontre aux portes du château et sur les degrés qui conduisent aux appartemens ne sont là que pour la représentation; et cette confiance, entre le souverain et ses sujets, a quelque chose de touchant et de remarquable chez un prince étranger, par sa naissance, à la nation qu'il a été appelé à gouverner. On voit que ce prince, né dans le peuple a compris qu'il devait communiquer avec le peuple, et cette intimité de relations qui existe entre le souverain et le dernier de ses sujets, loin de nuire au respect qui doit entourer la majesté du trône, ne fait au contraire que l'accroître.

An einer anderen Stelle (T. II. p. 338.) bemerkt der Verfasser: L'entretien du roi consiste dans une causerie instructive, rapide, nourrie de faits positifs, toujours animée de nouveaux tableaux qui se déroulent avec un singulier abandon. Tout à coup, au milieu de cette abondance d'idées attachantes, on voit briller, au moment où l'on s'y attend le moins, une pensée forte, une de ces idées claires et concises qui vous frappent et vous étonnent autant par leur apparition imprévue que par le ton simple et sans affectation avec lequel elles sont exprimées. La Suède, et tout ce qui se rapporte à sa prospérité et à sa sûreté est le sujet favori et presque spécial de la conversation du roi, lorsqu'elle n'a pas un autre but déterminé. Il n'accorde qu'une attention rapide et passagère à tous les autres objets.

Als bey einer Audienz, die der König dem Hn Daumont erteilte, die Rede auf den Zustand von Frankreich kam, sagte jener u. a. 'La seule forme de gouvernement qui puisse convenir aux grandes sociétés modernes, la seule qui assure leur durée et leur conservation, la seule en harmonie avec l'état et le progrès des lumières et de l'industrie humaine, c'est une monarchie constitutionnelle où la distinction des pouvoirs se trouve clairement établie; c'est là le gage le plus certain du bonheur des peuples et de la stabilité de leurs institutions.' (T. I. p. 124.)
 Bey einer anderen Gelegenheit sagte der König: 'La seule chose qui puisse encore m'attacher à la vie, c'est la conviction qu'elle est encore nécessaire au bonheur de la Suède;

si le ciel m'accorde encore quelques années, j'espère parvenir à y développer tous les élémens de prospérité.' (T. 1. p. 135.) Ueber den Zustand von Schweden äußerte sich der König auf folgende Weise: 'L'agriculture était à peu près dans l'enfance; je lui ai donné un grand essor. Avant moi, la Suède était obligée d'acheter une grande quantité de blés à l'étranger pour suppléer à l'insuffisance de ses récoltes; maintenant elle en exporte chaque année plusieurs cargaisons; et les progrès soutenus de la culture, les défrichemens qui s'opèrent de toutes parts, annoncent que cette exportation s'accroît d'année en année. J'ai mis nos finances dans l'état le plus prospère; (wözu, wie der Verf. bemerkt, der König sein Privatvermögen geopfert hat;) notre dette publique est presque nulle; l'impôt se perçoit presque sans frais; l'on notifie dans les églises l'époque où chacun doit payer sa taxe; le contribuable apporte lui-même son argent, et dans tous les pays de l'Europe c'est celui où le peuple paie le moins. C'est une nation essentiellement morale; il n'y en a point où les délits soient aussi rares, et l'on n'y connaît pas de gendarmes. Les canaux que j'ai fait terminer serviront à la fois aux progrès du commerce et à la défense du territoire; notre armée nationale de cent vingt mille hommes, avec son admirable organisation, est la moins onéreuse de toutes; et, quoique la Suède ne soit qu'une puissance du second ordre, je sais de quel poids elle serait dans la politique de l'Europe, si j'étais forcé de tirer l'épée pour défendre son honneur ou

ses intérêts.' (T. 1. p. 125.) Glücklich ist das Volk, dessen Interessen in solchem Grade vom Regenten anerkannt und gepflegt werden; und glücklich der Regent, der das Bewußtseyn haben kann, so viel für sein Volk gethan zu haben.

B r a u n s c h w e i g.

Von dem Englischen Lesebuch, enthaltend eine zweckmäßige Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken aus den besten neueren Englischen Prosaisisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet, mit Bedeutungen der Wörter unter dem Text, so wie mit lebensgeschichtlichen Anmerkungen versehen von unserm Herrn Lector Melford 1837. 8. XII und 240 Seiten (bey Bieweg), dessen erste Erscheinung wir in diesen Blättern 1835. St. 184. anzeigten, ist bereits eine neue und vermehrte Ausgabe erschienen. Sie zeichnet sich, wie damals bemerkt ward, besonders dadurch aus, daß die Auswahl die neueren classischen Dichter und Schriftsteller umfaßt, deren Namen zu bekannt sind, als daß wir sie zu nennen brauchten. Daß so bald eingetretene Bedürfniß einer neuen Ausgabe, welche am Schlusse durch hinzu gefügte lebensgeschichtliche Anmerkungen vermehrt ist, ist wohl der sprechendste Beweis der zweckmäßigen Auswahl und Einrichtung.

Hn.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Julius 1837.

P a r i s.

Bey Charles Gosselin und Furne: Le paradis perdu de Milton. Traduction nouvelle par M. de Chateaubriand. 1836. Erster Theil XXXV u. 254 S.; zweyter Theil 250 Seiten in 12.

In den neuesten Zeiten haben die Franzosen, mit Verlassung des alten Wegs bloß oratorischer Breite oder Erhebung, und nach theilweise wieder gewonnener älterer Freyheit ihrer Sprache, in der That einige Beyspiele geliefert, daß sie selbst aus dem Deutschen und Englischen zu übersezen verstehen; auch ist Chateaubriand's Talent für den poetischen Ausdruck, freylich besonders nur in der Beschreibung, unbezweifelt; und so nimmt man seine neue Uebersetzung des verlornen Paradieses mit günstigem Vorurtheile zur Hand. Es scheint eine gute Uebersetzung dieses Gedichts in die jetzt frischere und reichere, sich auch lebendiger bewegende, französische Sprache erst möglich geworden. Ref. nimmt daher gern an, daß die früheren französischen Uebersetzungen des Milton'schen Werks, und namentlich die bisher ge-

schätzte von J. Mosneron (wiewohl er sich außer Stande sieht, eine Vergleichung derselben mit der Chateaubriandschen Arbeit anzustellen), von dem neuen Uebersetzer beträchtlich übertroffen sind. Dies scheint theils durch die Uebersetzung selbst, theils durch die Vorrede verbürgt zu werden, die sich ziemlich ausführlich über Fehler der Vorgänger verbreitet. — Voran gestellt findet man remarques, in denen Chateaubriand umständlich von seinen Studien der englischen Literatur und besonders Milton's redet. Er meint, eine treuere Uebersetzung ins Französische, als die bisherigen waren, sey einmahl nöthig gewesen, damit das ehemals gangbare Wortspiel auf französische Uebersetzungen (sie seyen de belles infidèles) unwahr gemacht werde, und entschuldigt damit sein Unternehmen. C'est une traduction littérale, setzt er dann versichernd hinzu, dans toute la force du terme, que j'ai entreprise, une traduction qu'un enfant et un poète pourront suivre sur le texte, ligne à ligne, mot à mot, comme un dictionnaire ouvert sous leurs yeux. Was für Arbeit ihm gekostet habe, dieß Ziel zu erreichen, weiß er nicht genug zu beschreiben; ein Lob seiner Anstrengung, das uns um so seltsamer vorkommen muß; als seine Uebersetzung nicht in Versen, sondern in ganz bequemer Prose redet, und wir ehrlich genug bisher gemeint haben, ein Uebersetzer müsse seinen Schriftsteller genau verstehen, und die Sprache besitzen, in die er übersetzt. Aber freylich jede etwas kühnere Ausdrucks- und Verbindungsweise muß selbst ein Chateaubriand, der gar nicht mehr für streng academisch gelten will, sogleich entschuldigen! — Im Allgemeinen kann man nicht verkennen, daß er sich große Mühe gegeben hat, deutlich und kurz, mit Vermeidung der gemeinen französischen Umschreibung und Verallgemeinerung, zu übersetzen. Doch scheint er

den jetzigen Stand seiner Sprache zur Erreichung des Ziels nicht genug benützt zu haben, und keinenfalls ist seine Uebersetzung, wie er unrichtig von ihr rühmt, eine wörtliche oder ganz treue. — An einigen Stellen gesteht er, den Sänger des Paradieses nicht verstanden zu haben; was bey den vielen Hülfsmitteln über Milton's Werk kaum verzeihlich scheint. Es sind diese, als schwer verständlich bezeichneten, theils diejenigen Stellen, in denen Milton sich in die Tiefe eines schwärmerischen, religiösen Gefühls verliert, theils die, welche (wie in Shakspeare so oft) abstracte Begriffe personificiert in anschauliche Handlung setzen. Aber oft mißverstehet er auch ganz leicht begreifliche Stellen, und zeigt dadurch meistens, daß ihm der Genius der englischen Sprache noch nicht vertraut genug geworden ist. Z. B. im Anfange des siebenten Buchs erklärt er in den Versen: *I have presum'd (an earthly guest) and drawn empyreal air, thy temp' ring,* — die letzten beiden Worte, über welche er lang und breit redet, für die Temperatur, in welcher die Muse als Göttin zu leben gewohnt sey, '*la température de la Muse, son air, son élément natal*'; während Milton das *Particip* als Hauptwort mit passivem Sinne, wie so oft im Englischen der Fall ist, gebraucht: 'deine Milderung', d. i. von dir für mich athembar gemacht. Indes hat Chateaubriand nicht gewagt, von dem Sinne seiner Vorgänger, welche auch schon richtig *tempéré par toi* übersetzt hatten, abzuweichen. — Wie seltsam und tadelnswert, daß ein Uebersetzer eine Stelle gegen Uebersetzung übersetzt! — Das *mantling proudly* im B. 439. Bd. VII., welches stolz brausend am besten genommen werden wird, will der Uebersetzer verstehen: *il formait sur l'eau une légère écume*, wobey man wenigstens das *légère* im Dichter nicht gegeben sieht, wenn

man auch mantling als schaum aufregend verstehen wollte. Hr Chat. wagt auch hier nicht, seiner ausgesprochenen Ueberzeugung zu folgen, sondern bleibt bey der flachsten Erklärung: 'ses ailes lui servaient de manteau superbe' und übersetzt daher die Stelle:

— the swan, with arched neck,
between her white wings mantling
proudly, rows

her state with oary feet — :

'Le cygne, au cou arqué, entre deux ailes blanches, manteau superbe, fait nager sa dignité avec ses pieds en guise de rames.' Die Arbeit bietet auf jeder Seite ähnliche Vergleichen dar. Ref. mag die Leser mit Auszeichnung zahlreicher Irrthümer und zahlreicherer Langweiligkeiten in der Uebersetzung nicht ermüden. Wenn man auch billig seyn und einräumen will, daß Milton und jeder englische Dichter leichter ins Deutsche, als ins Französische zu übersetzen ist: so darf man doch auf die Anmaßung des Uebersetzers aufmerksam machen, der sich erdreistet zu sagen, seine Arbeit sey eine wahre Durchzeichnung von dem englischen Originale ('j'ai calqué le poëme de Milton à la vitre'), ja, welcher äußerst bescheiden die Hoffnung ausspricht, seine vorliegende Uebersetzung werde einst eine Umwälzung in der französischen Uebersetzungskunst herbey führen können. Und dies, nachdem Frankreich schon bessere Uebersetzer kennt! — Nur einen Zug muß Ref. noch mittheilen; er gehört zur Characteristik des zwischen Legitimität, catholischer Orthodorie, Affectation und Schwärmeren hin und her schwelbenden, übrigens durch sein Talent immer ausgezeichneten Mannes. Die Stellen aus der Genesis nämlich, von Milton oft mit streng beygehaltenen biblischen Worten ausgedrückt, hat Chat. nicht übersetzt, sondern, obgleich sie vom

Englischen etwas abweicht, nach der französischen Bibel gegeben; denn en des matières aussi sacrées j'ai cru ne devoir reproduire qu'un texte approuvé par l'autorité de l'Eglise.

Ein Beygericht zu seiner Uebersetzung des verlorenen Paradieses und, wie er selbst erzählt, aus dem Studium desselben zunächst entstanden, an das sich natürlich die Beachtung anderer englischer Schriftsteller anknüpfen mußte, ist der ebenfalls zu Paris bey denselben Verlegern erschienene

Essai sur la littérature Anglaise et considérations sur le génie des hommes, des temps et des révolutions, par M. de Chateaubriand. 1836. Erster Theil 351 S. Zweyter Theil 383 Seiten in 12.

Im Grunde eine lange Vor- und Nachrede zu der obigen Arbeit, und von solcher unbeschreiblichen Eitelkeit durchdrungen, daß der Verf., wie man ähnlich einst einem deutschen Schriftsteller mit weniger Recht vorgeschlagen hat, das Buch besser hätte betiteln können: Ich und nachher zu meiner Bespiegelung gelegentlich vieles Andere. Ein deutscher Referent mag daher sich die Frage aufwerfen, ob das Buch überhaupt verdiene, in Deutschland beachtet zu werden. Aber, von zahllosen Misurtheilen und Oberflächlichkeiten des in seine fecken, ungeschichtlichen Ansichten höchlich verliebten Verfs abgesehen, darf doch Einiges von dem Inhalte dieses seines neuesten Werks nicht übergangen werden, weil es für die Geschichte der literarischen, philosophischen und übrigen gelehrten Bildung derjenigen jetzigen Schriftsteller Frankreichs von Bedeutung ist, die unverboblen die höchste Stufe in Anspruch nehmen.

Man redet wohl von Zettel-Schachteln, die fleißig Excerptierende sich allmählich füllen, dann daraus unter Entwerfung irgend eines angeblich

genialen Plans oder doch einer gewissen Folge die Zettel auffädeln, und so die disparatesten Gegenstände am Schreibtische verarbeiten. Nicht ganz unähnlich muß die Entstehung dieses Buchs gewesen seyn. Der Faden, auf welchen der Vt. seine Zettel gefädelt hat, heißt allerdings englische Literatur. Es kommen aber gar merkwürdige (und rücksichtslos gedehnte) Zettel darauf vor, z. B. Feste, Essen und Trinken im Mittelalter überhaupt, mit Anführung jetzt unbekannter Leckerbissen; — Luther, sein Privatleben, seine Heirath; — Mirabeau's häßliches Gesicht und schöne Hände; — Danton's letzte Worte an den Scharfrichter; — die Wendee; — das Absterben der altpreußischen Sprache; — Körner's durch St. Marc Girardie schwach übersetztes Sonnet auf Rauchs Büste der Königin Louise; — der allerdings sehr anziehende Reisende Victor Jaquemont; — die Flasche, welcher der fast schiffbrüchige Herr Chateaubriand seinen Namen anvertrauet; — u. dgl. m.

Wenn ein Buch gemacht ist, um den Franzosen einen irrigen Begriff von vielen der wichtigsten Punkte der mittelalttrigen und neuen Geschichte, von der englischen und der deutschen Sprache und Literatur, von der lutherischen Reformation beyzubringen: so ist es das vorliegende Werk. Es wäre nichts leichter, als zur Widerlegung desselben ein doppelt so umfangliches Buch zu schreiben. Man erlaube aus dem sich aufdrängenden Stoff nur noch folgende Ausstellungen.

Um sich, wie es scheint, gar keine Schranke dessen zu setzen, was er in dem *essai* mittheilen wollte, hat der Verf. nicht allein einen Titel gewählt, welcher schon alles Mittheilbare, und selbst doppelt, umfaßt, sondern er gesteht auch in der Vorerinnerung, daß er sich darin mit allem Möglichen beschäftige, der Gegenwart, der Vergan-

genheit, der Zukunft, daß er hin und her schreite, gelegentlich vom Mittelalter spreche, bey der Reformation auf genommenen Anstoß verweile, von der englischen Revolution auf die französische gerathe, und die Gefangenschaft eines englischen Königsanhängers nicht ohne Erzählung seiner Haft auf der Policypräfectur erwähnen könne. Dergleichen *mélanges qui ont tous les tons*, parce qu'ils parlent de toutes les choses, sind zuweilen nicht nur sehr anziehend, sondern auch belehrend und geistvoll; aber dann muß aus ihnen ungetrübte Wahrheitsliebe, Gründlichkeit in der Lebensansicht, treue Forschung und persönliche Größe des Schreibenden hervor blicken, und man bemerkt mit Bedauern, daß, genau genommen, diese Eigenschaften dem Verf. fremd geblieben sind.

Das lateinische Element der englischen Sprache hervor zu heben, holt Chat. sehr weit aus. Was er davon sagt, scheint dem Ref. nicht lesenswerth. Indem der Verf. aber unter die aus dem Lateinischen gebildeten Sprachen die englische rechnet, und allerdings zum Theil rechnen darf, verkennt er daneben ganz, daß der lebendige Genius der letztern wesentlich germanisch geblieben ist. Er scheint den Character der Sprache bloß nach der Zahl von Vocabeln zu messen, welche ihr aus einem ihr an sich fremden Idiom aufgedrungen sind. Seine Nichtkenntniß des Angelsächsischen und der ältesten englischen Literatur, ja selbst (mit geringer Ausnahme) der aufblühenden spätern bis auf Edmund Spenser sucht Ch. unter allgemeinen, schiefen und unbedeutenden Bemerkungen, und unter der Einstreuung von allerley Curiositäten zu verdecken. Ueber Macpherson spricht er in wenigen Zeilen dreist ab, läßt sich aber den nun einmahl existierenden Ossian doch gefallen. Ueber die Angelsachsen und Dänen hilft er sich mit der leichtfertigsten Compi-

lation einiger Flicken, z. B. aus A. Thierens's Geschichte der Normannen, hinweg. Zwischen- geschoben finden sich dann aber neben den geborg- ten Hauptsätzen jedesmahl einige sentimentale oder pikante Bemerkungen. (Anziehend ist dem Ref. die Vergleichung der Ballade Childe - Waters in Chateaubriand's Uebersetzung mit Bürger's Bearbeitung 'Graf Walter' gewesen.) Und so kommt der Verf. in der Geschwindigkeit bey der fünften und letzten Periode der englischen Sprache und Litteratur (nach seiner Eintheilung) an, vom Hause Tudor bis auf unsere Zeit.

Heinrich VIII. führt ihn auf die Ketzereyen und Schismen vor der Reformation und sofort bis auf Luther. Diesem nimmt Ch., wenn gleich er nicht das Ansehen haben will als wolle er ihm Unrecht thun, im Grunde alle wahre Größe und alles höhere Verdienst. Das Werk des kühnen und frommen Mannes scheint dem Verf. eine Kleinigkeit. Lorsque Luther parut, la Ré- formation était dans tous les esprits, il cue- illit un fruit mûr et près de tom- ber. Um diesen mühelosen Pflücker des reifen Apfels möglichst herab zu setzen, bezeichnet er ihn zunächst als einen gemeinen Mann, fils d'un paysan; dieß zu seyn, habe Luther auch mit ei- ner humilité effrontée selbst gestanden. Manchmal wird scheinbar seinem Geiste einige Gerechtigkeit gegönnt; aber es kommt stets ein starker Gegensatz nach. Auch von Deutschland, von dem er übrigens sehr wenig zu wissen scheint, sagt der Verf. bittersüß nebenher, es sey das Land de l'honnêteté, du génie et des son- ges; plus les abstractions des esprits brumeux sont inintelligibles (für Chateau- briand doch?), plus elles excitent d'enthou- siasme parmi les rêveurs qui les croient comprendre. — Der Reformator habe sich schlau besonders an den Adel gewandt, um

sein Glück zu machen. Bey Luther's Einzug in Worms habe der Schwarm der Begleiter die 'Marseillaise' jener Zeit: 'eine feste Burg ist unser Gott' — gesungen. Sein Muth sey der 'leichte Muth eines Wohlvertheidigten gewesen, eines von vielem Glanze Umgebenen, eines vom Ehrgeize für seine Parteyanführung und von der Hoffnung großen Ruhms Aufgeregten.' Welche lüdenhaften Kenntnisse und schiefen Ansichten bey so viel Anmaßung des absprechenden Verfs! — Der Vergleich, welchen Chateaubriand zwischen Jesus vor Pilatus, und Luther vor Karl V., anstellt, sinkt bis an die Grenze des Ueberwichtigen, indem er Luther gleichsam ein Vergehen daraus macht, von dem kaiserlichen Geleite gegen das höhere Wohl der Kirche Gebrauch gemacht zu haben, und hinzusetzt: bey Jesus habe man auch auf 'das freye Geleit, welches er vom Himmel erhalten, keine Rücksicht genommen.' Man weiß überhaupt in der ganzen Zeichnung, welche der Verf. von Luther gibt, nicht zu unterscheiden, ob er aus Irrthum, Unwissenheit und Schwärmerey, oder ob er aus absichtlichem Verkennen und recht ausgebildeter Ungereimtheit dem Reformator Unrecht thut. Bey Erwähnung der, mit vielem Vorwurf behandelten, Heirath Luthers und Catharina's von Bora steht wieder eine anstößige Vergleichung mit Jesus, über deren eigentliche Absicht man zweifelhaft wird: *Le Christ, pontife et victime, vécut dans le célibat et il quitta la terre à la fin de la jeunesse.* Nachdem der Verf. den Reformator, an dessen einzelne Züge und Lebensereignisse er sich, mit beständigem Verfehlen des Hauptpunctes, sehr be-redt anhängt, abwechselnd wieder lobt und tadelt: kommt er endlich zum Schluß und sagt, als die drey Gründer des Protestantismus, Luther, Calvin und Heinrich VIII. folgendermaßen

zusammen: Luther, moine apostat, approbateur du massacre des paysans; Calvin, docteur aigre qui brûla Servet; Henri VIII., réviseur du Missel et qui fit périr 72000 hommes dans les supplices; voilà ses trois Christ. Die ganze Reformation betrachtet Chat. mit manchem Andern als ein europäisches Unglück, das, gänzlich siegend, die Welt zu einer zweyten Barbarey würde zurück geführt haben. Wie der Vf. ohne Rücksicht auf geschichtliche Wahrheit für seinen Zweck Alles durch einander wirft, um zu überreden, das geht außerdem noch aus folgender, in mehr als als einer Rücksicht beachtenswerthen, Stelle hervor: Shakspeare, selon toutes les probabilités, s'il était quelque chose, était catholique; Pope et Dryden le furent; Milton a imité quelques parties de poèmes de saint Avite et de Masenius; Klopstock a emprunté la plupart des croyances romaines. De nos jours en Allemagne la haute imagination ne s'est manifesté que quand l'esprit du protestantisme s'est affaibli et dénaturé; les Goethe et les Schiller ont montré leur génie en traitant des sujets catholiques.

Was der Vf. Verschrobenes über Shakspeare sagt, vor dem er übrigens sehr viel Respect äußert, übergeht Ref. Man müßte es Zeile für Zeile berichtigen, und kann darin nur ein Bild der Verworrenheit finden, in welcher die ästhetischen Ideen bey Chateaubriand durch einander liegen. Uebertrieben ist Lob und Tadel in seinem Munde, und nach einem geschichtlich begründeten, gesunden Urtheile sieht man sich stets vergebens bey ihm um. Auch wo er im Ganzen auf richtige Grundlage sich stützt, verrückt er die Ansicht durch seine Uebertreibungen. So sollte man, nach seiner Ausdrucksweise, meinen, Dante habe die von ihm geschaffene italiänische Dichter-

sprache und seine göttliche Comödie in einem Augenblicke genialer Thätigkeit hervor gezaubert. L'italien et la divina Comedia jaillirent à la fois de son cerveau; du même coup l'illustre exilé dota la race humaine d'une langue admirable et d'un poëme immortel. Doch hat der Verf. wenige Zeilen vorher anerkannt, daß Dante seine Sprache als ein idiome vulgaire, vagabond dans les rues, zu Rom und Florenz gefunden habe. — Man muß glauben, daß Chat. nur seine Belesenheit zeigen will, wenn ihm bey dem citierten Lebewohl Romeo's und Juliens in Shakespeare's Tragödie die Worte Saccotala's einfallen, wo sie, im Begriff aus der väterlichen Wohnung wegzugehen, von ihrem Reh Abschied nimmt, und wenn der Verf., gleichsam um den Leser von der gänzlichen Unschicklichkeit seines Vergleichs sofort zu überzeugen, die er auch selbst fühlt, beide Scenen abdrucken läßt. — In einem verworrenen Kapitel des zweyten Theils hat er den Gedanken ausgesprochen, qu'il n'y aura plus de renommées litteraires universelles. Hier wird unter andern auch den Deutschen die größte Unwissenheit in der französischen Literatur, und eine Unfähigkeit zum Urtheile darüber vorgeworfen. Les Anglais et les Allemands ont de nos gens de lettres les notions les plus baroques; ils adorent ce que nous méprisons; ils méprisent ce que nous adorons; ils n'entendent ni Racine, ni La Fontaine, ni même complètement Molière. C'est à rire de savoir quels sont nos grands écrivains à Londres, à Vienne, à Berlin, à Pétersbourg, à Munich, à Leipsick, à Goettingue, à Cologne, de savoir ce qu'on y lit avec fureur et ce qu'on n'y lit pas. Damit wäre denn den deutschen Gelehrten und Kennern der Stab über ihr Urtheil von der französischen Literatur

gebrochen. Da die Behauptung, 'daß die Deutschen weder Racine noch Lafontaine verstehen, und nicht einmahl Moliere', selbst im Munde eines verblendeten Chateaubriand zu ungerecht scheint: so muß sie wohl noch eine andere Bedeutung haben, und diese möchte wohl keine andere seyn, als daß sie den höchsten Grad der Unkenntniß des Verfassers von den Bestrebungen Deutschlands, fremde Literaturen zu durchdringen, voraus setzt und documentiert. Denn wenn gleich gewisse feine Schattierungen eines schriftstellerischen Werks nur von demjenigen ganz empfunden werden mögen, in dessen Sprache es geschrieben ist: so kann doch von einem Mißverstehen des durchaus klaren, ja durchsichtigen Racine und des naiven Lafontaine kaum bey irgend einem gebildeten Deutschen noch die Rede seyn; eher wäre Moliere schwieriger zu nennen, da er als Komiker die Sitten seiner Zeit satyrisch andeutet und sich nicht ganz breit ausspricht. Aber wir können uns, wie Ref. glaubt, bey unsrer Kenntniß der französischen Literatur allenfalls beruhigen, und abwarten, wann den Franzosen gefällig seyn wird, sich zu unterrichten, daß und wie wir sie verstehen. Wenn viele solche Bücher fortwährend in Paris fabriciert würden, wie das vorliegende: so möchte freylich dem an Besseres in eigener und fremder Literatur gewöhnten Deutschen nicht zu verdenken seyn, wenn ihm gleichgültig würde, sich um die französische zu bekümmern.

Wären die Deutschen so ungerecht, wie der Verf., so würden sie nicht (wie doch gern geschieht) anerkennen, daß die neueste französische Literatur mit allem Guten, das sie hat, besonders der neue, frische Aufschwung in Gedanken und Sprache, vorzüglich ein Kind Chateaubriands ist. Er hat die neue romantische Schule wenigstens mittelbar aufgeregt, und von ihr als

lein kann doch, wenn sie sich reinigt und mäßigt, eine neue Periode der Literatur Frankreichs, weil eine neue Belebung, gezählt werden. Sein oratorisches, ans Dichterische grenzende Talent hat diese Anerkennung verdient. Aber neben ihr muß in die Geschichte der Literatur auch eine Schwäche und Leere Chateaubriand's registriert werden, bey welcher man mit Bedauern verweilt. Er ist ein abschreckendes Beyspiel dessen, was aus schätzbaren Talenten wird, wenn sie, ohne ein vorurtheilsfreyes und in die Tiefe philosophischer und geschichtlicher Erkenntniß dringendes, redlich gemeintes Studium, ohne großartigen, reinen Blick auf das Ganze, sich dem verführerischen Reize des bloß Geistreichen hingeben.

B. M.

L o n d o n.

Bey Longman: Transactions of the zoological Society of London. Vol. 1. Part. 3. 1835. Von S. 195—300 in 4. Nebst vielen Abbildungen.

Eine allgemeine Nachricht über diese Zeitschrift haben wir, nebst dem Inhalt der beiden ersten Abtheilungen, bereits im J. 1835. St. 136 dieser Anzeigen unsern Lesern mitgetheilt. — XXII. Descriptions of some new Species of Calyptraeidae. By W. J. Broderip. S. 135. tab. XXVII—XXIX. Der Character dieser Thiere müsse von der äußern Zeichnung, der innern Beschaffenheit der Schale, und nach der Art und Weise, wie sie an die Schale angeheftet sind hergenommen werden; 32 neue Arten finden wir hier beschrieben und abgebildet, während von Lamarck doch nur 4 lebende und 2 fossile aufgezählt werden. XXIII. On the Anatomy of the Calyptraeidae. By Richard Owen, Esq. S. 207. tab. XXX. Ist als Zusatz zu

der vorigen Abhandlung zu betrachten; anatomiert, jedoch nichts besonderes Neues entdeckt, hat der Verf. *Calyptraea Byronensis* — Männchen und Weibchen. XXIV. On the Structure of the Heart in the Perennibrachiate Batrachia. Von demselben. S. 213. tab. 31. Der Verf. hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß bey den genannten Amphibien 2 Herzvorkammern vorhanden sind, obgleich die Zoologen ihnen nur eine zugeschrieben hatten; er untersuchte in dieser Hinsicht *Amphiuma means*, *Proteus anguinus* und *Siren lacertina*. Hiernach kann denn also von allen Amphibien, da auch die Frösche ein Herz mit 2 Ohren besitzen, gesagt werden: *Cor uniloculare biauratum*. Nicht allein das Herz, sondern auch die Hauptgefäße sind beschrieben und abgebildet. XXV. On the Young of the *Ornithorhynchus*, Blum. Von demselben. S. 221. tab. XXXII XXX. Die Begattungszeit des Schnabelthiers ist Ende Septembers oder Anfang Octobers; die Tragzeit nicht ganz genau gekannt, indefs fand Herr Bennet in der ersten Woche des Decembers in einem Neste drei kleine nackte Jungen, von nicht völlig 2 Zoll Länge und also wohl noch nicht lange geboren. Die vom Verf. untersuchten Jungen waren größer, das eine etwas mehr als 2 Zoll, das andere doppelt so lang, und letzteres war mit der Alten aus dem Neste genommen. Diese Abhandlung ist nicht geeignet den bekannten Streit über die Fortpflanzungsart des Schnabelthiers zu entscheiden. XXVI. Notes on the Natural History and Habits of the *Ornithorhynchus paradoxus* Blum. By George Bennet, Esq. S. 229. tab. XXXIV. Als Herr Bennet Anfangs des J. 1829. die Colonie von Neu-Südwaless besuchte, war seine Aufmerksamkeit besonders auf die Fortpflanzung des Känguruh und die Art und Weise wie die Jungen desselben zu den Zigen gelangen, so wie auf

die Fortpflanzung und die Lebensart des Schnabelthiers gerichtet. Erkundigungen, welche er bey den Colonisten über das letztere Thier einzog, waren ungenügend, wie denn auch des Verfs eigene Untersuchungen, da er sich nicht mit der gehörigen Muße denselben unterziehen konnte, kein wichtiges Resultat lieferten. Im Mai 1832 reiste er wieder von England ab, kam im August in derselben Colonie an und nahm im October den Faden seiner früheren Untersuchungen mit mehr Muße und Genauigkeit wieder auf. Er verschaffte sich eine große Anzahl von Schnabelthieren, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, — von letztern mehrere im trächtigen Zustande. Im linken Uterus fand er mehrere (bey einem 3) lose Eier, etwa 3 Linien im Durchmesser; diese schickte er Hn Owen, welcher sie in den Phil. transact. 1834 genauer untersucht und beschrieben, und in ihnen ein Vitellum, eine Membrana vitelli, eine (wahrscheinliche) Keimhaut, aber weder Chazlozen noch eine Spur von Embryo gefunden hat, woraus derselbe schließt, daß bey diesen Thieren ein ähnliches Verhältniß als bey mehreren Amphibien obwalte, in deren mütterlichen Körpern die Eier sich ohne Beyhülfe einer Placenta, oder ohne innige Verbindung mit dem Uterus entwickeln, so daß diese Thiere also Oovovivipara wären. Herr Bennet wollte sich auch davon vergewissern, ob sich das männliche Schnabelthier seines Sporns als Vertheidigungswehre bediene, und ob eine dadurch verursachte Wunde giftig sey, — er glaubt beides verneinen zu müssen, wie er aus Versuchen, welche er an sich selbst vornahm, schließt. Dieses stimmt auch mit den Beobachtungen des Herrn Kook, so wie mit den Nachrichten und Untersuchungen der Reisenden der Corvette Astrolabe, wie wir bereits im St. 6. des J. 1833 unsrer Anzeigen erzählt haben, überein, — und gilt nicht allein vom Schnabelthiere,

sondern auch von der *Echidna*. XXVII. Description d'un nouveau Genre de Mollusques de la classe des Gasteropodes Pectinibranches. Par Ed. Rüppell S. 259. tab. XXXV. Der Verf. nennt dieses Genus *Leptoconchus*. XXVIII. On Clavagella. By W. J. Broderip, Esq. S. 261. tab. XXXV. Drey Arten sind beschrieben und abgebildet; diese zoologische Abhandlung wird durch die folgende anatomische erläutert: — XXIX. On the Anatomy of Clavagella, Lam. By Richard Owen, Esq. S. 269. tab. XXX. — woraus sich ergibt, daß dieses Thier, eben so wie das in Rüppells Reise von Afrika beschriebene *Aspergillum* nach dem typus der kopflosen zweischaligen Muscheln, am meisten nach dem von *Gastrochoena*, organisirt ist. XXX. On Mycteribia, a Genus of Wingless Insects. By J. O. Westwood, Esq. S. 235. tab. XXXVI. Genauere Bestimmung dieses flügellosen Insectengenus. XXXI. Some Account of *Macropus Parryi*, a hitherto undescribed Species of Kangaroo from New South Wales. By E. T. Bennet, Esq. S. 295. tab. XXXVII. Ein kürzlich vom Capit. Sir Edward B. Parry von Neu-Südwaless mitgebrachtes Känguruh hat den Character einer ganz neuen Art und wird deshalb hier ausführlich beschrieben; es hat den Namen *Macropus Parryi* erhalten. *M. rhinario lato; auriculis elongatis, nudiusculis; cauda pilis rigidis brevibus incumbentibus vestita, corpore sublongiore: nataeo griseo; gastraeo pallido; fascia generum, caudaque pro maxima parte. albis, hac ad apicem nigra.* — So haben wir denn auch hier wieder eine Sammlung der lehrreichsten zoologischen und anatomischen Abhandlungen, welche das baldige Erscheinen folgender Bände sehr wünschenswerth machen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1837.

G ö t t i n g e n .

Die gewöhnliche Preisvertheilung an die Studierenden fand auch in diesem Jahre am vierten Junius, als dem Geburtstage des Stifters des Instituts, Königs Georg III. zum letzten Male in dem bisherigen Locale statt, das im künftigen Jahre mit dem würdigeren in dem neuen Universitätsgebäude vertauscht werden wird. Der Professor der Beredsamkeit, Herr Hofrath Dfr. Müller, machte in seiner Rede zuerst auf das Verhältniß aufmerksam, in welchem die Wissenschaft zu der Sittlichkeit und Tugend stehe, und widerlegte die Meinung derer, welche der erstern nur einen untergeordneten Rang gegen die letzteren einräumen wollen; da Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung, um nicht eitlem Glanze statt wahrer Gelehrsamkeit nachzustreben, dem gelehrten Stande nicht weniger als jedem andern nothwendig sey, besonders für diejenigen, welche als Lehrer oder Schriftsteller auftreten wollen. Die Preisfragen sind in dem vorigen Jahrgange S. 1001 bereits bekannt gemacht.

Zu der Beantwortung der von der theologischen Facultät aufgegebenen Frage waren sechs Arbeiten eingegangen, von welchen zwey des Preises gleich würdig befunden wurden. Da durch die Munificenz hohen Königl. Curatorii ein außerordentlicher Preis bewilligt war, so konnte jeder Schrift der volle Preis ertheilt werden. Die Verfasser waren Georg Wolde aus Soltau und Johann Theophilus Cuno Kranold, Tochterenkel unsers verewigten Oberconsistorialraths Planck. Zwey Accessit wurden bewilligt den Abhandlungen als deren Verfasser sich genannt haben Ernst Heinrich Meier aus Lippe Schaumburg, und Heinrich August Voigt aus Göttingen. Um den Prediger-Preis hatten sich acht beworben. Er ward unter dreyen gleichmäßig vertheilt. Ihre Namen sind Carl Schüddekopf aus Göttingen, Friedrich Wilhelm Böcker aus Gillersheim und Wilhelm August Engeljohann aus Osnabrück.

Der juristischen Facultät war nur Eine Schrift eingeliefert worden, ungeachtet man wußte, daß mehrere Mitbewerber hatten auftreten wollen. Die eingelieferte Schrift ward auch ohne Mitwerbung des Preises würdig erklärt. Ihr Verfasser ist Wilhelm Planck aus Göttingen, gleichfalls ein Enkel unsers verewigten großen Lehrers.

Der medicinischen Facultät war auch nur Eine Schrift überliefert worden, die jedoch auch einstimmig des Preises würdig erklärt ward. Ihr Verfasser ist Carl Knocke aus Blankenburg.

Der philosophischen Facultät waren zwey Schriften übergeben. Der Preis ward zuertheilt Carl Heinrich Volckmar aus Göttingen, das Accessit Adolph Soetbeer aus Hamburg.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1838, wie

sie in dem erschienenen Programme abgefaßt sind, sind folgende:

Ordo Theologorum
postulat, ut

‘de Hippolyto, saeculi tertii scriptore, cum de vitae eius rationibus, tum de scriptis, quae tribui ipsi solent, disseratur, denique, quinam usus his tribuendus sit, exponatur.’ —

De homiletico praemio certaturis proponit
Matth. V, 17. 18.

Ordo Iureconsultorum
hanc proponit quaestionem:

‘Indagetur eius iuris, quo fit, ut separatione vel perceptione alienae rei fructus nobis acquirantur, vera indoles.’

Ordo Medicorum
postulat:

‘Accuratam expositionem et usus et morborum cunctarum partium, quae auditus organon efficiunt.’

Ordinis Philosophorum
nova quaestio haec est:

‘Thuriorum civitatis historia, imprimis antiquior, cum ad cognoscendum rerum publicarum in Graecia statum non exiguum momentum habeat, et cum ipsa literarum et artium a Graecis cultarum historia pluribus modis coniuncta sit: prima huius civitatis tempora, inde a colonia deducta usque ad exitum belli Peloponnesiaci, diligenter et curiose examinanda et enarranda proponuntur.’

S t u t t g a r t .

Ueber die Wirkung der verschiedenen

Arten der Steuern auf die Moralität, den Fleiß und die Industrie des Volks, eine von der Königl. Societät der Wissenschaft zu Göttingen gekrönte Preisschrift von Dr. Fr. Carl v. Fulda, Professor der Staatswirthschaft in Tübingen, 1837. 8. 149 S. (bey Mezler). Vor bereits 30 Jahren, im J. 1807, ward der vorliegenden Schrift von der hiesigen Facultät der Preis zuerkannt, auch ward die Schrift damahls, wie gewöhnlich mit den öconomischen Preisschriften, in dem Hannoverschen Magazin abgedruckt, sie konnte aber dadurch nicht fortdauernd in die Hände des Publicums kommen, und ein Abdruck als eigene Schrift blieb Bedürfniß, zumahl da die großen Fortschritte der Wissenschaft in diesem Zeitraume wenn auch keine Umarbeitung (denn die Grundsätze des Verfs sind dieselben geblieben), aber doch Zusätze und Verbesserungen im Einzelnen nothwendig machten. Sie erscheint jetzt in einer wenn auch nicht neuen, doch veredelten Gestalt, und man wird diese neue Ausgabe um so zweckmäßiger finden, da sie den jetzigen Bedürfnissen des Publicums entspricht, indem ihr Verfasser, wie auch seine im Jahre 1816 erschienenen Grundsätze der Cameralwissenschaft es lehrten, mit der Wissenschaft fortgeschritten ist. Nach dem bereits von der Königl. Societät über sie gefällten Urtheile wird es keiner Anpreisung bedürfen; wir haben nur die Vorzüge derselben, wodurch sie sich auszeichnet, bemerklich zu machen. Wir setzen diese theils in der Richtigkeit der Grundsätze, theils in der Klarheit und Deutlichkeit der Behandlung, die auch ohne vorhergegangene Studien der verschiedenen Theorien sie jedem verständlich macht. Der Gang, den der Verf. befolgt, ist der, daß er zuerst in einem allgemeinen Theile die Grundsätze des Steuerwesens auseinander setzt, und dann

die Anwendung davon auf die einzelnen Classen der Steuern macht, mit denjenigen Rücksichten, die bereits der Titel angibt. Er geht von dem allgemeinen Satze aus, daß Steuern nur den Zweck haben sollen, das Staatsbedürfniß zu stillen, nicht aber andere Nebenzwecke, wie Beförderung der Industrie &c. zu erreichen, und leitet daraus die weiteren Folgen für ihre Anwendung ab, wenn sie der Moralität nicht nachtheilig werden sollen. Sie dürfen, da sie fortdauernd erhoben werden sollen, das stehende und umlaufende Capital der Nation nicht vermindern, noch den Contribuenten den nothwendigen Unterhalt rauben. Jeder muß den Betrag und den Zeitpunkt wissen, wann die Zahlung zu leisten ist. Es soll überhaupt, so weit dieß möglich ist, eine Stätigkeit in dem Steuersysteme herrschen. Bey der Vertheilung der Quoten soll eine möglichst gerechte Gleichheit nach dem Maße des reinen Einkommens herrschen. Die Quote der Einzelnen muß ohne strenge Untersuchung zu schätzen seyn. Sie muß endlich jedem Entrichter die Freyheit lassen, sich seine Auslage im Verkehre wieder zu verschaffen. Dies sind im Allgemeinen die Voraussetzungen, wenn Staaten der Industrie nicht nachtheilig werden sollen. Auf diesen allgemeinen Theil läßt der Vf. den speciellen über die einzelnen Steuern folgen. Er begreift diese unter die drey Classen: Abgaben auf den Besitz; Abgaben auf den Erwerb; Abgaben auf den Genuß. Jede dieser Classen begreift eine Anzahl von Steuern, die nun einzeln durchgegangen werden, so wohl um ihren Grund und ihre Zweckmäßigkeit, als die damit verbundenen Uebel zu zeigen, um es deutlich zu machen, wie sie auf den Erwerb und die Moralität zurückwirken. Dies bey den einzelnen zu wiederholen, ist hier nicht der Ort, die Leser, welche sich über

diese Gegenstände unterrichten wollen, werden hier reichen Stoff zum Nachdenken finden, und wir können daher die Schrift als eine sehr passende Einleitung für das ganze Studium empfehlen.

H a n n o v e r.

Bey Hahn. Deutsches Lesebuch für Schulen. Von Karl Altrogge. Zweyte Auflage der ersten beiden Theile: VIII u. 432 S. 1835; — X u. 430 S. 1836, — dritter Theil XVI u. 664 Seiten in 8. 1837.

Wenn gleich in diesen Blättern nicht der Ort ist, den Werth dieser Sammlung ausführlich darzulegen, und sie im Einzelnen ihrer Auswahl und Einrichtung nach zu beurtheilen: veranlaßt den Ref. doch das Erscheinen des dritten Theiles des in drey Cursus nach den Abstufungen der Jugend eingetheilten Buchs, darauf alle diejenigen Erzieher aufmerksam zu machen, welche es bisher noch übersehen haben möchten. Erwähnt als musterhaft sind die ersten beiden Theile schon vor einiger Zeit in diesen Anzeigen bey einer anderen Gelegenheit. Der erste Cursus ist für Kinder von 8 — 11 Jahren, der zweyte für das mittlere, der dritte für das reifere Jugendalter bestimmt. Möchte diese Sammlung die zahlreichen lückenhaften, theils einseitig, theils ohne Rücksicht auf das wahre Bedürfniß der Jugend und der Schulen zusammen gerafften Lesebücher verdrängen; ganz fehlerhafter, von Unwissenheit oder Dünkel zusammen gestoppelter Machwerke zu geschweigen. Auch die sehr ausgezeichnete Billigkeit des Preises, welchen die Verlags- handlung für das Altrogge'sche Buch gestellt hat, läßt die Erfüllung dieses Wunsches hoffen. — Es ist für Eltern, Erzieher und Lehrer keine un-

wichtige Frage, welche Lesebücher sie zur Leseübung und Heranbildung ihren Kindern und Zöglingen vorlegen sollen. Jugend, Zeitalter, Geschmack, Sprache, Alles verlangt Berücksichtigung. Der Herausgeber hat das Verdienst, der Verlegenheit der Suchenden, unter der zahllosen Masse zum Theil ganz zweckwidriger Bücher Suchenden, Abhülfe zu bieten. Er hat seinen Plan in den Vorreden ausgesprochen, und am besten durch die Sammlung selbst bethätigt, wie richtig er seine Aufgabe gefaßt hat. Nicht nur die Stufenfolge ist in den drey Theilen gehörig beobachtet; auch auf das Lehrreiche der Gegenstände, besonders auf sittliche und religiöse Richtung, ist ohne Eintönigkeit Rücksicht genommen; die Reinheit jugendlicher Gemüther, aber auch die Erweckung des Schönheitssinnes sorglich bedacht; und endlich im dritten Theile eine meistens wohlerlesene, mittelbare Einleitung in die Kenntniß der neueren deutschen Poesie und Prose durch das Ausgewählte gegeben. Seine von den des Herausgebers abweichenden Ansichten, theils ästhetischer Art, theils über die Aufnahme einzelner Stücke selbst, setzt Ref. bey Seite, und bemerkt nur noch, wie der dritte Theil sich ganz besonders eignet, der weiblichen schon heran gewachsenen Jugend in die Hände gegeben zu werden.

W. M.

B a r c e l o n a.

1834, Antonio y Francisco Oliva. Sinónimos de la lengua castellana por D. J. March. 201 S. in 12.

Mit Recht werfen wir den Spaniern eine große Gleichgültigkeit gegen ihre so würdige Sprache vor: wenn sie in vielen Jahrhunderten wenig

geleistet haben die Regeln und die Rechtschreibung ihrer Sprache zweckmäßig und vollständig fest zu stellen, wenn der erste Versuch der Art im Jahre 1771 den Bemühungen der Madrider Academie anheim fallen mußte, aber selbst in seinen neueren Ausgaben, der Gramática des Herrn Salvá, bey weitem nachsteht [Orig. Außg. Paris, Libr. Hispano - Amer: 1830]; wie konnte man tiefere Blicke in das Geistige der Sprache erwarten? Während in Frankreich schon im Anfange des 18. Jahrhunderts die trefflichen Synonymes von Girard erschienen, ein Werk, von dem Blair in seinen 1783 erschienenen Lectures sagt: 'es wäre sehr zu wünschen, daß ein solches Werk für unsere Sprache gefertigt und mit gleichem Geschmack und Critik ausgeführt würde;' erhielt Spanien das erste Werkchen über Synonymik nicht früher als im Jahre 1789, von J. E. de la Huerta, der damals zu Wien lebte [im J. 1811 ist zu Valencia die 3. Aufl. in 2 Bdch. heraus gekommen], später ein ähnliches von Sonama.

Das Büchelchen von March soll, wie der Vf. sich äußert, als Ergänzung der beiden vorgenannten sinnverwandtschaftlichen Versuche dienen. Die Absicht desselben ist eben so lobenswerth als die Ausführung; Huerta und Sonama haben in klarer Kürze lichtvolle Ansichten gegeben, und wenn auch nicht mit Stellen aus Schriftstellern belegt, doch durch selbst gebildete Phrasen sehr gut erläutert; March ist dieser Methode gefolgt und hat auf gleiche Weise 450 Wörter auseinander gesetzt und genauer bestimmt.

Druck und Papier anständig.

Mfrd.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. S t ü c k.

D e n 13. J u l i u s 1837.

G ö t t i n g e n.

Herr Assessor Wüstenfeld hat der Königl. Societät den folgenden Aufsatz übergeben, den wir hier mittheilen (s. G. g. A. 1835. St. 184.).

Ueber die Quellen des Werkes: *Ibn Chalikani vitae illustrium virorum.*

Es ist die Sitte der Arabischen Schriftsteller, in ihren Werken die Quellen zu nennen, aus denen sie ihre Nachrichten schöpften und dieselben meistens wörtlich anzuführen. Dadurch leidet die Darstellung oft an Schwerfälligkeit und Weitläufigkeit, besonders wenn bey mündlichen Ueberlieferungen nicht selten eine ganze Reihe von Männern aufgezählt wird, durch welche jene Nachrichten bis zu dem Aufzeichner fortgepflanzt wurden. Auch Wiederholungen kommen dabey öfter vor; denn wenn in den schriftlichen oder mündlichen Quellen auch nur unbedeutende Abweichungen vorkommen, so werden diese sämmtlich der Reihe nach neben einander gestellt, wobey der Conscriptent, zumahl in historischen Angaben, sich

selten durch ein kritisches Urtheil für die eine oder die andere Meinung entscheidet. Ibn Challikan gehört nun zu den Schriftstellern, welche ihren Stoff schon etwas freyer bearbeiten, und so wie sein Werk durch den anziehenden und reichhaltigen Inhalt sich sehr vortheilhaft auszeichnet, so gilt es auch mit Recht für ein Muster der Darstellung. Er sagt in der Vorrede, daß er sein Werk aus schriftlichen und mündlichen Nachrichten zusammen getragen habe und über die jüngsten Ereignisse oft als Augenzeuge spreche. Dabey ist es ein großer Gewinn für die Literatur, daß er die benutzten Schriften in den einzelnen Artikeln angeführt, und die Lebensbeschreibungen fast aller Verfasser derselben in sein Werk aufgenommen hat. Aus den bis jetzt edierten Stücken läßt sich der Umfang seiner literarischen Hülfsmittel schon fast vollständig übersehen, und es ergibt sich, daß Ibn Challikan aus mehr als 200 Werken aus allen Fächern der Wissenschaft schöpfte. Die größere Anzahl bilden indeß die geschichtlichen und anthologischen Werke, und aus diesen enthält das Folgende wiederum nur einen Auszug derjenigen, welche am häufigsten citiert werden und größtentheils noch in den Europäischen Bibliotheken erhalten sind. Nach einer kurzen Biographie der chronologisch geordneten Schriftsteller sind zuerst diejenigen Werke beschrieben, welche Ibn Challikan benutzte, und darauf ihre übrigen literarischen Arbeiten angegeben.

1. Ibn el-Kelbi. Abul-Monder Hescham Ben Mohammed Ben el-Saïb el-Kelbi aus Kufa, Lehrer zu Bagdad, gest. im J. 204, beschäftigte sich besonders mit dem Studium der Arabischen Geschlechtsnamen und war der erste, welcher darüber das öfter erwähnte Buch *tafric distinctio* schrieb, in fünf Bänden, das unter

dem Namen *collectio genealogiarum* bekannter ist. Ibn Challikan № 786. Herb., Unfab, Kelbi.

2. Di'bil. Abu Ali Di'bil Ben Ali Ben Rezin el = Choza'i stammte aus Kufa oder Circesium, geb. im J. 148 d. H., war ein ausgezeichnete satyrischer Dichter am Hofe des el = Manun zu Bagdad und ein Freund des Dichters Bohtori. Er bekannte sich zu der Secte der Schiiten und war eine Zeitlang Ortsvorsteher von Semengan in Tocharistan. Er starb im J. 246 zu Tib, einer Stadt zwischen Wasit und Ahwaz. Ibn Challikan citirt von ihm *nomina vel classes poetarum*. Außerdem veranstaltete er eine Sammlung seiner Gedichte, *Diwan el = Choza'i* genannt. Ibn Chall. № 226. Herbelot, Daabul, Dagbil, welche beiden Worte Di'bil lauten müssen. Abulfeda, *annal.* T. II. p. 205.

3. Omar Ben Schabbah. Abu Zaid Omar Ben Schabbah el = Nomairi aus Basra, geb. im J. 173, gest. im J. 263 zu Sormenraa. Außer der häufig angeführten *historiae Basrae* schrieb er eine Poetik unter dem Titel *el-istiânet bil-schi'r*, liber, in quo *auxilium carminum imploratur*. Ibn Chall. № 505. Herb. Omar al Basri. Hadschi Chalfa, *lexicon bibliogr.* ed. G. Fluegel, № 611.

4. Ibn Cotaiba. Abu Mohammed Abdolla Ben Mosallim Ibn Cotaiba el = Dinawari (Ibn Challikan verwirft die Aussprache Dainawari), geb. zu Bagdad oder Kufa im J. 213, lehrte die Traditionen zu Bagdad und war eine Zeitlang Cadi von Dinawar, einer Stadt bey Carmisin in der Provinz Dschebal, woher er den Beynamen erhielt. Er starb plötzlich im J. 276

zu Bagdad. Ibn Chall. *N^o 327*. Von seinen Werken werden die vier wichtigsten citirt: 1) *Institutio scribae vel scribarum*, welche die Araber eine Vorrede ohne Buch nennen, wegen der unverhältnißmäßigen Länge derselben zu dem kleinen Umfange des eigentlichen Buches. *Catalog. Bibl. Lugdun. Batav. N^o 1383. 84. 85.* Toderini, *letteratura turch. T. II. Catalogo della libreria del Seraglio trasportato da Constantinopoli a Venezia, pag. 35.* Casiri, *Bibl. Arab. Hisp. Escorial. N^o 570.* Hammer's *morgenländ. Handschriften* (in den *Jahrbüchern der Lit. Bd. 61 — 76.*) *N^o 44.*, wo eine ausführliche Inhaltsanzeige gegeben ist. Mehrere Gelehrte haben über dies Werk *Commentare* geschrieben, wie Abu Mohammed Ibn el = Sajjid el = Bataljusi, d. i. aus Badajoz, gest. im J. 421. *extemporalia* in drey Theilen, deren erster die Vorrede commentiert, der zweyte die schwierigen Stellen des Buches erklärt und die Fehler berichtigt, und der dritte die vorkommenden Verse erläutert. Ihm folgte Abu Mansur Maubub Ben Ahmed el = Dschawaligi, geb. im J. 466, gest. im J. 537, Hammer's *Handschr. N^o 45.*; Solaiman Ben Mohammed el = Zahrawi, gest. im J. 576 und andere. Hadsci Chalfa *N^o 338.* Escorial. *N^o 571. 1.* Herbelot *Adab al Kateb, Dejnuri.* — 2) *Notitiae*, ein sehr geschätztes geschichtliches und biographisches Werk, *Catalog. Bibl. Lugdun. Batav. N^o 1773.*, Hamaker, *Specim. Catalog. pag. 1.*; Toderini, pag. 30. eine Abschrift und latein. Uebersetzung desselben hatte Reiske angefertigt, die jetzt zu Copenhagen ist, wonach ediert sind von Eichhorn, *monumenta antiquis. histor. Arabum*, die *Stammtafeln der Araber und die Geschichte der*

Könige von Gassan und Hira und in den Fundgruben des Orients, Th. 2. 3 u. 6. Commentare darüber; von Lassen Rasmussen, hist. praecip. Arabum regnorum ante Islam. und additam. ad histor. Arab. ante Islam. Vgl. Reiske, prodidagm. ad Hag. Chalf. tabb. p. 231. Eine vollständige Inhaltsanzeige nach der Gothaner Handschrift gab Möller, Catalog. libr. Gothan. № 316. — 3) Classes vel historiae poetarum, in der Königl. Bibliothek zu Paris. Toderini, p. 35. Herbelot, Thabacat al Schoara. — 4) Varietas traditionum, Herbelot, Catbah. Hadschi Gh. № 254. — Außerdem schrieb er: 5) Institutiones ad Coranum legendum, Hadschi Gh. № 314. — 6) Correctio errorum, in quos Abu Obaida inductus est, Hadschi Gh. №. 825. — 7) Fontes historiarum, ein politisches und moralisches Werk, nach Herbelot, Djun alakhbar. — 8) Sideralis scientia und 9) Siderum occasus, Biblioth. Bodleian. № 1000 u. 1033. — 10) Rariora Corani, Erklärung schwieriger Ausdrücke im Coran, Bodl. № 11. — 11) Rariora traditionis, nur von Einem überlieferte Traditionen. — 12) Obscura Corani und 13) Obscura traditionis. — 14) Repugnantia, über Abweichungen und Widersprüche in den Traditionen, Herb., Ketab almonakkadhet. — 15) Lebensbeschreibung des Abu Hanifa, Herb. Tarikh Ubi Hanifah. — 16) Deceptiones, über Scheingründe, Herb. Ketab alheil; oder el-hejal, von Kriegslisten, nach Reiske's Zusätzen zu dem Artikel Deinuri; oder el-chail, de equis, nach Ibn Challikan. — 17) Unici uniones, Reiske, prodidagm. — 18) Potiones. — 19) Definitio lectionis Corani. — 20)

Quaestiones et responsa. — 21) Alea et sagittae. — 22) Institutiones juris. — 23) Responsa in conversatione opportuna, Jahrb. d. Lit. Bd. 54. S. 31.

5. Abul-Abbas el-Mobarred. Abul-Abbas Mohammed Ben Sejid, genannt el-Mobarred, leitete sein Geschlecht ab von dem zu der Arabischen Tribus Uzd gehörenden Stamme Thomalat, der diesen Namen, welcher Ueberrest bedeutet, nach einem Treffen erhalten haben soll, in welchem nur sehr wenige von ihm übrig geblieben waren. El-Mobarred, geb. im J. 207 oder 210 zu Basra, lebte zu Bagdad, wo er als Grammatiker und Lexicograph in großem Rufe stand; er starb hier im J. 286 und wurde am Kufischen Thore begraben. Ibn Chall. № 647. Er benutzte von ihm drey Werke: 1) Perfectum, ein ausgezeichnetes rhetorisches Buch, Lugdun. № 1462: Systema sententiarum, adagiorum et orationum illustrium virorum et eruditorum. Hammer's Handschr. № 40. Herb. Camel, nennt es fälschlich ein historisches Buch. Reise zu Abulfed. Ana. T. II. p. 283. — 2) Solatia et epicedia, Trauergedichte und Gedächtnißreden in Prosa und Versen, Escorial. № 531. — 3) Etymologia. — Außer diesen verfaßte er: 4) Necessitas carminum, Herb. Dharurat. — 5) Flexiones finales in Corano obviae, Herb. Bard, welcher Name Mobarred lauten muß; Hadschi Gh. № 926. — 6) Loca obscura ac difficiliora explanata, ein grammatisches Werk, wozu Sa'id Ben Sa'id, geb. im J. 715 zu Majjafareqin, einen Commentar schrieb, Escorial. 111. — 7) Hortus, Herb. Mobarred. — 8) Eine Abhandlung von der Arabischen Dichtkunst, Herb. Kitab alcauafi.

6. Ibn el-Monadschdschim. Abu Abdolla Harun Ben Ali Ben Sahja Ben Abu Mansur el-Monadschdschim (Astrolog) aus Bagdad, starb, noch sehr jung, im J. 288. Sein Urgroßvater Abu Mansur war ein Magier und Astrolog des Chalifen Abu Dschafer el-Mansur. Ibn Chall. № 784. Er führt öfters sein Werk, betitelt Excellens, an; dies ist die älteste Arabische Anthologie, welche den Nachfolgern zum Muster gedient hat; es soll ein Auszug aus einem größeren Werke seyn, welches dem Verf. nach seiner Vollendung zu weitläufig schien und es enthielt dann die Geschichte von 161 ausgezeichneten Dichtern und Proben ihrer Gedichte. Herb. Harun. Außerdem ist er Verf. eines liber feminarum, Nachrichten von ausgezeichneten Frauen, nebst Gedichten, die auf sie gedichtet sind.

7. Ibn Bessâm. Abul-Hasan Ali Ben Ahmed Ibn Bessam, von diesem seinem Vorfahren el-Bessami genannt, war ein berühmter satyrischer Dichter zu Bagdad und starb im J. 303, über 70 Jahre alt. Ibn Chall. № 475. Sein oft citirter Thesaurus scheint eine Geschichte der Arabischen Dichter gewesen zu seyn. Er ist auch der Verf. der Lebensbeschreibungen des Iszac Ben Ibrahim el-Nadim el-Bagdadi und des Omar Ben Abu Rabi'a, Hadschi Ch. № 180 u. 209. Herb. Akhbar Ischak, Bassam, Omar Ben Abi Rabi'a, Bessam, falsch für Bessam.

8. Auctor libri el-'icd i. e. nodi margaritarum. Schehab ed-Din Abu Omar Ahmed Ben Mohammed Ibn Abd Rabbihi, geb. zu Cordoba im J. 246, gest. daselbst im J. 328, war ein ausgezeichnete Dichter und Historiker, und von beiden Eigenschaften zeugt

das angeführte Werk, welches eine Anthologie in 25 Kap. ist, deren jedes den Namen eines Juwels, einer Gemme oder Kleinodie als Ueberschrift führt, woher das Ganze Juwelenschnur genannt ist. Ibn Ch. N. 45. Einzelne Stücke dieses Werkes sind Toderini, S. 35. Escurial. N. 1705. Bibl. Bodl. N. 350. 743. 400. 782, und im 2. Theile des Catalogs N. 103. 3., über die Metra der vorkommenden Gedichte; das Ganze ist in der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien, woraus J. von Hammer in den Jahrb. der Lit. Bd. 54. S. 32. die Ueberschriften der 25 Kapitel mitgetheilt hat. Nach Casiri Tom. II. p. 134. schrieb er auch Annales Cordubenses. — Sein Vater Mohammed Ben Abd Rabbihi ist Verf. eines lexicologischen Werkes, directio, Hadschi Ch. N. 506. Herb. Abd Rabbihi, und eines ethisch-politischen, margaritae monilium et monilia praeceptorum, Bodleian. N. 291.

9. Mas'udi. Abul-Hasan Ali Ben el-Hofain el-Hodali el-Mas'udi, gest. im J. 346 in Egypten, ist der Verf. des unter dem Namen prata aurea et fodinae margaritarum bekannten großen Geschichtswerkes, von welchem de Guignes in den Not. et Extr. des Mss. T. I. nach den Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris N. 598 u. 599. eine ausführliche Inhaltsanzeige gegeben hat, deutsch von Lobstein, Nachrichten und Auszüge aus den Handschr. der königl. Bibliothek zu Paris, Hildburgh. 1791. Herb. Mas'udi, Morug aldhahab. Es finden sich sonst meistens nur einzelne Theile davon, wie Bibl. Vindobon. N. 103. Gothan. N. 261. Bodleian. N. 707, 815 und im 2. Theile N. 103. 4. British Museum N. 9576. Lugdun. N. 1730 — 32., woraus der Abschnitt

über Sina von Reiske zu Abulfed. Ann. T. II. p. 713.; eine persische Bearbeitung Lugdun. N^o 1738. Nach Hadschi Chalfa N^o 201 u. 1485. hatte Mas'udi zuerst ein weit größeres Werk in dreißig Abschnitten ausgearbeitet unter dem Titel *historia temporis et eorum, quos eventa perdidierunt*, wovon der erste Theil in der Bibl. Bodleian. N^o 666. 2. noch vorhanden ist. Hieraus machte er einen Auszug, *medium* genannt, woraus durch nochmalige Abkürzung die *prata aurea* entstanden. *Herb. Tarikh al Massudi, Akhbar Alzaman, Ausath fil-tarikh.* — Hadschi Ch. nennt von ihm noch: *historia Charedschitarum*, N^o 194.; *recordatio eorum, quae temporibus praeteritis acta sunt*, N^o 604.; *securitas, de religionis principiis*, N^o 1246.

10. *Abul-Faradsch-el-Ispahani.* *Abul-Faradsch Ali Ben el-Hosain Ben Mohammed*, aus dem Stamme Coraisch und dem Geschlechte der Ommajjaden, wurde im J. 284 zu Ispahan geboren, kam aber sehr früh nach Bagdad, wo er den Unterricht der berühmtesten Lehrer genoß, dann die Stelle eines Secretärs bekleidete und im J. 356 gestorben ist. Seine Studien waren fast auf alle Theile des Wissens gerichtet, ganz vorzüglich aber auf die Geschichte, Genealogie, Tradition und Poesie; doch besaß er auch in der Philologie ausgezeichnete Kenntnisse. Nur an der Medicin und Astronomie, so wie an Trinkgelagen und dgl. fand er keinen Geschmack. Am berühmtesten ist er durch die von Ibn Chalikän so vielfach benutzte *Liedersammlung, liber cantilenarum*, geworden, die Frucht des Sammelns von 50 Jahren. Das vollendete Werk überreichte er dem Fürsten Saif ed-Daula Ibn Hamdan, welcher ihm 1000 Dinar dafür gab;

sein Wezir es = Sahib Ben Abbas erklärte indes, daß der Verf. mehr als noch einmahl so viel hätte haben müssen. Dieser Wezir pflegte gewöhnlich seine ganze Bibliothek, die aus 117,000 Bänden bestanden haben soll, auf 30 Kameelen mit sich zu führen; nachdem er aber jene Liedersammlung erhalten hatte, war dies das einzige Buch, welches er auf seinen Reisen mitnahm. Ibn Ch. № 451. Ein vollständiges Exemplar ist in der königl. Bibliothek zu Paris; der erste Theil Brit. Museum № 9657.; der Anfang, die Lieder von 14 Dichtern und 4 Dichterinnen, Escorial. № 907.; die zweite Hälfte Hammer's Handschr. № 101.; Toderini S. 33.; ein Auszug Gothan. № 532., enthält Nachrichten von 395 Dichtern in alphabetischer Ordnung, deren Namen Möller ausgezogen hat. Die Nachrichten über Lebid, Amr Ben Keltum und Amrul = Gais haben de Sacy, Rosgarten und Hengstenberg in ihre Ausgaben jener Moallaca Dichter aufgenommen. Vielleicht ist jener Auszug von einem der acht Epitomatoren, welche Hadschi Chalfa № 980. nennt und von denen der Wezir Hosain Ben Ali el = Magrabi und el = Emir el = Muctar Mohammed el = Musabbih die bekanntesten sind. Herbelot, Agani. Ibn Chalikhan gedenkt einmahl auch eines Anhanges, welchen der Verf. zu diesem Werke heraus gegeben habe. — Außerdem werden folgende Werke von ihm genannt: 2) Historia Barmekidae Dschahta, Hadschi Ch. № 190. Herb. Esfahani, Akhbar Giafer, scheint ein Irrthum zu seyn. — 3) Institutiones peregrinorum, Hadschi Ch. № 312., Herb. Adab al Goraba. — 4) Viri Persarum principes, Hadschi Ch. № 974., Herb. Esfahani. — 5) Servae poetriae, Hadschi Ch.

No. 1172. — 6) Dies Arabum, eine Erweiterung des Werkes des Abu Ubaida Ma'mer Ben el-Mothanna von 1200 auf 1700 Schlachttage, Hadschi Gh. No. 1513. — 7) Genealogia tribuum Abd Schems, 8) Schaiban, 9) Mohaliba, 10) Tha'leb et Kelab. — 11) Collectio genealogiarum. — 12) Liber puerorum cantatorum. — 13) Directio. — 14) Medium, über die Geschichte und Thaten der Araber. Diese letzteren Nr. 7 — 14. schrieb er für die Ommajjaden in Spanien, mit denen er in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Verbindung stand und denen er diese Werke heimlich zusandte. Die Titel von noch 14 anderen Werken finden sich bey Ibn Challikan und Möller.

11. Abu Ali el-Câli. Abu Ali Isma'il Ben el-Kasim Ibn Selman, geb. im J. 288 zu Menazdscherd in Djar Bekr, kam im Jahre 305 nach Bagdad, in Gesellschaft von Leuten aus Calicala in Djar Bekr, wovon er den Namen el-Cali erhielt. Zu Bagdad waren Abu Bekr Mohammed Ibn Doraid und Abu Bekr Mohammed Ibn el-Ambari seine Lehrer; er beschäftigte sich besonders mit dem Studium der Traditionen, und erwarb sich ausgezeichnete Kenntnisse in der Philologie. Im J. 328 begab er sich auf die Reise nach Spanien und traf am 26. Scha'ban 330 in Cordaba ein. Der damalige Fürst Abdorrahman wählte ihn zum Lehrer seines Sohnes el-Hakim, und durch seine außerordentlichen Sprachkenntnisse erwarb er sich den Namen des Philologen Spaniens. Hier schrieb er die von Ibn Challikan benutzten 1) dictata lexicologica, Hadschi Gh. No. 1231. und mehrere andere philologische Werke, wie 2) über den Unterschied der I. u. IV. Modification,

Herb. Ketab fa alto; 3) Exquisita, Escurial. T. II. p. 136.; Ibn Chall. Nr. 94. gibt noch die Titel von sieben anderen an, worunter auch ein Commentar zu den Moallacas. — Escurial. Nr. 357. kommt von ihm auch eine Gedichtsammlung, Divan, vor und ein Buch el-bàri', Excellens, über das Seltene und Dunkle im Coran, erwähnt Herb. Cali, ein gleichnamiges, grammatischen Inhalts, Bari, wo unrichtig Tali statt Cali steht. Er starb im J. 356 zu Cordoba.

12. Sabaeus. Abu Iſſac Ibrahim Ben Helal el-Harrani, bekannte sich zu der Sekte der Sabier und widerstand allen Aufforderungen und glänzenden Versprechungen, die ihm gemacht wurden, wenn er die Religion Mohammeds annehmen würde. Jedoch fastete er im Monat Ramadan mit den Mohammedanern und wußte den Coran vollkommen auswendig, so daß er ihn in seinen Schriften oft citierte. Er war Secretär der auswärtigen Angelegenheiten bey den Chalifen Moctasi und Moti, während die Buiden Moizz ed-Daula und Buchtjar die Staatsangelegenheiten besorgten und gab im Jahre 349 eine Sammlung von Dissertationen heraus, deren dritter Theil noch Lugdun. Nr. 1513. vorhanden ist. In seinem Amte hatte er bey den Feindseligkeiten mit Adhad ed-Daula auch an diesen die Berichte zu machen und als sich derselbe Bagdads bemächtigte, ließ er im J. 367 den Ibrahim ins Gefängniß werfen, und verurtheilte ihn, daß er einem Elephanten unter die Füße geworfen werden sollte; er entging jedoch dieser Strafe und wurde auf Verwendung im J. 371 aus dem Kerker befreyt. Auf Geheiß des Adhad ed-Daula schrieb er nun eine Geschichte der Buiden oder Dailomiten unter dem Titel

liber coronatus. Herb. Savi. Ein drittes Werk, welches Ibn Chalikān noch benutzte, führt die Aufschrift *proceres et principes*. — Außer diesen werden von ihm noch genannt: 4) *Historia Vezirorum*, Hadschi Ch. Nr. 242. Herb. Akhbar al Uzara, Wazir. — 5) *Historia Grammaticorum*, Hadschi Ch. Nr. 241. Er war aber auch ein ausgezeichnete Mathematiker und bey den astronomischen Beobachtungen und Vermessungen, welche Scherf ed = Daula Ben Adhad ed = Daula unter der obersten Leitung des Waischen Ben Dostun el = Cuhī zu Bagdad anstellen ließ, war jener Ibrahim behülfflich und setzte in dem darüber verfaßten Werke *de Solis in signa Zodiaci ingressu* seinen Namen zu denen der übrigen Mitarbeiter. Er schrieb auch noch andere mathematische Werke, wie *de triangulis*, Casiri, Bibl. T. I. pag. 405. Er starb im J. 384 zu Bagdad, 71, nach Abulfeda 91 Jahre alt. Ibn Ch. Nr. 14.

13. El-Vezir el-Magribi. Abul Casim el = Hofain Ben Ali, der Vezir, genannt el-Magribi, weil einer seiner Ahnen Vorsteher des westlichen Theiles, magribi, von Bagdad gewesen war, geb. im J. 370, zeichnete sich schon als Knabe durch Lernbegier so aus, daß er im 14. Jahre den Coran, mehrere grammaticalische und lexicallische Bücher und gegen 15,000 Verse aus alten Dichtern auswendig wußte. Als sein Vater, sein Oheim und seine Brüder im J. 400 von el = Hafim, dem Herrscher von Egypten, getödtet waren, floh Abul = Casim nach Kamla, verband sich mit Hassan Ben Mesridsch Ibn el = Dscharrāh, der sich dieser Stadt bemächtigt hatte und suchte ihn und seine Söhne und Neffen gegen el = Hafim aufzuwiegeln. In gleicher Absicht begab er sich nach Hedschāz, zu dem Be-

herrscher von Mekka, hielt sich dann eine Zeitlang bey Fahr el-Mulk zu Wasit auf und suchte nach dessen Ermordung sich die Gunst des el-Cadir zu verschaffen. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Bagdad wandte er sich nach el-Mausil (Mosul) und bewarb sich um die Stelle eines Bezirß bey dem Buiden Scherf ed-Daula. Er beschloß sein Leben zu Majsafaregin, als Gastfreund oder als Bezir des Abu Nasr Ahmed Ben Merwan, im J. 418. Ibn Chall. Nr. 192. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten gebrauchte Ibn Challikan die institutio procerum, Unterweisung für Höflinge, Hadschi Ch. Nr. 328. und doctrina familiarium, Hadschi Ch. Nr. 1592. Außer diesen lieferte er eine verbesserte Ausgabe der Logik, emendatio sermonis, des Abu Hanifa Ahmed Ben Dawud el-Dinawari, Hadschi Ch. Nr. 829., Herb. Bazir, und den oben erwähnten Auszug aus der Poesiesammlung des Abul-Faradsch el-Isbahani.

14. El-Emir el-Muchtar el-Musabbih. El-Emir el-Muchtar 'Ezz el-Mulk Mohammed Ben Abul-Casim Abdolla, genannt el-Musabbih, nach einem seiner Vorfahren Musabbih *), el-Harrani el-Misri, wurde im J. 366 geboren und trat im J. 398 als Secretär in die Dienste des el-Hakim Ben el-'Aziz, mit dem er auf einem sehr freundschaftlichen Fuße stand. Er starb im J. 420. — Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine von Ibn Challikan fleißig benutzte Geschichte von Egypten ausgezeichnet, worin er auf 13,000 Blättern die Zeitereignisse bis zum J. 414, die darin

*) So buchstabiert Ibn Challikan den Namen; Herb. schreibt Massih oder Mostagi, mit Hinzufügung eines oder zweyer Punkte zu denselben Arabischen Schriftzügen.

handelnden Personen und die Merkwürdigkeiten des Landes beschrieben hat. Der vierte Theil dieses Werkes ist Escurial. Nr. 531. 2. Herb. Tarikh al Massihi. — Sein Auszug aus der Pieder Sammlung des Abul-Faradsch el-Ischpahani ist oben erwähnt. Im Ganzen soll er 30 Werke verfaßt haben, darunter Exempla dynastiis futuris praeposita, mit Zuziehung der Arithmetik und Astrologie, Hadschi Ch. Nr. 1261. Herb. Massihi. — Historia prophetarum, Herb. Kessas. — Moeror et quies (?) Geschichte zweyer Liebenden, Herb. Ketab alschadschan. — Abhandlung von den Fleischarten und genießbaren Dingen, Herb. Ketab altham. — Ibn Chall. Nr. 664. nennt die Titel von acht anderen Werken, mit Angabe des meistens sehr bedeutenden Umfanges.

15. Abu Mansur el-Tha'alebi. Abu Mansur Abdol-Malik Ben Mohammed Ben Ismaïl el-Tha'alebi, geb. im J. 350 zu Nisabur, gehört zu den vorzüglichsten Philologen und Anthologen, war auch als Dichter ausgezeichnet und ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Araber. Er starb im J. 429 oder 430. Thaaledi bedeutet einen Fuchspelzhändler. Ibn Chall. Nr. 391. Herb. Thalebi. — Ibn Challikan benutzte von ihm fünf Werke: 1) die größte, schönste und reichhaltigste seiner Schriften führt den Titel *Jatime*, d. i. margarita unica aevi, de meritis virorum saeculi und enthält in vier Abschnitten Nachrichten über die Asiatischen und Egyptischen Dichter seiner Zeit und Proben ihrer Gedichte. Herb. *Jatimat*, *Thabacat al-Schoara*, wo statt *Seimat* zu lesen ist *Jatimat*. Handschriften: Lugdun. Nr. 1691. 92. Bodleian. Nr. 805. 822. Escurial. Nr. 348. 49. Toderini p. 35. Upsal. Nr. 20.

Paris. Nr. 1370. Gothan. Nr. 548. Brit. Museum. Nr. 9578.; eine Wiener Handschrift beschreibt Flügel, der vertraute Gefährte des Einsamen, S. XXI. — Dieses Werk bildet die Fortsetzung des Excellens von Harun Ibn el-Monadschdschim, vergl. oben Nr. 6. An die Jatime schließt sich *Idolum palatii et asylum virorum seculi*, von Abul-Hasan Ali Ben el-Hasan el-Bacherzi, ermordet im J. 467, Ibn Chall. Nr. 486. Gothan. Nr. 425. und ein Auszug in der kaiserl. Bibliothek zu Wien. Ihm folgte Abul-Ma'ali Sa'd Ben Ali el-Hadhiri, gest. im J. 568, in dem Werke *Ornamentum aevi et asylum virorum seculi*, Ibn Chall. Nr. 258.; darauf el-Imad el-Katib el-Is-pahani, gest. im J. 597, *Margarita palatii*, vergl. unten Nr. 22. Ibn Chall. Nr. 715. Flügel, a. a. D. Herb. Thalebi. — 2) *Facetiae scientiarum*, ein anthologisches Werk in zehn Abschnitten, deren Ueberschriften aus Had-schi Chalfa bey Flügel, a. a. D. Lugdun. Nr. 1468. — 3) *Metonymiae et allegoria*, in sieben Kapiteln; s. unten Nr. 28. Toderini S. 35. Hammer's Handschr. Nr. 19. Vgl. Lugdun. Nr. 99. — 4) *Liber puerorum*, eine Liedersammlung. — 5) *Electio selectio-nis*, eine Auswahl aus dem Buche des Abul-Fadhl el-Mikali (vergl. Nr. 11.), betitelt *selectio*, eine Blumenlese aus alten Arabischen Dichtern, Herb. Muntehal. Paris. Nr. 1474.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

S t t i n g i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1837.

S t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige: Ueber die Quellen des Werkes: Ibn Challikani etc.

Die übrigen Werke sind: 6) Pulcherrimum pulchri, de verbis in conversatione opportunis, eine Anthologie in 24 Kapiteln, Hadſchi Ch. Nr. 115. — 7) Breviloquentia mira oder splendor eloquentiae, eine Sammlung von Sentenzen berühmter Männer, in 10 Abschnitten, Herb. Egiāz. Bodleian. Nr. 338. Paris. Nr. 1404. 2. Einen Auszug daraus verfertigte Fahr ed = Din Mohammed el = Razi, Hadſchi Ch. Nr. 914. — 8) Liber proverbiorum, cui titulus: uniones et monilia, eine Sentenzen = Sammlung in 8 Abschnitten, deren Inhalt nach einer Wiener Handschrift in den Jahrb. d. Lit. Bd. 45. S. 103. angegeben ist. — 9) Refrigeratio jecorum in enumerando, ein Compendium in 5 Kapiteln, enthaltend Denksprüche, Ueberlieferungen und Gedichte. — 10)

Proverbia et verba in conversatione opportuna, ähnlichen Inhalts, für den Emir Schems el-Ma'ali gesammelt, nach Hadschi Chalsa in 4, nach Lugdun. Nr. 1459. in 8 Abschnitten. — 11) Fructus cordis, de relato et referente, über die verschiedenartigsten Gegenstände und ihre parabolische Anwendung, in 61 Kapiteln, dem Emir Abul-Fadhl Obaidolla Ben Ahmed el-Mikali gewidmet, Brit. Museum. Nr. 9558. Herb. Thamar, wo er auch zweyer Auszüge gedenkt. — 12) Unio pretiosa, de proverbiis usitatis, Toderini, p. 34. — 13) Fascinum eloquentiae et arcanum excellentiae, eine Blüthenlese aus den besten Prosaisern und Dichtern, Herb. Sehr. Paris. Nr. 1405. Escorial. Nr. 502. Lugdun. Nr. 1469. Hammer's Handsch. Nr. 39., wo die Ueberschriften der 14 Bücher angegeben sind. — 14) Arcanum humanitatis, de eo, quod convenit sermoni Arabico. — 15) Vitae regum, Beyspiele großer Herrscher zur Bildung junger Fürsten. — 16) Res novae et egregiae, de laude et vituperio rerum. Escorial. Nr. 528. — 17) Scientia grammaticae et arcanum linguae Arabicae, eine grammaticalische Orthoepik und Orthographik, welche alle Gegenstände der Sprache in 30 Abschnitten durchläuft, Herbelot, Fefehal. Florent. Nr. 415. Hammer's Handschr. Nr. 42. — 18) Sententiae in conversatione opportunae, in 5 Abschnitten, Paris. Nr. 1239. Die verschiedene Eintheilung widerspricht der Angabe Herbelot's, Muhadherah, daß dieß Werk mit Nr. 6. einerley sey. — 19) Thesaurus scribarum, eine Auswahl von 2445 Stellen aus 150 Arabischen Dichtern für Secretäre, um dieselben ihren Berichten je nach den verschiedenen Gegenständen einzuschalten, in

15 Kapiteln, Hammer's Handschr. Nr. 43. Toderini, p. 34. — 20) Gemmae et uniones, de pulcherrimo, quod audivisti, ein Handbuch in 10 Kapiteln. — 21) Facetiae Comitum, Sammlung von Aussprüchen Moham-med's, seiner Genossen und anderer Personen, Lugdun. Nr. 1478. — 22) Gratia et facetiae, in 16 Abschnitten, Bodleian. Nr. 294. 6. — 23) De eo, quo nititur relatum et referens, ein reicher Sprachschatz von Metonymien, Antonomastien und Metaphern, in 60 Kapiteln, Toderini, p. 34. Hammer's Handschr. Nr. 20., wo der Inhalt ausführlich angegeben ist. — 24) Exhilaratio, in 70 Kapiteln, dem Schems el-Ma'ali dediciert. — 25) Speculum allegantium, ein Compendium in 13 Abschnitten. — 26) Liber ejus, a quo abest citharoedus, eine Anthologie scherzhaften Inhalts aus Prosaisern und Dichtern, in 7 Kapiteln, Herb. Man gab. Paris. Nr. 1404. — 27) Sodalis solitarii, nach einer Wiener Handschrift heraus gegeben von G. Flügel, der vertraute Gefährte des Einsamen, Wien 1829. Herb. Un's alvaid, Paris. Nr. 1594. ist ein anderes Werk von einem anderen Verfasser. — 28) Terminus in sufficientia, eine Umarbeitung der Metonymiae Nr. 3., welche der Verf. im J. 400 zu Nisabur unternahm, als Abul-Abbas Chowarezm Schah eine Abschrift dieses Werkes verlangte; so Flügel, a. a. S. XXVI. Hammer, Handschr. Nr. 19., gibt das Verhältniß beider Werke umgekehrt an, daß die Metonymiae die spätere Bearbeitung enthielten. — 29) Raritates scientiarum et collectiones sententiarum, eine Anthologie, Brit. Museum Nr. 9569. — 30) Rubini temporum, de laude et vituperio rerum, Escorial. Nr. 456. Lugdun. Nr.

981 u. 1963. Hammer's Handschr. Nr. 41., wo die Ueberschriften der 77 Kapitel des Werkes angegeben sind; ein anderes Exemplar besitzt die kaiserl. Hofbibliothek zu Wien.

16. Abu No'aim el-Ispahâni. Abu Noaim Ahmed Ben Abdolla, geb. im J. 334 oder 336, war ein ausgezeichnete[r] Traditionslehrer zu Ispahan und starb daselbst im J. 430. Ibn Ch. Nr. 32. — Citiert werden von ihm: 1) Chronicon Ispahanae, Lugdun. Nr. 1762. Herb. Tarikh Esfahan; und 2) Vitae sanctorum et classes piorum, Paris. Nr. 381. Herb. Abu Naim, Esfahani, He-liat. — Außerdem schrieb er 3) Epitome, ein Auszug aus der Traditionsammlung des Moslim, Herb. Ali Moslem, Mostakbreg; 4) Sanctitas templorum, Herb. Ketab hormat; 5) Devotio, eine Abhandlung über die Moral von Aristoteles, in vier Theilen, gegen welche Abu Mansur Mohammed Ben Hasan schrieb, Herb. Abu Mansur Mohammed, Ketab alriadhat; das Todesjahr des letzteren muß wohl 427 statt 327 seyn; 6) Notitiae de Comitibus und 7) Argumenta prophetiae nennt Ibn Schohba; 8) Quadraginta traditiones, Hadschi Ch. Nr. 383., Herb. Sana Allah.

17. El-Codâ'i. Abu Abdolla Mohammed Ben Selama el-Coda'i war ein Schafe'itischer Rechtsgelehrter und Cadi von Miſr. Im Jahre 445 machte er die Pilgerreise nach Mekka und traf hier mit dem Abu Bekr Ahmed el-Chatib el-Bagdadi zusammen, von dem er sich noch in den Traditionen unterweisen ließ. Ibn Ch. Nr. 595. Abulfed. Ann. III. p. 189. Er starb im J. 454. Als Schriftsteller war er im historischen Fache besonders ausgezeichnet und schrieb: 1) Res Aegypti, eine von Ibn Chalikân fleißig

benutzte Geschichte von Aegypten, deren vollständigen Titel Herbelot, *Rhouthat Meër*, angibt: *Electum, de narratione rerum et historiarum.* — Ferner: 2) *Historiae Prophetarum et annales Chalifarum*, auch *Chronicon Codâ'i* genannt, nach Ibn Schobba ein Abriss der Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf seine Zeit, soll in der königlichen Bibliothek zu Paris seyn, *Herb. Codhaa, Tarikh alcodhai.* — 3) *Lumen historiarum*, eine Sammlung von Aussprüchen Mohammeds, vgl. *Reiße* zu *Abulfed. Annal. T. III. pag. 683.*; *Paris. Nr. 449. Lugdun. Nr. 180. Escorial. Nr. 1482.*; und dazu 4) *Fulcimentum luminis*, *Escorial. Nr. 748. 763. 1524.*; da dies letzte Exemplar im Jahre 453 zu Kahirah geschrieben ist, so könnte es das Original seyn; der Verf. wird aber wohl mit Unrecht von *Casfiri* ein Spanier genannt, einmahl aus Sevilla, das andere Mal aus Cordoba. — 4) *Fontes notitiarum* oder *fontes differentiarum*, scheint nur ein anderer Titel des Werkes *Nr. 2.* zu seyn, *Herb. Tarikh alcodhai, Djun almezfarik.* — 5) *Dictata*, *Hadschi Gh. Nr. 1232.* und 6) *Incitatio*, *Hadschi Gh. Nr. 1291.*, beide über die Traditionen. — 7) *Virtutes Imami Schafe'i ejusque historia.* — 8) *Lexicon praeceptorum*, Nachrichten über seine Lehrer. — 9) *Historia ascensionis Mohammedis*, *Escorial. Nr. 1483.*

18. *Abu Ishac el-Schirâzi.* *Abu Ishaq Ibrahim Ben Ali el-Schirazi* wurde im J. 393 zu Firuzabad geboren und kam im J. 410 nach Schiraz, wo er die Rechtswissenschaften bey *Abu Abdolla el-Beidawi* und *Abu Ahmed Abdol-Wahhab Ben Ramin* studierte; zu Basra hörte er darauf den *el-Dschauzi.* Im

Monat Schawwal des J. 415 kam er nach Bagdad und besuchte die Vorlesungen des Abu Hatim Mahmud el = Gazwini über die Institutionen und des Abu Ali el = Hasan el = Beddschschazi und Abul = Tadjib Tahir el = Taberi über einzelne Materien der Jurisprudenz, bis er dem letzteren im J. 430 im Lehramte folgte, und nach den Grundsätzen des Schafe'i unterrichtete. Als Nidham el = Mulk im J. 159 zu Bagdad das nach ihm benannte Collegium Nidhamicum gründete, wurde Abu Isbac der erste Lehrer an demselben, bis er im J. 476 starb. Ibn Chall. Nr. 5. Herb. Firuzabad. — Schriften: 1) Classes Jurisconsultorum, von Ibn Challikan mehrfach citirt, Escorial. Nr. 1848. Lugdun. Nr. 633. Herb. Thabacat Al Fokaha, Thabacat Al Schafeiah, Schirazi. Einen Anhang zu diesem Werke lieferte Abu Abdolla Mohammed Ben Abdol = Malik el = Hamadani, gest. im J. 521. — 2) Excitatio, über alle Theile der Jurisprudenz, ausgearbeitet vom Anfange des Ramadan 452 bis zum Schaban des folgenden Jahres, Bodl. Nr. 260. Herb. Tanbih fil fekh. Commentare über dies Werk schrieben Abul = Hasan Mohammed Ben el = Mobarik Ibn el = Chill, gest. im J. 552; Abul = Fadhl Scherf ed = Din Ahmed Ben Musa Ibn Junus, gest. im J. 622. Herb. Scharh altenbih. Bodleian. Nr. 212. 238.; Mohje ed = Din Abu Bakarja Tahja el = Nawawi, gest. im J. 677; Medschm ed = Din Abul = Abbas Ahmed Ben Mohammed Ibn el = Rif'a, gest. im J. 710, Bodleian. Nr. 196.; Medschd ed = Din Abu Bekr Ibn Ismail Ben Abdol = Uziz el = Sanfaluni, gest. im J. 740, Bodleian. Nr. 210.; Dschemal ed = Din Ahmed Ben Ali Ibn el = 'Azmiri, gest. im J. 725, u. A. — 3) Philosophia splendens, über Logik und Metaphysik,

Lugdun. Nr. 847., wozu ein Commentar von Abul = Nadschib Abdol = Kahir Ben Abdolla el = Sohraverdi, gest. im J. 563, Lugdun. Nr. 848. — 4) Fides majorum, über die Logik, Paris. Nr. 440. 3. Herb. Ukidat, Schirazi; commentirt in einem Gedichte von seinem Schüler Abul = Hasan Mohammed Ben Abdol = Malik el = Keradschi, gest. im J. 532. — 5) Concinnans, über die Rechtswissenschaften, nach Dictaten seines Lehrers Abul Tadjib in den Jahren 455 bis 469 ausgearbeitet; mehrere haben Commentare darüber geschrieben, wie Abu Isbac Ibrahim Ben Mansur aus Aegypten, von seinem Aufenthalte in Trac genannt el = 'Iraqi, gest. im J. 596, Herb. Ibrahim Al Schirazi, Muhaddhab. — 6) Dicta acuta, über Controversen, Herb. Nekth. — 7) Adjumentum, über die Disputierkunst. — 8) Rutilatio, über die Institutionen, mit einem Commentare, Herb. Pama; später schrieb auch Abu = Amr Othman Ibn Abdus el = Marani, gest. im J. 602, einen Commentar dazu in zwey Bänden. — 9) Memoriae adminiculum interrogatorum, über die zwischen den Schafeiten und Hanifiten streitigen Lehrsätze, Herb. Tadhkerat. — 10) Perspicacem reddens, über die Institutionen, mit einem Commentar. — 11) Explicatio. — 12) Fontes. — 13) Capita quaestionum. — 14) Monitum doctorum. — 15) Aditus ad quaestiones fundamentales, Paris. Nr. 359.

19. Imam el - Haramain. Abul = Ma'ali Abdol = Malik Ben Abdolla Ben Jusuf el = Dschowaini Imam el = Haramain, wurde im J. 419 zu Nisabur geboren. Sein Vater, Abu Mohammed Abdolla el = Dschowaini, war damals der berühmteste Lehrer von Nisabur und ertheilte ihm den ersten Unterricht; er führte ihn

so gut in seine Schriften ein, daß, als er starb, der erst 20jährige Sohn die Vorlesungen nach seinen Hefen zu Ende ließ. Darauf besuchte er die theologischen und juristischen Vorlesungen des Abul-Casim Abdol-Dschabbar el-Iffaraïni el-Ikkaf, welcher in dem Auditorium des berühmten el-Baihaqi las, und ging dann nach Bagdad, um auch hier die besten Lehrer zu hören. Von hier unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Hedschaz, verweilte vier Jahre zu Mekka und einige Zeit zu Medina und versah in den Tempeln beider Städte die Stelle eines Imam oder Vorbeters, woher er den Namen Imam el-Haramain, d. i. der beiden heiligen Städte, erhielt. Alsdann kehrte er nach Misabur zurück im Anfange der Regierung des Seldschugischen Sultans Alp Arslan, dessen Bezirk Midham el-Mulk war. Dieser baute das Collegium Nidhamicum zu Misabur und ernannte den Abul-Ma'ali zum ersten Lehrer, welcher diese Stelle mit großem Ruhme bis zu seinem Ende 30 Jahre lang bekleidete. In seiner letzten Krankheit brachte man ihn nach Bosthanican, einem Lustorte in der Nähe von Misabur, der wegen seiner milden Luft und seines frischen Wassers berühmt war. Hier starb er am Abend des 25. Rebi' I. im J. 478, wurde in der Nacht nach Misabur gebracht und am anderen Morgen in seinem Hause begraben. Zwey Jahre später brachte man die Gebeine in die Grabstätte des el-Hosain, wo er an der Seite seines Vaters ruht. An seinem Todestage waren die Märkte und Kaufläden geschlossen, sein Stand in der Moschee wurde abgebrochen, seine Zuhörer, deren er gegen 400 hatte, zerbrachen ihre Tintenfässer und Schreibfedern und trauerten um ihn ein ganzes Jahr, während dessen das Collegium geschlossen blieb.

Ibn Chalh. Nr. 388. Abulfed. Ann. T. III. p. 259. — Von den folgenden Schriften benutzte Ibn Chalhikan nur die erste: 1) *Terminus quaestionis, de cognitione systematis Schafe'i*, und dazu eine *explicatio*, unvollendet. — 2) *Schedae*, über die Grundsätze der Dogmatik; Commentare dazu sind von Tadsch ed-Din Abdorrahman Ben Ibrahim el-Ferari el-Ferkah, gest. im J. 699, Paris. Nr. 405. 2.; Mohammed Ibn Imam el-Kamelia, gest. im J. 874, Escorial. Nr. 1229. 2., Herb. Cameliah, Baracat; Abu Abdolla Mohammed Ben Mohammed el-Chaththab aus Marokko, von der Secte der Malikiten, im J. 953 unter dem Titel *acies oculorum* zu Mekka beendigt, Escorial. Nr. 518. 5. 1229. 1. Gothan. Nr. 212.; Ibn Casim Ahmed el-Abbadi, Escorial. Nr. 1149.; Tadsch ed-Din el-Galla'i, Escorial. Nr. 1229. 3. — 3) *Confessio Nidhamica de fundamentis Islamismi*, Escorial. Nr. 1511. — 4) *Rationes controversiarum*, über die zwischen den Hanifiten und Schafeiten streitigen Punkte, Hadschi Ch. Nr. 574. Herb. Giazvini. — 5) *Institutio metaphysicae*, commentiert von seinem Schüler Abul-Casim Selman Ben Nasir el-Ansari, gest. im J. 512, Hadschi Ch. Nr. 567. — 6) *Relatio*, ein Auszug aus der *admonitio et institutio* des Cadi Abu Bekr, Hadschi Ch. Nr. 522. Herb. Imam unrichtig. — Die Titel von 6 anderen Werken führt Ibn Chalhikan an.

20. Abu Hâmid el-Gazzali. Abu Hamid Mohammed Ben Mohammed el-Gazzali, geb. im J. 450 zu Tbus in Chorasan, erhielt hier den ersten Unterricht von Ahmed el-Radkani, studierte darauf zu Nisabur bei dem Imam el-Haramain und begab sich dann zum Heere, wo

der Bezir Midham el-Mulk viele Gelehrte um sich versammelt hatte, unter denen sich Gazzali sehr auszeichnete, so daß ihm eine Lehrerstelle am Midhamicum zu Bagdad übertragen wurde, welche er im J. 484 antrat. Vier Jahre darauf machte er die Pilgerreise nach Mekka, ging dann nach Damaskus, wo er zehn Jahre blieb und sich mit Bücherschreiben beschäftigte. Nach einem Besuche zu Jerusalem und Alexandrien kehrte er nach Thus zurück und nachdem er eine Zeitlang am Midhamicum zu Misabur gelehrt hatte, widmete er den Rest seiner Tage einem beschaulichen Leben zu Thus, wo er ein Kloster der Sufiten und eine gelehrte Schule stiftete und sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Er bekam die Ehrentitel Zain ed-Din, Zierde der Religion, und Hodschschat el-Islam, Zeugniß des Islam, und starb Dinstags den 14. Dschomada II. 505 in dem, Thaberan genannten Theile der Stadt Thus. — Gazzali bedeutet einen Verkäufer von baumwollen Zeug; andere sagen, er heiße Gazali, von Gazala, einer kleinen Stadt im Gebiete von Thus. Ibn Chall. Nr. 599. Abulfed. Anu. T. III. p. 375. Herb. Abu Hamed, Mohammed Gazali. — Die meisten seiner zahlreichen Schriften sind philosophischen Inhalts; mehrere darunter sollen, nach Herbelots Angabe, mystisch sein und einige von diesen ihm untergeschoben; doch wäre es möglich, daß der mystische Titel von einigen zu einem solchen Urtheil Veranlassung gegeben hätte. Ibn Challikan benutzte nur die drey ersteren. — 1) Foramen luminum, eine auf den Coran, Sure 24, gestützte und gegen die Griechischen Philosophen gerichtete Abhandlung in drey Kapiteln: a) Gott ist das Licht der Himmel und der Erde; b) von den Lichtern zweyten Ranges; c) über den Ausspruch Moham-

meds von den siebenzig Schleiern Gottes. Lugdun. № 621. Paris. № 884. 4. Bodleian. № 102. Eine Hebräische Uebersetzung mit eigenen Zusätzen ist von N. Isaac Bar Josef aus Feß, Bodleian. Codd. hebr. № 325. 2. 392. 6. — 2) *Expansum* ist gleichsam ein Compendium des *Terminus* des Imam el-Haramain, über das Mohammedanische Recht nach Schafaitischen Grundsätzen. Escorial. № 1125. — 3) *Medium*, eine Erklärung einzelner Stellen aus dem *Expansum*, nebst Zusätzen aus dem juristischen Werke *descriptio clara* des Abul-Casim Abdorrahman Ben Mohammed el-Furani, gest. im J. 461. Bodleian. № 233. u. Tom. II. № 82. Ueber dieses Werk sind eine Menge Commentare geschrieben, wie: *Ambiens*, in acht Bänden, von seinem Schüler Mohammed Ben Sahja el-Nisaburi, getödtet im J. 548; *Obsturitates*, von Abu Amr Othman Ben Abdorrahman Ibn el-Salah el-Schehrzuri, gest. im J. 643; von Ahmed Ben Abdolla Ibn el-Asad el-Halebi, gest. im J. 662, in zehn Bänden; *Emendatio*, von Abu Bakarja Sahja el-Nawawi, gest. im J. 677; *Quaesitum*, in 40 Bänden, von Nedschmed-Din Abul-Abbas Ahmed Ben Mohammed Ibn el-Rifa, gest. im J. 710; von Nedschmed-Din Ahmed Ben Mohammed el-Gamuli, gest. im J. 727. — 4) *Contractum*, über einzelne Gegenstände des Rechtes, Herb. Bagiz. Commentare dazu sind: *Dictata de Medio et Contracto*, von Asad Ben Mahmud el-'Idschli, gest. im J. 600; von Mohammed Ben Ali, gest. im J. 622, in acht Bänden; *Commentarius laudatus*, von Abul-Casim Abdol-Kerim Ben Mohammed el-Kafe'i, gest. im J. 624. — Die Titel dieser drey Werke № 2—4 entlehnte Gazzali von drey gleichnamigen Büchern des Abul-

Hasan Ali Ben Ahmed el-Wahidi, gest. im J. 468. — 5) *Responsa ad silentium redigentia*, vergl. das folg. Hadschi Gh. № 99. — 6) *Vivificatio doctrinarum religionis*, eins der beträchtlichsten Werke über Religion, in vier Theilen: a) von heiligen Gebräuchen, b) von Sitten und Gebräuchen im gesellschaftlichen Leben, c) von Leidenschaften und Lastern, d) von Tugenden; jeder Theil enthält 10 Kapitel, Herb. Ahia (muß Thja heißen), Hadschi Gh. Nr. 171. Lugdun. Nr. 645. Bodleian. Nr. 287. 288. 290. 295. 297. 298. Escorial. Nr. 712. Toderini, S. 27. — Zur Erläuterung einzelner schwieriger Stellen dieses Buches schrieb Gazali selbst *Dictata de locis vivificationis obscuris*, auch bekannt unter dem Titel: *Responsa ad silentium redigentia ad quaestiones obstupefacientes*, Nr. 5. — Compendia desselben sind von seinem Bruder Ahmed, gest. im J. 520 *), unter dem Titel *Medulla libri vivificationis*, Bodleian. Nr. 324. Escorial. Nr. 727; ein größeres und ein kleineres Compendium, wovon eins den Titel hat *Spiritus libri vivificationis*, von Abul-Abbas Ahmed Ben Musa Ben Junus el-Mauseli, oder Abul-Fadhl Ahmed Ben Musa el-Arbeli, gest. im J. 622, Herb. Abulfadhl, Arbel, Bodleian. Nr. 121. 2, (dies ist wieder in einen Auszug gebracht von Emir Mahmud el-Chowarezmi, Escorial. Nr. 1562); das beste Compendium ist von Schems ed-Din Mohammed Ben Ali el-Udschluni, gest. im J. 813, Herb. Agialui; ein anderes von Dschelal ed-Din Abdorrahman Ben Abu Bekr el-Sojuti, gest. im J. 911. — Vergl. Nr. 36.

*) Dieser Bruder ist auch der Verf. des *Thesaurus scientiae demonstrationis*, welchen Herbelot, Dhehkirat, dem Abu Hamid beylegt.

Ungeachtet des allgemein anerkannten Werthes hat es doch nicht an Gegnern gefehlt, welche gegen dieses Buch geschrieben haben, Herb. Mostaki, Taschdid. Andere haben sich bemüht, einige Fehler des Werkes zu berichtigen, wie Abul-Faradsch Ibn et-Dschauzi in seinen Büchern *Confusio Diaboli* und *Informatio vivorum de erroribus vivificationis*. Endlich haben noch andere die darin vorkommenden Traditionen zum Gegenstande besonderer Abhandlungen gemacht. — 7) *Mores honestorum et liberatio a malis*, Hadschi Ch. Nr. 272. Herb. Akhlaß. — 8) *Quadragenariae*, ein Theil des Werkes *Gemmae Corani*, Nr. 28., nämlich vierzig Traditionen über die Grundsätze der Religion, welche Gazzali seinen Schülern erlaubte, als ein besonderes Buch einzeln zu schreiben, Hadschi Ch. Nr. 442. Lugdun. Nr. 346. — 9) *Mysteria literarum et vocum*, Hadschi Ch. Nr. 647. — 10) *Arcana commerciorum socialium*, Hadschi Ch. Nr. 658. — 11) *Splendor fontium*, Hadschi Ch. Nr. 789. — *Modus rectus de fide*, Hadschi Ch. Nr. 1042, Escorial. Nr. 1268. 2. 1463; und dazu der Commentar eines Ungenannten Escorial. Nr. 1464. — 13) *Propulsio plebis a doctrina metaphysices*, Hadschi Ch. Nr. 1129. — 14) *Dictata*, vergl. Nr. 6. — 15) *Apologia secretorum*, quae in generibus latent, Hadschi Ch. Nr. 1299. — 16) *Sodalis in solitudine*, Hadschi Ch. Nr. 1463, Herb. Gazzali. — 17) *O mi fili*, Ermahnungen und Rathschläge an einen jungen Freund, den der Verf. o mein Sohn! anredet, Hadschi Ch. Nr. 1595. Leipziger Rathsbibl. Brit. Museum Nr. 9678. Dresdens. Nr. 172, 7. 201, 4. Der Türkische Emir Mustafa Ben Ali genannt der

Dichter Ali, hat diese Abhandlung ins Türkische übersetzt und *munus proborum* betitelt. Katalog der Handschr. in München, in den Jahrb. der Lit. Bd. 47. Nr. 205. 1. — 18) *Initium termini*, über die Vorzüge der Wissenschaft, ihr Nutzen und Beobachtungsregeln bey ihrer Behandlung, verbunden mit moralischen und religiösen Pflichten, Münch. Handschr. Nr. 77. Brit. Museum Nr. 9495. — 19) *Expositio de theologia mystica*, Escorial. Nr. 1561. — 20) *Expositio confessionis fidei Sunnitarum*, über das Glaubensbekenntniß: es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist sein Gesandter. Bodleian. Tom. II. Nr. 68. — 21) *Prostratio Philosophorum*, philosophische Abhandlungen, gegen Plato, Aristoteles, Hippokrates und Galen gerichtet. Toderini S. 24. Dieses Werk hat großes Aufsehen erregt und ist auch besonders von den Juden bearbeitet. Hebräische Uebersetzungen sind Paris. Cod. hebr. Nr. 335, 5. 345, 1. Lugdun. Cod. hebr. Nr. 35. Der Uebersetzer ist vielleicht R. Moses Ben Josua aus Spanien, welcher auch einen Arabischen Commentar dazu geschrieben haben soll, Escorial. Nr. 628. Als Gegner des Gazzali und Vertheidiger der Griechen trat auf Abul-Walid Mohammed Ben Ahmed Ibn Roschd (Averroes), gest. im J. 595, in seinem Werke *prostratio prostrationis*; Hebräische Uebersetzungen davon sind Paris. Cod. hebr. Nr. 508, 2. Lugdun. Cod. hebr. Nr. 6. 15. 36 u. 18, von R. Kelonimos Ben David. Herb. Lohfat. — 22) *De unitate Dei*, Herb. Ketab tauhid. — 23) *Gemmae Corani*, vergl. Nr. 8. — 24) *Jus et veritas*, Herb. Ketab ha'ff. — 25) *Veritates, de natura optima*, von Gott und seinen Eigenschaften. Brit. Mus. Nr. 9510.; vielleicht ge-

hört hierher der Hebräische Commentar. Paris. Cod. hebr. Nr. 348. — 26) Solutio mysteriorum de clavibus thesaurorum, Erklärung dreyer umgekehrter Alphabete zur Entdeckung verborgener Schätze, Herb. Gazali, Hall. Paris. Nr. 1200. — 27) Sigillum, über die Mysterien der Arabischen Buchstaben, Herb. Khatem; ein Commentar dazu Paris. Nr. 1187. Herb. Mostauegeb. — 28) Purificatum, über die Rechtswissenschaften, vielleicht nur ein zweyter Titel oder ein Theil von Nr. 4., womit es immer verbunden steht. — 29) Aurum obryzon, über wichtige Stellen des Coran, Herb. Dhabab. — 30) Arcanum arcanorum de detegendo lumine, über den wahren Weg der Tugend und die Annehmlichkeiten des einsamen Lebens, Escorial. Nr. 759. 3. — 31) Traditiones, über die Sitten und Gewohnheiten Mohammeds, Lugdun. Nr. 175. — 32) Commentarius in directionem, über die Institutionen, Bodleian. Nr. 236. — 33) Commentarius de nominibus Dei, Escorial. Nr. 628. 4. — 34) Preces diei Veneris, Lugdun. Nr. 484. — 35) Decisiones, über 190 juristische Fragen, ungeordnet; auch eine andere, minder bedeutende Sammlung. — 36) Janua scientiarum, Paris. Nr. 915.; der hier bemerkte Inhalt der sieben Kapitel scheint der Angabe Herbelots, Gazali, zu widersprechen, daß dieß Werk ein Commentar zu der Vivificatio Nr. 6. sey. — 37) Distinctio probi et improbi, ein Werk über die Politik, sagt Herb. Katabalfark. — 38) De cognitione Dei, Lugd. Nr. 244. — 39) Regula Legati, Herb. Canon. — 40) Statica, moralischen Inhalts, in 32 Kapiteln, Escorial. Nr. 628. 3. Hebräische Uebersetzung von R. Abraham Bar Sche-

muel Hallevi Ben Chasdbai, Bodleian. Codd. hebr. Nr. 392, 5. Paris. Codd. hebr. Nr. 247. 248. — 41) Fundamenta articulorum fidei, über die Metaphysik, Herb. Cavaed. — 42) Expositio scientiarum vitae futurae, Bodleian. Nr. 304, 2. Der eigentliche Titel dieses Werkes ist: margarita pretiosa, Bodleian. Nr. 155, 2. — 43) Chymia felicitatis, persisch, der wahre Weg zur Glückseligkeit, Paris. Codd. pers. Nr. 13. 14. 15. 16. Dresdens. Nr. 4. 87. 255., wo der Inhalt der vier Bücher angegeben ist. Fragment einer Türkischen Uebersetzung, Dresdens. Nr. 15. — 44) Fontes, Hadshi Gh. Nr. 574. sagt, daß der Vf. hierin dem Imam el-Haramain folge, in dessen rationes controversiarum. Nach Ibn Schohba schrieb er darauf noch ein anderes Buch über die Controversen: munitio fontium. — 45) Lapis lydius quaestionis. — 46) Aditus viatorum ad aedes regias, äscetischen Inhalts in 4 Theilen, Escorial. Nr. 728. 759. — 47) Speculum spirituum, ethischen Inhalts, wird muthmaßlich dem Gazzali beygelegt, Bodleian. Nr. 349. — 48) Eligens, über die Institutionen, eins seiner letzten Werke, welches er am 6. Moharrem 503 vollendete, Gothan. Nr. 171. Ein Auszug desselben: proventus e doctrina fundamentorum ist von einem gewissen el-Chowarezmi, Herb. Mostassfi, Paris. Nr. 408. Ein Commentar zu diesem Auszuge ist von Schemsed-Din Mohammed Ben Mahmud el-Isbahani, Herb. Schamseddin; ein nochmaliger Auszug von Ibn Bent el-Traqi, Herb. Mahsul. —

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Julius 1837.

G ö t t i n g e n .

Fortsetzung der Anzeige: Ueber die Quellen des Werkes: Ibn Challikani etc.

49) *Opiniones aliter sentientibus propositae*, Antworten auf einige Fragen der Theologie, Paris. Nr. 884, 3. — 50) *Scala piorum*, ascetischen Inhalts, Paris. Nr. 884, 5. — 51) *Notitiae intellectuales et medulla sapientiae divinae*, Bodleian. Nr. 133. Paris. Nr. 884, 1., wo der Inhalt der fünf Kapitel angegeben ist. — 52) *Modulus scientiae*. — 53) *Propositiones philosophorum*, mit besonderer Berücksichtigung der Griechischen Philosophen, Paris. Nr. 882. Escorial. Nr. 1100. Hebräische Uebersetzungen mit Commentaren, Bodleian. Codd. hebr. Nr. 369, 6. 396, 1 u. 5. 404. 405. Paris. Nr. 344. 346. 347. Lugdun. Codd. hebr. Nr. 45. — 54) *Molimen summum, de nominibus Dei*. — 55) *Mansiones viatorum*, ascetischen Inhalts, mit einem Commentare von Abu Isma'il Abdolla el-Herawi, Escorial. Nr.

730. — 56) *Electum* und 57) *Selectum*, über die Disputierkunst. — 58) *Liberator ab errore*, gegen die Griechischen Philosophen, in sofern sie nicht mit der Religion Mohammeds übereinstimmen, Paris. Nr. 884, 2. Lugdun. Nr. 953. Escurial. Nr. 691. Herb. Monkedh. — 59) *Via recta adoratorum ad paradisum*, die letzte Arbeit des Gazzali, welche er seinen vertrautesten Schülern dictierte und von einem derselben, Abdol-Malik Ben Abdolla heraus gegeben wurde, Bodleian. Nr. 104. 112. 155. Dresdens. Nr. 206. — 60) *Admonitio regum*, ursprünglich persisch und dem Sultan Mohammed Ben Malik Schah bediciert, aber nur in der arabischen Uebersetzung eines Ungenannten vorhanden, Paris. Nr. 894. Bodleian. Nr. 304. 332. 341. Tom. II. Nr. 102., wo der Inhalt angegeben ist. — 61) *Lumen candelae, de expositione sanctitatis diei Veneris*, Lugdun. Nr. 483. — 62) *Rubini scientiarum*, 360 Streitfragen in der Ordnung von 30 Wissenschaften, welche in Hammer's Handschrift Nr. 1. aufgeführt sind.

21. El-Zamachschari. Abul-Casim Mahmud Ben Omar el-Zamachschari, geb. im J. 476 zu Zamachschar, einem Flecken in Chowsarezm, ist als Ausleger des Corans, wie als Grammatiker und Rhetoriker gleich ausgezeichnet und hat auch in den Fächern der Tradition, Poesie, Lexicographie, Anthologie und Ethik schätzbare Werke hinterlassen. Er ging an einer hölzernen Krücke, da er einen Fuß durch Frost verloren hatte. Nach einer anderen, auf ihn selbst zurück geführten Ueberlieferung verhielt es sich damit also: Er hatte als Knabe einen Sperling gefangen, dem er einen Faden ans Bein band, so daß dieses, als er aufflog, ausriß. Seine

Mutter sprach deshalb eine Verwünschung über ihn aus, daß er einmahl selbst das Bein verlieren solle. Als er nun die hohe Schule zu Bochara bezog, fiel er unterwegs vom Pferde und brach den Fuß, so daß er, nachdem er ihn selbst schlecht behandelt hatte, abgenommen werden mußte. Von einem späteren längeren Aufenthalte in der heiligen Stadt Mekka erhielt er den Ehrennamen Dscharolla, Schüßling Gottes. Nach seiner Rückkehr nach Chowarezm starb er im J. 538 zu Kurkendsch, einer großen Stadt am Dschihun, welche die Araber Dschordschania nennen. Ibn Chall. Nr. 721. Herb. Giar allah, Zamakshari. — Von seinen zahlreichen Schriften benutzte Ibn Challikan die beiden erst genannten öfters. 1) *Ver justorum et tempora bonorum*, ein großes eklogisches Werk, welches der Verf. zur Erholung für diejenigen schrieb, welche durch die ernsthafteste Lectüre seines Commentars über den Coran ermüdet wären, Herb. Rabi alabrar. Lugdun. Nr. 1945. Paris. Nr. 250. Gothan. Nr. 648. Bodlejan. Nr. 381.; eine Auswahl daraus Hammer's Handschr. Nr. 62. wo der Inhalt der 95 Kapitel angegeben ist; ein Compendium unter dem Titel *hortus bonorum* ist von Abu Ahmed Mohammed Ben Kasim el-Chatib el-Amasi, geb. 864, gest. 940, dem Sultan Selim I. dediciert, Herb. Abu Achmed, Amasia, Raudh, Rhatib; Paris. Nr. 421. Gothan. Nr. 649., unter Reiske's Manuscripten jetzt zu Copenhagen, Hammer's Handschr. Nr. 63., wo der Inhalt der 50 Kapitel angegeben ist, nebst Nr. 64. einer Türkischen Uebersetzung für den Sultan Selim II. — 2) *Liber montium, locorum et aquarum*, ein kurzes alphabetisches Verzeichniß geographischer Namen, Herb. Ketab alamkenat, Ketab

algebal; Lugdun. Nr. 1706., daraus eine Abschrift in der königl. Bibliothek zu Göttingen. — 3) Effata integritatis, moralische Sentenzen, Lugdun. Nr. 991. — 4) Fundamenta eloquentiae, Erklärung von Wörtern und Redensarten, in alphabetischer Ordnung, mit Citaten aus Schriftstellern, Herb. Uffas, Hadschi Ch. Nr. 563. Lugdun. Nr. 1347. 1392. Escorial. Nr. 594. Bodleian. Nr. 1116. 1101. — 5) Torques aureae, Hadschi Ch. Nr. 882. Toderini, S. 32. Hammer's Handschr. Nr. 68.; bekannt durch die Ausgaben: Samachshari's goldene Halsbänder, von J. v. Hammer, Wien 1835; von H. L. Fleischer, Leipzig 1835; von G. Weil, Stuttgart 1836. — 6) Verba linguae Arabicae, ein Arabisches Lexicon, mit türkischer Erklärung, Lugd. Nr. 1346. — 7) Dictata, aus verschiedenen Wissenschaften, Hadschi Ch. Nr. 1207. — 8) Exemplar grammatices, aus seinem größeren Werke *Distinctio* Nr. 35., nach Art der *Kasija* eingerichtet, als Einleitung in die Grammatik für Anfänger, Hadschi Ch. Nr. 1390. Escorial. Nr. 178.; mit einem Commentare versehen von Dschamal ed-Din Mohammed Ben Abdol-Gani el-Ardebili, Herb. Ardebil; Paris. Nr. 1287. Escorial. Nr. 178, 2., wo der Commentator Schems ed-Din Abdol-Gani el-Ardebili genannt wird; von Dschelal ed-Din el-Arnefi aus Damaskus, Escorial. Nr. 167, 2. Hadschi Chalsa nennt noch als Commentatoren Zain el-Arab und Sadr el-Afadhil Kasim Ben el-Hosain el-Chowarezmi, gest. im J. 555. — 9) *Corona nominum*, ein alphabetisches Lexicon der *nomina propria*, Herb. Tag alesma, Escorial. Nr. 593. — 10) *Collectio parabolarum*. — 11) *Collectio tractatum*. — 12) Colle-

ctio carminum. — 13) Epistola monitoria. — 14) Hortus doctorum et paradisus praestantium, ein Compendium über Gegenstände der Moral, Dresdens. Nr. 176. — 15) Quaestiones juris primariae. — 16) Exercitatio, de praeceptis legalibus, von den Successionen, Herb. Raibh. — 17) Proverbia divulgata. — 18) Medicina obscuritatis in oratione Schafe'i. — 19) Commentarius in versus Sibawaihi, Herb. Abiat. — 20) Commentarius in carmen Jamicum Schanfarii, Escurial. Nr. 460, 3. — 21) Flores anemonaе de veris sententiis No'mani, Geschichte und Lobrede auf Abu Hanifa el-Roman, Herb. Schacaik al-noman. — 22) Exquisita pars linguae Arabicae. — 23) Amissum quaerentis. — 24) Optimum de interpretatione traditionum, alphabetisch geordnet und im J. 516 vollendet, Herb. Faik, Lugdun. Nr. 248. — 25) De variis scientiis ad philologiam pertinentibus, Lugdun. Nr. 1934. — 26) Trutina, über die Prosodie, Herb. Costhas, (in dem Artikel Zamachschari sagt er über Schwierigkeiten des Rechts); Lugdun. Nr. 1543. mit dem Commentare des Abul-Abbas Ahmed Ben el-Hofain el-Mauseli. — 27) Revelatio veritatum Corani divinitus demissi, ein ausführlicher, sehr geschätzter Commentar über den Coran, Herb. Reschaf, Bodleian. Nr. 48 u. 7. Escurial. Nr. 1276. 77. Lugdun. Nr. 75. 76. 77. Zamachschari bekannte sich offen zu der Secte der Motazeliten, welche gegen die von den Orthodoxen angenommene Ewigkeit des Coran behaupten, daß derselbe geschaffen sey; er fing deshalb auch seinen Commentar mit den Worten an: Laus Deo, qui creavit Coranum! Auf die Vorstellungen einiger Freunde, daß auf diese

Weise sein Werk keinen Eingang und Beyfall finden werde, änderte er die Worte in: qui posuit Coranum, die Orthodoxen gaben aber vor, daß die Motazeliten creare und ponere für synonym nehmen. Später nun findet sich in Handschriften seines Commentars die gewöhnliche Formel: qui coelitus demisit Coranum, Lugdun. Nr. 75. und es ist möglich, daß diese Aenderung noch vom Verf. selbst herrührt, indem der Titel darauf hindeutet und er sich später zu dem Hanifitischen Glauben bekannt zu haben scheint, da er Nr. 21. ein besonderes Buch zum Lobe des Abu Hanifa schrieb. Das hohe Ansehen seines Werkes beweisen die vielen Erläuterungsschriften, die über das Ganze oder einzelne Theile geschrieben sind, deren Hadshi Chalsa eine große Anzahl anführt; einige sind auch zu seiner Widerlegung bestimmt. Vergl. Lugdun. Nr. 78. Escurial. Nr. 1413. ; 1351. 1411.; Lugdun. Nr. 79. Escurial. Nr. 1352. 1542; 1278. 1350. 1412. Lugdun. Nr. 80. Vergl. Herb. Tacrib, Targeman. — 28) Sententiae variorum poetarum, Lugd. Nr. 1696. 97. Dresdens. Nr. 204. fol. 37. Zweyhundert dieser Sentenzen mit den Erläuterungen sind herausgegeben von H. A. Schultens, anthologia sententiarum arabicarum. Lugd. Bat. 1772. — 29) Similia traditionariorum nomina. — 30) Quaestiones propositae, ein philologisches Werk über Worte und Wortformen, welche den Regeln der Arabischen Sprache zu widersprechen scheinen. 'Ism ed = Din Ali Ben Mohammed el = Sechawi aus Damaskus, gest. im J. 643, hat dazu eine Erklärung geschrieben, Hadshi Ch. Nr. 105. — 31) Discrimen nominum, ein grammatisches Werk, Herb. Mokhtalef. — 32) Summus terminus de proverbiiis Arabicis, 3000

Sprichwörter in alphabetischer Ordnung mit Erklärungen, vollendet im J. 499, Herb. Amt hal, Mostacsa. Lugdun. Nr. 1467. Hammer's Handschr. Nr. 55. — 33) *Lexicon definitio-num.* — 34) *Simplex et compositum*, ein grammatisches Werk. — 35) *Distinctio*, eine arabische Grammatik, eben so berühmt als der Commentar zum Coran, Herb. Mosafsel. Escurial. Nr. 176. 177. Brit. Mus. Nr. 9633.; mit Commentaren unter den Titeln *Supplementum*, Escurial. Nr. 60. Bodleian. Nr. 1084.; *Clavis*, von Ahmed Ben Mahmud Ben Omar el-Dschundi aus Kahira, Bodleian. Nr. 1100. Escurial. Nr. 62. Paris Nr. 1229.; *Praecel-lens*, Escurial. Nr. 61.; *Marginalia*, Lugd. Nr. 1310.; von Ibn Saïsch Bodleian. Nr. 1090. — 36) *Consensus*, ethischen Inhalts, Hammer's Handschr. Nr. 65., wo die Aufschriften von 47 Kapiteln angegeben sind. — 37) *Introductio ad philologiam*, ein großes arabisch-persisches Lexicon in 5 Abtheilungen: *Nomina*, *Verba*, *Partikeln*, *Declination der Nomina*, *Declination der Verba*, Paris. Nr. 1256. Bodlei. Nr. 1127. Codd. pers. Nr. 99, 3.; die beiden ersten Abtheilungen übersetzte Molla Ahmed Chair ed-Din, genannt Ischac Chodschasi, gest. im J. 1130, ins Türkische und theilte die erste in 26 Kapitel, Hammer's Handschr. Nr. 16. — 38) *Trames*, über die Fundamental-Wissenschaften. — 39) *Admonitiones majorum.* — 40) *Admonitiones minorum.*

22. *El-Imâd el-Kâtib.* Smad ed-Din Abu Abdolla Mohammed Ben Mohammed Ben Hamid, genannt der Sekretär aus Ispahan, geb. im J. 519, arbeitete erst als Schreiber und kam dann nach Bagdad, wo er in der *Academia Bidhamica* die Vorlesungen des Abul-Fath As'ad

el-Mihani und des Abu Mansur Sa'ib el Kazzag besuchte, auch hörte er die Traditionen bey Abul-Hasan Ali Ben Hebatolla, Abu Mansur Mohammed Ben Abdol-Malik, Abul-Makarim el-Mobarid Ben Ali el-Samarcandi und Abu Bekr Ahmed Ben Ali. Als er ausstudiert hatte, erhielt er durch die Protection des Bezir Kun ed-Din Jahja Ben Hobaira eine Anstellung in Basra, nachher in Wasit. Nach dem Tode dieses Bezir wurde er aber mit mehreren andern Günstlingen desselben eingekerkert, jedoch auf die Fürsprache des Imad ed-Din Ibn Kais el-Rusa, des Lehrers am Hofe des Chalifen el-Mostandschid, an den er sich in einem Briefe in Versen wandte, im Schaban 560 befreyt. Eine Zeit lang lebte er nun ganz zurück gezogen, bis er sich im Schaban 562 nach Damaskus begab, wo er mit dem Sultan Nur ed-Din Mahmud, mit dem Emir Nudschum ed-Din Ujjub und mit dessen Sohne Salah ed-Din (Saladin) bekannt wurde. Er erhielt hier die Stelle eines Staatssekretärs und verstand als solcher auch die Persische Correspondenz zu führen. Der Sultan schätzte ihn sehr und mit dem jungen Salah ed-Din schloß er ein enges Freundschaftsbündniß. Nur ed-Din schickte ihn als Gesandten nach Bagdad zum el-Mostandschid, baute nach seiner Rückkehr für ihn die nach ihm benannte Academia Imadia im Redscheb 567 und erhob ihn im folgenden Jahre unter die Minister des Diwan.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. S t ü c k.

D e n 20. J u l i u s 1 8 3 7.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Quellen des Werkes: Ibn Challikani etc.

Nach Mur ed-Din's Tode im J. 569 wurde er dem Sohne und Nachfolger desselben, el-Malik el-Salih Ismail verdächtig gemacht und durch die Intriguen seiner Neider und Feinde vom Hofe entfernt; er begab sich über Bagdad nach Mausil, wo er eine heftige Krankheit zu überstehen hatte. Unterdessen hatte sich Salah ed-Din des Thrones von Aegypten bemächtigt und war zur Eroberung Syriens ausgezogen. Als el-Imad dies erfuhr, verließ er am 4. Dschomada I. 570 Mausil und kam am 8. Dschomada II. nach Damaskus; er knüpfte das alte freundschaftliche Verhältniß mit Salah ed-Din wieder an, begleitete ihn auf seinen Feldzügen und hatte seinen Platz unter den Beziern und Großen des Reiches. Als Salah ed-Din im J. 589 starb, zog sich el-Imad ins Privatleben zurück und widmete den Rest seiner Tage der Schriftstellerey,

deren Gegenstand besonders die Schilderung der Thaten seiner beiden hohen Gönner war. Herb. Nureddin, Salaheddin. Er starb am 15. Ramadan 597 zu Damaskus. Ibn Chall. Nr. 715. — Von den nachfolgenden Schriften citirt Ibn Challikan die vier ersten: 1) Fulgur Syriacum, eine Selbstbiographie in sieben Bänden, mit besonderer Berücksichtigung der Zeitereignisse; den Titel wählte der Verf. wegen der Schnelligkeit, womit ihm die stürmischen Zeiten verflossen waren. Herb. Bark al Schami, Tarikh Scham. Bodleian. Nr. 761. enthält den fünften Theil, die Geschichte der Jahre 578 u. 79. — 2) Margarita palatii et palmae ramus temporis, in 10 Bänden, eine dritte Fortsetzung der Satime des Thaaalebi, s. oben; der Verf. beschreibt darin in alphabetischer Ordnung die Dichter von Trac, Persien, Syrien, Mesopotamien, Aegypten und Mauritanien aus den Jahren 500 bis 572. Herb. Emad, Kheridat, Gerid. Paris. Nr. 1447. Lugdun. Nr. 1690. Brit. Mus. Nr. 9667. — 3) Profluvium et appendix, eine zweyte Fortsetzung der Chronik von Bagdad des Chatib von Bagdad, indem die erste Fortsetzung von Abu Sa'd. el-Sam'ani war. So ist die gewöhnliche Angabe, Herb. Tarikh Bagdad; allein Ibn Challikan sagt in der Lebensbeschreibung des Vfs und an anderen Orten, daß er das Werk selbst zu Rahira gesehen und als einen Anhang zu der vorher gehenden Margarita erkannt habe. — 4) Adjutorium languoris et confugium guttae oder Geschichte der Seldschuqiden, Herbelot, Tarikh al Seldschuk. Bodleian. Nr. 662. — 5) Eloquentia Cossica de expugnatione Codsica i. e. Hierosolymitana, die Geschichte der Eroberung Jerusalems durch Salah ed-Din im J. 583 bis zum

J. 589, in einer eleganten Schreibart, daher der Titel nach dem Arabischen Sprichworte: beredter als Coss. Herb. Gateb, Fath. Paris. Nr. 714. 715. 839. 840. Bodleian. Nr. 775. 834. Lugdun. Nr. 1800. 1813. 14., daraus Excerpte in Schultens vita Saladini. — 6) Collectio tractatum. — 7) Collectio carminum, in vier Bänden und eine kleinere Sammlung von Distichen. — 8) Eine allgemeine Geschichte, Herb. Zobdat.

23. Ibn el-Dschauzi. Dschemal ed = Din Abul = Faradsch Abdorrahman Ben Ali el = Dschauzi, leitete sein Geschlecht von dem ersten Chalifen Abu Bekr ab und führt den Namen Ibn el = Dschauzi von einem seiner Vorfahren Dschafer, welcher Dschauzi genannt wurde, weil er neben einem dschauz, Tränkorte, im westlichen Theile von Bagdad wohnte; nach Anderen stammte er aus dem Ankerplaz Dschauz, oder es bedeutet einen Händler mit Rüssen. — Abul = Faradsch wurde im J. 508 oder 510 zu Bagdad geboren, bekannte sich zu der Secte der Hanbaliten und wußte sich in den Streitigkeiten der Sunniten und Schiiten auf eine geschickte Weise bey beiden Parteyen in gleichem Ansehen zu erhalten. Er war ein ausgezeichnete Redner und Schriftsteller und starb im J. 597 zu Bagdad. Ibn Chall. Nr. 378. Herb. Abulfaradsch, Giuzi. Er lieferte dem Ibn Challikan die meisten, nämlich die sieben zunächst genannten Werke: 1) Liber cognominum, Herb. Ketab al = cab. — 2) Fecundatio intellectus eorum, qui dictis factisque Mohammedis traditione conservatis student, über die Methode, die Geschichte zu lesen und die Vortheile, welche aus der Lectüre derselben entspringen, nach Herbelot, Talkih; Ibn Challikan sagt aber: nach den

notitiae des Ibn Cotaiba eingerichtet. — 3) Illuminatio diluculi, de praestantia Nigritarum et Aethiopum, über die Vorzüge der schwarzen Sklaven, in 20 Kapiteln, Herb. Sudan, Tanuir, Tarikh alommam. Escorial. Nr. 1757. 1830. — 4) Poenitentes. — 5) Margaritae monilium, eine allgemeine Geschichte, Herb. Schodhur. — 6) Descriptio rerum selectarum, Lebensbeschreibungen, Herb. Esuat. — 7) Chronicon rhythmicum, eine Geschichte in Versen, Herb. Giuzi, Tarikh Ebn al Giuzi. — 8) Judicia firmata de pretio poëseos, vollendet im J. 575, in 10 Kapiteln, deren Ueberschriften Hadschi Chalfa Nr. 139. angibt. — 9) Statuta feminarum, in 110 Kapiteln. Hadschi Ch. Nr. 161. — 10) Informatio vivorum de erroribus vivificationis, Berichtigungen zu der Vivificatio des Abu Hamid el-Gazzali, Hadschi Ch. S. 181. — 11) Historia Barmekidarum, Hadschi Ch. Nr. 181. Herb. Akhbar. — 12) De ingeniosis, Nachrichten von weisen und tugendhaften Regenten, Richtern u. A. in 33 Kapiteln. Bodleian. Nr. 370. 385. 395. — 13) Aroma, paränetischen Inhalts, Hadschi Ch. Nr. 453. — 14) Directio tironum in historiis sanctorum, Hadschi Ch. Nr. 492. — 15) Intelligens, Erklärung der im Coran vorkommenden ungebrauchlichen Wörter, Hadschi Ch. Nr. 533. Bodleian. Nr. 62. — 16) Causae descensus Corani, Hadschi Ch. Nr. 587. — 17) Disci aurei, 100 Reden, Escorial. Nr. 733. — 18) Vitae illustrium virorum, ein Compendium nach der Lebensdauer der Männer, von solchen, die 10 Jahre, bis zu solchen, die 1000 Jahre lebten, Hadschi Ch. Nr. 971. — 19) Spicilegium utilitatum medicarum, in 37 Ka-

piteln. Bodleian. Nr. 593. — 20) Societas solitaria et desiderium tironis, Hadschi Ch. Nr. 1336. Herb. Uns, moralischen Inhalts. — 21) Dijudicatio justa de quaestionibus controversiarum, Hadschi Ch. Nr. 1366. — 22) Excitatio somnolenti, 21 erbauliche Betrachtungen, worin Thiere und Pflanzen redend eingeführt werden, Hadschi Ch. Nr. 1585. — 23) Munus concionatorum, Herb. Lohfat. — 24) Recordatio inusitati, über schwierige Stellen des Corans, Herb. Tadhkerat. — 25) Confusio diaboli, worin unter anderen einige Fehler der Vivificatio des Gazzali berichtigt werden, Hadschi Ch. S. 184. — 26) Socius conveniens, 43 Gedichte moralischen Inhalts für Jünglinge, um sie von Liebesabenteuern abzuhalten und zu ernstern Studien zu ermahnen, Escorial. Nr. 387. — 27) Quies animarum, 16 Predigten, Escorial. Nr. 762. Die Form ist nach Casiri's Angabe an dieser Stelle fast dieselbe, wie in unsern Predigten. — 28) Commeatus viatoris de scientia interpretandi Corani, Escorial. Nr. 1269. Gothan. Nr. 6., soll mit Nr. 16. Causae descensus einerley seyn. — 29) Flos pulcher, Herb. Jahr. — 30) De infirmis et objectis inter traditionarios. — 31) Historia prophetarum, Hadschi Ch. S. 184. — 32) Attonitum reddens, ein Compendium von 35 erbaulichen Reden mit untermischten Gedichten, Lugd Nr. 435. — 33) Consensus Dschauziticae, 50 dergl. Reden, 459 Blätter im J. 577 in 34 Tagen verfaßt, Escorial. Nr. 539. — 34) Suaviloquentia, 70 Reden im Tempel zu Mekka gehalten, Escorial. Nr. 714. — 35) Eloquentia prudens scientium qui silent, 4 Reden, Gothan. Nr. 636.

24. Nepos Ibn el-Dschauzi. Schems

ed = Din Abul = Modaffer Jusuf Ben Cozogli, genannt der Enkel des Ibn el = Dschauzi, des vorher erwähnten, geb. im J. 581 zu Bagdad, war ein ausgezeichnete Prediger der Hanifiten und starb am 21. Dul = Hidschdsche 654 zu Damaskus in seiner Wohnung auf dem Berge Casfiun, wo er auch begraben ist. Ibn Chalh. Nr. 378. Die beiden Werke, welche Ibn Chalhifan von ihm benutzte, sind: 1) Speculum temporis de historiis virorum illustrium, eine allgemeine Geschichte von der Schöpfung der Welt bis zum J. 579, Herb. Merat, Sebth, in 40 Bänden, die aber nicht immer gleichmäßig abgeschrieben sind, wie aus den vorhandenen Stücken erhellt: 1. Bd. Escorial. Nr. 1639.; 6. Bd. Paris. Nr. 640.; die Jahre 190 bis 281 der Hedschra; 9. Bd. Escorial. Nr. 1640., die Jahre 167 bis 210; 11. Bd. Gothan. Nr. 239., die Jahre 137 bis 213; 12. Bd. Paris. Nr. 641., die Jahre 440 bis 517; 13. Bd. Escorial. Nr. 1641., die Jahre 218 bis 253; Lugdun. Nr. 1804, die Jahre 480 bis 530. Einen Auszug daraus verfertigte im J. 870 Ibn Madsch ed = Din el = Dschauzi, Paris. 772. Eine Fortsetzung des großen Werkes schrieb Cothb ed = Din Musa Ben Abu Abdolla el = Junini el = Hanbali, Bodleian. Nr. 700. — 2) Sodalis probus et familiaris sincerus, ein rhetorisches Werk, welches er aus dem Türkischen des Ala ed = Din Ali Ben Dschamal ed = Din Jusuf Ben Cara Dgli ins Arabische übersehte, Gothan. Nr. 639. — Außerdem schrieb er: 3) Vita Emiri fidelium Imami Ali ejusque filiorum, Lugd. Nr. 1908. — 4) Apologia Imami Imamorum urbium primariorum, in zwey Bänden, Hadschi Ch. Nr. 1296.

L o n d o n.

A description of the Azores, or Western Ilands, from personal observation, comprising Remarks on their peculiarities, topographical, geological, statistical etc. and on their hitherto neglected Condition. By Captain Boid. 1834. 8. 373 S. (Bull u. Churton). Der Verf. dieses Werks, schon durch eine frühere Reise nach Sicilien und den Liparischen Inseln bekannt, stand im Dienste des Kaisers Don Pedro, den er auf der Expedition nach den Azoren, um sie seinem Bruder Don Miguel zu entreißen, begleitete, wonach seine politischen Ansichten beurtheilt werden müssen. Die Azoren gehörten zu den wenig beschriebenen Inseln, da die Portugiesen selber, wie über ihre anderen Colonien, nicht leicht etwas bekannt machten, und Fremde sie nur selten und gelegentlich besuchten. Das Werk des Verfs ist daher keinesweges überflüssig, und seine Beschreibung hat den Vorzug, daß sie ganz aus eigener Ansicht geflossen ist, und es ihm auch nicht an Gelegenheit fehlte, die verschiedenen Classen der Einwohner kennen zu lernen. Sie zerfällt in zwey Theile, indem er in dem ersten von ihnen im Allgemeinen, im zweyten von den einzelnen Inseln spricht. Sie wurden auf Veranstellung des Prinzen Heinrich Navigator durch Gonsalvo Cabral 1431 entdeckt, und tragen ihren Namen von Habichten oder Falken, die in unermesslicher Menge dort gefunden wurden. Die neun darunter begriffenen Inseln werden von den Portugiesen in drey Gruppen getheilt, von denen die erste und westlichste die Inseln Flores und Corvo, die mittlere Fajal, Pico, S. Georg, Graziosa und Terzeira, und die dritte östlichste St. Michael und St. Maria begreift. Sie lie:

gen zwischen $36^{\circ} 59'$ und $39^{\circ} 44'$ nördl. Br. und genießen nach dieser Lage des herrlichsten Klimas. Sie waren zu der Zeit ihrer Entdeckung unbewohnt, und brauchten daher nicht erst erobert zu werden. Die Natur hat sie verschwenderisch mit allem ausgerüstet, was man von einem reizenden Klima, wo der Stand des Thermometers sich stets zwischen 50° und 75° Fahrh. hält, und übermäßige Hitze und Kälte gleich unbekannt sind, erwarten kann. Man rechnet im Jahre auf 200 ganz heitere, und etwa 60 Regentage; wiewohl doch auch in diesen nicht leicht ein Tag vergeht, an dem die Sonne sich nicht zeigt. Indes sind die Regen oft heftig, und verursachen in den Gebirgen nicht selten Erdstürze. Unbeschreiblich reizend ist der Frühling, wo die Vegetation mit gewaltiger Kraft aufschießt, und der Boden mit frischem Grün und duftenden Blumen bedeckt ist. Sie sind im Ganzen sehr gesund, wiewohl Localursachen doch Verschiedenheiten bewirken. Der bloße Anblick lehrt, daß sie vulcanischen Revolutionen ihren Ursprung verdanken, und wenn sie gleich jetzt keine brennende Vulcane haben, so sieht man doch allenthalben ausgebrannte Crater. Sie sind daher auch häufigen Erdbeben ausgesetzt, die jedoch selten, wie die von 1631 und von 1755, welches Lissabon zerstörte, so heftig gewesen sind, daß sie großen Schaden anrichteten. Für den Geologen eröffnet sich hier daher ein reiches Feld von Untersuchungen. Diese vulcanische Beschaffenheit ist auch eine der Hauptursachen ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit, denn es gibt wohl kein anderes Land, dessen Boden sich einer gleichen oder größeren rühmen könnte. Die Anblicke, die sie darbieten, sind bald wild und pittoresk, bald lieblich und reizend. Alles könnte sich vereinigen, sie zu einem irdischen Paradiese zu machen, wenn die

Menschen darnach wären, und die Schätze benutzen, welche die Natur ihnen so freygebig darbietet.

Aber dies ist leider! keinesweges der Fall, alles ist in einem Zustande halber Barbarey, ohne Erfindung, Industrie und Geschmack. Der Vf. sucht, indem er von dem so vernachlässigten Anbaue des Bodens und der Industrie spricht, die Ursachen davon zu enthüllen. Er setzt oben an die Willkürlichkeit der Regierung in Staat und Kirche, und die Schlechtigkeit der Geseze, die weder Personen noch Eigenthum Sicherheit gewähren. Demnächst die Art des Landbesizes, und die herrschenden Rechte der Primogenitur. Wenige Grundbesitzer haben ungeheure Landbesizungen die nicht vertheilt werden dürfen, zu groß als daß sie sie selbst bearbeiten könnten. Sie werden daher meist in kleinen Pachtungen ausgegeben, wo die Pächter ein kümmerliches Leben führen, während sie selber zum großen Theile in Lissabon ihre Einkünfte verzehren. Diese großen Eigenthümer, sie werden Morgados genannt, tyrannisieren dann ihre Pächter. Eine andere Folge dieser Art des Landbesizes ist, daß Fremde sich nicht leicht ansiedeln können oder mögen, da es so schwer hält, mit Sicherheit Landeigenthum zu bekommen. Dies ist doppelt verderblich in einem Lande, wo die Fortschritte der Civilisation und Industrie nur scheinen durch Fremde gemacht werden zu können. Zu diesem kommt denn noch der gänzliche Mangel an Landstraßen im Innern, auf welchen die Producte in die Häfen gebracht werden könnten. Landwirthschaft ist daher nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt. Die Viehzucht beschränkt sich meist auf Ochsen, Esel und Schafe. Die Pferde sind schlecht, Ziegen aber sind in großer Menge vorhanden. Der Gartenbau könnte vortreflich seyn, da neben den

tropischen auch unsere Europäischen Gewächse gedeihen. Der auswärtige Handel, der hauptsächlich mit Drangen, Citronen, Wein und etwas Weizen getrieben wird, wird erschwert durch den Mangel an sicheren Häfen, wiewohl sie angelegt werden könnten, wenn die Kunst der Natur zu Hülfe käme. Als Artikel der jährlichen Ausfuhr werden angegeben von Drangen nach England 126000 Kisten, nach Hamburg 14000, nach den vereinten Staaten von N. America 12000, an Wein nach Brasilien 5000 Pipen und 1000 Pipen Branntwein, nach England 2000 Pipen, nach Hamburg und Rußland 6000 Pipen, nach N. America 4000 Pipen, nach Portugal viel gesalzenes Schweine- und Schensfleisch, Käse &c. Der Seehandel überhaupt beschäftigt 700 — 900 Schiffe, deren Zahl durch die Anlage sicherer Häfen sich sehr vergrößern würde. Die Verwaltung stand bisher unter einem Generalcapitän, der zugleich Militär-, Civil- und Policeygewalt in sich vereinigte, und seinen Sitz in Terceyra hatte; unter ihm standen zwey Gouverneurs für die beiden anderen Gruppen, und er ernannte noch einen anderen Gouverneure für jede Insel. Sein Gehalt ward ihm nur für drey Jahre bezahlt, wenn er auch länger in seiner Stelle blieb, daher also das Streben dieser Beamten sich bey Zeiten zu bereichern. Die Bevölkerung aller 9 Inseln ward nach dem letzten Censuz nur auf 250000 angegeben, die bey besserer Verwaltung leicht das Sechsfache betragen könnte. Die Sprache ist ein verdorbenes Portugiesisch. Die Männer sind von kräftigem Wuchs und Ansehen, die Weiber fand der Verf. nicht schön, wie man sie zu schildern pflegt, aber sehr fruchtbar. Mütter von 12 bis 14 Kindern sind keine Seltenheit, Musik und Tanz und Kartenspiel werden leidenschaftlich geliebt. Intoleranz und Bigotterie sind

die Hauptzüge des Characters, und eine unglaubliche Unwissenheit auch bey der höheren Classe. Daß es jedoch nicht an kriegerischem Muth fehlte, sah er bey dem verunglückten Angriffe von Don Miguel auf die Insel gleiches Namens. Die Kirche steht unter einem Bischof, der seinen Sitz auch auf Terceira hat. Der Clerus, besonders in den zahlreichen Klöstern, war auf das tiefste ausgeartet. Die Nonnenklöster, die von Don Pedro aufgehoben wurden, waren Bordelle. Mit der groben Unwissenheit verband die Geistlichkeit die höchste Intoleranz. Der Verf. setzt große Hoffnungen auf die von Don Pedro gemachten Reformen, deren Erfüllung bey der jetzigen Generation doch schwerlich zu erwarten steht. Die große Freygebigkeit der Natur, welche die Subsistenz so sehr erleichtert, wird den Anstrengungen des Landbaues und der Industrie wohl immer Hindernisse hier wie anderwärts in den Weg legen. Die Einkünfte, welche die Krone Portugal von den Azoren zog, werden nach Abzug der Kosten der Verwaltung auf 330000 Kronen = 84000 Pf. Sterl. geschätzt.

Der zweyte Theil ist nun der Beschreibung der einzelnen Inseln, in der Ordnung, wie sie der Verf. betrachtet, gewidmet, wovon wir nur das, wodurch sie sich besonders auszeichneten, auszuheben brauchen. Die Insel S. Miguel mit ihrer Hauptstadt Ponte del Gada ist für die Production und den Handel die bedeutendste. Der Markt in der Hauptstadt war mit Früchten und Fleisch reichlich versehen. Die Straßen sind eng, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, und schmutzig; die Wohnungen, auch der Vornehmen, ohne die Bequemlichkeiten die der Europäer und besonders der Engländer gewohnt sind. Der Mangel an Keilichkeit in den Zimmern des Erdgeschosses verbreitet die schlechten Gerüche auch in

die obern Wohnzimmer. Indesß haben sich mehrere Britische Familien auf der Insel nieder gelassen, und das von ihnen gegebene Beyspiel wird nicht ohne gute Folgen seyn. Nachdem der Verf. auch das Innere der Insel bereist hatte, ging er von dort im Gefolge von Don Pedro und dessen Truppen nach Terceira, welche mit ihrer Hauptstadt Angra, als der Sitz des Generalgouverneurs, als die Hauptinsel pflegt betrachtet zu werden, wenn sie gleich in der Production hinter der erstern zurück steht. Sie hat 40000 Einwohner, und wurde nach ihrer Besiznahme nicht bloß von Portugiesischen, sondern auch Flamländischen Colonisten besetzt. Die Stadt Angra ist regelmäßig gebaut, und enthält mehrere schöne Gebäude. Der Pallast des Generalcapitans ist das vormahlige Jesuiten-Collegium, das nach der Vertreibung der Gesellschaft durch Pombal seine neue Bestimmung erhielt. Ueberhaupt nehmen die Klöster die schönsten Plätze ein, aber nirgend herrschte auch eine solche Niederlichkeit in denselben als hier; die Nonnen und ihre Vorsteherrinnen trieben es so gut wie öffentlich. Die Oberfläche der Insel zeigt allenthalben die Spuren vulcanischer Revolutionen, und bietet dem Mahler viele der schönsten Standpuncte dar. Das Vorgebirge Mount Brazil ist befestigt, wie denn diese Insel in militärischer Rücksicht die wichtigste ist. Die Inselchen St. Georg und Graciosa wurden nur im Vorbeyfahren besucht. Wichtiger dagegen ist Fayal mit ihrer Hauptstadt Horta. Der Vf. erklärt sie für die reizendste der ganzen Inselgruppe; auch ist die Cultur des Bodens hier weiter fortgeschritten. Die Insel wird viel von den Americanischen Wallfischfängern besucht, die sich hier verproviantieren. Der Vf. lebte in der Familie des Americanischen Consuls, mit dem er auch das Innere der Insel besuchte. Auch hier

ist das Collegium der Jesuiten das prächtigste Gebäude. Die Einziehung der Klöster durch Don Pedro fing hier mit dem reichen Kloster des heil. Antonius an, und konnte für die älteren Mönche nicht anders als sehr hart seyn. Die Insel Pico trägt ihren Namen von dem hohen Berge, dessen Crater zeigt, daß er auch einst ein Vulcan war. Sein Gipfel bleibt 8 Monate des Jahrs mit Schnee bedeckt. Der Verf. konnte ihn aber in der Jahreszeit, als er da war, nicht ersteigen. Die benachbarten Inseln Corvo und Flores haben seit ihrer Entdeckung nie von Erdbeben gelitten, bieten aber gar keine besondere Merkwürdigkeiten dar.

Der Vf. schließt seine Schrift mit der Angabe der Maßregeln, die das Mutterland ergreifen müßte, um die Azoren zu heben. Das Meiste ergibt sich bereits aus dem Obigen, wie Aufhebung der Primogenitur-Rechte, Anlage von Straßen &c. Nur einen Punct heben wir noch hervor. Die Azoren schicken sich durch ihre Lage in der Nähe Europas und die Schönheit ihres Klimas, so wie die Menge ihrer Mineralwasser wie keine andere, zum Aufenthalt für die Wiederherstellung der Gesundheit. Wenn man den dortigen Aufenthalt für Fremde erleichterte und angenehm machte, so würden Schaaren von ihnen, besonders Engländer, hinüber strömen, theils der Gesundheit, theils der Wohlfeilheit, theils der Natur wegen, zumahl, seitdem die Erfindung der Dampfschiffarth, eine Reise von England dahin fast zu einer Lustreise macht, durch die man sich in wenigen Tagen aus den Nebeln des Nordens in das schönste Klima versetzen kann. Wir haben viel unwahrscheinlichere Hoffnungen sich verwirklichen sehen, warum sollte es nicht auch mit diesen geschehen?

Eine Karte und eine Ansicht der einzelnen Inseln sind beygefügt.

Sn.

L e i p z i g.

Verlag von J. A. Barth, 1836: Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur, nach den Werken der Mechitaristen frey bearbeitet, von Carl Friedrich Neumann. XII u. 308 S. in gr. Octav.

Nachdem Hr N. schon verschiedentlich durch einzelne Abhandlungen über die Armenier und ihre Literatur und durch Uebersetzung einiger Werke schätzbare Beyträge zur Kenntniß der Geschichte und Sprache dieses im Ganzen noch so wenig bekannten und doch so weit verbreiteten Völkersammes gegeben hat, erhalten wir in dem vorliegenden Werke von ihm eine, so weit jetzt die Hülfsmittel reichen, vollständige Uebersicht der Geschichte der armenischen Literatur. Die Mechitaristen Armenier auf St. Lazaro bey Venedig, welche zu der mit der römischen Kirche vereinigten Partey der Armenier gehören, sind jetzt sehr thätig mit der Herausgabe ihrer Nationalwerke beschäftigt, und es sind von ihnen in den Jahren 1825 u. 1829 auch zwey Schriften über die Literaturgeschichte ihres Volkes erschienen, welche Hr N. seiner Arbeit zum Grunde gelegt hat. Da aber die Mechitaristen jetzt wohl den gebildetsten und gelehrtesten, aber doch bey weitem den kleinsten Theil der Armenier ausmachen, und die Streitigkeiten, in denen sie mit der größeren Partey der Nationalkirche in Armenien leben, sich sogar auf gegenseitige Verleherung und Verfälschung ihrer älteren Schriftsteller erstreckt, so gibt Hr N. selbst zu, daß in der Folge manches würde berichtigt und ergänzt werden können, wenn auch von der anderen Partey eben solche Hülfz-

mittel geliefert oder Nachrichten bekannt gemacht werden, was von Rußland aus zunächst zu erwarten steht, und dann ein unbefangener Critiker die Angaben beider Parteyen beurtheilt.

Von den auf unsere Zeit gekommenen Werken der Armenier reicht keins über die Periode der Einführung des Christenthums unter ihnen, im Anfange des 4. Jahrhunderts, hinauf, obgleich sie schon früher Schriftsteller, besonders Geschichtschreiber, hatten, aus denen noch Moses von Chorene seine Nachrichten über Armenien schöpfte, sie und sogar die Schriften von dem Apostel der Armenier, Gregorius dem Erleuchter, und von dessen Biographen Agathangelos, die jetzt als die ältesten bezeichnet werden, sind gewiß mannigfach interpoliert, wenn nicht die heiligen Reden des ersteren ganz untergeschoben sind. Sicherer ist das Urtheil über die Werke der Geschichtschreiber Jakob von Nisibis, Zenobius und Faustus, welche noch dem 4. Jahrh. angehören. Schon in das folgende Jahrh. fällt die höchste Blüthe der armenischen Literatur, indem in ihm die vorzüglichsten Werke in der reinsten Sprache geschrieben sind. Mesrop erwarb sich das große Verdienst, eine eigene, der armenischen Sprache angemessene Schrift zu erfinden, da man die 36 Laute früher nur sehr unvollkommen durch griechische, syrische oder persische Buchstaben ausgedrückt hatte. Außer den Uebersetzungen griechischer Werke (zunächst der Bibel, das alte Testament nach den Septuaginta), wodurch sich die Armenier zuerst bildeten und von denen sie uns einige erhalten haben, die im Originale untergegangen sind, treten sie jetzt mit einer Menge selbständiger Geistesproducte hervor, von denen die meisten der Theologie und Geschichte angehören, weniger der Philosophie, Philologie, Geographie und anderen Wissenschaften. Um hiervon einen genaueren Ueberblick zu erhalten, wäre es wünschenswerth gewesen, daß Hr N. außer der bloß chronologischen Anordnung nach den Jahrhunderten, in einer kurzen Uebersicht dasjenige zu-

sammen gestellt hätte, was in jeder Wissenschaft von den Armeniern geleistet wurde. Jedem Jahrhundert ist eine kurze Charakteristik voraus geschickt, und über die in demselben gestifteten oder blühenden Schulen und Klöster Nachricht gegeben; alsdann werden von jedem Schriftsteller einige Lebensumstände erzählt und ihre Werke angeführt, besonders diejenigen, welche noch handschriftlich vorhanden, oder schon gedruckt sind. Das 8. und 12. Jahrhundert zeichnen sich besonders durch gute Schriftsteller aus, während das 6. sogleich nach der hohen Blüthe des 5. auffallend zurück steht, was in den Bedrückungen der Sassaniden seinen Grund hat. Vom 13. Jahrh. an sank die armenische Literatur immer tiefer, bis nach der Mitte des 16. durch die Einführung der Buchdruckerey in Armenien eine neue Thätigkeit erwachte, die im Anfange des 17. durch die Propaganda von Neuem angefaßt wurde, aber erst durch Mechitar im vorigen Jahrh. einen solchen Schwung erhielt, daß sich die armenische Literatur jetzt wieder zu einer bedeutenden Stufe erhoben hat. Mechitar stiftete schon zu Constantinopel im J. 1701 eine Congregation, nach ihm Mechitaristen genannt, mit der er sich im J. 1703 zu Modon in Morea niederließ, das damahls unter venetianischer Herrschaft stand. Als er sich hier in den Kriegen mit den Türken nicht mehr sicher glaubte, begab er sich mit den Seinigen im J. 1715 nach Venedig, und im J. 1717 wurde ihnen die Insel St. Lazaro geschenkt, wo sie eine Kirche und ein Kloster erbauten, in denen noch jetzt ausgezeichnete Gelehrte für die Verbreitung und Förderung der armenischen Wissenschaften thätig sind. Die Schilderung ihrer Verdienste und des gegenwärtigen Zustandes der armenischen Literatur, woben auch des orientalischen Institutes der Sn v. Lazareff in Moskau gedacht wird, macht den Schluß des Werkes. In den beiden letzten Jahrhunderten waren auch die europäischen Gelehrten genannt, die sich mit dem Armenischen beschäftigt haben, und es ist erfreulich, hierzu schon einen Nachtrag geben und auf ein neues Verdienst der Mechitaristen von St. Lazaro aufmerksam machen zu können, das sie sich durch die große Bereitwilligkeit erwerben, womit sie fremden, zu ihnen Kommenden Gelehrten Unterricht in ihrer Sprache ertheilen; wir meinen in beiderley Beziehung das neueste hierher gehörige Werk: *Grammatica linguae Armenicae. Auctore H. Petermann, Doct. phil. et Prof. extr. in univ. liter. Berolin. Berol., sumptibus G. Eichler. 1837. XII u. 264 Seiten in gr. Octav.*

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Julius 1837.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck u. Ruprecht: Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere. Von Arnold Adolph Berthold. Zweyte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 1837. Erster Theil, enthaltend die allgemeine Physiologie. XII u. 369 Seiten. Zweyter Theil, enthaltend die besondere Physiologie. XII u. 641 Seiten in 8.

Bey Gelegenheit der seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1829) jährlich zwey Mal nach diesem Lehrbuche gehaltenen Vorlesungen konnten dem Verf. die Mängel dieses Werkes nicht entgehen. Solche zu beseitigen und die Schrift den Fortschritten, welche seit dem die Wissenschaft gemacht hat, anzupassen, ist des Verfs eifrigstes Bestreben gewesen, wobey ihm theils mehrere öffentliche Beurtheilungen jener Auflage, theils fremde und eigene Erfahrungen und Untersuchungen, so wie die nach 1828 erschienenen allgemei-

nen und besondern physiologischen Werke die vorzüglichsten Dienste geleistet haben. Fast jede Seite hat in dieser Auflage wesentliche Zusätze und zweckmäßige Veränderungen erlitten, und das Ganze ist wenigstens um ein Drittel inhaltreicher geworden, was zwar weniger aus der Seiten-, als vielmehr aus der größeren Zeilenzahl und aus dem compresseren Drucke, besonders der Anmerkungen und Literatur, zu ersehen ist. Einige Kapitel, z. B. das über Leben im Allgemeinen, über Factoren des Lebens *cc.* sind gänzlich umgearbeitet, und um dem angehenden Physiologen das Studium so viel als möglich zu erleichtern, ist die Reihenfolge der Kapitel etwas geändert worden. — Das Werk beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, worauf dann die allgemeine Physiologie folgt. — Abschn. I. Vom Leben. Kap. 1. Leben im Allgemeinen. Kap. 2. Organismus. Kap. 3. Unterschied der Thiere. Kap. 4. Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren. Kap. 5. Unterschied der Menschen nach den Rassen. Kap. 6. Factoren des Lebens (Receptivität, Reactivität und Production [Reproduction]). Kap. 7. Allgemeinstes Wechselverhältniß zwischen Microcosmus und Macrocosmus. — Abschn. II. Andeutung der drey niederen Naturstufen im thierischen und menschlichen Organismus. Kap. 8. Thierische Wärme, Phosphorescenz und Electricität, als Andeutung des Dynamismus. Kap. 9. Bau, als Andeutung des Mechanismus. (Form, feste und flüssige Theile). Kap. 10. Elementarische Zusammensetzung, als Andeutung des Chemismus. — Abschnitt III. Verhältniß der Lebensäußerung im Menschen, nach den allgemeinsten inneren und äußeren Umständen. Kap. 11. Verhältniß *cc.* nach den inneren Umständen (Geschlecht, Alter, Statur,

Temperament, Gesundheit und Krankheit, Gewohnheit, Idiosyncrasie). Kap. 12. Verhältniß zc. nach den äußeren Umständen (Clima). — Abschnitt IV. Seele. Kap. 13. Im Allgemeinen. Kap. 14. Seelenausßerungen oder Seelenvermögen. Kap. 15. Gemüthsbewegungen und Leidenschaften. Kap. 16. Instinct und Kunsttrieb. — Die besondere Physiologie handelt in der ersten Abtheilung vom Leben des Individuums: — Abschn. I. Von den Bedeutungen der Organe des vegetativen Lebens. Kap. 1. Verdauung. Kap. 2. Aufsaugung, Blutbereitung und Blutleben. Kap. 3. Kreislauf des Blutes. Kap. 4. Respiration. Kap. 5. Absonderung. Kap. 6. Ernährung, Wachsthum und Wiedererzeugung. — Abschn. II. Von der Bedeutung der Organe des animalischen Lebens. Kap. 7. Muskel- und Ortsbewegung. Kap. 8. Stimme und Sprache. Kap. 9. Nervenleben. Kap. 10. Sinne. Kap. 11. Schlaf — in der zweyten aber vom Leben der Gattung: — Abschnitt III. Von der Zeugung. Kap. 12. Zeugendes. Kap. 13. Zeugung an sich. Kap. 14. Schwangerschaft und Geburt. Kap. 15. Milchabsonderung. Kap. 16. Frucht. — Abschnitt IV. Aufhören des Lebens. Kap. 17. Tod. Kap. 18. Verwesung des Körpers.

Ueberall ist der Verf. seinem ursprünglichen Plane, nicht ein Repertorium, sondern — ein Lehrbuch zu liefern, welches so wohl den Anforderungen eines Leitfadens bey academischen Vorlesungen, als auch eines geeigneten Mittels zum Selbststudium der Physiologie entspreche, treu geblieben. Wir schließen die gegenwärtige Anzeige mit demselben Wunsche, welchen wir bey der früheren Auflage in St. 53. des Jahrg. 1829

dieser Blätter hegen, nämlich, daß das Werk zur Förderung der Wissenschaft beytragen möge.

Berthold.

G r ö n i n g e n .

Ex Officina M. Smit, Bibliopolae. Disp. jurid. inaug. de conatu delinquendi, e quo ipsum delictum prorsus enasci nequit, ejusque poena. Auct. Janus van der Veen. 1832. 82 Seiten in 8.

Diese Schrift, welche Ref. bey der Bearbeitung der Lehre vom Versuche der Verbrechen noch unbekannt war, und die er auch bis jetzt noch Nirgends angeführt gefunden hat, behandelt, wie schon der Titel besagt, einen speciellen, die Strafbarkeit des Versuches betreffenden Streitpunct, nämlich die Frage, ob der auf Hervorbringung eines Verbrechens gerichtete böse Wille auch dann bürgerlich strafbar sey, wenn durch die zu diesem Zwecke unternommene Handlung ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, entweder wegen der Untauglichkeit des angewendeten Mittels, oder wegen eines wesentlichen, das Object oder ein anderes Merkmal des Thatbestandes betreffenden, dem Thäter aber unbekanntem Mangels das Verbrechen unmöglich hervor gebracht werden konnte? Ref. glaubt nachgewiesen zu haben, daß diese Frage, so bald man sich nicht von dem Boden des Rechts entfernen will, im Allgemeinen nur verneint werden könne, und auch der Verf. der vorliegenden Inauguralschrift ist bey der Prüfung derselben zu demselben Resultate gelangt.

Nach einer literärgeschichtlichen Einleitung bespricht der Verf. im ersten Abschnitte S. 1 — 26. die Erfordernisse des Versuches überhaupt. Die Ausführung läßt hier freylich Manches zu wünschen übrig. Das Meiste ist ohne gehörige Be-

gründung hingestellt; auch sind die Begriffe von Vollendung und Versuch des Verbrechens, von welchen der Verf. ausgeht (S. 11.), durchaus ungenügend und bilden keinen scharfen und richtigen Gegensatz. Was der Verf. als Begriff des Versuches hinstellt, paßt auf jeden unvollständigen Thatbestand bey vorhandener Absicht das Verbrechen zu begehen. Eben so wird der verbrecherische Versuch nicht gehörig begrenzt, wenn der Verf. (S. 16.) fordert, daß sich der böse Wille in äußeren Handlungen evident kund gethan habe. Dies ist theils zu viel, theils zu wenig! Denn hiernach würde eines Theils z. B. auch die ernstlich gemeinte Drohung unter den Begriff des Versuches fallen, und andern Theils überall kein Versuch gestraft werden können, wo sich aus der Beschaffenheit der äußeren That die Beschaffenheit der verbrecherischen Absicht nicht bestimmt erkennen läßt. Das Richtige ist, daß die äußere Handlung auf Hervorbringung des Verbrechens gerichtet sey. Deshalb ist allerdings die Drohung, welche bloß in einer Aeußerung des verbrecherischen Willens besteht, kein Versuch des gedrohten Verbrechens, und kann daher eben so wenig Gegenstand einer Strafe seyn, wie das später abgelegte Geständniß, daß man früher entschlossen gewesen sey, ein Verbrechen zu begehen. Daß aber durch jenes Erforderniß die Strafbarkeit des Versuches zu sehr beengt wird, zeigt sich in Folgendem: Jeder Versuch muß schon den Anfang einer Gesetzesübertretung enthalten, und hieraus folgt allerdings, daß er nur in sofern bürgerlich strafbar sey, als ein Anfang der Ausführung, ein commencement d'exécution, wie der Code pénal sagt, vorliegt. Auch der Verf. erkennt dies S. 20 f. als nothwendig an, versucht es aber nicht, ein festeres Princip zur Beantwortung der Frage zu gewinnen, wann ein

Anfang der Ausführung vorkiege? Ref. hat in seiner Lehre vom Versuche der Verbrechen den Grundsatz aufgestellt: Anfang der Ausführung ist dann vorhanden, wenn mit einer Handlung begonnen worden ist, welche als wirklicher Bestandtheil der im Gesetze bedrohten That betrachtet werden muß, und glaubt deshalb auch, daß bey solchen Verbrechen, deren gesetzlicher Begriff aus mehreren Handlungen zusammen gesetzt ist, z. B. bey dem Diebstahl durch Einbruch und Einsteigen u. das Einbrechen und Einsteigen nicht zu den bloßen Vorbereitungshandlungen gerechnet werden könne. Der Verf. ist hier anderer Ansicht und zwar aus dem Grunde, weil sich aus dem Einsteigen die eigentliche Absicht des Einsteigenden nicht erkennen lasse. Ref. weiß sehr wohl, daß sich auch die französische Jurisprudenz, zufolge einiger bey Sirey sich findenden Urtheile des Cassationshofes, bey der Anwendung des Art. 2. des Code in solchen Fällen gegen die Annahme einer tentative entschieden hat, was auch z. B. von Carmignani gebilligt wird, während Rossi mit Recht in solchen Handlungen einen commencement d'exécution findet. Auch konnte Ref. dasjenige, was z. B. U. Chaveau und Hélie Faustin in der Théorie du Code pénal Chap. X. zur Rechtfertigung der französischen Jurisprudenz gegen Rossi bemerken, in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen. Denn wenn sie sagen: Comment soutenir en effet que l'escalade, par exemple, est un commencement de vol? Cet acte ne peut-il pas avoir pour but la perpétration d'un tout autre crime, d'un rapt, d'un viol, d'un assassinat? so ist dies eben nur eine Folge von der unrichtigen Voraussetzung, daß sich aus der Versuchshandlung die Absicht des Thäters bestimmt müsse erkennen lassen. Wenn Jemand einen Anderen

verwundet, so können wir auch oft aus der Beschaffenheit der That nicht erkennen, ob er wirklich die tödtliche Absicht hatte, und doch müssen wir Versuch der Tödtung annehmen, wenn diese Absicht z. B. eingestanden ist. Wie häufig ist es überhaupt der Fall, daß mehrere Verbrechen in der äußeren Erscheinung der That ganz gleich sind, und daß dann nur die Absicht des Thäters entscheidet, welches Verbrechen anzunehmen sey! Nam maleficia voluntas et propositum delinquentis distinguit, wie schon Paulus sagt. Eine Entwendung z. B. kann nicht bloß in diebischer Absicht vorgenommen werden, sondern es kann ihr auch Selbsthülfe, oder injuriöse Neckerey und die Absicht, die Sache zu beschädigen, oder zu vernichten zu Grunde liegen. Die Zusammenrottung einer Menschenmenge kann bloßer Auflauf seyn, sie kann aber auch das Verbrechen des Aufruhrs oder gar des Hochverraths nach Verschiedenheit der Absicht enthalten. Und welche Consequenz liegt darin, wenn nach anderen Entscheidungen des Cassationshofes und nach einem Belgischen Arrêt v. 31. October 1834 le fait de celui qui est surpris sur le point d'ouvrir un meuble, dans un lieu où il s'est introduit en faisant usage d'une clef égarée constitue la tentative de vol!? Würde man nicht auch hier mit demselben Rechte sagen können, man dürfe keinen Versuch des Diebstahls annehmen, weil die Eröffnung eines Secretärs auch bloß zur Befriedigung einer Neugierde oder in betriegerischer Absicht, oder um eine darin befindliche Urkunde zu fälschen, geschehen seyn könne? Wenn es auch unrichtig war, was in einem Falle der procureur-général behauptete 'qu'entre l'escalade et le vol consommé la pensée ne peut concevoir aucun fait intermédiaire qui puisse être un commencement

d'execution', indem auch beyhm Versuch mit Anfang der Ausführung mannigfache, im Voraus gar nicht zu berechnende Stufen des Fortschreitens der verbrecherischen Thätigkeit vorkommen können, so folgt doch aus der Unrichtigkeit dieses Grundes nicht, daß das Einsteigen in ein Haus, um zu stehlen, kein Versuch des Diebstahls durch Einsteigen sey, und wenn die Römer ein solches Einsteigen nicht als Versuch des Diebstahls strafte, so hatte dies einen ganz andern, hier nicht zu erörternden, Grund.

Doch um von dieser fast schon zu weit ausgehnten Excursion zu dem eigentlichen Gegenstande der zu beurtheilenden Schrift zurück zu kommen, so wendet sich der Verf. dazu in der Sect. II. und bespricht zunächst im Cap. I. den Versuch mit untauglichen Mitteln. Die Untersuchung wird hier gründlicher, der Verf. zeigt, obwohl er seinen Gegenstand nicht immer völlig zu beherrschen scheint, Belesenheit und gesundes Urtheil und legt seine Gründe einfach und mit Klarheit vor. Statt der von ihm gebilligten Unterscheidung von absolut und relativ untauglichen Mitteln (S. 28—31.) würden wir die Unterscheidung zwischen untauglichen und unwirksamen oder unzulänglichen Mitteln für vorzüglicher halten, indem die Ausdrücke absolut und relativ doch leicht zu Mißverständnissen führen und in sofern auch nicht gerechtfertigt werden können, als ein relativ untaugliches Mittel in der That ein an sich taugliches genannt werden muß. Im Cap. II. ist vom Versuch an einem Gegenstande die Rede, an welchem dieses Delict nicht verübt werden konnte (S. 57—69.). Die Gründe gegen die Strafbarkeit des Versuchs in beiden Fällen sind zwar nicht neu, aber meistens gut und überzeugend. Der Vf. macht auf die wesentliche Verschiedenheit zwischen moralischer

und juristischer Zurechnung aufmerksam, und sucht nächst den aus der Natur des bürgerlichen Strafrechts entlehnten Gründen auch 'ex vitiis contrariae sententiae inhaerentibus' zu argumentieren. Insbesondere beschäftigt er sich im Einzelnen mit der Widerlegung der von Wintgenz, Escher, Henke, Derstedt und Schröder vorgebrachten Gründe.

Die Sect. III. (S. 71 — 82.) enthält eine gute Zusammenstellung der Aeußerungen des positiven Rechts über die behandelte Frage, woben insbesondere auf das römische Recht und die peinliche Gerichtsordnung Karls V., dann aber auch auf das französische Recht und einige neuere deutsche Gesetzgebungen Rücksicht genommen wird. Allerdings ist in diesen letzteren, so wie in den neueren Entwürfen, welche der Verf. noch nicht benutzen konnte, die Ansicht für die Strafbarkeit des Versuchs mit untauglichen Mitteln u. noch vorherrschend, und auch die neuesten Entwürfe für Sachsen und Würtemberg haben sich dafür erklärt, während der von Ref. an einem anderen Orte ausführlicher besprochene badische Entwurf offenbar auf halbem Wege stehen geblieben ist. Welcher Widerspruch darin liegt, wenn dieselben Gesetzgebungen dessen ungeachtet einen beim Gebrauch ganz untauglicher Mittel in der That undenkbaren Anfang der Ausführung zur Strafbarkeit des Versuches verlangen, ist von Ref. schon in der Lehre vom Versuche der Verbrechen gezeigt worden. Hoffentlich wird aber die richtigere Ansicht, die in der Theorie doch immer mehr Anhänger zu gewinnen scheint und auch in der Praxis hier und da sich geltend zu machen sucht, bey der wiederholten Prüfung und Berathung der angeführten und bey der Bearbeitung neuer Entwürfe den Sieg davon tragen!

Zacharia.

M a d r i d.

Descripcion geognostica del Reino de Galicia, acompañada de un mapa petrografico de este pais, por Don Guillermo Schulz, Inspector de minas por S. M. Publicada de Real orden. 1835. VI u. 52 Seiten in fl. 4.

Die erste in Spanien erschienene Schrift, welche eine dem jetzigen Zustande der Wissenschaft entsprechende, geognostische Beschreibung einer bedeutenden Provinz jenes, in naturwissenschaftlicher Hinsicht noch so wenig durchforschten Landes liefert, und für uns eine um so erfreulichere Erscheinung, da ihr Verf. ein Deutscher und ein Zögling der Georgia Augusta ist.

Der Inhalt der Schrift zerfällt in drey Haupttheile. Die erste Abtheilung gibt eine geographische Uebersicht von Galicien; die zweyte enthält die Beschreibung der Gebirgsarten und ihrer Lagerungsverhältnisse; die dritte liefert Notizen, welche sich auf den Bergbau und andere, damit verwandte Industriezweige beziehen.

Galicien ist im Ganzen ein bergiges Land, wiewohl es auch einzelne bedeutende Ebenen besitzt. Durch die außerordentliche Anzahl bewässerter Thäler, welche es durchschneiden, erhält seine Physiognomie große Mannigfaltigkeit. Die Bergketten, welche als Wassertheiler erscheinen, zeichnen sich weder durch Höhe, noch durch Zusammenhang aus. Sie ziehen sich von Piedrafito zum Cabo de Finisterre, und von Sobrado zum Cabo Cillero. Ueberhaupt erheben sich die Berge in Galicien zu keiner sehr bedeutenden Höhe, indem sie nirgends die Schneelinie erreichen.

Die geognostische Constitution von Galicien ist nicht durch Formationen-Mannigfaltigkeit ausgezeichnet, denn es fehlt nicht allein beynabe die

ganze Folge secundärer Gebilde vom Steinkohlengebirge bis zur Kreide; sondern es mangeln auch die charakteristischen Glieder der tertiären Formationen-Reihe; und vom vulcanischen Gebirge ist nichts vorhanden. Die so genannten primären Gebirgsarten sind am Allgemeinsten verbreitet. Sie nehmen etwa drey Biertheile der Oberfläche ein, und zwar den ganzen westlichen Theil, indem sie nur in dem Districte von Orense sich zur östlichen Grenze erstrecken. Ihre Mannigfaltigkeit ist bedeutend. Sehr verbreitet ist der Granit in seinen verschiedenen Abänderungen; eben so der Gneus, der Glimmer-, Talk-, und Chloritschiefer, das Hornblendgestein; beschränktes Vorkommen haben dagegen Syenit, Diorit, Euphotid, Serpentin, Kalkstein. Auch der Thonschiefer gehört zu den weniger verbreiteten Gebirgsarten. Der Vf. wagt indessen nicht zu entscheiden, ob eine bedeutende, aber verhältnißmäßig schmale, vom primären Gebirge eingeschlossene Masse eines schwarzen Thonschiefers, welche sich von der Küste von Santa Marta und Barquero südlich bis über Vamonde hinaus erstreckt, und dann noch einmal südlich vom Rio Ferreira erscheint, zum primären oder zum Uebergangsgebirge zu zählen sey. Weißstein kommt in mehreren Gegenden in bedeutenden Massen vor. Unter den primären Gebirgsarten wird kein geregeltes Lagerungsverhältniß bemerkt; Granit, Gneus, Glimmerschiefer, die Chlorit- und Hornblendegesteine wechseln unter einander ohne bestimmte Ordnung, und die übrigen Gebirgsarten bilden in jenen untergeordneten Massen. Die Schiefer-Gesteine streichen gewöhnlich in der Haupttrichtung von Süden nach Norden, und fallen am häufigsten steil gegen Westen ein; doch kommen auch an manchen Orten bedeutende Ausnahmen davon vor.

Das Uebergangsgebirge nimmt kaum den vierten Theil der Oberfläche von Galicien ein. Es erstreckt sich an der östlichen Grenze von der Küste von Foz und Rivadeo bis Valdeorras, und bildet außerdem weiter südlich eine isolierte Gruppe, welche die große Sierra del Invernadero, die Sierra Seca und die Gegend bis zur Grenze von Portugal befreift. Dies Gebilde enthält eine nicht so große Mannigfaltigkeit von Felsarten als das primäre Gebirge. Thonschiefer ist in Galicien die allgemeinste Uebergangs-Gebirgsart. Außer dem gemeinen Thonschiefer findet sich auch nicht selten Dachschiefer. In einigen Gegenden hat der Thonschiefer eine grünliche, in anderen eine schwärzliche Farbe. Versteinerungen sind darin selten. Zwischen Mondoñedo und Rivadeo finden sich Trilobiten, Orthoceratiten und verschiedene Polypen-Reste; und südlich von Sante entdeckte der Wf. einige Pflanzenabdrücke. Eine ziemlich häufige Uebergangsgebirgsart ist der Quarzschiefer, der mit dem Thonschiefer in abwechselnden Lagern vorkommt, und vermöge seiner Härte und geringeren Zerstorbarkeit hervor ragende Kämme bildet, wodurch eine sehr rauhe Oberfläche bewirkt wird. Grauwacke ist in Galicien wenig verbreitet. Uebergangskalk findet sich dagegen weit häufiger als primärer. Er stellt gewöhnlich eine Art von Marmor von licht blaulicher Farbe dar, und bildet so wohl untergeordnete Lager, als auch bedeutende Massen im Thonschiefer. Versteinerungen, welche in anderen Gegenden im Uebergangskalk so häufig sind, haben sich in Galicien bis jetzt nicht darin gefunden. Die Structur ist im Uebergangsgebirge weit weniger constant als im primären. In einigen Gegenden hat es zwar ein gleich bleibendes Streichen, z. B. in der Sierra del Invernadero und in der Sierra Seca, wo es von

Südost gegen Nordwest und das sehr steile Einfallen im östlichen Theile gegen Südwest, im westlichen dagegen nach Nordost gerichtet ist; an anderen Orten findet dagegen größte Unregelmäßigkeit so wohl im Streichen als auch im Fallen statt, z. B. überall in der Nähe des Sil. Nördlich vom Miño gibt sich eine Muldenbildung durch die verschiedenen Richtungen des Fallens zu erkennen. Eben so abweichend ist die Lage der Schichten des Uebergangsgebirges im Verhältniß zum Grundgebirge. Ost fällt das erstere gegen das letztere ein, u. a. in dem mittleren Theile des Uebergangsgebirges südlich von Meyra und Fuensagrada, so wie gegen den Granit am Rio Jares. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß der Uebergangsthonschiefer da, wo er dem Granite nahe liegt, an vielen Puncten Crystalle von Chiasolith oder von einem diesem ähnlichen Fossile enthält. Das Uebergangsgebirge in Galicien enthält manche Lagerstätten nutzbarer Fossilien. Besonders reich ist es an Brauneisenstein, der auf Gängen und Lagern vorkommt. Eine vorzüglich reiche Lagerstätte ist die von Formigueiros in der Nachbarschaft von Quiroga, von welcher über 15 Eisenhämmer das rohe Material erhalten. Von ausgezeichnete Güte ist der Eisenstein von Reinante unweit Rivadeo, der auf der großen Eisengießerey von Sargadelos verschmolzen wird. Beachtungswerth ist der Antimon glanz, der an mehreren Orten in Begleitung von Antimonocher vorkommt. Auch Bleiz, Kupferz und Silbererze finden sich.

In einigen Thälern von Galicien trifft man ein Mergelgebilde an, welches dem der Hochebenen von Castilien sehr ähnlich und wahrscheinlich secundär ist. Der untere Theil dieser horizontal abgelagerten Formation besteht der Hauptmasse nach aus buntem Mergel, in welchem hie

und da schmale Lager von Sandstein vorkommen. Der Verf. glaubt diesen Mergel für den s. g. Keuper ansprechen zu dürfen; womit indessen, wie er selbst bemerkt, der allmähliche Uebergang desselben in ein darüber liegendes System von mehr sandigen Lagern, die sich durch eine licht grünlige Farbe auszeichnen, und bey denen sich die Vergleichung mit dem Grünsande aufdringt, zu streiten scheint. Aber auch diese Lager sind nicht scharf gesondert von einem darüber liegenden tertiären Thon, so wie dieser sich in die Diluvial- und Alluvial-Gebilde verläuft. Da sich nirgends Reste organisirter Wesen finden, so läßt sich für jetzt wohl noch nicht entscheiden, zu welchen Formationen jene Mergelgebilde gezählt werden müssen. Vielleicht wird eine genauere Untersuchung ähnlicher Ablagerungen in anderen Theilen von Spanien künftig bestimmteren Aufschluß darüber geben.

Zu den tertiären Gebilden ist nach aller Wahrscheinlichkeit eine Ablagerung von plastischem Thon und Sand zu rechnen, welche bedeutende Massen von Braunkohle enthält, die leicht zu gewinnen seyn würde, bis jetzt aber unbenutzt geblieben ist, weil in den Gegenden, wo sie sich findet, Ueberfluß an Holz ist.

Die s. g. Diluvial-Gebilde, welche besonders in Ablagerungen von Quarzgeröllen von verschiedener Größe und Sand bestehen, sind für Galicien von vorzüglicher Wichtigkeit wegen des Vorkommens von Gold. Im Alterthume sind gigantische Arbeiten zur Gewinnung desselben unternommen, wovon sich die Spuren erhalten haben. Bemerkenswerth ist, daß fast allein das Uebergangsgebirge das Material für die Gold führenden Conglomerate geliefert hat. Eine einzige Ausnahme bietet eine Stelle nördlich von Carral in der Gegend von Coruña dar, wo ei-

ne Goldgewinnung im Bereich des primären Gebirges betrieben worden. Aus den Diluvialablagerungen gelangt das Gold auch in das Alluvium. Seit langer Zeit ist der Goldsand des Sil bekannt, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß sich bey genauerer Untersuchung auch in anderen Flüssen, zumahl in denen, welche im Uebergangsgebirge ihren Ursprung nehmen, Gold finden wird.

Ein einziger Basaltgang ist im primären Gebirge bekannt, namentlich in einem porphyrartigen Gneus zwischen Larazo und las Cruces östlich von Santiago. Dieß Vorkommen ist wegen der großen Entfernung von anderen Basaltmassen besonders merkwürdig. Der Basalt jenes Ganges ist ziemlich dicht und enthält Olivin, basaltische Hornblende und Zeolith.

Galicien ist sehr reich an heißen Quellen und verschiedenen Mineralwassern, zumahl Schwefelquellen, deren Heilkräfte zum Theil in großem Ansehen stehen. Die berühmtesten sind die Gesundbrunnen von Caldas de Rey und von Cuntis zwischen Santiago und Pontevedra. Sie entspringen im primären Gebirge.

In der letzten Abtheilung der vorliegenden Schrift gibt der Verf. zuerst eine Uebersicht von dem, was in bergmännischer Hinsicht in Galicien Beachtung verdient. Das primäre Gebirge ist an vielen Puncten reich an Zinn, welches schon den Alten bekannt war, und worauf auch in neuerer Zeit an einigen Orten Bergbau getrieben worden, dessen Gewinnung aber größere Aufmerksamkeit verdient, als man ihr bisher gewidmet hat. Der Zinnstein kommt auf Gängen vor, welche im Granit, Gneus und Glimmerschiefer aufsetzen; in ersterer Gebirgsart auch eingesprengt. Sonst ist das primäre Gebirge in Galicien arm an Metallen. Reicher daran ist das Uebergangsgebirge,

wovon, so wie von dem Goldgehalte der Diluvial- und Alluvialmassen vorhin schon die Rede war. — Der Verf. theilt darauf Notizen über das Vorkommen von anderen Mineralien mit, welche Materialien für verschiedene Industriezweige darbieten können; und stellt zuletzt allgemeine Betrachtungen über die Vegetation in Galicien und über die Verhältnisse an, welche dort die maritime Industrie begünstigen.

Angehängt ist eine tabellarische Liste geognostischer und bergmännischer Ausdrücke in deutscher, französischer und spanischer Sprache; ein systematisches Verzeichniß einer aus 184 Stücken bestehenden geognostischen Sammlung; so wie eine von dem Verf. entworfene und zu Madrid lithographierte, petrographische Karte von Galicien. Sie erhöht den Werth obiger Schrift ungemein, und ist die erste größere Arbeit dieser Art, welche in Spanien zu Stande gekommen. Leider wird auf der Karte eine ausgeführte Terrainzeichnung vermißt, indem nur die Flüsse, nicht aber die Berge angegeben worden, wozu es an Zeit und den nöthigen Vorarbeiten fehlte. Erfreulich ist die Nachricht, welche in der Einleitung sich findet, daß der gelehrte Don Domingo Fontan sich mit der Verfertigung einer genauen Karte von Galicien beschäftigt. Möge diese Arbeit durch die jetzigen politischen Verhältnisse nicht unterbrochen werden, und mögen sie auch Hn Schulz nicht verhindern, die geognostische Untersuchung von Asturien, welche Provinz ebenfalls zu seinem ausgedehnten Wirkungskreise gehört, zu vollenden, und dann über diesen, hinsichtlich der geognostischen Constitution noch völlig unbekanntem Theil von Spanien, eine ähnliche Arbeit zu liefern, als wir ihm über Galicien verdanken.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Julius 1837.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1837.
Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Vierten Bandes erstes Heft. 128 Seiten in 8.

Um die zur Herausgabe bestimmten Arbeiten des Bergmännischen Vereins schneller zum Drucke zu befördern, ist die Einrichtung getroffen, die Studien nicht, wie bisher, in ungetheilten Bänden, sondern in einzelnen Heften, deren drey bis vier einen Band ausmachen werden, erscheinen zu lassen. Das erste Heft des vierten Bandes, welches vor Kurzem die Presse verlassen hat, enthält folgende Abhandlungen:

I. Ueber den Betrieb der Eisenschmelzöfen mit heißer Luft. Von C. Pfort und H. Buff. S. 1—22. Kein Gegenstand hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Metallurgen und zumahl der Eisenhüttenmänner mehr auf

sich gezogen, als die Anwendung der heißen Gebläseluft. Bey dem Eisenschmelzen haben alle darüber bekannt gewordenen Versuche nicht nur eine ansehnliche Ersparung an Brennmaterial, sondern auch eine Verbesserung des Productes in Bezug auf seine Gußfähigkeit ergeben. Die bisher noch nicht gehörig ergründete Ursache dieses günstigen Einflusses aufzuklären, ist der Zweck obiger Arbeit. Die dabey benutzten Erfahrungen wurden hauptsächlich von Versuchen bey dem Kupolofen auf der Kurhessischen Eisenhütte zu Beckenhagen entlehnt. Nach der von den Werff. entwickelten Theorie, liegen die Vortheile der Anwendung heißer Gebläseluft bey dem Eisenschmelzen wesentlich nur in der größeren Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit sich heißer Sauerstoff mit der Kohle verbindet. Wenn kalte Luft mit glühenden Kohlen in Berührung kommt, so kann sie nicht unmittelbar die Verbrennung derselben unterhalten, sondern muß ihnen zuvor so viel Wärme entziehen, als sie braucht, um zu ihrer Entzündungstemperatur erhoben zu werden. Hierzu ist aber immer einige Zeit erforderlich, während welcher die bewegte Luft ihren Weg fortsetzt. Die Entzündungstemperatur der Kohle liegt nicht sehr hoch, und in keinem Falle höher als 300°. Wenn nun der Wind bis zu diesem Grade erhitzt in den Ofen tritt, so kann die Vereinigung seines Sauerstoffs mit der Kohle augenblicklich und vollständig vor sich gehen. Der Verbrennungsproceß wird sich auf einen engeren Raum beschränken, die eintretende Luft wird innerhalb dieses Raumes besser benutzt und aus beiden Gründen muß der Grad der entwickelten Wärme gesteigert werden. Die Werff. berühren noch einen anderen Vortheil der durch heiße Luft erzielt werden kann, und auf welchen man bisher

weniger aufmerksam gewesen ist. Eisenschmelzöfen erfordern bekanntlich eine gewisse Geschwindigkeit des Windes, die hauptsächlich von der Beschaffenheit des Brennstoffes abhängt, und welche von jedem Hüttenmanne nach den Umständen reguliert wird. Der Vortheil hoher Pressionen läuft größtentheils darauf hinaus, daß die Luft bey vergrößerter Einströmungsgeschwindigkeit vollständiger benutzt wird. Nun braucht aber Luft, die im Voraus zu ihrer Entzündungstemperatur erhitzt worden, keine große Geschwindigkeit, um vollständig verzehrt zu werden; man kann sie daher mit verringerter Geschwindigkeit und durch weitere Düsen einströmen lassen, und die Kraft, welche sonst verwendet werden mußte, um den nöthigen Druck hervor zu bringen, jetzt mit Vortheil benutzen, um größere Windmassen zu sammeln.

II. Ueber die Ausströmungsgesetze atmosphärischer Luft. Von H. Buff. S. 23 — 58. Im ersten Bande der Studien hat Herr Koch eine Reihe von Versuchen über die Ausflußgeschwindigkeit verdichteter Luft bekannt gemacht, und aus den Ergebnissen derselben eine Formel berechnet, welche wahrscheinlich nur deshalb nicht allgemein Eingang gefunden hat, weil sie von der gewöhnlichen Art, die Ausströmungsgeschwindigkeit der Luft zu berechnen, deren Richtigkeit übrigens damahls von Hn Koch bezweifelt wurde, abzuweichen scheint. Wegen des großen Maßstabes und der außerordentlichen Genauigkeit womit diese Versuche angestellt wurden, haben sie neuerdings die Aufmerksamkeit des Ritters von Gerstner auf sich gezogen, und dieser gelehrte Mechaniker berechnete aus denselben, in dem letzten Hefte seines Werkes, den so genannten Ausflußcoefficienten für die Luft. Da er sich

jedoch zu diesen Berechnungen keiner sonderlich genauen Methode bediente, und überdies das Calenberger mit dem Rheinländischen Maße verwechselte, so sind die von ihm gegebenen Resultate nicht brauchbar. Auf den Wunsch des Hn Bergraths Koch hat Hr Doctor Buff den Ausflußcoefficienten für Oeffnungen in dünnen Wänden und für kurze Ansahrröhren von Neuem theils selbst berechnet, theils durch einen seiner Schüler, Herrn Philipp Schwarzenberg, berechnen lassen, und die Ergebnisse in obiger Abhandlung mitgetheilt. Der größeren Deutlichkeit wegen sind die theoretischen Betrachtungen, auf welche sich die Bestimmung der Ausflußgeschwindigkeit gasförmiger Körper gründet, den eigentlichen Rechnungen kurz voraus geschickt. Gelegentlich ist auch der scheinbare Widerspruch erörtert, in welchem die Resultate der Koch'schen Versuche mit den D'Aubuisson'schen stehen, der darin begründet ist, daß Herr D'Aubuisson seine sämmtlichen Beobachtungen bey Druckhöhen unter 0,5 Fuß gemacht hat, also seine Versuche da anfang, wo Hr Koch gewöhnlich die seinigen beendigte.

III. Beschreibung einer am Reinhardswalde seit einigen Jahren eingeführten neuen Köhlerenmethode. Vom Hütteninspector C. Pfort zu Beckerhagen. S. 59 — 64. Die Vorzüge des hier beschriebenen Verfahrens bestehen darin: daß man 1) bey keinem anderen Verfahren die Feuerführung während der eigentlichen Verkohlungsperiode so in seiner Gewalt hat und dem Feuer den Weg so vorschreiben kann; 2) daß man äußerst selten nur Nebensfüllen, das s. g. Sengeln niemahls und stets eine gleichmäßige Verkohlung um den Meiler erhält; 3) daß man dichtere und bessere Koh-

len deshalb erschwält, weil das Feuer sich anfangs weder zu sehr nach der Brust noch nach einer anderen Seite des Meilers zieht und bey dem sonst sehr gleichförmigen Gange alles Schmoren vermieden wird; 4) daß man weniger Quandelkohlen erhält.

IV. Vergleichende Resultate bey dem Betriebe des Kupolofens und der Frischfeuer mit atmosphärischer und erhitzter Gebläseluft auf Herzogl. Braunschweigischer Carlshütte. Vom Hütteninspector C. Reinking. S. 65 — 92. Die Vortheile des Kupolofen-Betriebes mit heißer Luft bestehen nach den hier mitgetheilten Erfahrungen hauptsächlich in Kohlenersparniß und geringerem Eisenabgange; wobey freylich nicht übersehen werden darf, daß der hieraus erwachsende Gewinn durch den Kostenaufwand, den die Vorrichtung des Erhitzungsapparates und die schnellere Abnutzung des inneren Schmelzraumes und der Formen verursachen, vermindert wird. Was die Frischarbeit mit erhitzter Gebläseluft betrifft, so ist sie nach den von Hn Reinking zusammen gestellten Erfahrungen zwar mühevoller, dagegen aber weit sicherer als bey gewöhnlichem Betriebe.

V. Vorläufige Mittheilungen über, auf den Obernkircher Steinkohlenbergwerken im Schaumburgischen angestellte Sprengversuche, so wie über eine daselbst kürzlich eingeführte, besonders bey sehr nassen Arbeiten und bey feuerreißendem Gesteine anwendbare, neue Sprengmethode mit Sandbesezung. Vom Berginspector Heuser in Obernkirchen. S. 93 — 129. Das Wesentliche des in dieser Abhandlung ausführlich beschriebenen,

neuen Verfahrens besteht darin: daß wasserdichte, aus starkem Packpapier geleimte und mit Leinölfirniß überstrichene Patronen angewandt werden, welche oben offen, und um etliche Zolle länger sind als die Bohrlöcher, für welche sie dienen sollen, und daß in diese Patronen zu unterst das erforderliche Pulver, und sodann, nachdem der mit Pulver gefüllte Bündhalm hinein gestellt ist, Sand, als Besatz, hinein gethan wird, welcher ungefähr gleichen Feuchtigkeitsgrad hat, als der Formsand auf den Eisenhütten, und welchen man bey dem Einfüllen durch sanftes Aufstoßen der Patronen, fest zusammen rüttelt. Diese Patronen werden so gefüllt nur in die Bohrlöcher hinein geschoben und sodann weggethan, wo sie, selbst wenn förmliche Quellen aus den Bohrlöchern heraus kommen, vollkommen so gut heben, wie die mit festem Propf in trockenem Gesteine besetzten Löcher. Weitere Versuche haben auch noch gezeigt, daß selbst bey horizontalen und in die Höhe steigenden Löchern die Sandbesetzung auf diese Weise mit vollkommen befriedigendem Effecte angewandt werden kann, wenn man nur den Sand in der Patrone, und demnächst die Patrone selbst in der Mündung des Bohrlochs, etwas mit Fetten verstreicht. Wir haben hier also gegenwärtig eine Sprengmethode, bey welcher es ganz gleichgültig ist, ob über oder unter Wasser Löcher wegzuthun sind; welche sich eben so gut dazu eignet, bey quarzigem Gestein die Gefahr der Feuerreißens vollständig zu beseitigen; welche unter allen Umständen sich anwenden läßt, und welche noch sonstige Vortheile darbietet, ohne irgend beträchtliche Unkosten zu veranlassen.

L o n d o n.

The Losely Manuscripts, Manuscripts and other rare documents, illustrative of some of the more minute Particulars of English history, biography and manners, from the reign of Henry VIII. to that of James I., preserved in the muniment room of James More Molyneux Esq. at Losely house in Surrey, now first edited by Notes by Alfred John Kempe, Esq. 1836. 8. XXIV und 506 Seiten.

Wir erhalten hier wieder einen nicht unwichtigen Beytrag für die Englische Geschichte, aus einem Familien-Archive, wie wir deren schon mehrere besitzen. Losely ist ein Schloß in der Graffschaft Surrey, zwey Engl. Meilen von der Stadt Guildford, vormahls in dem Besitze der Familie More, und nach deren Aussterben in dem Mannsstamm 1689 in dem der Familie Molyneux, in welche es durch Heirath kam, und sich noch darin befindet. Hier wurden die Papiere seit ein paar Jahrhunderten in eichenen Kasten unbeachtet in einer Kammer aufbewahrt. Die Einleitung erörtert die Genealogie der Familie More, so wie die der jetzigen Besitzer. Was die Papiere betrifft, so bescheidet sich der Herausgeber selber, daß sie an historischer Wichtigkeit nicht mit den anderen großen Sammlungen verglichen werden können; aber sie sind wichtig für die Kunde des gesellschaftlichen Leben, von dessen Zustande im 16ten und der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts sie ein treues Bild geben. Die Zahl der in ihrem ganzen Umfange gegebenen Papiere steigt bis an 175, wozu noch 40 Auszüge als addenda kommen. Sie beginnen mit Nachrichten über die Heirath Heinrichs VIII. mit

der Anna von Cleve, bekanntlich seiner vierten Gemahlin, von der er bald sich wieder trennte. Es folgen darauf Documente über die Hoflustbarkeiten, Schauspiele, Maskeraden zc., unter Heinrich VIII. und Eduard VI. Besonderes Interesse haben für uns die Documente, welche sich auf die unglückliche Johanne Gray als Königin beziehen; ihre Proclamation bey ihrem seyn sollenden Regierungsantritt, und ein Schreiben an den Sherif und die Einwohner der Grafschaft Surrey ihr treu zu bleiben. Documente den Aufstand von Wyats betreffend. Die nun folgenden beziehen sich meist auf einzelne Vorgänge der Königin Elisabeth, besonders rücksichtlich ihres Benehmens der religiösen Verhältnisse, und der Mittel, Geld aufzubringen. Documente die Spanische Armada und ihren Angriff betreffend. Unter diesen ein ausführliches Schreiben des Grafen Leicester an die Königin, mit Rathschlägen. Sie möge sich nicht zu der Armee begeben, um sich nicht den Gefahren auszusetzen. Die folgenden Stücke bestehen meist aus Briefen die sich zum Theil auf öffentliche, meist aber auf Familienangelegenheiten unter Jacob I. beziehen, und nur ein particuläres Interesse haben. Große Aufschlüsse für die Geschichte haben wir nicht darin gefunden. Bey einigen sind, nach der Englischen Sitte, so genannte Fac simile beygefügt.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. S t ü c k .

Den 27. Julius 1837.

G ö t t i n g e n .

Apud Rudolph. Deuerlich: Titi Flavii Clementis Alexandrini Hymnus in Christum Salvatorem. Graece et latine. Severi Sancti Endelechii, rhetoris et poetae Christiani, Carmen bucolicum de mortibus boum. Latine et germanice. Edidit, vertit, illustravit Ferdinandus Piper. 1835. XII und 160 Seiten in Octav.

Wie als ein besonderer Segen der protestantischen Kirche anerkannt ist der Reichthum an Gesängen in vaterländischer Sprache, die aus ihr hervor gegangen; so dürfen wir nicht minder hoch halten, was die früheren Jahrhunderte in den Sprachen des Alterthums auf dem Gebiete christlicher Poesie hervor gebracht haben, und was als Gemeingut der gesammten christlichen Kirche auch auf uns über gegangen ist. Minder ergiebig freylich ist die griechische Kirche gewesen: es scheint, daß die Richtung auf die Schärfe des Begriffs die Entfaltung des gemüthlichen Lebens

in der Poesie gehemmt hat. Dagegen ist im Abendlande eine Reihe christlicher Sängere aufgestanden, und namenlos manches fliegende Blatt im Schooße der Kirche aufbewahrt; der Art, daß neben manchem durch Formlosigkeit einerseits und durch Verfälschung des Dogma andererseits Un genießbarem viel Herrliches uns überkommen ist: Einiges auch noch durch unsterbliche Compositionen empfohlen. Ein besonderes Interesse nehmen die Gedichte in Anspruch, die der christlichen Urzeit nahe stehen; denn es weht in ihnen noch der Hauch der ersten Liebe. Aber allgemein wohnt diesen christlichen Productionen in den classischen Sprachen etwas bey, wodurch sie einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen und oft wunderbar ergreifen. Es ist wohl einerseits die Musik, die diesen Sprachen überhaupt inne wohnt, das uns geläufigere Metrum, worin gemeiniglich diese Gedichte verfaßt sind, endlich der Reim, den später die lateinische Poesie sich aneignete, — was jenen Eindruck bedingt. Doch nicht diesen Aeußerlichkeiten allein ist er beyzumessen: das tief Ergreifende liegt ohne Zweifel in den neuen Zungen, in welchen die alten Sprachen der Griechen und Latiner sich darstellen. Die Sprachen, in denen man heidnische Weisheit zu vernehmen gewohnt ist, sind nun, obwohl widerstrebend, dem Evangelium dienstbar geworden, es ringt der neue Geist mit dem alten Gefäß, es liegt der Verknüpfung des Inhalts mit der Form ein Widerspruch zum Grunde, aber der Widerspruch ist durch Nachgeben der Form überwunden. Und gerade in diesem Widerstreben und Ueberwundenseyn der Sprache, wie es überall hervor tritt, besonders aber in der Poesie, scheint der eigenthümliche Reiz derselben zu liegen.

Das Mittelalter und auch die spätere Zeit haben diesen Werth durch fleißigen Gebrauch anerkannt. Im vorigen Jahrhundert aber, als der Bau des Christenthums wankte und die bisherige Theologie zusammen stürzte; gerieth auch die alte christliche Dichtkunst in Misachtung: die christlichen Classiker mußten viel Hartes hören, ja wurden für eben so blind gescholten, wie früher vom christlichen Standpuncte aus die heidnischen Classiker verkehrt waren. Also ward jenen vergolten, was an diesen gefehlt war. Es ist jetzt anders; ob auch noch Bruchstücke jener Zeit als Mumien umher wandeln. Wie das patristische Studium überhaupt neues Leben gewonnen: so ist auch den älteren christlichen Dichtern neue Theilnahme zugewandt. Manches Schöne ist durch Rambach's Anthologie in Umlauf gesetzt. Von Prudentius ist eine deutsche Uebersetzung von Silbert (Wien, 1820. 8.) erschienen. Eine Sammlung der lateinischen christlichen Dichter in vier Bänden, vollständiger, als die früheren, ist in Frankreich heraus gekommen (Poetae ecclesiastici, Vol. I. 1821. Vol. II. 1822. Vol. III. 1825. Vol. IV. 1826. in 12. Cameraci sumptibus et typis A. F. Hurez. Prix 12 fr.), die im Journal des Savans Octobr. 1826. p. 631. sehr gerühmt wird: sie scheint in Deutschland nicht bekannt geworden zu seyn. Außerdem ist manches Einzelne ans Licht gestellt. Vor Allen aber ist auch hier Angelo Mai zu nennen, der an der Quelle sitzend, überall mit vollen Händen spendet, während etwa ein anderer Glücklicher einen einzelnen Fund thut. Derselbe hat angefangen das von Cajetan Marini, seinem Vorgänger in der Præfectur der Vaticanischen Bibliothek, handschriftlich hinterlassene große Werk

einer Sammlung christlicher Inschriften heraus zu geben, bis jetzt etwa den vierten Theil in acht Kapiteln. (Scriptorum vet. nov. Collect. e vat. codd. edita t. V. Rom. 1831. 4. P. 1. 472 Seiten.) Darunter sind auch viele in Versen, zum Theil griechische, mehrentheils aber lateinische; so wohl Gedichte von bekannten älteren Dichtern, als auch von unbekanntem Verfasser. Auch hat er nicht verschmäht, in seine Sammlung classischer Schriftsteller (Classicorum Auctorum e vat. codd. editorum t. V. Rom. 1833. 8. p. 367 — 462.) eine Blumenlese neuer lateinischer Gedichte aufzunehmen von älteren christlichen Verfassern, dem Victorinus Adhelmus, Benedictus Crispus (ein medicinisches Gedicht), Hincmar, ferner eine Anzahl Gedichte aus dem Zeitalter Karls des Großen, zum Theil an diesen selbst gerichtet, u. A.: am wichtigsten zwey Gedichte des Paulinus von Nola, die Mai zuerst sechs Jahre vorher besonders heraus gegeben hatte, und zehn ebenfalls noch unbekannte Gedichte des Johannes Scotus. Doch darf, was die erstere Sammlung angeht, nicht verschwiegen werden, daß mit wie gelehrten Nachweisungen auch Mai diese Inschriften ausgestattet hat, es noch einer anderen, umfassenden Arbeit bedürfen wird, bevor dieselben ihrem ganzen Gewichte nach für die kirchliche Archäologie sich nutzbar erweisen können. Gesteht doch Mai selbst zu, daß er im Verlaufe seiner Arbeit ermüdet sey, und sich dann nur an die unvollendeten Nachweisungen Marinis gehalten habe.

Ueberhaupt ist für die wissenschaftliche Bearbeitung der christlichen Dichter wenig geschehen. Zu rühmen sind die großen Verdienste des Arevalus um die größeren lateinischen Dichter, den Pru-

dentius, Dracontius, Juvencius und Sedulius, die in dieser Folge in den Jahren 1789 — 1794 erschienen. Seitdem ist wenig, nur Vereinzelt gelehrt. Eine Bearbeitung des fünften Hymnus des Synesius gibt es von Rosenmüller (Leipzig 1786. 8.). Ueber den *Χριστὸς πάσχω* des Gregorius von Nazianz, der auch die Aufmerksamkeit der Philologen früher auf sich gezogen, haben einige Erörterungen von Augusti und Eichstädt statt gehabt. Der christlichen Hymnologie hat Mohnike sehr genaue literar = historische Untersuchungen gewidmet, die jedoch nur die spätere Zeit im Auge haben. Dankenswerth, weil hof = fentlich ein allgemeineres und weiter gehendes Studium anregend, ist die literar = historische Uebersicht, die Bähr über die christlichen Dichter (und Geschichtschreiber) ganz vor kurzem gegeben hat (Geschichte der röm. Literatur. Suppl. Bd. Abth. 1. Carlsruhe 1836. 8.): nur fällt es auf, daß er den Severus Sanctus völlig übergangen, der doch früher bey den Philologen vielfach Beachtung gefunden, auch in die beste Sammlung der Kirchenschriftsteller, die von Galland, aufgenommen ist. — Es ist aber von verschiedenen Seiten Aussicht vorhanden zu neuen Ausgaben des einen oder anderen von den älteren christlichen Dichtern, worin diesen die gebührende Diensleistung zu Theil werden wird: — wie denn eine neue Ausgabe der Hymnen des Synesius von einem der gelehrtesten Theologen unserer Zeit zu erwarten ist. Auch mag nicht unerwähnt bleiben, daß schon vor 10 Jahren Zanelli eine damals schon länger vorbereitete Ausgabe mehrerer Inedita des Dracontius, namentlich des Gedichts de raptu Helenae in 655 und de Medea et Argonautis in 601 Hexametern

verheißen hat (f. Catal. bibl. Lat. ms., quae in R. Neapolit. museo Borbon. adservatur. Neapoli, 1827. 4. pag. 173.), wovon jedoch seitdem sich nichts weiter hat verlauten lassen. Besonders beklagenswerth aber ist das Schicksal, welches die Gedichte des Gregorius von Nazianz betroffen hat, die noch immer an vielen Orten zerstreut liegen. Sie sollten gesammelt erscheinen im zweyten Bande der vortrefflichen Benedictinerausgabe dieses Kirchenvaters; aber der Herausgeber Clemencet starb vor der Zeit und der zweyte Band ist nie erschienen. Jüngst nun hatte Boissonade eine neue Ergänzung dieser Ausgabe vorbereitet, also ein besonderes Augenmerk auf die Gedichte genommen. Aber sein Unternehmen ist daran gescheitert, daß er keinen Verleger hat finden können (Boissonade Anecd. vol. IV. pag. V.).

Daß, abgesehen von solchen Unfällen, die christlichen Dichter rücksichtlich ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung so sehr den classischen nachstehen, ist auffallend, doch wohl erklärlich aus den besonderen Schwierigkeiten, die dieser entgegen stehen. Es fehlt gar sehr an Vorarbeiten; die Hülfsmittel sind zerstreut und zum Theil sehr entlegen und schwer zugänglich. Diese Umstände indes, die doch erst mit der Zeit sich so gestaltet haben, würden nicht abhalten, den christlichen Dichtern ihr Recht widerfahren zu lassen, wenn nicht innere Hemmungen entgegen träten: dergestalt, daß entweder die Zweckmäßigkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung derselben verleugnet, oder wenn diese anerkannt wird, daß die inneren Erfordernisse nicht beysammen sind, die das Gedeihen eines solchen Unternehmens bedingen.

Eine gedeihliche Bearbeitung der christlichen Dichter, wie überhaupt der patristischen Literatur kann nur aus dem vereinigten theologischen und philologischen Interesse hervor gehen. Aber gerade dieses ist am meisten getheilt. Bey den Theologen, wo auch ein überwiegendes philologisches Interesse sich findet, hat es seinen nächsten und natürlichen Gegenstand an der heiligen Schrift. Die Philologen dagegen werden allemahl von der classischen Literatur ausgehen: dann aber ist ihnen nicht sehr zu verdenken, wenn sie auf ihrem classischen Boden stehen bleiben, nicht angezogen von den christlichen Dichtern, bey denen allerdings die Form im Fortschritte der Zeiten immer mehr von der classischen sich entfernt. Wo aber diese Thatsache der Trennung besteht, da sollte man auch ihre Folgen anerkennen; nicht aber meinen, daß eine Interesse dem anderen aufopfernd, die philologische Kunst sey ausreichend und durch sie hier Alles zu leisten. Wie neulich ein namhafter Philolog eine Feststellung und Erörterung des Textes des Tertullian gewünscht hat mit dem Beysatze 'nur bleibe das theologische Gelüst (!) der Erbauung fern.' Was würde derselbe wohl sagen, wenn jemand die Anforderung zur Bearbeitung des Plato stellte, doch mit der Cautel 'nur solle das philosophische Gelüst der Ideenanschauung fern bleiben'? Läßt sich auch ein Schriftsteller, sofern er nicht schlechtlich äußerliche Dinge bespricht, fruchtbar bearbeiten, ja nur verstehen, ohne Liebe für ihn und für seinen Gegenstand und ohne dessen innere Nachbildung? Was heraus kommt, wenn die Philologie allein ohne theologische Abzweckung auf theologischem Gebiete sich ergeht, hat sich gezeigt, als vor nicht langer Zeit ein großer Phi-

lolog einer viel besprochenen Stelle der h. Schrift sich annehmen wollte. Es hat gegen solche Uebergrieffe Protest von Seiten der Theologen eingelegt werden müssen. — Wie in politischen Dingen der Grundsatz 'nicht die Männer, sondern die Maßregeln' nichtig ist, eine Ausgeburt politischer Zwittergestalten; so muß auf wissenschaftlichem Gebiet, zumahl aber auf dem theologischen, der Satz 'nicht die Persönlichkeit, sondern die Kunstfertigkeit' schlechthin verworfen werden. Nur die theologische Liebe und die philologische Kunstfertigkeit im Vereine können hier Frucht bringen. Wenn also die Philologen sich nicht erbauen mögen, so müssen sie, wie die Theologen selbst, wenn diese die philologische Zurüstung scheuen, ihre Hand ablassen von den christlichen Classikern, den Vätern der Kirche, die ihre Weisheit auch nicht auf den Gassen gefunden haben, sondern noch ganz anderswo, als wo Plato und Aristoteles und zumahl Suidas die ihrige geschöpft.

Es zeigt sich aber zweytens, daß wo auch die theologische Liebe treibt und die philologischen Erfordernisse nicht abgehen, da wohl die Meinung sich entgegen stellt, eine philologische Bearbeitung der christlichen Dichter sey weder zeitgemäß, noch überhaupt zweckmäßig. Niemand wird natürlich etwas Unzeitiges und Zweckwidriges unternehmen wollen. Allein jene Meinung kann für nicht mehr als ein grundloses Vorurtheil gelten. Was will überhaupt die Philologie bey den Denkmählern des Alterthums? Nichts anders, als sie zum Verständniß bringen. Das Verständniß aber läßt sich nicht anders erreichen, als daß wir in den ganzen Lebenskreiß jener Producte eintreten. Ein jedes Wort hat eine breitere Basis, innerlich

und äußerlich, als die sich unmittelbar kund gibt, — die Bedingung seines Verständnisses. Also müssen diese Grundlagen vor Augen gestellt werden: einerseits in Sprache und Geschichte, welche die objective Grundlage eines Schriftwerkes bilden; andererseits die subjective Grundlage in der Persönlichkeit, dem Zwecke des Verfassers und seinem Verhältnisse zu dem Producte, dessen individuelles Leben in diesem Grunde wurzelt; — es sey denn, daß überhaupt das individuelle Leben fehlt, wie bey den Homerischen Gesängen, bey denen dann aber ganze Zeitalter die Stelle des Individuums vertreten. Zur Anschauung dieser Grundlagen aber bedarf es der wissenschaftlichen Vermittelung: auf daß wir über die Zeiten und Räume hinweg schreitend, den Verfassern nahe kommen (ich meine, so sey es geziemend und nicht umgekehrt, daß wir sie zu uns citieren), und sie von Angesicht zu Angesicht zu uns reden. Ich will zwar nicht leugnen, daß man auch ohne allen Apparat in einen Dichter und Philosophen sich hinein lesen; ja selbst allein aus Uebersetzungen, wie wir solche als Meisterwerke von Plato und einzelnen Stücken der Tragiker besitzen, zu ihrem Verständniß kommen kann: wie ja vor Allem die heil. Schrift und zwar auch in unserer kirchlichen Uebersetzung dieses durch sich selbst Verständliche in Anspruch nimmt. Gleichwohl wird jenes Verständniß ein ganz anderes, ein sich selbst verstehendes seyn, wenn auf dem Grunde einer genauen philologischen Erklärung das Werk von Neuem gelesen, ja, als höchste philologische That, eigentlich reproducirt wird. — Dies alles nun ist wohl unbestritten, und es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, wenn nicht in der Anwendung eine

Einseitigkeit sich kund gäbe, und die Meinung, daß eine umständliche Erklärung nur für die Classiker sich eigne, ganz anderen Zwecken dienlich, als bey den kirchlichen Schriftstellern, auf die sie nicht anwendbar sey. Dies ist aber falsch. Das Verständniß der kirchlichen Schriftsteller und namentlich der Dichter, bedarf eben so wohl der philologischen Vermittelung, ja noch mehr als das der Profanschriftsteller. Denn bey diesen sind jene Grundlagen, ihr Lebenskreis, durch vielfache Bearbeitung leicht zugänglich, und durch die Einrichtung der Gymnasialstudien, die vornehmlich auf dies Gebiet angewiesen sind, bekannter und verstehen sich weit mehr von selbst. Bey den kirchlichen Schriftstellern bedarf es namentlich auch der Erforschung der Sprache, die im Verlauf der Zeiten so wohl, als besonders durch Aufnahme des christlichen Geistes eine ganz andere geworden. Also nimmt ihre Erklärung noch größere Sorgfalt in Anspruch, und es ist nicht einzusehen, wie von dieser verschieden die Erklärung heidnischer Denkmähler ganz anderen Zwecken dienen solle. Oder ist dies etwa der Zweck bey den Ausgaben profaner Scribenten, sie den Schulknaben mundrecht zu machen? So steht es freylich mit unsern kirchlichen Classikern nicht, auch soll es dahin nicht kommen, und die sie am liebsten haben, werden am wenigsten zu solchem Gebrauch sie hergeben wollen. Aber das wird bey der Bearbeitung der kirchlichen Classiker bezweckt, wie die einzelnen großen Männer in ihren Werken zur Anschauung zu bringen, so in diesen Individualitäten die ganzen Zeiten, die in ihnen sich spiegeln, anschauen zu lassen, — um so der Geschichte selbst in die Hände zu arbeiten. — Wie die Sachen jetzt noch stehen, ist die kirchliche

Geschichtsforschung im Vergleich zur classischen äußerst erschwert. Der Kirchenhistoriker muß Critiker, Exeget und Historiker zugleich seyn, und neben dem Allgemeinen vorbereitend das Einzelnste erörtern; da, wo auf classischem Gebiet der Hände viele schon rüstig gewesen, hier das entsprechende Feld noch größtentheils brach liegt. Solchem Uebel kann nur durch philologisch gehörig ausgestattete Ausgaben der wichtigern und schwierign kirchlichen Schriftsteller begegnet werden.

Darnach ist bey Lesung derselben allerdings manche Schale abzulösen, bis man zum Kerne kommt. Wer sich das verdrießen läßt, der möge versuchen, den Kern sammt der Schale zu verschlucken, und zu sehen, wie ihm dies bekommt. Es ist nicht anders. Wer mühelosen Genuß sucht, dem gewährt Befriedigung die leichte Waare der ephemeren Literatur. Die Schätze des Alterthums und gewiß auch die kirchlichen erschließen sich nur der Arbeit. Denn es gilt auch auf diesem Gebiete das alte Wort, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts das Land zu bauen hat.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen das Recht begründen, daß von dem Gegenstande der vorgedachten Schrift, die in einem eingeschränkten Kreiße sich bewegend, doch dem allgemeinen Gebiete, von dem so eben gesprochen, angehört, hier überhaupt die Rede seyn dürfe.

Dieselbe enthält den Hymnus des Clemens von Alexandrien auf Christus, und das Gedicht des Severus Sanctus vom Tode der Kinder: — als zu den ältesten und schönsten Denkmählern der christlichen Poesie gehörend, beide in ihrer Art einzig uns übrig. In der Beziehung sind sie zusammen heraus gegeben worden: eine in-

nere Verwandtschaft hat durch die Andeutung der
 Vorrede nicht gerade bezeichnet werden sollen.
 Da das Gebiet der beiden Gedichte nicht gar
 groß ist, so durfte man sich die Aufgabe stellen,
 dasselbe zu erschöpfen. Ueberdieß gewährt es be-
 sonderen Genuß, in solcher Tendenz zu arbeiten.
 Bey dem Clementinischen Hymnus freylich, der,
 obwohl oft und auch einzeln wiederholt gedruckt,
 doch einer genaueren Bearbeitung bisher sich nicht
 zu erfreuen gehabt, beschränkte sich dies darauf,
 für die allgemeinen Untersuchungen Alles zu be-
 rücksichtigen, was an manchen Orten zerstreut
 über ihn geurtheilt ist. Das Gedicht des Seve-
 rus hat mehrere Ausleger gefunden, unter denen
 Bernsdorf der letzte: hier war also reichlicher
 Apparat gegeben, wovon das Brauchbare gehörigen
 Orts benutzt ist. — Dies zu dem Behuf,
 damit bey diesen Stücken hinfort niemand genö-
 thigt sey, unfruchtbaren Stoff zu wälzen, son-
 dern jeder mit Hülfe des hier Gegebenen rein
 an die Sache sich halten könne. — In Berücksichtigung
 des so zerstreuten Stoffs haben die Ci-
 tate sich etwas gehäuft. Unnütze Citate sind ge-
 wiß vom Uebel. Allein die literarischen Nachweis-
 sungen in möglichster Vollständigkeit zu liefern,
 und namentlich für manche archäologische Erörte-
 rungen die Beweisstellen bezubringen, schien
 durch die Natur des Unternehmens geboten und
 darf demnach weder auf Prunk gedeutet werden,
 noch lästig fallen.

Der Hymnus des Clemens findet sich am
 Schlusse seines Werkes *ὁ παιδαγωγός*, das dar-
 auf folgende Gebet in Jamben ist höchst wahr-
 scheinlich nicht von demselben Verfasser; so daß
 der Hymnus das einzige Gedicht des Clemens
 und überhaupt das älteste christliche Gedicht in

griechischer Sprache ist; wenn man von den unbedeutenden paar Versen wider den Gnostiker Markus absieht, die Grenäus aufbewahrt hat. Zwar fehlt er in zwey Handschriften des Clementinischen Pädagogen, der Heidelberger und Oxford; aber aus Auctorität der übrigen 8 Handschriften, die ihn anerkennen, als auch aus inneren Gründen ist seine Echtheit als unzweifelhaft hingestellt. Nun gilt es wohl für einen critischen Canon, daß man die Entstehung der Abweichungen in den Handschriften zu erklären habe, welcher hier in Betreff der Auslassung des Hymnus nicht befolgt ist. Allein der Canon kann in der Ausdehnung nicht anerkannt werden, sondern nur da, wo die Auctoritäten, sey es durch Zahl oder Gewicht irgendwie im Gleichgewichte stehen. Sonst würde man dem Unverstände Macht geben über den Verstand und sich die Pflicht auferlegen, jede Nachlässigkeit und jeden Einfall der Abschreiber begreifen und erklären zu müssen: — Dinge, die außerhalb des Begriffs liegen und keiner Erklärung fähig sind.

Dieser Hymnus soll dienen zur Verherrlichung des Sohnes Gottes. In dreyfacher Anrufung, deren Glieder auch durch den Versbau unterschieden sind, wird derselbe genannt der Hirt der königlichen Heerde, der König der Heiligen, das heilige Leben der Seinen, dessen Spuren zum Himmel leiten: und darauf jedesmahl die entsprechende Bitte gegründet, zum Schluß aber das Gelöbniß, ihn, den Gott des Friedens, zu preisen. Es ist das Gebet junger Christen an ihren himmlischen Führer: demnach in kindlichem Tone. Gewiß auch ist dem Ganzen eine anmuthige Haltung nicht abzuspochen. Zwar läßt das Vereinzelte, fast Zerstückelte der Anrufungen einen ho-

hen poetischen Schwung nicht zu; aber diese einzelnen Schlagworte sind voll Kraft und Leben. Das mißgünstige Urtheil von Münter und Rambach über diesen Hymnus darf man so hoch nicht nehmen. Hat doch der erstere sich wiederholt angelegen seyn lassen, den Hymnus deutsch einzuführen und Rambach zur Verbreitung dieser Uebersetzung beygetragen. Außerdem gibt es eine ganz alte von Capellus, und eine ganz neue, aber verunglückte von Schultheß. Jetzt kann ich noch auf eine ansprechende gereimte Uebersetzung in trochäischem Versmaß mit ungleichem Strophenbaue verweisen, die bey Gelegenheit einer Recension der hier angezeigten Ausgabe in Rheinwalds Repertorium Bd. XIV. S. 2. Aug. 1836. S. 114. gegeben ist; der Verfasser ist mir nicht bekannt.

Der Clementinische Hymnus ist von Einigen für einen älteren Kirchengesang gehalten, den Clemens nur aus dem kirchlichen Gebrauch entlehnt habe; während Andere in Abrede stellen, daß damals überhaupt schon außerbiblische Gesänge in den Gemeindeversammlungen gebraucht seyen. Ich habe dafür gestimmt, daß der Hymnus den Clemens zum Verfasser habe und zu kirchlichem Gebrauch könne gedient haben. Hierzu mußte die Frage erörtert werden, ob Privatgesänge (*ψαλμοὶ ἰδιωτικοί*) in den ersten Jahrhunderten in kirchlichem Gebrauch gewesen seyen; welche durch Berücksichtigung sämtlicher Zeugnisse aus alter Zeit dahin entschieden ist, daß allerdings schon seit der Apostel Zeiten neben den Psalmen solche Gesänge in den Gemeinden Eingang gefunden haben. Jene Beweisführung aber ist mir anderswo als unnöthig bezeichnet worden und es ist gesagt: der Beweis dafür, daß die

christlichen Gelehrten der ersten drey Jahrhunderte die Form der heidnischen Meisterwerke bey ihren Gesängen nicht verschmähten (was übrigens eine falsche Fassung des streitigen Punctes ist) werde vollständig gegeben durch 'Hinweisung auf die ursprünglich heidnische Gelehrsamkeit der christlichen Lehrer, die sie bey ihrem Uebertritte zum Christenthume formell nicht abstreiften.' Diese 'intellectuelle' Beweisführung, wie sie sich selbst nennt, scheidet indeß an dem Grundsatz, daß es unerlaubt ist, aus einer Möglichkeit, die eben so gut ins Gegentheil umschlagen kann, auf die Wirklichkeit zu schließen; sondern daß ein historisches Factum, wenn Zeugen da sind, aus deren Verhör constatirt werden muß: — darnach findet die Deduction auch ihre Stelle, aber nicht aus einer Möglichkeit, sondern aus der Idee.

Da der Hymnus des Clemens mehrentheils Anrufungen Jesu enthält; so ist in den Anmerkungen ausführlicher von dem Namen Jesu die Rede, deren im christlichen Alterthume eine große Menge in Prosa und Versen zusammen gestellt sind. Hierbey ist auch ein merkwürdiges Verzeichniß von 92 Namen Jesu, das vor Kurzem von Boissonade bekannt gemacht ist, mitgetheilt. Dazu ist hier noch nachzutragen, daß Mai ein solches Verzeichniß des Nicetas Bischof von Aquileja im siebenten Bande der *Scriptorum vet. nov. Collect.* Rom. 1833. 4. pag. 330 — 332. gegeben, welches nicht so unfruchtbar ist, wie die meisten anderen der Art, sondern würdiger und belebter durch eine angemessene Anwendung der Namen und darauf gegründete Aufforderung zu christlichem Glauben und Wandel.

Unter dem Namen Jesu in diesem Hymnus kommt auch der Ausdruck $\alpha\iota\omega\nu\ \alpha\pi\lambda\epsilon\tau\omicron\varsigma$ vor;

eine auffallende Benennung, von deren Erklärung S. 60 — 65. gehandelt wird. Ich habe diese zuerst und vornehmlich aus inneren Merkmalen des Begriffes, dann aus einer Anschließung an den Gnostischen Sprachgebrauch seiner Genesis nach abgeleitet, da in ihm der höchste Gott, der Bythos, auch *αἰών* genannt wird, was in demselben Sinne Clemens von dem *θεός πατήρ*, und darnach von dem Sohne Gottes prädicieren konnte. Einen Zusammenhang des kirchlichen und gnostischen Sprachgebrauchs in dieser Beziehung hat zwar Baumgarten-Crusius Dogmengesch. I. S. 133. überhaupt geleugnet, doch ohne Gründe anzugeben, und wenn derselbe meint, der Name *αἰών* sey wohl von Valentin selbst nicht auf die Gottheit übergetragen, so wird diese Meinung durch die von mir S. 63. Anm. 1. angeführten Stellen widerlegt. Wenn nun dieser bedeutenden Stimme nicht hat Raum gegeben werden können, so darf noch weniger eine unbedeutende in Betracht kommen, die sich in dem theologischen Literaturblatte zur Allgemeinen Kirchenzeitung hat vernehmen lassen: wornach dieser Clementinische Gebrauch von *αἰών* auf eine Homerische Stelle (II. π', 453.) in der Bedeutung von Leben, belebende Kraft, zurück geführt wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1837.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Titi Flavii Clementis Alexandrini Hymnus in Chr. Salvatorem.

Wie wäre es, wenn ein theologischer Dichter heutiges Tages von einem Grunde in Gott (nach Schelling) redete und ein sprachgelehrter Recensent zur Erklärung dieser Worte eine Stelle aus dem Nibelungenliede citierte? *)

Der andere Dichter ist Severus Sanctus, ein Rhetor, zu Ende des vierten Jahrhunderts: von dem es außer jenem Gedichte nichts gibt. Dasselbe führt uns eine Scene aus dem Hirtenleben

*) Wenn bey dieser Gelegenheit der Rec. dem Verf. vorwirft, er sey die Beweisstellen dafür, daß Clemens Christum als wahren Gott anerkannt habe, schuldig geblieben, so ist dies eine Unwahrheit. Außer den im Texte selbst S. 64. beygebrachten Stellen werden ebendas. Note 2. die Stellen in Bulli Defens. fid. Nic. und in Nourrii Apparat. nachgewiesen, wo dieser Beweis in extenso geführt ist.

vor, zugleich eine Epoche in dem inneren Leben dieser Männer. Zwey heidnische Hirten führen Gespräch mit einander: der eine ist durch eine Pest plötzlich der Heerden, seiner ganzen Habe, beraubt, und klagt dem Freunde sein unglückliches Geschick. Sie treffen einen dritten, dessen Herden unversehrt sind. Befragt, wie solchem Unheil er entgangen, erwidert derselbe: er habe ihre Stirn mit dem Kreuze bezeichnet, und so sey die Seuche machtlos vorüber gegangen. Der Gott aber, der solches gewirkt, — nicht durch Opfer werde er gewonnen, sondern durch Glauben und Herzensreinheit: in diesem allein finde das Gebet Erhörung. Das Wort bewegt die heidnischen Hirten: sie wollen aufgeben den alten Wahn und dem wahren Gotte dienen, vertrauend, daß auch für die Ewigkeit dem Menschen Heil bringe, was mächtiger Seuche obsiege. Mit solcher Aussicht schließt das Gedicht.

Es scheint das Kreuzeszeichen gewissermaßen in die Mitte der Idee dieses Gedichts zu treten, also daß Galland darnach sogar den Titel hat ändern wollen, statt *de mortibus boum* setzend *de efficacia signi crucis*. Aber mit Unrecht! Ueber die Tendenz des Gedichtes hat Neander im Leben des Chrysostomus sich dahin geäußert, daß der Gebrauch, den der christliche Hirt des Severus von dem Kreuzeszeichen gemacht und empfiehlt, in seinem Sinne unverfänglich sey, und überhaupt in diesem Gedichte eine von Aberglauben freye Frömmigkeit sich darstelle. Ohne irgendwie hinter diesem Schilde mich verstecken zu wollen, habe ich in ausführlicher Besprechung die Absicht des Dichters auf ihr wahres Maß zurück zu führen gesucht. Dies hat Widerspruch gefunden, der jedoch hier nicht weiter berücksichtigt werden kann. In solchen Dingen muß jeder nach dem Maße seiner Aufklärung urtheilen.

Mögen denn die Freunde des kirchlichen Aelterthums die beiden Gedichte in ihrer gegenwärtigen Ausstattung, — einen Erstlingsversuch, sich ferner freundlich gefallen lassen: bis reifere Früchte werden gezeitigt seyn, die ich ihnen darbieten könne.

F. P.

Edinburgh.

Bey Thomas Clark (und zu Hamburg bey Nestler und Melle). The metaphysic of ethics; by Immanuel Kant; translated out of the original German, with an introduction and appendix by J. W. Semple, Advocate. 1836. CXVIII u. 378 S. in 8.

Besser zu spät als niemals! Die Kantischen Schriften, denen wir in unsern Jugendjahren eine wesentliche Beyhülfe für unsere Studien zu verdanken hatten, finden jetzt endlich wenigstens theilweise in Edinburg so viel Aufmerksamkeit, daß die vorliegende, offenbar sorgfältige, Uebersetzung, in allem dort üblichen, bey uns seltenem typographischen Glanze erscheinen konnte. Freylich nicht das Hauptwerk, die Critik der reinen Vernunft; auch nicht die, für die spätere Geschichte der Philosophie so wichtig gewordene Critik der Urtheilskraft, — aber doch das kleine, sehr schätzbare Büchlein unter dem Titel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; dann von der Critik der practischen Vernunft ein beträchtlicher Theil; (es fehlt das Ende des ersten Hauptstücks, nämlich was bey Kant die Ueberschriften trägt: von der Deduction der Grundsätze der reinen practischen Vernunft; und: von dem Befugnisse der reinen Vernunft im practischen Gebrauche, zu einer Erweiterung die ihr im speculativen für sich nicht

möglich ist; ferner fehlt das zweyte Hauptstück: von dem Begriffe eines Gegenstandes der reinen practischen Vernunft; dagegen ist das dritte Hauptstück, von den Triebfedern der reinen practischen Vernunft, in die Uebersetzung aufgenommen; das Nachfolgende fehlt wiederum); hierauf ein Stück von Kants metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre, nämlich die Einleitung; und alsdann noch die Tugendlehre: dies findet sich hier beyammen, und wird vorbereitet durch eine introduction, containing some account of the inquiries into the reach and extent of the a priori operations of the human mind. Natürlich ist diese Vorbereitung darauf berechnet, die großen Lücken der Uebersetzung einigermaßen zu füllen; daher kommt uns hier überall das Bekannte aus der Critik der reinen Vernunft entgegen; einige Sätze, die wir ausziehen wollen, können als Proben der Schreibart dienen. What truth soever is necessary, and of universal extent, is derived to the mind from its own operation; and does not rest on observation and experience; as, conversely, what truth or perception soever is present to the mind, with a consciousness, not of its necessity, but of its contingency, is ascribable not to the original agency of the mind itself, but derives its origin from observation and experience. Daraus könnte nun sogleich geschlossen werden, daß die räumlichen und zeitlichen Gestaltungen der Dinge, als zufällig, lediglich in der Beobachtung ihren Grund haben; weil aber Kant einen Schlußfehler begangen hat, der so anfängt: man könne sich zwar die Dinge im Raume, aber nicht den Raum wegdenken (wogegen wir längst erinnert haben, daß man zwar die Wirklichkeit, aber nicht die Möglichkeit der

einmahl gegebenen Dinge, und darum auch nicht den Raum wegdenken könne): so hebt nun der Verf. mit dem Satze an: space is a necessary representation; ohne auch nur dies, was bey Kant das Zweyte ist, vorzubereiten durch den ersten Kantischen Satz, in welchem eine sehr wichtige Wahrheit liegt: damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mir bezogen werden, dazu muß die Vorstellung des Raumes zum Grunde liegen. Die Frage, kann man Raum und Zeit unmittelbar empfinden? ist weit verschieden von den übereilten Schlüssen, die man daran geknüpft hat; was wir aber bey dem Verfasser finden, verräth gerade die nämliche Zuversicht der Einseitigkeit, die bey uns lange genug in den Kantischen Schulen einheimisch war. The sensory exhibited two unalterable intuitions, which by their necessity and universality of extent, we discovered to be a priori; and in the like manner, by virtue of the same postulate, we instantly become aware that the understanding possesses a standing necessary a priori representation, that of myself, or I. — The sensory receives impressions and modifications of various kinds. These it arranges by virtue of its laws, according to a system of externality and succession; (woher nun bey diesen stets gleichen Gesetzen die Ungleichheit dessen, was mit verschiedener Gestalt sinnlich gegeben wird?) but impressions are quite detached and vague as they enter the sensory; they must be combined by the understanding, so as to constitute knowledge of an object. The orange I behold I figure to myself as one: but the different elements of that objective perception, the smell, colour, weight etc. have entered through as many different

gateways into the mind, and it is plain that, so far as our receptive part is concerned, they lie scattered and disjointed on its surface. That which is represented is not withstanding one; whence we infer that the understanding must have effected a combination of these diverse intuitions: — und nun geht mit bekannter Dreistigkeit der Schluß fort bis zu einem act of his own spontaneity, ohne zu untersuchen, warum diese vermeinte Spontaneität nicht beliebig die vorgeblich zerstreuten Merkmale verschiedener sinnlicher Dinge durch einander wirft, — und etwa den Duft der Orangen an die Gestalt der Birne, oder den Geschmack der Birne an die Gestalt des Apfels knüpft, oder umgekehrt? Zu rühmen ist übrigens die Lebendigkeit, womit der Verfasser diese Dinge vorträgt. Nicht wenig gefällt er sich in der Lehre von den Kategorien. Da findet er abgeleitete oder Quasi-Kategorien. When causality is attributed to substance, the notion power emerges. The definition of power (which Hume called in question) therefore is, that it is causality considered as residing in substance. Sollte wohl Hume durch diese Namenerklärung gelernt haben, wie, und mit welcher Nothwendigkeit aus der Ursache die Wirkung, und wie aus dem, was etwa gewirkt worden, unsere Kenntniß dieses Wirkens hervorgehe? Aber die Liebhaberey des Verfs strebt weiter. Kant seems at one time to have intended giving a complete chronicle of all composite a priori notions. It is very much to be regretted that he never completed this gallery of the intellectual antiques. Such a museum would have been a favourite and frequented study by all future metaphysic dilettanti. From the

combination of the category with ideas spring the various cogitations treated of in psychology, theology, and cosmology. Er wendet sich indessen bald auf die gebahnte Straße zurück. Da folgt also auf die Kategorien der Schematismus; auf den Schematismus folgen die Grundsätze des reinen Verstandes. Es fehlt auch nicht an hochtönenden Ueberschriften; so lesen wir oben über mehreren Blättern mit großen Buchstaben: ontology, psychology, cosmology, and theology, are impossible. Da jedoch dies Alles vollkommen bekannt ist, so wollen wir, anstatt uns dabey aufzuhalten, bemerken, daß der Verf. auch auf die Fichtesche Lehre einen Blick zu werfen scheint, freylich nur, um sogleich mit dem Bekenntniß der Unbegreiflichkeit sich wieder abzuwenden. I am conscious of myself, is a thought containing a twofold I. I as subject, and I as Object. How it is possible that I, the cogitant, can become an object of my own intuition, and so contradistinguish myself from myself, is quite inexplicable, and yet a most undoubted fact. Wie sicher aber auf dem Kantischen Boden der Verf. sich fühlt, davon können wir nicht umhin, eine auffallende Probe anzuführen; besonders da ganz offenbar die Absicht an den Tag gelegt ist, daß sie auffallen soll. Nicht bloß die letzten Seiten der Introduction sind überschrieben: of the necessary falsehood of every other system (welches wohl schon hinreichen möchte, um die Stärke eines neu erwachten Parteygeistes zu bezeugen), sondern der Schluß selbst lautet folgendermaßen: The system of metaphysic ethic is now laid before the reader; and the falsehood of every other system of metaphysic, which may usurp the name of science, will become patent, when this standard test is brought

to bear upon it, — How is synthetical a priori knowledge possible: for the future metaphysic must first confute Kant's answer to the question: how geometry and physical science are attained: it must next give a different and satisfactory answer to those questions, and so pave the way for the march of the new coming (?) metaphysic. Where this is not done (and in a case of this kind, silence is confession) the system must needs of necessity be false; and the advantage of knowing this beforehand is, that hence forward mankind may spare themselves the lost time and trouble of reading theories like those of Fichte, Schelling, Hegel, or Herbart, which, being founded on wilful mistakes, keep moving ever after through a sad labyrinth of inextricable errors. Wir ermangeln nicht, diese Mahnung des Hn Advocaten Semple durch gegenwärtige Blätter zur allgemeinen Kunde zu bringen, damit nicht Stillschweigen Jemanden zur Präclusion führen möge. Unsererseits haben wir kein Stillschweigen mehr zu brechen über Dinge, worüber längst die Untersuchungen öffentlich bekannt sind, wovon ein Theil zur Methode der Beziehungen Anlaß gab. In der That hatte der Unterz. nicht erwartet, eine solche Höflichkeit, wie die vorstehende, von Edinburg aus zu empfangen; es muß wohl dort nicht bekannt geworden seyn, daß ihn sein Aufenthalt und sein Lehramt in Königsberg beynahе ein Vierteljahr, hundert lang in den Fall gesetzt haben, sich fortwährend in besonderem Grade die Hauptpuncte der Kantischen Lehre zu vergegenwärtigen. Es gibt keinen anderen Ort, von woher in dieser Hinsicht eine stärkere und wirksamere Erinnerung kommen könnte. Uebrigens wurden schon im J.

1808 hier in Göttingen die Hauptpuncte der Metaphysik gedruckt, in welchen folgende Zeilen S. 6. zu lesen sind:

‘Soll es Synthesis a priori geben, so muß sich das Bedürfniß derselben, ehe sie vollzogen wird, durch einen Widerspruch verrathen; und in diesem allein kann ihre Rechtfertigung liegen. Denn: sey B dem A durch Synthesis a priori, also nothwendig, zu verbinden: so muß A ohne B unmöglich seyn. Die Nothwendigkeit liegt in der Unmöglichkeit des Gegentheils. Unmöglichkeit eines Gedankens aber ist Widerspruch.’ Ohne weitere Erläuterung (die nicht erst hier soll gegeben werden) liegt in diesen Worten die Andeutung, daß die Aufstellung jenes Fragepuncts zwar als ein wichtiges Verdienst Kants betrachtet, seine Beantwortung hingegen als unpassend angesehen wird; einem Buche aber, welches lediglich die Kantischen Lehren wiederholt, kann überall nicht eingeräumt werden, daß ihm zukomme, auf neue Untersuchungen dieses Gegenstandes anzutragen. Wir maßen uns nicht an zu beurtheilen, in wie fern eine solche Chrestomathie aus den Kantischen Schriften, wie die vorliegende, für Edinburg zweckmäßig seyn möge; es mag wohl eben so schwer seyn, von hier aus über den dortigen Zustand der Wissenschaft zu urtheilen, als es dort unsicher zu seyn scheint, über die Lage der Philosophie in Deutschland abzusprechen.

Herbart.

L o n d o n.

Narrative of a voyage to the Southern Atlantic Ocean, in the years 1828, 1829, 1830, performed in H. M. Sloop Chanticleer, under the command of the late Captain Henry Foster, F. R. S. by order of the

Lord Commissiones of the Admiralty. From the private journal of W. H. B. Webster, Surgeon of the Sloop. In two Volumes. Vol. I. XII u. 398 S. Vol. II. 398 Seiten. 8. 1835. (bey Richard Bentley).

Die vorliegende Reise ward in den bemerkten Jahren auf Befehl der Admiralität ausgeführt, bloß zu wissenschaftlichen Zwecken. Es sollten dadurch theils durch Pendelversuche in der südlichen und nördlichen Hemisphäre und ihre Vergleichung die Gestalt der Erdkugel genauer erforscht werden, theils durch Hülfe der Chronometer die Meridiandistanzen und die Länge der vorgeschriebenen Derter bestimmt werden. Der Plan ward aber nur zu Hälfte ausgeführt, da die Reise sich nur auf den südlichen Ocean beschränkte, weil der Befehlshaber nach Vollendung von dieser durch einen Unfall das Leben verlor. Sie ward in einem kleinen, aber vortreflich gebauten und ausgerüsteten Schiffe von nur 237 Tonnen, der *Sahn* (Chantecler) genannt, mit 57 Mann Besatzung, worunter 15 Officiere, gemacht. Wir können aus der Reisebeschreibung nur das hervorheben, wodurch unsere geographischen Kenntnisse einen Zuwachs erhalten haben. Sie ward angetreten am 27. April 1828, an welchem Tage das Schiff Portsmouth verließ. Da besonders die südlichen Länder um das Cap Horn das erste Ziel waren, so wurde die Fahrt dahin auf dem gewöhnlichen Wege über Madeira, Teneriffa und die Inseln des grünen Vorgebirges gemacht, auf welchen auf der Insel St. Antonio die ersten Pendelbeobachtungen angestellt wurden. Die Fahrt bis Rio Janeiro, wo ein 12 tägiger Aufenthalt gemacht wurde, war ohne besondere Zufälle. Der prachtvolle Anblick der eben erwähnten Stadt, mit 150000 Einwohnern, von denen aber die Neger-sclaven den größten Theil ausmachen, wird auch

hier bestätigt. Die Häuser sind ziemlich gut gebaut, die Straßen aber eng; der botanische Garten außerhalb der Stadt ist sehr vernachlässigt. Die Versuche, die man in demselben mit der Anpflanzung des Thees und des Zimmets gemacht hat, haben keinen Erfolg gehabt. Caffee ist die Hauptstapelwaare für die Ausfuhr. Die tropischen Früchte sind im Ueberfluß vorhanden. Die Einfuhr von England wird auf 6 Mill. Pf. St. geschätzt an trocknen Gütern jeder Art. Mehl, Lichter, Seife in großer Menge aus den vereinigten Staaten. Die kleine Insel St. Catharina, der Küste von Brasilien gegenüber, bietet einen reizenden Anblick dar. Sie hat aber keine Stadt, und kaum einen Ort, der ein Dorf genannt werden könnte. Der nächste Aufenthalt, um Beobachtungen zu machen, war in Montevideo, aber wegen des damaligen Krieges zwischen Brasilien und Plata nicht ohne Unsicherheit. Montevideo, die Hauptstadt des jetzigen Staats Cisplatina oder Banda Oriental hat 15000 Einwohner, und ist wegen seiner Lage, durch die es den Eingang des Plataflusses beherrscht, und seiner Befestigung von Wichtigkeit. Der Hafen ist aber schlecht und nicht mit dem von Maldorado zu vergleichen. Man hatte hier Gelegenheit die Gauches, oder Landbewohner, zu beobachten, die aber schon aus andern Reisen bekannt sind. Von hier ging die Fahrt weiter nach Süden, wo man auf der Staateninsel, Cap Horn gegenüber, am 25. Oct. landete. Die Insel ist der Aufenthalt der Wallrosse, die aber, seitdem man ihnen nachstellt, seltner werden. Ueber die Lebensart dieser Thiere werden interessante Beobachtungen mitgetheilt. Außerdem der Seeelephant (sonst gewöhnlich Seelöwe genannt, *Phoca cristata*). Der Wf. sah ein Männchen das 25 Fuß in der Länge hatte. Die Weibchen sind nur halb so groß. Der Name

Seeelephant wird ihnen gegeben von einer knorpelichten Erhöhung, die das Männchen auf der Nase hat, indem man sie mit dem Rüssel vergleicht. Die Thiere leben in der Polygamie. Die Männchen kommen an die Küste gegen Ende Augusts, die Weibchen gegen Ende Septembers, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Zur Zeit der Ankunft sind die Männchen unglaublich fett, nach mehreren Monaten die sie ohne Futter am Lande zubringen, werden sie ganz mager. Um die Mitte des Decembers, wenn die Jungen groß genug sind, verläßt die ganze Brut die Küste und geht ins Meer; Anfang Januars kommt dann die Brut des vorigen Jahrs um ihre Pelze zu wechseln; in der Mitte des Februar thun die ganz ausgewachsenen Männchen und Weibchen dasselbe; am ersten May sind alle verschwunden, Alte und Junge. Im Wasser hat noch kein Schiffer sie weiter als 30 Ruthen von der Küste gesehen. Ueber den Schiffwurm (*Teredo navalis*), der sich in unglaublicher Menge dort findet, werden mehrere Beobachtungen mitgetheilt. Auch das größte Linienschiff erliegt bald dem Angriffe dieses Wurms, der nicht über 2 — 6 Zoll lang ist. Im December war das Wasser im Hafen ganz von leuchtenden Medusen bedeckt, von denen auch eine genauere Beschreibung gegeben wird. Von der Staateninsel ging die Fahrt über Cap Horn nach den südlichen Polarländern, N. S. Schetland. Auf dieser Fahrt begegnete man den 2. Januar 1829 dem ersten Eisberge unter 60° S. B., die in den folgenden Tagen in Menge sich zeigten. N. S. Schetland bildet eine Gruppe von Inseln, die sich 6 — 7000 Fuß über das Meer zu erheben scheinen, und einzeln mit verschiedenen Namen belegt werden. Durch einen kupfernen Cylinder mit einer lateinischen Inschrift ward Namens S. M. des Königs davon Besitz genom-

men. Die Eisberge hatten über 200 Fuß Höhe, und oft mehr als den doppelten Umfang, und nur ein Siebentheil ist über der Wasserfläche sichtbar. Auf einer der Inseln, die wegen des täuschenden Anblicks Deception Island genannt ward, wurde gelandet um die Beobachtungen anzustellen: sie hatte 28 Quadratmeilen im Umfange, und bestand ganz aus schwarzer vulcanischer Asche und Sand; man kann keinen öderen und traurigeren Anblick sich denken. Die Vegetation besteht in einigen Moosen. Die Seehunde, die sonst zahlreich waren, haben auch hier sich zurück gezogen, seitdem man die Jagd auf sie macht. Am 4. Merz verließ man die Insel, und die Fahrt ging nun nach Cap Horn und dem Feuerlande, wo man in der Martins Bay ankerte. Der längere Aufenthalt daselbst ließ es nicht an Gelegenheit fehlen, die Einwohner, die unter dem Namen der Pescheräs bekannt sind, genauer zu beobachten, und kennen zu lernen. Sie gehören nach unserm Maßstabe zu den unglücklichsten Sterblichen, wiewohl sie sich selbst nicht dafür halten. Kein bewohntes Land ist von der Natur so stiefmütterlich ausgestattet, da es weder den nöthigen Stoff für Wohnung und Kleidung, noch für die Nahrung darbietet. Es ist zum Erstaunen, wie dennoch in einem so rauhen Klima Menschen subsistieren können. Ihre Kähne sind aus Baumrinden, ihre Hütten aus Gesträuchen gemacht, die weder vor Kälte noch Nässe schützen. Ueber das Klima stellt indessen der Verf. eigene Behauptungen auf. Er leugnet die gewöhnliche Meinung, daß unter gleichen Breitengraden das Klima in den südlichen Hemisphären kälter als in den nördlichen sey, und sucht durch mehrere Beobachtungen dieses darzuthun. Unseres Erachtens würden jedoch nur wiederholte Erfahrungen mehrerer Jahre dieses bestätigen können, da ein ein-

zernes besonders günstiges Jahr dazu nicht hinreicht.

Am 24. May verließen die Seefahrer die Südspitze Americas, um an der Südspitze Africas ihre Beobachtungen anzustellen. Die Fahrt war glücklich; bereits am 27. Junius landeten sie an der Capcolonie. Da aber nur die Capstadt und die nächste Umgegend besucht wurden, darf man hier nichts Neues erwarten, und wir halten uns deshalb dabey nicht auf, wie einladend auch die Beschreibung von dem patriarchalischen Leben der Cap-Bauern ist. Neu war es uns, daß auch im Innern der Colonie der Weinbau so zunimmt, der sonst nur in der Nähe der Capstadt statt fand. In den dortigen Sommermonaten, November, December und Januar, sagt der Vf., sind die Straßen in der Nähe der Stadt mit Frachtwagen, von Ochsen gezogen, angefüllt, welche jeder 2 — 3 Pipen führen, und welche 300 engl. M. weit herkommen. Der Weinhandel ist der wichtigste der Colonie, und wird durch zahlreiche und achtungswerthe Kaufleute getrieben. Die Packhäuser, in denen er aufgehoben wird, zeichnen sich durch ihre Reinlichkeit und Ordnung aus. Das Capland, sagt der Verf., könnte man das Land der Schlangen und Eidechsen nennen, unter den ersten gibt es mehrere giftige Arten, deren Biß selbst in einer halben Stunde zum Tode bringt. Unter den Eidechsenarten ist besonders das Chamäleon merkwürdig. Es lebt von Fliegen und Insecten, die es durch List fangen soll, indem es die Farbe des Gegenstandes annimmt, auf dem es liegt (daß dies letztere eine Fabel ist, ist bekannt). Das Capland überhaupt genießt eines milden und angenehmen Klimas; die dortigen Wintermonate sind ungefähr den kälteren Sommertagen in England gleich. Aber nur ein Drittheil desselben kann als fruchtbares Land an-

gesehen werden. Die Zahl der Einwohner ward damals auf 130000 angegeben, wovon 50000 Weiße, 32000 Hottentotten, 32000 Sklaven und 4000 freie Neger. Es sey zwar keine Wahrscheinlichkeit, daß eine zahlreiche Nationalbevölkerung sich dort bilden werde, da es Mangel an schiffbaren Flüssen und Straßen habe, aber doch immer sey es fähig eine bedeutende Colonie zu werden, da der Aufenthalt dort angenehm sey, und viele Reize für diejenigen darbiete, die keine überspannten Forderungen machen.

Am 13. Decb. 1829 ward die Capcolonie verlassen, und der nächste Landungsplatz war nun die Insel St. Helena, die man nach einer glücklichen Fahrt am 26. Decb. erblickte, und demnächst zu James Town landete. Er ist einer der stärksten Militärposten, selbst stärker als Gibraltar. Das Grab von Napoleon ist gewöhnlich das Erste wornach gefragt wird, aber Longwood, sein Aufenthaltsort, ist im tiefen Verfall. Die Stadt James Town bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Den 10. Febr. ward St. Helena verlassen, und nach einer viertägigen Fahrt landete man auf der Insel Ascension, die 1815 von den Engländern in Besitz genommen ward, und wo jetzt eine Besatzung von 150 Marinesoldaten in der Stadt St. George liegt, die erst aus wenigen Häusern besteht. Sie ist wegen des Reichthums an Schildkröten berühmt, die ihr wichtigstes Product sind. Es ist die grüne Schildkröte, die vom December bis Junius des Abends ans Land zu kommen pflegt, um im Sande ihre Eier zu legen, und sie zu verbergen. Sie sollen 8 — 9 Jahre brauchen um ihren Wachsthum zu erreichen, und sind doppelt so groß als die aus Westindien kommen. Das Klima ist sehr gesund, aber die furchtbare Brandung macht das Land gefährlich. Fast täglich kommen Schiffe von In-

bien, China und dem Cap an, bloß um Schildkröten einzunehmen. Die Insel hat 24 engl. M. im Umfange, sie steht jedoch hinter St. Helena zurück, besonders wegen Mangel an Wasser. Von da ging die Fahrt nach der Inselgruppe Fernando Noronha. Sie liegt dem Vorgebirge Brasiliens, St. Roqua, gegenüber, unterm 3° S. B. und bietet einen lieblichen Anblick dar durch ihre reiche Vegetation. Die Brasilische Regierung braucht sie als Verbannungsort, und hält dort eine Besatzung von etwa 150 Mann. Capitän Foster hielt sich einen Monat dort auf, und war nur mit dem dortigen Aufenthalte zufrieden. Die Insel ist berühmt wegen ihrer vortrefflichen Capaunen. Von da ging die Fahrt nach Maranham und Para, Städte, die damahls in so blühendem Zustande waren, aber durch die Catastrophen der neuesten Zeit traurig bekannt geworden sind. Der zuletzt besuchte Platz war Porto Bello, von wo über die Landenge auch Panama besucht ward. Aber hier sollte der Capt. Foster, nachdem er schon seine Beobachtungen gemacht hatte und im Begriffe war nach Europa zurück zu kehren um seine Untersuchungen auch in den nördlichen Polarmeeren anzustellen, sein Ende finden. Als er in einem Bote den Chagres-Fluß herunter fuhr, fiel er aus demselben, da ein Sitz, den er einnehmen wollte, nachgab, ins Meer, und verschwand sogleich in der Tiefe. Ihm ist von der Mannschaft des Schiffes dort ein Denkmahl gesetzt.

Die wissenschaftlichen Resultate der Reise, die mit dem Pendel und den Chronometern angestellten Beobachtungen sind in einem Appendix beygefügt, können aber natürlich nur in dem Werke selbst nachgesehen werden. Dem ersten Bande ist eine Uebersichtskarte der Reise vorgesetzt, und mehrere Ansichten der Plätze, wo man Aufenthalt nahm, sind beygefügt.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1837.

P a r i s .

Nouveaux portraits et critiques littéraires par C. A. Sainte-Beuve. 1836. Erster Theil VIII u. 317 S., zweyter Theil 370 S., dritter Theil 330 Seiten in 12.

Eine Sammlung etwa seit 1832 geschriebener Critiken und literarischer Versuche verschiedenen Werthes. Nach der Vorrede zu diesen im Ganzen anziehenden Schilderungen und gelehrten Urtheilen Sainte-Beuve's hat er schon im Jahre 1832 den Inhalt der ersten beiden Theile in einem zweybändigen Werke 'critiques et portraits littéraires' erscheinen lassen, welche er hier, einigermassen verbessert, wieder gibt und den dritten Theil hinzufügt. Jene ältere Ausgabe kennt Ref. nicht. Die vorliegenden drey Bände enthalten zuerst einen Artikel du roman intime, wir möchten übersetzen, von dem wahrhaften Lebensromane, d. i. der aus dem Leben hervor gegangen ist, nicht bloß aus der Feder. Der Vf. erinnert an Patru, welcher in seinen Erklärungen

gen zu dem Werke des Honoré d'Urfé sagt: toutes les histoires de l'Astrée ont un fondement véritable, mais l'auteur les a romancées, si j'ose user de ce mot, — und damit erläutert, wie es zunging, daß der Nachahmer des Montemayor durch seine Astrea alle übrigen Schäfer-Romane seiner Zeit auf lange hin verdunkeln konnte. Nur das wahre Erlebthaben gibt Individualität und Reiz, nicht das Bereiten künstlicher Ragouts von Anderer Schmaus. Haben die Franzosen schon lange im Fache des Romans wohl mitsprechen dürfen: so gewahrt man doch an ihren neuesten Urtheilen darüber den Einfluß ihres Strebens, aus der dürren Heide der lebensarmen Abstraction ins Individuelle der wahren Poesie zu steigen, wenn gleich sie sich nicht nach allen Seiten hin mit Natürlichkeit in diesem ihren neuen Elemente bewegen.

— Lamartine. S. 31—67., vor dessen Reise nach dem Orient geschrieben. Im Ganzen macht Ste-Beuve zu viel Aufhebens von diesem Schriftsteller ohne Originalität, Größe und Ruhe.

— Beranger. S. 69—125., in zwey Abschnitten. Dieser kühne und an die Grenze der Ungezogenheit dreift vortretende Vaterlandsfreund und Vorurtheilsbekämpfer möchte nicht ganz leicht zu charakterisieren seyn, wenn man gerecht richten will. Erstens darf er nicht zu hoch gestellt werden. Natürliche Großheit des Characters, Blick aufs Ganze, höchste Richtung, — welche Eigenschaften sich recht wohl mit einer popularen Liederpoesie vereinigen lassen, — scheinen ihm gänzlich zu mangeln; aber es ist nichts Gemachtes, Geschniegeltes und Uebertriebenes in ihm; seine Verse gehören keineswegs zur Poesie der Verzweiflung seiner jüngeren Landsleute. Ein Kind der tollen Verachtung des Bestehenden, ohne ei-

gentliche Verehrung für Sittlichkeit, für Lebensernst, ist er hervor gegangen wie eine durchaus organisch gebildete Blüthe am Stamme der pariser Revolutionen; dabey ist er aber ein angenehmer, gutmüthiger und nachsichtiger Freund, lebenslustig, leicht, satyrisch, wenigstens ironisch, sagt dem größten Theile der leicht gesinnten Franzosen aufs genaueste zu, greift jede Unmaßung oder deren Schein keck an, schmeichelt jedem nationalen Zuge seines Volks und — schreibt äußerst singbare Liedchen auf allbekannte Melodien. In diesen Beziehungen ist Beranger als Dichter der vorübergehenden Zeit also auch nicht zu niedrig zu stellen. Die Critik Ste-Beuve's über Beranger scheint dem Ref. des richtigen Stützpunktes zu entbehren. Wenn der Verf. z. B. seinen gefeyerten Liederdichter mit Horaz vergleicht, so ist dies in allem Betracht das Gegentheil der nöthigen Umsicht eines Critikers. Weil Horaz die Bürgerkriege tadelt, und Beranger's lustiger roi d'Yvetot eine Friedlichkeits-Lehre dem Eroberer predigte, kann man diesen noch nicht neben jenen stellen. Freylich, hätte Beranger meistens solche Gedichte gemacht, wie seine treffliche (so genannte) Ode an Chateaubriand, und könnte er dann in solchen begeistertern Ergießungen kürzer und kernvoller seyn: so würden wir ihn viel höher zu schätzen haben. Auch dem leichten Tritte und der Frische seiner Liedchen lassen wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren. — Victor Hugo's Romane. S. 127 — 143. Das große Talent dieses Hauptes der romantischen Schule in der neuesten französischen Literatur ist hier nicht gründlich, fast bloß lobend, flach und ohne über das Einzelne in mehreren seiner Werke hinaus zu schreiten, auf wenigen Seiten behandelt. Von dem Grundfehler der hugonischen

Poesie, daß sie das Ungeheuerere für das Schöne nimmt, ist bey dem Verf. nicht die Rede. — Die Desbordes-Balmore, sodann Andrieux, Senancour, Jouffroy, Jules le Fevre, Alfred de Musset und die Souza nehmen den übrigen Raum dieses Bandes ein. — Im zweyten Theile findet man zuerst einen Aufsatz über Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. In hohem Grade bezeichnend für die Schreibesucht der neuesten Zeit ist die Stelle, mit welcher der Verf. diesen Abschnitt beginnt, ohne daß er, was er beschreibt, gerade tadeln will. Nous sommes dans un temps où tout se hâte, se divulge, et où la parole n'attend pas. L'événement d'hier est déjà de la chronique, de la poésie ou de l'histoire; l'oeuvre de demain s'anticipe impatiemment, et la curiosité la dévore. On a goûté, le matin, ce qui fait l'objet d'un souvenir, et avant le soir on le raconte, on le chante. Also auch in der Literatur eine Eisenbahnen-Schnelle. — Ueber Chateaubriand enthalten Sans Rückblicke eine anziehende Mittheilung, auf die Ref. aufmerksam macht. Ste-Beuve will dem alten politischen Royalisten und literarischen Revolutionär zwar Gerechtigkeit widerfahren lassen, deutet doch aber richtig auf seine Affectation hin, welche immer einen inneren Mangel bedeckt. Nur der gerade, edle, reine, feste bon sens, der sich zur Schwärmerey und Verschrobenheit nicht hinreißen läßt, fehlt dem berühmten Verf. des génie du christianisme. — Von den paroles d'un croyant des Abbé de la Mennais ist nichts besonders Ausgezeichnetes gesagt, außer: ardet plus quam lucet. — Neben anziehenden Aufsätzen über Frau von Duras und einige andere neuere Schriftsteller hat dem Ref. besonders der über die

memoires de Mirabeau, die in Deutschland schon die gehörige Anerkennung gefunden haben, und der über Moliere gefallen. Es möchte das Beste seyn, was über Moliere geschrieben ist; über den sich wegen seines bleibenden hohen Werthes und nach so viel Vorarbeiten genügend zu verbreiten zwar nicht schwer ist, aber allerdings Studien über den großen Komiker voraussetzt.

Im dritten Bande eröffnet Madame Tastu den Reihem; worauf eine sehr ausführliche Critik über die Stael folgt. Diese Schriftstellerin ist auch in Deutschland so viel besprochen, daß Ref. nichts weiter aus dem Buche auszeichnen mag, als was Ste-Beuve bey Gelegenheit des Staelschen Werks über Deutschland hinwirft. Garnay meint er doch wirklich (1835), daß, da seit 1810 Deutschland nicht nur in Frankreich etwas bekannter geworden, sondern auch fortgeschritten sey: so scheine das Staelsche Werk nicht mehr ganz vollständig in seinem geschichtlichen Theile, und dies sey in den letzten Zeiten gefühlt worden. Mais à part même l'honneur d'une initiative dont personne autre n'était capable alors, et que Villers seul, s'il avait eu autant d'esprit en écrivant qu'en conversant, aurait pu partager avec elle, je ne crois pas qu'il y ait encore à chercher ailleurs la vive image de cette éclosion soudaine du génie allemand, le tableau de cet âge brillant et poétique, qu'on peut appeller le siècle de Goethe; car la belle poésie allemande semble à peu de chose près, être née et morte avec ce grand homme et n'avoir vécu qu'une vie de patriarche; depuis, c'est déjà une décomposition et une décadence. Und

damit hält der Verf. sich für entbunden, weiter etwas über jenes Werk der Stael zu sagen. Man sieht, wie höchst unbedeutend und oberflächlich seine Kenntnisse von unserer Literatur seyn müssen; wie er nur von einer großen Erscheinung etwas mehr weiß und die übrigen zu ignorieren scheint; wie er am wenigsten einen Begriff von der Begründung, Ausdehnung, Mannigfaltigkeit, und dem eigenthümlichen Geiste der deutschen Bildung besitzt, und endlich wie (was in dem ganzen Buche sehr bedauernswerth hervortritt) immer noch der Dämon esprit die Franzosen verführt, zu meinen, es komme auf weiter nichts als auf ihn an. — Neben einer wortreichen Poesie auf ein Bildniß Gerard's, der aber nichts so sehr als das Poetische fehlt, und einigen Abschnitten über Madame Roland, über de Wigny und Guinet kommt noch einmahl B. Hugo daran mit seinen chants du crépuscule, die neben seinen orientales und seinen feuilles de l'automne allerdings eine eigene, anziehende Farbenmischung darbieten und welchen Ref. einen noch höheren Werth beylegen würde, wenn die Absichtlichkeit eines gemachten Gefühles nicht allenthalben aus ihnen heraus schiene. — Uebersetzt war Ref. von dem vorletzten Aufsatz: de génie critique et de Bayle; welcher einen Begriff von der Geringsfügigkeit dessen gibt, was der Verf. als Bedingung des kritischen Talentes oder gar Genies verlangt. An Bentley und Lessing; und wer ihnen ähnlich ist, scheint gänzlich nicht gedacht zu seyn. — Geschlossen wird der Band durch eine schätzbare Arbeit über Willemain, von welchem schon Neumann uns viel Anziehendes gesagt hat. Man erfährt daraus noch Manches über den Bildungsgang dieses ausgezeichneten Lehrers, Redners und Schriftstel-

lers, der, ohne es mit der romantischen Schule zu verderben, eigentlich ein Sohn der alten academischen Sprach- und Stylart ist, bekanntlich sehr hervor stehende Eigenschaften eines großen Prosaisers in sich vereinigt und über mannigfaltigem Staatsdienste das höhere Interesse seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen niemahls vernachlässigt hat. Geboren zu Paris 1791 oder 1792, hat er sehr früh (vor vollendetem zwölften Jahre) bey Planche das Griechische bis zu ungewöhnlicher Fertigkeit erlernt, und griechische Tragödien aufführen helfen; die genaue Bekanntschaft mit dem classischen Alterthume hat auch ihn ausgestattet, wie sie den Franzosen einen Racine und Fenelon gegeben, während man den Mangel dieser Kenntniß bey manchem sonst bemerkenswerthen Talente, z. B. Lamartine, bedauern muß. Nachher hat Villemain eine Zeitlang die Rechte und dann besonders das, was die Franzosen Literatur nennen, studiert. Als Zwanzigjähriger gewann er den Preis durch sein éloge de Montaigne über sehr namhafte Mitbewerber. Er folgte in der Manier des Styls den Mustern Pascal und Fenelon, und bildete sich immer mehr zu einem trefflichen Prosaisker aus. Seine Anhänglichkeit an die unverkürzten Eigenthümlichkeiten des griechischen und römischen Alterthums, ließ ihn auf Napoleons Begehren, man möge in den classischen Schriftstellern die 'eingestreuten schädlichen Lehren und Grundsätze' geschickt zu tilgen suchen, dem Unterhändler die Antwort geben: dites lui donc que César ne s'avisait jamais de donner d'édition abrégée de Cicéron; worauf von des Kaisers Plane nicht weiter die Rede war. — Ueber Villemain's discours sur la critique, sein éloge de Montesquieu, seinen Cromwell, seine Aufnahme in

die Academie (1821), seine höchst besuchten Vorlesungen über das Mittelalter und das 18. Jahrhundert muß das Buch selbst nachgelesen werden. Niemand wird zweifeln, daß dieser Schriftsteller eine vorzügliche Beachtung unter der großen Anzahl seiner, auch nicht unbedeutenden, Mitbewerber um den literarischen Lorbeer verdient. Doch muß man aus des Verfs Angaben schließen, daß Villemain weit mehr den Ruhm des kunstreichen Darstellers, als des ergründenden Forschers sucht.

— Zur Characteristik Ste-Beuve's und zur Bestätigung dessen, was Ref. oben schon erwähnt hat, gehört übrigens noch eine Stelle, wo der Verf. von den Gegenständen redet, welche Villemain beschäftigen, nämlich erstens das classische, zweytens das christliche Alterthum, drittens neuerlich England, namentlich Shakspear, Milton und die englischen Redner. Dann setzt der Verf. hinzu: Ce nouveau choix est habile. L'Allemagne convenait peu à M. Villemain, il n'a pas mal fait de l'ignorer ou du moins de ne la savoir que par oui-dire; les questions sur ce terrain mouvant sont peu commodes à aborder; on se perd dans des restes de la Forêt-Noire. L'esprit net et concis du grand professeur y répugnait, et avec raison. Wenn wir darüber lächeln, so wird Hr Sainte-Beuve es uns verzeihen; denn wir sind ja doch schon längst gewohnt, auch gegen Ungerechte gerecht zu seyn.

W. M.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. S t ü c k .

D e n 3. A u g u s t 1 8 3 7 .

G ö t t i n g e n .

Druck und Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. Grundlinien des gemeinen deutschen Criminal-Processes, mit erläuternden Ausführungen und mit besonderer Rücksicht auf die neueren deutschen Legislationen. Von Dr. H. A. Zacharia, außerordentl. Prof. der Rechte u. 1837. VIII u. 317 S. in 8.

Der Verf. dieser Grundlinien, welcher seit einer Reihe von Jahren bey seinen Vorlesungen über die Criminalrechtswissenschaft das bis jetzt in vielfacher Hinsicht noch unübertroffene und in seiner neuesten Gestalt, in dem criminalrechtlichen Theile, durch Mittermaier's Verdienst reichlich ausgestattete Feuerbach'sche Lehrbuch zu Grunde gelegt hat, mußte sich bald überzeugen, daß die darin befindliche Darstellung des Strafprocesses, deren Mangelhaftigkeit, ohne dem unsterblichen Feuerbach zu nahe zu treten, wohl Jeder anerkennen kann, auch nicht einmahl als Leitfaden zu abgesonderten Vorlesungen über den

gemeinen deutschen Criminalproceß zu empfehlen sey, indem darin manche wichtige Gegenstände der Criminalproceßtheorie auch nicht einmahl angedeutet sind. Diese Erwägung bestimmte den Verf. schon früher, die Vorlesungen über den Proceß nach eigenem Plane einzurichten, und erzeugte in ihm den Entschluß, einen Leitfaden mit Angabe der Quellen und Literatur zu entwerfen, und dabey die ersteren, um sie bey mündlichen Vortrage gegenwärtig zu haben, zum Theil wörtlich aufzunehmen. Auch hielt er es für zweckmäßig, abweichend von anderen Grundrissen oder Grundlinien, theils durch kurze Bemerkungen Quellen und Literatur in Zusammenhang mit einander zu bringen, so daß der Zuhörer stets erkennen könne, zu welchen Sätzen die einzelnen Belege gehören, theils auch oft, um das der lebendigen Auffassung der Zuhörer eben nicht förderliche Nachschreiben so viel als möglich zu beschränken, ausgeführte Abhandlungen über einzelne Gegenstände, hauptsächlich historische Entwicklungen der Quellen, aufzunehmen, bey denen der Verf. auch noch den Nebenzweck verfolgte, seine Ansichten über manche wichtige Fragen dem größeren Publicum vorzulegen. Solche erläuternde Ausführungen finden sich z. B. S. 5 ff. über die Geschichte der Criminalproceßtheorie, S. 50 ff. über den Unterschied zwischen peinlichen und nicht peinlichen Sachen, S. 72 ff. über den Unterschied von General- und Special-Inquisition, S. 101 f. vom sicheren Geleite, S. 106 ff. über die Verpflichtung zum Zeugniß, S. 126 ff. über Indicien, S. 139 ff. über Augenschein und Benutzung von Kunstverständigen, S. 155 ff. über die Specialinquisition und deren Folgen, S. 184 ff. über den Unterschied zwischen directem und indirectem Ertschuldigungsbeweise, S. 188 ff.

über den unvollständigen Anschuldingungsbeweis und dessen Wirkungen, insbesondere über außerordentliche Strafe und die Zulässigkeit von Sicherungsmaßregeln. Besonders ausführlich ist die Lehre von den einzelnen Beweisarten S. 193 — 255. behandelt, und namentlich darf wohl auf die S. 245 ff. enthaltene Erörterung über die Zulässigkeit eines vollständigen s. g. künstlichen Beweises nach gemeinem Rechte und die S. 251 ff. gegebene Grenzbestimmung des im Art. 22. der P. G. D. ausgesprochenen Verbotes einer Verurtheilung auf Indicien aufmerksam gemacht werden, so wie in der Lehre von den Criminalerkenntnissen auf die die absolutio ab instantia betreffende Ausführung, hinsichtlich ihrer Entstehung und gesetzlichen Begründung (S. 258 ff.). Unter den übrigen Erörterungen, die überhaupt in der zweyten Hälfte des Buches, wegen der größeren Wichtigkeit der Gegenstände, häufiger werden, gehört z. B. die über die Rechtsmittel (S. 276 ff.), über die Rechtskraft peinlicher Urtheile (S. 290 ff.), über die Kosten des peinlichen Processes (S. 299 ff.) und über den Adhäsionsproceß (S. 309.) zu den ausführlicheren.

Was die Methode der Behandlung betrifft, so hat sich der Verf., wie er schon in der Vorrede ausgesprochen hat, auch hier von der Ueberzeugung leiten lassen, daß die wahre wissenschaftliche Behandlung eine Verbindung der s. g. historischen und philosophischen Methode erheische, während die nie außer Acht zu lassende practische Richtung bey einem zur Bildung für das Leben bestimmten Vortrage einer Wissenschaft jedem Vernünftigen die Grenze leicht erkennen lassen wird, wo man sagen muß, was darüber ist, das ist vom Uebel! Der Verf. hat sich daher nicht darauf beschränkt, den historischen Zusammenhang

des geltenden Rechts, in sofern es zum Verständniß desselben nöthig ist, mit früheren Rechtszuständen nachzuweisen, wobey er insbesondere auf die für die Verschmelzung des römischen, canonischen und germanischen Rechts höchst wichtige italiänische Praxis des Mittelalters durchgängig Rücksicht genommen hat, sondern auch so viel als möglich die erforderlichen Nachweisungen über die mehr zur mündlichen Erörterung geeignete Frage zu geben gesucht, in wiefern der gemeine deutsche Criminalproceß, theils in seinen wesentlichen Grundlagen, theils hinsichtlich einzelner Institute und Bestimmungen den vernunftmäßigen Anforderungen an die Strafproceßgesetzgebung entspreche, und hiermit eine durchgängige Berücksichtigung der neuen deutschen Legislationen, deren Vergleichung mit den Grundsätzen des gemeinen Rechts aus verschiedenen Gründen besonders interessant und belehrend ist, verbunden, dagegen den französischen und englischen Strafproceß regelmäßig von der Darstellung ausgeschlossen.

Was endlich die Anordnung des Stoffes betrifft, so glaubte der Verf. dem practischen Bedürfnisse am besten zu genügen, wenn er von den beiden Hauptformen des Strafprocesses im gemeinen Rechte, die übrigens nur in Beziehung auf das dem Urtheile voraus gehende Verfahren von einander abweichen, den Inquisitionsproceß der ganzen Darstellung zu Grunde legte, indessen da, wo von Handlungen die Rede ist, welche auch im Accusationsproceße vorkommen, die abweichenden Grundsätze des letzteren beifügte. Die Uebersicht des Inhalts ist folgende:

Einleitung. Von dem Begriffe, den Eintheilungen, den Quellen, Hülfsmitteln und der Literatur des Criminalprocesses.

Allgemeiner Theil. Dieser handelt in drey Abschnitten I. von den im Strafproceſſe vorkommenden Personen (wobey die in drey Titel zerfallende erste Abtheilung dem Criminalgerichte und zwar 1) der Lehre von der Criminalgerichtsbarkeit, 2) der Lehre von der Organisation der Criminalgerichte und 3) von der Competenz derselben, die zweyte Abtheilung aber den übrigen Subjecten des Criminalproceſſes gewidmet ist,) II. von dem Gegenstande des Strafproceſſes, und III. von dem strafrechtlichen Verfahren im Allgemeinen.

Besonderer Theil. Dieser zerfällt in drey Abschnitte, nämlich I. von der Untersuchung oder dem das Erkenntniß vorbereitenden Verfahren; II. von der Fällung und Vollstreckung des Urtheils und III. vom Anklageproceß und einigen besonderen Verfahrensarten. Im ersten Abschnitte handelt die erste Abtheilung von der Untersuchung im Allgemeinen, die zweyte, in vier Titeln, von den Mitteln zur Führung der Untersuchung und Erforschung der Wahrheit, (nämlich: 1) von den Mitteln, um die Stellung des Angeschuldigten und anderer Personen vor Gericht zu bewirken und zu sichern; 2) von den Mitteln, um sich Gegenstände der Untersuchung zu verschaffen; 3) von den Mitteln, die Erklärungen bestimmter Personen zu erlangen, zu prüfen und die Identität von Personen und Sachen herzustellen; 4) von der Wahrscheinlichkeit als Grundlage für die einzelnen Untersuchungs-handlungen, insbesondere von den Indicien und deren Auffuchung und Benutzung durch den Untersuchungsrichter). Die dritte Abtheilung ist der Lehre von den zur General- und Special-Inquisition gehörigen Handlungen, in ihrem Zusammenhange betrachtet, gewidmet, und die vierte

Abtheilung der Lehre von der Vertheidigung. — Der zweyte Abschnitt handelt in der ersten Abtheilung von der zur Urtheilsfällung nothwendigen Prüfung des Beweises (und zwar im ersten Titel: vom Beweise überhaupt, und im zweyten Titel: von den einzelnen Beweisarten), in der zweyten Abtheilung aber von den Criminalerkenntnissen und deren Vollstreckung, wobey in fünf Titeln 1) von den Criminalerkenntnissen im Allgemeinen, 2) von der Fällung des Urtheils, 3) von der Bestätigung und Verkündung der Criminalerkenntnisse, so wie von den gegen dieselben zulässigen Rechtsmitteln, 4) von der Rechtskraft der Criminalerkenntnisse und der Vollstreckung derselben und 5) von den Criminalproceßkosten die Rede ist. — Der dritte Abschnitt endlich ist, nächst dem Anklageproceße, der Lehre vom Adhäsionsproceße, vom summarischen Strafproceße, insbesondere vom s. g. Standrechte, ferner der Lehre vom Contumacial-Verfahren und von den Eigenthümlichkeiten des Verfahrens gegen öffentliche Beamte, insbesondere wegen Dienstverbrechen, gewidmet.

L o n d o n.

Description of the collection of ancient marbles in the British Museum; with engravings. Part. VI. 32 Seiten und 23 Kupfertafeln. 1830. Part. VII. 75 S. und 19 Kupfertafeln in 4. 1835.

Diesen beiden Bänden des allgemein bekann-
ten Werks über die Antiken des britischen Mu-
seums kommt ein noch höheres Interesse, als den
früher erschienenen, entgegen, indem sie den
schönsten Schatz dieser Sammlung, die Phidias-
schen Sculpturen vom Parthenon, zum großen

Theile enthalten; und diesem Interesse entspricht in der That auch die Art der Bekanntmachung vollkommen. Die Statuen und Fragmente aus den beiden Frontons, mit denen die sechste Abtheilung des Werks sich beschäftigt, erscheinen in sehr vorzüglichen Kupferstichen nach Zeichnungen von H. Corbould ganz in dem grandiosen Style, der den Originalen eigenthümlich ist; die frische Naturwahrheit und Energie des Lebens, das sich in göttlicher Fülle darin kund thut, erscheint ohne Uebertreibung, aber vollkommen geltend gemacht; diese Abbildungen übertreffen an geistreicher Treue der Auffassung bey weitem die in den früheren Bänden enthaltenen. Die sämtlichen Reste der Fronton-Gruppen, die sich im britischen Museum befinden, sind auf neunzehn Tafeln in der Folge gegeben, wie sie die Vergleichung der bekannten Carrey'schen Zeichnungen an die Hand gibt, so daß die Stücke vom Ostgiebel die ersten zwölf, die vom Westgiebel die folgenden sieben Tafeln einnehmen; dann folgen auf Taf. 20. Copien eben dieser Carrey'schen Zeichnungen, und auf Taf. 21. 22. Restitutions-Versuche beider Frontons in höchst glänzender und das Auge bestechender Ausführung, zuletzt auf Taf. 23. ein Aufriß, Grundriß und Durchschnitt des ganzen Tempels in wieder hergestellter Integrität. Diese Restitutionsversuche sind, wie die Erläuterungen zu den einzelnen Platten von der Hand des geistreichen Architecten und Archäologen Cockerell. Die Herstellung des östlichen Frontons ist ein höchst mißliches Unternehmen, da schon in Carrey's Zeit nur die Eckfiguren erhalten waren, aus denen natürlich am wenigsten für die Art, wie der Gegenstand aufgefaßt worden ist, erschlossen werden kann, und Pausanias uns nichts davon berichtet, als daß die Vorstel-

lung dieser Gruppe sich auf den Ursprung der Göttin Athena bezog. Mit Recht ist dies in dem vorliegenden Restitutions-Versuche nicht so verstanden, als wenn Athena eben aus dem Haupte des Zeus hervor springend dargestellt worden wäre; da eine solche Vorstellung, abgesehen davon, daß sie sich, ohne den Zeus zu sehr zu verkleinern, nicht wohl in den gegebenen Rahmen eines Tympanums einspannen ließ *), doch für die sinnliche Anschauung immer etwas Abenteuerliches und Seltsames behält. Die ältere Griechische, so wie die Etruskische Kunst, war noch zu sehr in dem Symbolischen und Typischen befangen, um daran Anstoß zu nehmen; aber von Phidias muß man sich nach Allem, was man von seinen Werken weiß, versichert halten, daß er, eben so wie Sophokles, von den mythischen Gegenständen die Seite heraus zu drehen wußte, welche ein allgemein menschliches und sittliches Interesse einzusößen vermochte. Wie er dies bey diesem Sujet erreicht habe, ist nicht unsere Sache zu errathen, da dies eben ein genialer Gedanke des Phidias war, den wir vielleicht verstehen und entwickeln könnten, wenn das Kunstwerk erhalten wäre, aber unmöglich divinieren können, da es fast ganz verloren ist. Hr. Cockerell stellt die Athena als ausgebildete Jungfrau

*) Sehr richtig wird S. 16. Anm. 8. bemerkt, daß Quatremere = de = Quincy, welcher bey seiner Restitution des Ostfrontons eine bekannte Etruskische Spiegelzeichnung zum Grunde legte, dem Tympanum mehr Höhe gegen die Breite gegeben habe, als es in der Wirklichkeit hat, eben deswegen, um die Athena noch über dem Haupte des Zeus anbringen zu können. Und doch erscheint auch bey ihm Zeus durchaus nicht in den Proportionen, die ihm als der mittelsten Figur und als dem vornehmsten der Götter nothwendig gegeben werden mußten.

neben Hephästos, dessen Beil sie aus dem Haupte des Zeus befreit hat, zur Rechten dieses ihres Vaters, und gibt ihr eine sehr bewegte, kriegerische Attitüde, in welcher sie auf späteren Bronzemünzen von Athen gefunden wird. Sie stößt mit der Lanze gegen den Boden (zu welchem Zwecke, ist nicht zu begreifen) und hebt mit der Linken den Schild (wozu auch kein Anlaß gegeben ist); zu ihren Füßen sieht man ihre heilige Schlange und den Delbaum. Solche Vorstellungen der Athena, die allerdings auf jenen Münzen vorkommen, beziehen sich offenbar schon auf den Streit der Athena mit dem Poseidon über die Schutzherrschaft von Athen, und Hr Cockerell scheint dies selbst anerkannt zu haben, indem er der Athena den Poseidon gegenüber stellt. Dann würde aber die Composition des Ostfrontons im Gegenstande mit der des westlichen Giebelfeldes zusammen fließen. Das Fragment des britischen Museums, welches Taf. 8. abgebildet ist, und zwey weit ausschreitende Füße und zwischen ihnen etwas, das für einen Baumstumpf genommen werden kann, zeigt, soll nach Hr Cockerell's gegenwärtiger Meinung dieser Athena vom Ostgiebel angehören; der Unterz. muß aber auch gegen diese Ansicht Einspruch thun, wie er früher der Voraussetzung widersprochen hat, daß diese Füße der Pallas vom Westgiebel angehörten, hauptsächlich deswegen, weil diese Füße mit vollständigen Lederschuhcn, wie die Römischen calcei waren, bekleidet sind, eine solche Tracht aber der Griechischen Pallas durchaus fremd ist. Wir wenden uns zu der auf Taf. 22. gegebenen Restitution der Statuengruppe des westlichen Frontons, für welche Carrey's Zeichnungen ein ungleich reicheres und fast vollständiges Material geben, und deren Gegenstand Pausanias in der

Kürze als den Streit des Poseidon mit der Athena über das Land bezeichnet. Hier geht Herr Cockerell von der Forderung einer vollkommenen Symmetrie zwischen den Figuren zur Rechten und denen zur Linken aus, und schließt daraus, daß in der Lücke, welche die Carreyschen Zeichnung rechts von der Statue des Poseidon lasse, ein Wagen mit zwey Pferden von derselben Art gestanden haben müsse, als auf der Seite links von der Gegnerin des Poseidon, der Athena. Die weibliche Figur mit dem Delphin unter dem gehobenen rechten Fuße, welche Amphitrite genannt wird, und von der auch noch der Torso unter dem Elgin-Marmors vorhanden ist, habe ganz die Stellung, wie die Nike-Apteros auf der anderen Seite; sie sey nicht sitzend, sondern auf dem Wagen stehend oder vielmehr von den Zügeln, an denen sie die Pferde lenkt, gehalten (wholly suspended by the arms, which are in the attitude of holding reins) zu denken. Amphitrite, auf ihrem Wagen aus dem Boden hervor kommend, welchen Poseidon mit dem Trident geöffnet, möge so die Salzquelle, die der Meergott hervor geschlagen, so wie seine Herrschaft über die See, bezeichnet haben. Uebrigens stimme die Darstellung des Mythos, wie sie Phidias gegeben, mit keiner unter den Erzählungen, die wir bey den Dichtern und Mythographen finden, vollkommen überein, wiewohl einzelne Züge zusammen träfen. Daher Hr Cockerell auch den Delbaum, den er sonst als Zeichen der Besitznahme von Seiten der Pallas gefordert hat, weggelassen hat — nur darin nicht consequent, daß er den Poseidon in dem Moment dargestellt glaubt, wie er den Salzquell aus dem Boden schlägt. Auch nach seiner Meinung werden hier beide Götter hauptsächlich als ἑππιουι dargestellt, worin der Un-

terzeichnete völlig mit dem Verf. überein stimmt, nur daß er diese Grundidee anders ausgeführt hat, indem er sich auch jetzt noch nicht überzeugen kann, daß, es sey aus Gründen der Symmetrie oder des darzustellenden Gedanken, ein zweytes Gespann von Pferden nöthig sey. Die Forderung der Symmetrie ist durchaus im Zeitalter des Phidias nicht mehr in der äußerlichen Strenge genommen worden, wie in dem, worin die Aeginetischen Sculpturen gearbeitet sind. So war in dem Westgiebel des großen Tempels zu Olympia, dessen Statuen Alkamenes, Phidias Schüler, verfertigt hatte, nach Pausanias, in der Mitte unter der Spitze des Aetoma der Lapithe Peirithoos, ein Sohn des Zeus, aufgestellt, und nach der einen Seite von ihm der Kentaur Eurynion, der die Frau des Peirithoos, Hippodameia, hinweg führen wollte, und der Lapith Käneus, der dem Peirithoos Beystand leistete. Dagegen war nach dem anderen Ende des Frontons Theseus zu sehen, der mit dem Beile auf zwey Kentauern eindrang, wovon der eine (wie am Phigalischen Tempel) einen schönen Knaben, der andere ein Mädchen raubte. Nach diesen Angaben des Pausanias, denen man wohl nur noch einige verwundete Kentauern und Lapithen zur Ausfüllung der spizen Winkel zufügen darf, ist es nicht möglich, eine symmetrische Anordnung dieser Gruppen durchzuführen; immer wird ein Kentaur mit zwey anderen Figuren auf der einen Seite zwey Kentauern mit drey anderen Figuren (worunter aber zwey wenig Raum einnehmen) entsprechen müssen. Ferner ist sehr zu bezweifeln, daß der Zwischenraum zwischen dem Poseidon und seinen Nebenfiguren so groß gewesen sey als Herr Cockerell annimmt, indem die früheren Reisenden, welche diese Bildwerke be-

schrieben haben, namentlich Spon und Wheler, nichts von einer Lücke hier erwähnen. Carrey's Zeichnungen lassen aber auch keinen bestimmten Schluß zu, da sie die Frontons (was bey der hier gegebenen Copie nicht bemerkt ist) in zwey ungleiche Theile zerlegen, und die Zusammensetzung dieser Theile, bey der Ungenauigkeit dieser Skizzen, manchen Schwierigkeiten unterliegt. Auch ist von einem Wagen mit Pferden auf der Seite des Poseidon weder in Beschreibungen, noch in den gefundenen Bruchstücken irgendwo die geringste Spur vorhanden. Wir haben Nachrichten über den Parthenon vom J. 1573 in dem Briefe des Griechen Theodor Zygomalas an Martin Crusius, wo die Statuengruppen des Westgiebels beschrieben und namentlich *ἵπποι δύο φρουρούμενοι* erwähnt werden; also waren auch damals nur die Pferde der Athena vorhanden und von einem Gespanne des Poseidon nichts zu sehen. Welcher seltsame Zufall sollte dies Pferdegesspann herab geworfen und auch den Wagen, worauf die Amphitrite nach Cockerell's Annahme stand, zerstört, und dabey doch diese Statue selbst so unverletzt gelassen haben, wie sie — mit Ausnahme des Kopfs und der Hände — bey Carrey erscheint. Auch scheint die ganze Stellung dieser Amphitrite nach diesen Zeichnungen doch zu sehr sitzend, als daß sie auf einem Wagen ohne Sitzbank, wie hier angenommen wird, ihre Stelle hätte finden können, ohne hinten überzufallen. Dazu kommt, daß sie bey Carrey das rechte höher gehobene Bein auf einen Delfin oder ein ähnliches *κῆτος* setzt; und gewiß ist es eine sehr willkürliche und bey solchen Restitutionen nicht erlaubte Annahme, daß dies Seegeschöpf dem Fuße ursprünglich nicht zur Stütze gedient, sondern irgendwo unter dem Wagen angebracht gewesen sey. Dies sind einige von den Gründen,

aus denen der Unterz. dieser auf den ersten Anblick so gefälligen Restitution widersprechen, und auf seiner Ansicht beharren zu müssen glaubt, daß der Streit der *Deoi ἱππιοι* auf eine andere Weise vorgestellt worden sey. Die Erklärung und Benennung der übrigen Figuren richtet sich ganz nach der Auffassung des Vorganges in der Mitte des Frontons; der Ref. hält es um so weniger für nöthig, die Namen, welche Hr Cockerell den einzelnen Statuen gegeben, mit den von Andern vorgeschlagenen zusammen zu stellen, da eine solche vergleichende Tabelle bereits von Hn J. Millingen in den *Annali dell' Instituto di corr. ant.* Vol. IV. p. 197. gegeben ist.

Die letzte Tafel dieses Bandes, № 23., gibt einen Aufriß, Grundriß und Durchschnitt des Parthenon, zwar nur im kleinen Maßstabe, aber doch von großem Werthe, weil darin die Untersuchungen und Ansichten Hn Cockerell's, eines sehr vorzüglichen Kenners der Athenischen Architektur, niedergelegt sind. Jedoch ist der wichtigste Theil dieser Untersuchungen, welcher die Eintheilung der Platten des Fußbodens und die Säulenstellung im Innern der Cella und des Opisthodomos betrifft, bereits durch den nach Cockerell gezeichneten Plan, den Brøndsted im zweyten Bande seiner *Voyages et recherches en Grèce* heraus gegeben, bekannt geworden. Die Einrichtung des Hypäthrons in der Cella des Parthenon stellt sich der Englische Architekt nicht so vor, als wenn die ganze Decke zwischen den inneren Säulenstellungen weggenommen gewesen wäre, sondern er läßt nur in den vordern Raum, vor der chryselephantinen Statue der Göttin, ein viereckiges Fenster offen, welches er sich bey schlechter Witterung mit Teppichen, und namentlich dem Peplos, der der Göttin an den Panathenäen dargebracht wurde, aufgehängt denkt.

Der siebente Theil des vorliegenden Werks enthält auf sechszehn Tafeln die Metopen des Parthenons, die sich im britischen Museum befinden, von derselben Hand gezeichnet wie die Siebelstatuen. Darunter ist aber eine nur ein Gypsabguß der durch den Grafen Choiseul nach Paris gebrachten und im Louvre befindlichen Metope, welche auf Taf. 16. abgebildet ist und gegenwärtig im britischen Museum die № 9. trägt. Die neue Anordnung stimmt ganz mit der Folge am Tempel selbst überein, wie sie schon in den Deutschen Ausgaben des Stuart Bd. II. S. 660. angegeben wurde. Die Metope, zu welcher die beiden Köpfe gehören, die sich im Königl. Museum zu Copenhagen befinden und deren Herkunft vom Parthenon Brøndsted so genau nachgewiesen hat, ist nicht, wie man früher glaubte, die achte bey Carrey, № 7. im britischen Museum, sondern die vierte oder № 3. Die Köpfe passen noch ganz auf den Bruch an der Metope des britischen Museums, wie durch die Vergleichung der Tafeln 7, wo die Metope, und 17, wo die Köpfe in ihrer ursprünglichen Lage abgebildet sind, vollkommen klar wird. Die andern Tafeln, 18 und 19, geben allgemeine Ansichten der Ost- und Westseite des neuen Saals im britischen Museum, in welchem alle diese von Lord Elgin angekauften Reste der Athenischen Kunst, auf eine ihrem Kunstwerthe angemessene Weise, aufgestellt sind.

Der Text dieser Abtheilung, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, enthält eine Einleitung, welche die Schicksale des Parthenon nach den bereits bekannten Quellen erzählt, und alsdann Erläuterungen zu den einzelnen Metopen, wobey mit Recht besonders die Motive der höchst mannigfaltigen und oft auffallenden Stellungen der kämpfenden Lapithen und Centauren berücksichtigt

werden. Ein genaueres Eingehen in die Griechische Gymnastik und Athletik wird hier noch Manches aufhellen können.

In der nächsten oder den nächsten Abtheilungen haben wir die bedeutenden Ueberreste des Frieses von der Cella des Parthenon zu erwarten, die das britische Museum aufbewahrt. Wir sehen diesen mit sehr hoch gespannten Hoffnungen entgegen.

R. D. M.

W i e n.

Geschichte des Herzogthums Troppau, zum ersten Male bearbeitet von Faustin Enß, Prof. am Gymnasium daselbst. Auch unter dem Titel: Das Oppaland, nach seinen geschichtlichen, naturgeschichtlichen, bürgerlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten, beschrieben von Faustin Enß &c. 1835. 8. 416 S. (bey Gerold).

Durch diese Monographie wird eine Lücke in der Geschichte Schlesiens ausgefüllt, da das Fürstenthum Troppau, oder das Oppaland, welcher Fluß die Grenze zwischen dem Preussischen und dem größeren Oestreichischen Antheile ausmacht, so viel wir wissen, bisher noch keinen eigenen Geschichtschreiber gefunden hat. Der Verf. hat sein Werk in zwey Theile getheilt, von denen der erste dem historischen Theil, der zweyte dem sittlichen Zustande gewidmet ist. Der historische Theil beginnt mit den frühesten Zeiten, und wird alsdann durch die folgenden nach dem Wechsel der Besitzer und Fürsten durchgeführt. Nach dem Vf. war das Land zuerst vom Germanischen Stamme, den Marcomanen, besetzt, auf den nachher die Slavischen Einwohner folgten. Dann folgte der Zeitraum, wo es abwechselnd unter Böhmischem, Ungarischen und Polnischen Fürsten stand; mit

Georg Podiebrad anfangend, und mit Herzog Sigismund 1501 endend. Hierauf der Zeitraum, wo das Fürstenthum unmittelbar unter den Königen von Böhmen stand, bis auf den Frieden zu Teschen 1779. Der Verf. hat als Quellen mehrere Chroniken und Urkundensammlungen mit Fleiß benützt. Nur hätten wir den Styl oft weniger gesucht und blumenreich gewünscht. Daß die Erzählung sich nicht immer auf Troppau beschränken konnte, sondern auch auf Schlesien überhaupt sich ausdehnen mußte, brachte der Gegenstand mit sich. Der zweyte Theil, die Sittengeschichte enthaltend, ist der Zeitfolge nach in sieben Abschnitte getheilt, die aber seit der Reformation zu sehr Kriegsgeschichte wird, besonders in den letzten Zeiten durch die Schlesiſchen Kriege unter Friedrich II. Daß der Vf. nicht der blinde Bewunderer von diesem Fürsten ist, wird man ihm als Destrreicher gern verzeihen. Als Anhang ist die Geschichte des Troppauer Museums, das im J. 1815 errichtet ward, und das Verzeichniß der Bestandtheile desselben, so wohl aus der vegetabilischen als zoologischen Schöpfung wissenschaftlich und systematisch geordnet, beygefügt. Zu diesem kam alsdann auch ein geographisches Cabinet. Außerdem noch Sammlungen von Alterthümern und anderen Merkwürdigkeiten, in sofern nämlich das Land sie darbot, denn nur auf diese sollte mit Recht die Sammlung sich beschränken. Das Ganze ward von Privatpersonen aus den verschiedensten Ständen zusammen gebracht, und gibt einen sprechenden Beweis, wie viel durch vereinte Kräfte geschehen kann, so bald lebendige Theilnahme statt findet. Der Verf. ist Aufseher der Sammlung, und hat durch das Verzeichniß einen rühmlichen Beweis seiner naturhistorischen Kenntnisse gegeben. Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1837.

G ü s t r o w.

Bey Spitz und Frege. Ansichten über die Entstehung und Ausbildung des edlen Pferdes, und die zur Verbesserung der Pferdezucht anzuwendenden Mittel; so wie über die Nothwendigkeit einer veränderten Einrichtung der landesherrlichen Gestüte in Deutschland; und Berichte, Urtheile und Vorschläge über die Mecklenburgische Thierschau zu Güstrow von 1826 bis incl. 1835. Von F. J. C. Pogge. Zweyte vermehrte Auflage. 1836. 240 Seiten in 8.

Die Veredlung der Pferdezucht in England ist zu einem Grade der Vollkommenheit gediehen, der jenen Insulanern wenig zu wünschen übrig läßt. So sehr dieselbe aber auch die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller civilisirten Staaten erregt hat, und so sehr man es sich in vielen derselben angelegen seyn ließ, ein ähnliches Resultat zu erzielen, so entsprachen doch die Früchte keinesweges der Erwartung. Der Grund dieses Fehlschlagens lag ohne Zweifel in Mißgriffen,

und im Allgemeinen darin, daß man bey der Nachahmung der englischen Pferdezeit das Wesen derselben und die sie leitenden Grundsätze, denen sie allein ihren Ruf verdankt, nicht beachtete. Erst in neueren Zeiten scheint man in Deutschland einen richtigeren Weg einzuschlagen, und bey dieser Verfolgung darf gewiß ein jener Normal-Pferdezeit annäherndes Resultat erwartet werden. Es sind lediglich die Wettrennen, welche der englischen Pferdezeit ihre Ueberlegenheit in fast allen Beziehungen verschafft haben; der Verf. vorliegender den Gebrüdern W. und G. von Biel als Beförderern und ersten Verbreitern der edlen Pferdezeit in Mecklenburg gewidmeten Schrift, durch mehrere werthvolle Abhandlungen über Pferdezeit bekannt, weist dieses geschichtlich nach. Was in England durch die Rennen bewirkt war, suchte man in anderen Ländern durch die von Staatswegen errichteten Haupt- und Landgestüte auszuführen. Lange und fast bis zur neueren Zeit hat sich die Meinung erhalten, daß die englischen Grundsätze nicht unbedingt auf die Pferdezeit anderer Länder, wo man keine englischen Rennen und englische Guineen hatte, anwendbar seyn möchten; die Fortschritte, welche die Veredlung der Pferdezeit in Mecklenburg bereits gemacht hat, widerlegen jene Ansicht. Der Verf. bemühet sich uns ferner zu zeigen, daß die Stamm-, Haupt- oder Landgestütpferdezeit nie das leisten könne, was die Zucht des Privatmannes zu leisten vermöge, und gibt als Mittel, wodurch die Pferdezeit in anderen Ländern und namentlich in Deutschland zu eben der Höhe und Vollkommenheit wie in England gebracht würde, folgende an: 1) die Beförderung der Verbreitung constant edler Vollblutpferde an viele Züchter, und die dadurch zu be-

gründende, edle gemeine Landespferbezucht. 2) Die öffentlichen Rennen, und die nach Englands Beyspiele dafür auszufehenden Preise. Neben diesen beiden Hauptbeförderungsmitteln könnten die landesherrlichen Beschälanstalten einstweilen noch sehr nützlich fort bestehen. Darauf folgen die Berichte über die Mecklenburgische Thierschau zu Güstrow, die vielseitiges Interesse gewähren. Zuletzt spricht der Verf. über die Nothwendigkeit einer veränderten Einrichtung der landesherrlichen Gestüte in Deutschland, und wie dieselben von der sich im Lande mehr ausbreitenden und ihren Werth auf die öffentliche Prüfung ihrer Producte gründenden edlen Landes-Pferdezucht bald überstrahlt und verdunkelt werden müssen. Die in dieser Absicht vorgeschlagenen Maßregeln bestehen in unbedingter und möglichst baldiger Entfernung aller zweifelhaften Vollblut-Zuchtpferde aus den Gestüten, in der Anschaffung eines neuen Stammes von wohl geprüften und genügend nachzuweisenden Vollblutpferden, und in der Theilnahme der Gestüte an den öffentlichen Rennen. Das Ganze ist mit gründlicher Sachkenntniß und Wärme geschrieben, und Jedem, der sich über Veredlung der Pferdezucht unterrichten will, zu empfehlen.

L.

L o n d o n.

Bey Longman, Rees &c., 1835: The life and times of William the third King of England and Stadtholder of Holland. By the Hon. Arthur Trevor, M. A. F. A. S. M. R. S. L. of Christ church, Oxford in two Volumes. Vol. I. 441 S. Vol. II. 519 Seiten in 8.

Welche strenge Critik König Ludwig's XIV. öffentlicher und Privatcharacter auch erlitten hat, das Zeitalter, das seinen Namen führt, gehört zu denjenigen in der modernen Geschichte, in welchen wir die Entwicklung der civilisirten Welt in allem was persönlichen Muth, Thatkraft und Talente betrifft, in ihrem schönsten Lichte erblicken. Ludwig XIV. vereinigte an seinem Hofe und in seinem Dienste die ausgezeichnetsten Krieger, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler; seine Truppen waren an kriegerischem Geist, an Equipierung und Einrichtungen so wie an Zahl allen damaligen europäischen Heeren überlegen. Schon war sein Wille auf dem europäischen Festlande überwiegend, als er an Wilhelm von Oranien, der anfänglich nur Stadthalter von Holland, später diese Würde mit der eines Königs von England vereinigte, einen würdigen Nebenbuhler seines Ruhmes fand. Der Verf. des angezeigten Werks, Trevor, bemühet sich, indem er nicht nur die Geschichte Wilhelms III., sondern zugleich die seiner Zeit beschreiben will, die Leser gleich Anfangs auf die verschiedene Stellung dieser beiden Rivalen auf dem großen Welttheater aufmerksam zu machen, um aus den beschränkten Verhältnissen seines Helden in Betreff seiner Hülfsmittel, und den Schwierigkeiten, die sich seinem Willen nicht nur in Holland und England, sondern auch in seinen Verhandlungen mit den Continentalmächten (ohne deren Beystand er den Kampf gegen Ludwig XIV. nicht mit Erfolg führen konnte) entgegen setzten, manche Schattenseite in seinem politischen und militärischen Character zu vertheidigen, oder doch wenigstens in einem günstigern Lichte darzustellen. Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist von vielen ausgezeichneten Geschichtschreibern beschrieben; alle Da-

ten sind sorgfältig aufgespürt und schwerlich möchten sich deren noch auffinden, die über die Ereignisse selbst neues Licht verbreiten; auch finden wir deren keine von Bedeutung in der angezeigten Geschichte. Der Verf. beschränkt sich darauf, den Character Wilhelms III. gegen die Vorwürfe die von vielen Seiten erhoben sind, zu vertheidigen, zu beweisen, daß seine Anstrengungen Europa die Befreyung von dem Joche, das Ludwig XIV. diesem Welttheile bereitete, Holland seine Existenz, und England die Aufrechthaltung der protestantischen Religion und seine freye Verfassung verdanke. Er räumt daneben ein, daß Wilhelm III. im Gegensatze von der Persönlichkeit Ludwigs XIV. ein kaltes, wenig gefälliges Aeußere hatte, daß die Politik seine herrschende Leidenschaft, und er ein größerer Diplomatiker als Feldherr war; er verdiene aber nichts desto weniger, als ein Muster aller moralischen Tugenden, die einen Privatmann zieren, aufgestellt zu werden. Sein richtiger Tact in Beurtheilung der Lage der Dinge, und des Characters der Personen, mit denen er zu thun hatte, verschaffte ihm einen großen Einfluß auf die regierenden Fürsten seiner Zeit, und war ihm vorzüglich auch bey dem Oberbefehle alliierter Heere von großem Werthe. Er trieb alle öffentliche Geschäfte mit unermüdeter Thätigkeit, verließ sich nur nothgedrungen auf die Hülfe Anderer, und dann immer mit Mißtrauen. Von dieser allgemeinen Schilderung seines Characters ausgehend, betrachten wir ihn zuerst als Feldherrn. Ueber diesen Gegenstand werden sich die Leser in Trevor's Geschichte am wenigsten befriediget finden, seine Schilderungen der militärischen Lager und der vorgefallenen Gefechte sind, mit Ausnahme des berühmten Sieges an der Boyne in Irland,

dürftig zu nennen; das Resultat ist: Wilhelm III. war im Felde oftmahls nicht vom Glücke begleitet, aber nie verließ ihn der Muth und das Zutrauen zu sich selbst; war er zu schwach um anzugreifen, so verstand er die Kunst, den Gegner in Schach zu halten, vorzüglich aber meisterhafte Rückzüge auszuführen. Den erlittenen Verlust wußte er in kurzer Zeit wieder zu ersetzen, und entriß dadurch seinem Gegner die Früchte des erkochtenen Sieges. Ist der ihm oft gemachte Vorwurf, er habe den Krieg des Krieges wegen geliebt, gegründet? Der Verf. setzt diesem den Frieden von Nyswicz entgegen, den er, obgleich derselbe seinem persönlichen Interesse entgegen war, betrieb. Das einzige Mahl, behauptet der Verf., daß Wilhelm III. einer falschen Politik Gehör gab, war, als er in den Plan einer Theilung der spanischen Monarchie einging. Doch wird als Entschuldigung angeführt: er habe Europa gegen einen, bey dem Tode des Königs von Spanien außerdem unfehlbar ausbrechenden, langwierigen Krieg möglichst schützen wollen. Interessanter sind die Bemerkungen des Verfs., die er den Anklagen Smollet's entgegen stellt. Dieser Schriftsteller sagt von Wilhelm III., 'er habe die Gesetze der Ehre und des Anstandes verlegt, indem er den König von England, der zu gleicher Zeit sein Onkel und Schwiegersohn war, des Thrones entsetzte, und ihn auf Kosten des Volks (der Holländer), das ihn mit der höchsten Würde bekleidet hatte, einnahm.' Aber, fragt der Verf., wenn auch gleich die Kosten groß gewesen seyn mögen, kann dagegen die Erhaltung der Religion, der Freyheit und des Eigenthums nicht als hinlänglicher Ersatz gelten? Ward Wilhelm III. nicht durch die Stimme der Protestanten in England zum Throne berufen?

Das Vorzügliche in der Untersuchung des Verfs über diesen Gegenstand vor andern Geschichtschreibern, liegt darin, daß er insbesondere den Punct aufzuklären sucht, in wiefern er durch seine vorher gegangene Intriguen selbst dahin gewirkt habe, daß dieser Ruf aus England an ihn gelangte? Hier kommt es dem Verf. vorzüglich zu statten, daß er zu einer Einsicht in die nachgelassenen Papiere des berühmten Staatsmannes Sir William Temple gelangte, der in diesem ersten Acte eine bedeutende Rolle spielte, und während der langen Zeit, da er englischer Gesandter im Haag war, das besondere Vertrauen Wilhelms genoß. Der König von England Karl II. mißtrauete den Absichten Wilhelms; er ließ diesem durch Lord Arlington andeuten: ihm sey bekannt, daß verrätherische Pläne gegen England und Holland geschmiedet würden und Gehör fänden. Obgleich Wilhelm sich vollkommen gegen diesen Vorwurf rechtfertigte, so ward ihm doch englischer Seits zu verstehen gegeben, der König wünsche nicht, daß er den Vorsatz, den er dem Gerüchte zufolge gefaßt habe, noch London zu kommen, in Ausführung brächte. In der Unterhandlung, die man englischer Seits mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, um ihn von den Alliierten abzuführen, geführt hatte, hatte Lord Ossory zuerst die Idee von seiner Verheirathung mit der Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs von York, aber aus eigener Bewegung, hingeworfen. König Karl II. und der Herzog von York waren einer solchen Verbindung aber ganz entgegen, und daher die Weisung an Wilhelm nicht nach England zu kommen. Wilhelm eröffnete dem Sir W. Temple bey Gelegenheit der Conferenzen in Nimwegen: er werde von allen Seiten gedrängt sich zu vermählen, und sey ihm die Prinzessin Maria in

Sinn gekommen; es käme ihm aber vorzüglich darauf an, vorher zu wissen, wie ihr 'humor' und disposition sey? alle politische Hinsichten und Vortheile achte er nicht, wenn es auf die Wahl einer Frau, mit der er immer leben sollte, ankomme; ehe Sir W. Temple irgend einen Schritt thäte, müsse er ihm zuvor die möglichst zuverlässigsten Nachrichten über den Character der Prinzessin verschaffen.' — Erst als er hierüber die ihm genügende Auskunft erhalten hatte, und nach Beendigung des Feldzuges suchte er bey Karl II. um die Erlaubniß nach, ihn in England zu besuchen; der König, der jetzt den Frieden geschlossen zu sehen wünschte und daher den Prinzen von Oranien zu beleidigen vermeiden mußte, gewährte ihm diese. Wilhelm kam nach England, faßte eine Zuneigung zu der Prinzessin Maria und erhielt auf Zureden der englischen Minister die Einwilligung des Königs; der Herzog v. York ertheilte sie ihm mit sichtbarem Widerwillen und gleichsam gezwungen. Demnach scheint bey dieser Heirath die Politik auf Seiten Wilhelms (wie von vielen Schriftstellern, vorzüglich catholischen, ist behauptet worden), keine Rolle gespielt zu haben, Karl II. starb, und mit Jacobs II. Selangung zum Throne brach der lange vorbereitete Kampf zwischen den unterdrückten Protestanten und den damahls am Hofe gänzlich die Oberhand besitzenden Catholiken in England. Der Verfasser sucht durch eine sehr umständliche Entwicklung der damahligen Verhältnisse zu beweisen, daß Wilhelm zwar ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was in England vorging, war, daß er ein williges Ohr den Beschwerden und Klagen der unzufriedenen protestantischen Engländer, die sich an ihn wand-

ten, lieb; daß er mit Gefälligkeit von dieser Partey die Vorschläge aufnahm, die er nachher in Ausführung brachte; er leugnet aber aufs bestimmteste, daß Wilhelm jene aufrührerischen Gesinnungen der Engländer gegen seinen Schwiegervater auf eine andere Weise, directe oder indirecte, angezettelt, oder befördert habe. Die Nationalstimme in England forderte ihn zur Rettung der protestantischen Religion und Freyheit und zur Besteigung eines Thrones auf, den Jacob II., der beide zu untergraben beflissen war, nicht mehr behaupten konnte. — Es bleibt uns noch übrig, die Resultate der Untersuchungen des Verfs über die religiösen Meinungen Wilhelms auszuheben, die auf die Staatsverhältnisse Englands nicht ohne Einfluß geblieben sind. Er war in den Grundsätzen des Calvinismus erzogen, und hatte einen großen Widerwillen gegen das Papstthum, aber ohne bigott zu seyn. Nach seiner Verheirathung mit der Prinzessin Maria, verstattete er ihr, eine Capelle im Pallaste, für den Gottesdienst der englischen Kirche, dem sie ergeben blieb, zu haben. Als er König geworden war, bekannte er sich zu der englischen Kirche, bewies aber gegen die protestantischen Dissenters die größte Nachsicht. Er hatte früher eine Abneigung gegen die Episcopalkirche, als er sich aber näher mit derselben bekannt gemacht hatte, änderte er seine Ansichten. — Auf seinem Sterbebette beschäftigte er sich noch lebhaft mit dem Kriege gegen Frankreich, und bezeichnete Marlborough als den Fähigsten, das englische Heer anzuführen.

D r e s d e n.

In der Walther'schen Hofbuchhandlung: Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode. Von Adolf Peters, Dr der Philos. u. Mit 4 Steindrucktafeln. 1835. 263 Seiten in 8.

M ü n c h e n.

Novae theoriae linearum curvarum originariae et vere scientificae specimina quinque prima. Auctore C. C. F. Krause. Edidit Professor H. Schroeder. 1835. 102 Seiten in 4.

Beide Werke, von welchen das zweyte nach dem Tode des Verfs erschienen ist, beschäftigen sich mit der Entwicklung eines und desselben Grundgedankens, auf welchen beide Verfasser, unabhängig von einander, gekommen sind, mit dem Unterschiede jedoch, daß Krause sich schon im J. 1799, Peters dagegen erst in den letzten Jahren mit den darauf bezüglichen Untersuchungen beschäftigte. Sieht man zunächst von dem Standpunkte ab, den die Verfasser selbst ihrer Entdeckung in der Wissenschaft anweisen, so erscheint sie als ein Versuch, die Gleichungen der krummen Linien mittelst eines bisher ungebräuchlichen Coordinatensystems auszudrücken. Es werden nämlich hier als Coordinaten einer ebenen, krummen Linie, die von irgend einem Anfangspunkte an gerechnete Länge der krummen Linie und ferner die während des Fortschrittes des Bogens, also von der anfänglichen Richtung an, gemachte Drehung, d. h. mit anderen Worten, der Winkel, welchen die am Anfangs- und End-

puncte des Bogens gezogenen Tangenten mit einander einschließen, betrachtet, so daß, wenn man die Länge durch s , den Winkel durch w bezeichnet, der allgemeine Ausdruck des Zusammenhanges der Coordinaten $f(s, w) = 0$ seyn wird. Specialisirt man nun die Function, welche die Abhängigkeit zwischen Bogen und Winkel angibt und verfolgt hier dasselbe Verfahren, welches in Beziehung auf rechtwinklige Coordinaten, schon längst ausgebildet worden ist, indem man einzeln die Linien untersucht, die den Gleichungen der verschiedenen Grade entsprechen, so findet man, daß dieselben Gleichungen hier ganz andere krumme Linien ausdrücken, als in dem Falle, wenn die Coordinaten rechtwinklige oder polare sind, und in dieser Beziehung bietet die Untersuchung viel Interessantes dar. Die Gleichung des ersten Grades z. B. $Aw + Bs + C = 0$ enthält die gerade Linie und den Kreis, die Gleichung des zweyten Grades gibt hier nicht die Kegelschnitte, sondern verschiedene Arten von Spiralen zc. In sofern nun die Ausbildung der analytischen Geometrie zum Theil von der Betrachtung neuer und mannigfaltiger Coordinatensysteme abzuhängen scheint, haben diese beiden Werke ein unbestreitbares Verdienst, wodurch sie aber noch keinesweges verdienen anderen ausgezeichneten Leistungen, durch welche die analytische Geometrie gerade in den letzten Jahren so sehr bereichert worden ist, gleich oder gar höher gestellt zu werden. Die Vff. haben jedoch eine viel höhere Meinung von ihrer Methode; sie sind überzeugt, daß diese die älteren weit überflügeln und eine völlige Umgestaltung der Geometrie herbeiführen werde, was sie auf eine in der Mathematik sehr ungewöhnliche und um so auffallendere Weise verkünden. Hr Peters nennt diese

Methode schon auf dem Titelblatte die ursprüngliche, und die ersten einleitenden Kapitel sind offenbar darauf berechnet, diese Methode im Gegensatz zur gewöhnlichen Coordinatenmethode als die wahrhaft wissenschaftliche darzustellen. Der älteren Methode macht er den Vorwurf, sie sey in gewisser Beziehung eine relative und zugleich willkürliche. Relativ nennt er nämlich einen geometrischen Begriff, wenn er räumliche Bestimmungen voraus setzt, die außer dem definierten Gebilde vorhanden sind, so daß dieses erst durch Beziehung auf ein anderes gedacht wird. In sofern ist also die ältere Coordinatenmethode eine relative; denn so wohl die zwey Linien, welche die rechtwinkligen Coordinaten bilden, als auch die Polarcoordinaten sind Raumgrößen, die außer der definierten Linie existieren. Ferner soll diese Methode willkürlich aufgegriffen seyn, weil man von ihrem Ursprunge und dessen Nothwendigkeit keine Rechenschaft zu geben im Stande ist. Der Verf. beschränkt jedoch dieses Urtheil sogleich selbst wieder. Nur in Beziehung auf die krumme Linie selbst soll die Coordinatenmethode eine relative seyn, in Beziehung auf die krummlinig begränzte Fläche dagegen eine absolute und ursprüngliche, weil nämlich eine gesetzmäßig gebildete Fläche ursprünglich durch die fortschreitende oder drehende Bewegung einer geraden Linie erzeugt wird. Für die Betrachtung der krummen Linien dagegen soll nur die neue Methode eine absolute seyn, und daher künftig hin bey Untersuchungen, die sich auf Linien beziehen, an die Stelle der älteren Coordinatenmethode treten (S. 32.). Hierdurch wird denn schon der stolze Name der ursprünglichen analytischen Methode der höheren Geometrie sehr beschränkt, indem ja zur analytischen Geometrie nicht bloß

die krummen Linien, sondern auch die Flächen und Körper gehören. Dem Verf. selbst ist sogar die Bemerkung entschlüpft, daß beide Methoden, isoliert genommen, gleich einseitig und von gleichem wissenschaftlichem Werthe sind. Die neue Methode wird es sich aber gefallen lassen müssen, noch einige Stufen tiefer, von dem Standspuncte, den sie einnehmen will, herab zu steigen. Soll sie nämlich in Beziehung auf die krummen Linien, die ausschließlich wissenschaftliche seyn, so darf man auch die Anforderung an sie machen, daß sie im Stande sey, alle Fragen, die sich auf Linien beziehen, wenigstens eben so gut, wie die ältere Coordinatenmethode, zu beantworten. Es konnte aber Hr Peters selbst nicht entgehen, daß dies nicht der Fall sey, und er sucht sich daher durch neue Einschränkungen zu helfen. Gewisse Fragen, wie z. B. über die Durchmesser und Aren, über charakteristische Punkte die nicht in der krummen Linie selbst liegen, aber in Beziehung zu ihr stehen, wie z. B. die Brennpuncte, verweist er in die Untersuchungen über die Flächen, und leitet daraus den Grund ab, warum sie durch die Coordinatenmethode so leicht behandelt werden können. Nun gibt es aber noch eine Menge Fragen, die sich auf Punkte, die in der krummen Linie selbst liegen, und die nicht bloß nicht leicht, sondern direct überhaupt gar nicht nach der neuen Methode behandelt werden können. Schon bey der Frage über die Rectification der krummen Linien, die nach der neuen Methode um so wichtiger ist, da der Begriff der Länge der krummen Linie ein Grundelement der Betrachtung ist, sieht man sich genöthigt, die Coordinatenmethode zu Hülfe zu rufen. Wie soll man aber Fragen erledigen, bey welchen es darauf ankommt, die Lage von Punkten zu bestimmen.

Wie kann man z. B. nach der neuen Methode nur die wichtige und noch zu den einfacheren gehörende Untersuchung über den Durchschnitt zweyer krummen Linien führen, da diese Methode gar kein Mittel besitzt, den Begriff, daß ein Punct zugleich zweyen krummen Linien angehört, auszudrücken? Wenn man also diese Fragen nicht ganz aus der analytischen Geometrie verweisen will, wogegen sich doch Hr Peters selbst deutlich genug erklärt (S. 78.), so kann ja die ältere Coordinatenmethode, die sie lösen kann, während die neue Methode ihre Hülfe versagt, unmöglich, selbst in Beziehung auf die krummen Linien, eine bloß zufällige und willkürliche seyn, oder man wird wenigstens gestehen müssen, daß es neben der so genannten ursprünglichen analytischen Methode, noch andere Methoden geben muß, die eben so nothwendig und in der Natur der krummen Linien begründet sind. In der That ist auffallend, daß Hr Peters die einfache und nichts weniger als zufällige Entstehung der Coordinatenmethode so ganz und gar entgangen ist, daß er nicht einmahl bedacht hat, daß sie in der uralten Bestimmung der Planetenbahnen durch Declination und Rectascension, oder Länge und Breite zc. ihr Vorbild findet. So wie man bereits in der elementaren Geometrie gezwungen wird, in der Abstraction nicht bey der geraden Linie stehen zu bleiben, sondern zum Puncte fort zu gehen, so kann man sich auch in der höheren Geometrie nicht damit begnügen, die krummen Linien als bereits fertige Raumgebilde zu betrachten, sondern man muß auch die einzelnen Puncte für sich der Untersuchung unterwerfen, so daß die Linie nur als eine Verbindung von Puncten, die nach einem gewissen Gesetze im Raume angeordnet sind, erscheint. Da aber ein Punct sich durch

Nichts als seine Lage von einem anderen unterscheidet, so ist auch die Bestimmung dieser Lage, also Coordinatensystem, das natürliche und nothwendige Princip der Untersuchung. Willkürlich kann nur ein einzelnes Coordinatensystem, z. B. das rechtwinklige, in sofern genannt werden, als man die Lage eines Punctes eben so sicher durch ein anderes bestimmen kann, diese Willkür liegt aber in der Natur der Sache, während das Coordinatensystem im Allgemeinen etwas Nothwendiges ist. Gerade hierin liegt die schwache Seite der neuen Methode, daß sie die krumme Linie nicht in ihre einzelne Puncte auflöst, sondern in ihrer fertigen Gestalt betrachtet, wodurch die Verbindung zwischen den verschiedenen krummen Linien abgeschnitten wird und nur die Eigenschaften gefunden werden können, die jeder einzelnen krummen Linie, als einer isolierten geometrischen Form zukommen. Das schwächste Argument für die vollkommene Angemessenheit der ursprünglichen Methode scheint uns Herr Peters aus dem Umstande entlehnt zu haben, daß nach derselben der Kreis in der Gleichung des ersten Grades enthalten ist, was bey der Coordinatenmethode nicht der Fall ist, welche, wie er sich ausdrückt, ihre Disharmonie mit der Curve als solcher auch auf dieser untersten Stufe dadurch verräth, daß nicht der einfachsten Gleichung auch die einfachste krumme Linie entspricht. Indessen stellt sich die Sache ganz anders so bald man über den ersten Grad hinausgeht. Denn während z. B. die Ellipse nur durch eine transcendente Gleichung ausgedrückt werden kann, so erscheinen hier vielfach gewundene Spirallinien als Linien des zweyten Grades. Einen besondern Werth legen beide Verfasser auf den Umstand, daß sie durch ihre Methode auf Cur-

ven gekommen sind, die man früher nicht betrachtet hat. Neue Curven kann man vermittelst jedes Coordinatensystems nach Belieben finden, der Wissenschaft kann aber hierdurch nur dann ein wesentlicher Dienst geleistet werden, wenn diese Curven zu besonderen Anwendungen führen. Mehr als Unbequemlichkeit denn als Mangel der neuen Methode kann auch noch der Umstand angeführt werden, daß sie kein Mittel darbietet die krummen Linien zu construieren, da man aus der Drehung nur die entsprechende Länge des Bogens, nicht aber die Lage seiner einzelnen Punkte bestimmen kann. Wir hätten daher gewünscht, daß Herr Peters die Methode mitgetheilt hätte, nach welcher alle krumme Linien streng richtig nach Zahl und Maß gezeichnet wurden (S. 184.). Der Herausgeber des Krauseschen Werkes, Herr Pr. Schröter, hat sich zur Zeichnung der Curven des Mittels bedient, daß er statt kleiner Bogen gerade Linien setzte, was wir für das einzig mögliche halten. Wir haben uns hier besonders an Herrn Peters als einen noch unter uns wandelnden gehalten, die meisten Ausstellungen treffen aber natürlich auch das Krausesche Werk, da der Grundgedanke in beiden Werken derselbe ist. Im Einzelnen scheint uns das letztere Werk weit gründlicher behandelt zu seyn. Wir machen besonders auf das zweite und dritte specimen aufmerksam. Letzteres enthält namentlich Untersuchungen über die Theorie der Evolute und Evolvente, die Herr Peters nicht bearbeitet hat.

Stern.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1837.

G ö t t i n g e n.

Der 28. Julius war der von der Universität dazu bestimmte Tag den Manen ihres erhabenen Beherrschers und Erhalters König Wilhelm IV. das Ihm schuldige Opfer der Pietät durch eine öffentliche Todtenfeyer darzubringen. Es geschah dieses durch einen feyerlichen Redeactus, wozu der Professor der Beredsamkeit, Hofrath Dfr. Müller, im Namen der Universität durch ein Programm einlud, mit einer Einleitung: *Praemissa est brevis de fortunatorum insulis disputatio.* Die Feyer selbst geschah in der Universitätskirche, welche der Trauer gemäß dazu eingerichtet war. Der Chor der Kirche war schwarz drappiert, so wie auch der Catheder, über demselben die Inschrift: *Regem Rectorem suum sibi ereptum luget Georgia Augusta,* und darüber der Namenszug des Berewigten in einem Sternenzranze: zu beiden Seiten desselben stand eine Cypresse. Das Corps der Universität ver-

sammelte sich in Trauerkleidern auf dem Chor, das Schiff der Kirche so wie die Emporkirche war von den Studierenden, gleichfalls in schwarzer Kleidung, angefüllt. Die Feyerlichkeit begann mit einer Trauermusik, nach welcher der Redner den Catheder betrat, und in einer lateinischen Rede die Gefühle der Verehrung und der Trauer ausdrückte, welche die Universität beseelten, und welche wir neulich schon bey Erwähnung Seines letzten Geschenks in diesen Blättern laut werden zu lassen veranlaßt wurden. Mit einer zweyten Trauermusik endete die Feyer.

Die Rede begann mit der Entwicklung der Idee, welche die Römer mit dem Ausdrücke *vir bonus* verbanden. Es bedurfte keiner künstlichen Wendung um davon den Uebergang auf den Verewigten zu machen. In einem kurzen Ueberblicke seines Lebens zeigte der Redner wie Er in den verschiedenen Perioden und Verhältnissen desselben diesen Character stets aufrecht erhalten habe, zuerst in der Jugend schon im Seedienste, demnächst in den öffentlichen und Privatverhältnissen im männlichen Alter, und endlich, selbst nach dem Urtheile aller Parteyen, auf dem Throne. Die Rede, mit tiefer Stille angehört, rührte durch ihre einfache Wahrheit, und ließ uns die Größe des Verlustes empfinden, den wir erlitten haben. Nur die zuversichtliche Hoffnung in der Huld Seiner jetzt regierenden Majestät, König Ernst August, wovon wir schon die gnädigsten Zusicherungen erhalten haben, Ersatz für das Verlorene zu finden, konnte uns beruhigen.

Zugleich mit dem Programme ward ein lateinisches Gedicht desselben Verfassers ausgegeben, das wir unsern Lesern um so weniger vorenthalten wollen, da auch dasselbe mit dem

Gedichte des damaligen Redners bey der ähnlichen Veranlassung vor sieben Jahren geschah.

Quid subito cultus hominum mutavit et ora?

Cur sedet attonitis pallor ubique genis?

Tentabant animi laeto iam gaudia motu,

Quae festis essent mox celebranda modis,

Nimirum sacra visuris, quae visa referret

Visuris nunquam vir senior pueris.

Templaque surgebant, pompam exceptura decoram,

Fervebatque operi dedita docta manus.

At nunc friget opus, vel, si cessare negatum est,

Quod non friget opus, paenitet atque pudet.

Heu! intervenit maesti vox nuncia luctus,

Gaudia quae nostro pectore cuncta fugat:

‘Morti succubuit Guilelmi regia vita,

Ereptusque et rex et pater est patriae.’

Sic, quando pueri simul innuptaeque puellae

Vernanti graciles cespite agunt choreas,

Et subito caelum tempestas atra serenum

Corripit, atque ilex fulmine discutitur —

Ilex, quae patula ramorum saepe sub umbra

Fessos agrestes texerat atque hilares, —

Illi diffugiunt, tonitruque exterrita turba,

Quo nimbos vitent suffugio, dubitant:

Non aliter nobis, nil tale timentibus, atra

Incidit infando cura dolore gravis,

Regem lugemus, quo non clementior alter

Humani generis scepra tenere potest.

Flebilis innumeris ille occidit, et populorum

Magna cohors maerens ad sacra busta sedet,

Quorum animos caeco percussos ille tumultu

Legibus imperio restituit placido:

Flebilior nulli, quam nobis, Guelphica tellus

Quos alit et Musis terra dicata tenet,

Quae, licet imperium curis comprehenderet
 ingens,

Insignis Regi sollicitudo fuit.

Ah! utinam nobis licuisset Principis ora

Aspicere et linguae concipere aure sonos,
 Ut, bone Rex, voltusque Tui mentisque pa-
 ternae

In nobis species viveret usque memor:

Sed nostris oculis hoc invidere Britanni,

Hoc desiderii mite levamen abest!

Quid querimur: fallor? an vox allabitur
 aures

Humana gravior dulcisono strepitu?

Sive Camena illam fudit, seu credere fas est,

Principis augusto haec ore loqui Genium:

'Sistite,' ait, 'fletus, maestos deponite luctus,

En, quod solamen quaeritis, illud adest.

Excipiet frater fratrem: simul unica cura

Huic data priscorum sunt sola avita pa-
 trum.

Hic praesens noscet, notos circumspiciet vos,

Hic vestris oculis conspiciendus erit.

Huic fidis assuesce animis, o Guelphica tel-
 lus;

Sic tibi Guilelmi numen erit placidum.'

H a n n o v e r.

In der Helwingschen Hofbuchhandlung: Die
 Sterne, ein Schöpfungslied in fünf Gesängen
 von D. Pape. 1837. 246 S. in 12.

Das Hochpoetische im Anblick des gestirnten
 Himmels wird ein würdiger Stoff für dichterische
 Begeisterung bleiben, so lange auf Erden Sterne
 leuchten und Lieder gesungen werden. Nicht bloß
 für lyrische Poesie aller Art, wobey natürlich die
 Elegie immer den Hauptplatz behaupten wird,

sondern auch für umfassendere, didactische Auffassung wird das Geordnete und Regelmäßige der Sternenwelt stets einladend bleiben, und in diesem Sinne schließt sich hier den poetischen Behandlungen des gestirnten Himmels aus dem Alterthume, den Dichtungen eines Aratus, Manilius eine dichterische Auffassung desselben Stoffes vom gegenwärtigen Standpuncte der Bildung sehr würdig an. Dennoch läßt sich bezweifeln, welche Stellung für den Dichter bey Besingung der Sterne günstiger sey, die des Alterthums oder der jetzigen Zeit. Zwar hat derselbe jetzt alle die gewaltigen Fortschritte der Astronomie für sich, kann sich in den unendlichen Weltraum vertiefen, das Ungeheuere der Maaß-Bestimmungen, die genauern Berechnungen und die mancherley Seiten und Ansichten poetisch benutzen, wie sie die Wissenschaft aufgestellt hat, kann namentlich die Gefühle der Bewunderung und Verehrung des Schöpfers in weit höherem Grade hervor rufen, und dem Ganzen dadurch einen innigern Ton der Religiosität verleihen. Dagegen haben die alten Dichtungen über denselben Gegenstand andere Seiten für sich, die wenigstens rücksichtlich der poetischen Auffassung jenem Allen nicht nachstehen, vielleicht sogar einzelne günstigere Motive darbieten. Das Reich des Mythos steht ihnen offener zu Gebote, und kann mit größerer Freyheit behandelt werden; vor Allem aber stellt sich der damahls geltende Einfluß der Sternenwelt auf die sublunaren Dinge, die Vorschau, Augurien aller Art, die Planetenkräfte und der ganze astrologische Apparat einer dichterischen Auffassung sehr günstig dar, weil davon der stete Uebergang zur dichterischen Betrachtung menschlicher Dinge eröffnet ist. Der neuere Dichter ist darin viel beschränkter, so bald er dies Alles ein-

mahl als Superstition abgewiesen hat, und ist dabey höchstens auf negative Behandlung und Bekämpfung derselben eingeschränkt. Dennoch hat vorliegende Dichtung ihren Stoff vom gegenwärtigen Standpunkte der Sternenkunde eben so zart als großartig zu behandeln, und besonders, das größere Wissen, das ihr zu Gebote stand, unter wahrhaft poetische Hüllen unterzubringen gewußt. Der Stoff ist so vertheilt, daß im ersten Gesange die Cometen und die Sonne, im zweyten die Planeten besungen, im dritten die Sternbilder, im vierten der Thierkreis und im fünften die Milchstraße und Nebelflecke behandelt werden. Die Schwierigkeit im Vermeiden des gelehrten Anstrichs war im zweyten Gesange am größten, weil gerade über die Planeten die Angaben am speciellsten nach Zahl und Maß mitgetheilt werden konnten; die Kunst des Dichters hat aber durch stets neue Wendungen auch den starren Zahlen der Astronomie ansprechende Seiten abgewonnen. Der dritte und vierte Gesang erinnert am meisten an Manilius und Aratus, was aber keineswegs auf Nachahmung hinweist, sondern nur durch die Gleichheit des Stoffes hervorgerufen wurde; dieselben Formen der Sternbilder, hier höchstens durch arabische Benennungen abgeändert, dieselben Bilder des Thierkreises müssen, auch bey völliger Unabhängigkeit der beiderseitigen Dichtungen, Aehnlichkeiten hervor rufen. Am meisten hat uns der letzte Gesang angesprochen, wo die Unermeßlichkeit der Milchstraße, die schwindelnden Ausichten und die ungeahnten Sonnensysteme den höchsten Schwung der Poesie gestatteten, und eben jenen religiösen, fast resignierenden Ton hervor rufen mußten, wodurch die moderne Auffassung der antiken an Innigkeit gewiß überlegen ist. Des Willkürlichen, wozu aller-

dingß dem Dichter das Recht frey steht, ist nur sehr wenig anzutreffen, wie wenn die Venus zum Aufenthalt zarter frühgestorbener Seelen gemacht, Mars als Ort der Büßenden dargestellt wird. Bey Schilderung des Mondes und seiner mannigfachen Einflüsse auf die Erde hätten wir gern seine geheimnißvolle Wirkung auf den menschlichen Organismus ausführlicher benutzt gesehen, was zu den ergreifendsten Ausführungen, ganz dem Talente des Dichters entsprechend, Veranlassung hätte geben können. Die Versart sind Octaven, sehr zart und rein gehalten, und ist durch das Ganze die deutsche Literatur um ein sehr ansprechendes didactisches Gedicht bereichert.

R — g.

B r e s l a u.

Commentatio geographica et historica de Atheniensium imperio Cimonis atque Periclis temporum ad Strymonem fluvium constituto, auctore Joh. Aug. Kutzen, Phil. D. et Professore P. E. 1837. 39 S. 8.

Der Verfasser dieser schätzbaren Monographie handelt in derselben von den beiden Plätzen Eion und Amphipolis, welche die Athener am Flusse Strymon besaßen, und die besonders in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges von Wichtigkeit waren. Er macht es sich hauptsächlich zur Aufgabe, einige Irrthümer zu berichtigen, welche über ihre Geschichte und das Local derselben verbreitet sind. Er handelt zuerst von dem Hafen Eion, und sucht zu beweisen, daß die Einnahme desselben durch Simon nicht in das Jahr 478, sondern 476 zu setzen sey, in welchem er nach der tapferen Vertheidigung des Persischen Befehlshabers Bogas den Persern entriß wurde.

Die Lage desselben sey an dem linken oder östlichen Ufer, nicht an dem westlichen zu suchen, so wohl nach Herodot VII, 113., als nach noch vorhandenen Ruinen. Die alten Einwohner, meist Perser, wurden zu Slaven verkauft, und eine griechische Colonie, meist aus Athenern bestehend, hingeführt. Eion war den Athenern wichtig theils durch seine Lage, theils als Handelsplatz. Von größerer Wichtigkeit indeß war das 25 Stadien entfernte Amphipolis, welches ungefähr 40 Jahre nach Eion gestiftet wurde. Es geschah dies an dem Orte, der vorher die neun Wege (*ἑννεα ὁδοί*) genannt wurde, durch zwey Unternehmungen, von denen die erste 465, die zweyte, da die erste Niederlassung durch die Thracier zerstört ward, 437 zu sehen ist. Man nahm bisher gewöhnlich an, daß die Stadt von zwey Armen des Strymon eingeschlossen gewesen sey, und also eine insularische Lage gehabt habe. Der Verf. sucht dagegen darzuthun, daß der rechte oder östliche Arm, den man dem Strymon beylegt, nicht vorhanden gewesen sey. Auch die Richtung der Mauern und der Thore wird untersucht. Die dahin geführte Colonie bestand nicht bloß aus Athenern, sondern auch andern Griechen, was den Spartanern die Einnahme erleichterte. Die Stadt war den Athenern wichtig so wohl wegen der Fruchtbarkeit der Gegend, als der Einkünfte, die aus den Bergwerken so wohl des Innern, als des benachbarten Thasos, und aus den Böden gezogen wurden. Eine beygelegte Karte erleichtert das Verständniß.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. S t ü c k.

D e n 10. A u g u s t 1 8 3 7.

L o n d o n.

Medico chirurgical transactions published by the Medical and Chirurgical Society of London. Vol. XVII. 520 Seiten in 8.

1. Bemerkungen über Geschwülste, mit Krankheitsgeschichten, von W. Lawrence.

Geschwülste sind zufällige Erzeugnisse, welche, dem normalen Gewebe entweder ähnlich oder unähnlich, im Zell- oder Fettgewebe oder in der Substanz eines Organes sich entwickeln. Die Art und Weise ihrer Entstehung ist uns unbekannt, und es kann dies nicht befremden, da wir über das Wesen der normalen Nutrition keine genügende Kenntniß besitzen. Die Geschwülste haben in Hinsicht auf ihr Gewebe oft große Aehnlichkeit mit der Structur des Theils, in dem sie sich entwickeln. So bilden sich große Fettmassen im Fettgewebe und Geschwülste von zelligem Parenchym im Zellgewebe. Diese letzte Art ist nicht so häufig und bisher nicht genügend be-

schrieben worden. Man sollte sie Zellgeschwülste nennen, so wie man die anderen Fettgeschwülste nennt. Diese Zellgeschwülste sind wie jene nicht mit Schmerzen oder besondern Zufällen verbunden, sie können einen bedeutenden Umfang erreichen und durch diesen beschwerlich oder gefährlich werden. Der Verf. extirpierte eine Zellgeschwulst von ungeheuerem Umfange, die auf der Hinterbacke einer Dame saß und sich durch das Mittelfleisch gegen die Scheide hin ausdehnte. Der neben der Vagina liegende Theil der Geschwulst konnte wegen Erschöpfung der Patientin nicht ausgeschält werden. Von dort aus reproducirte sich ein beträchtlicher Theil der Geschwulst, welcher zwen Jahre später hinweg genommen wurde. Die Heilung war nun gründlich. Die Structur der Geschwulst war zellig = fibrös, von röthlich grauer Farbe und enthielt eine beträchtliche Quantität Flüssigkeit.

Zwischen diesen Zellgeschwülsten und den ungeheueren Vergrößerungen, welchen die männlichen Geschlechtstheile in heißen Climates unterworfen sind, ist der Unterschied, daß jene neue Productionen sind, diese aber das Resultat häufig wieder kehrender Anfälle von Entzündung und Ausschwitzung im Haut- und Zellgewebe.

Geschwülste haben in Hinsicht auf ihre Structur oft Aehnlichkeit mit den Theilen, in deren Nachbarschaft sie sich entwickeln. Z. B. die Geschwülste, welche sich auf oder neben der parotis bilden, nähern sich in Hinsicht auf ihren anatomischen Character sehr oft dem pancreatischen Sarcoma Abernethy's. Sie haben eine ungleiche knotige oder in Lappen getheilte Oberfläche, sind zuweilen so hart wie der festeste Scirrhus, zuweilen nicht ganz so hart aber doch fest. Sie

sind beweglich und bleiben es, wie lange sie auch bestehen mögen, wodurch man sie vom Scirrhus unterscheiden kann. Sie wachsen sehr langsam, und sind bey dem Drucke unschmerzhaft. Auf dem Durchschnitte sehen diese Geschwülste hellbraun aus und zeigen ein undeutlich lappiges Gefüge. Die härteren Massen knirschen unter dem Messer und enthalten hier und da Knochenpartikeln. Zuweilen ist hier und da etwas coaguliertes Blut in Streifen und Flecken beygemischt, und erregt da Verdacht, daß die Geschwulst von böartigem Character sey. Die Geschwulst saß in allen Fällen die L. sah auf der linken Seite. Die benachbarten Drüsen bleiben gesund. Außere und innere Medicamente haben keinen Einfluß auf diese Geschwülste, die Exstirpation ist jedesmahl erfolgreich. Fünf Fälle werden zur Erläuterung mitgetheilt. Im ersten und vierten wurden bey der Ausschälung der Geschwulst der N. facialis verletzt und Paralyse der einen Gesichtshälfte erzeugt (Diese Nebenverletzung müßte jedenfalls vermieden werden, denn die Entstellung des Gesichts durch Paralyse des facialis ist abschreckender als die durch eine Geschwulst von mäßigem Umfange. Wo dem Sitze und der Größe der Geschwulst nach eine Verletzung des facialis bey der Exstirpation unvermeidlich wäre, sollte man sich mit partieller Abtragung begnügen, selbst auf die Gefahr hin eine Nachoperation machen zu müssen. Bey einer gutartigen Geschwulst hat diese keine Bedenklichkeit. Rec.)

In der weiblichen Brust kommen ähnliche Geschwülste vor, nur sind sie weicher und deutlicher in einzelne Lappen getheilt und mitunter sehr schmerzhaft. Sir A. Cooper hat sie in seinem Werke über die Krankheiten der Brust sehr

gut unter dem Namen 'chronische Brustdrüsen-
geschwulst' beschrieben. Sie gehören offenbar zur
Classe der neuen Bildungen, worüber Abernethy
in Zweifel zu seyn scheint.

Die Entscheidung, ob eine Geschwulst bösar-
tiger Natur sey, ist äußerst schwierig. Die Be-
schaffenheit der Geschwulst und ihr Uebergang in
Ulceration, das Entstehen ähnlicher Proceſſe an
anderen Körpertheilen, allgemeines Leiden der
Constitution, erregen meistens den Verdacht, das
Uebel sey böartig. Dennoch ist unter anschei-
nend höchst ungünstigen Umständen der Ausgang
zuweilen glücklich. L. erzählt zum Belege dafür
zwey sehr merkwürdige Krankheitsfälle, in denen
unter den schlimmsten Auspicien die Amputation
mit glücklichem Erfolge unternommen wurde. (Lei-
der können diese Fälle nur zu den Ausnahmen
gerechnet werden, sie sind aber wichtig, weil sich
nur auf die Unsicherheit der Diagnose die Indi-
cation zu Amputationen bey wirklich böartigen
Geschwülsten begründet. Denn wenn die Dia-
gnose fest stände, so dürfte davon nicht mehr die
Rede seyn, Rec.).

Ueber die Behandlung seröser Bäl-
ge. — Bälge bestehen entweder aus der fein-
sten serösen Haut, und enthalten ein klares flüs-
siges Fluidum, oder sie sind von fibröser Structur,
mehr oder weniger compact und dick, mit horn-
artigem Ueberzuge oder mit Knorpel oder Kno-
chen durchwebt, und enthalten entweder ein dickes
Fluidum oder eine feste Masse. Die fibrösen
Bälge müssen entweder völlig extirpiert oder nicht
berührt werden. Irritation derselben durch Haar-
seile, Injectionen u. ist nutzlos und gefährlich.
Bey den serösen Bälgen ist ein solches Verfahren
völlig ohne Gefahr. L. erzählt einen Fall, in

welchem ein solcher Balg von großem Umfange sich am Halse entwickelt hatte, und der durch einen Einschnitt und Einlegen von Wicken zur Obliteration gebracht wurde.

Eine Hydatiden-Geschwulst, die sich bey einem 40jährigen Manne in der Orbita gebildet und Exophthalmos und Blindheit erzeugt hatte, wurde durch einen Einschnitt und durch Injektionen von Wasser, von Hydatiden in der Größe einer Haselnuß oder kleiner Erbsen in großer Zahl geleert und zur Obliteration gebracht. Eine geringe Lichtempfindung erhielt das Auge wieder, nachdem es in seine natürliche Lage zurück geföhrt war. L. warnt in diesen Fällen vor dem Einlegen von Charpie in die Orbita, wie Delpech dies in den von ihm beschriebenen Fällen gethan. (Gewiß mit Recht; es wird dadurch in der Tiefe der Orbita eine zu heftige Entzündung erregt, deren exsudative Producte die völlige Rückkehr des Auges in seine normale Stellung verhindert, wie ich dies in einem ähnlichen Falle beobachtet habe. Wo möglich sollte der Operateur den Einschnitt in die Geschwulst durch die Conjunction und nicht durch das Augenlid machen. Geschieht das letztere, so bleibt nach der Heilung eine häßliche, nach innen gezogene Narbe, die den Bewegungen hinderlich ist. Rec.)

2. Fractur des linken Oberschenkels und der fünften Rippe rechter Seite, bey einem Manne, der an Carcinom der Blase litt, von Samuel Cooper beschrieben. Die Fracturen waren entstanden während der Mann im Bette lag. Der Rippenbruch war bey Lebzeiten nicht bemerkt worden. An den gebrochenen Stellen fand sich bey der Section eine Masse, die es zweifelhaft ließ, ob sie dem Markschwamme oder Scirrhus angehöre.

3) Fractur der Fibula mit Luxation, nebst Zeichenbefund, von W. Lawrence. Der Fall betraf einen Verrückten und war 3 — 4 Wochen lang vernachlässigt worden. Nach Application von Blutegelstrich gelang die Reduction, die Luxation stellte sich jedoch theilweise wieder ein, weil der Patient sich fortwährend des Verbandes zu entledigen suchte. Nach 8 Wochen hatte er den Gebrauch seines Fußes wieder erlangt, der innere Knöchel ragte aber noch beträchtlich hervor. Einige Monate nachher starb der Mann. — Bey Untersuchung des Fußes ergab es sich, daß die tibia zum Theil ihren Stützpunkt auf dem astragalus verlorren hatte, und die äußere Hälfte ihrer Gelenkfläche ruhte auf demselben. Die Fibula war dicht oberhalb des äußeren Knöchels gebrochen, die Fragmente waren durch einen bedeutenden Callus mit einander verbunden, wodurch das untere Ende der Fibula beynah so dick als die Tibia geworden war, mit der dasselbe ankylosiert war. Das obere Fragment der Fibula mußte anfangs auf der Gelenkfläche des astragalus geruht haben, seine Rauigkeit war aber ganz verschwunden und mit Knorpel bedeckt. Die innern Seitenligamente waren sehr verdickt und bildeten eine fibro-cartilaginöse Masse, in welcher einige Knochensubstanz abgesetzt war. Das Gewicht des Oberkörpers wurde also theilweise von der Fibula getragen, die daher sehr verdickt und mit der Tibia ankylosiert war. Die Verdickung der innern Ligamente diente dazu, das Umschlagen des Fußes nach außen zu verhindern, was nach einer solchen Verrenkung wohl zu erwarten gewesen wäre.

4. Polyp der Gebärmutter, beschrieben von G. Langstaff. Der Polyp wurde zu spät ers

kannt, die Frau starb an Blutung. Er saß am Grunde des Uterus, war von der Größe einer Pfirsche und enthielt im Innern einen Klumpen coagulierten Blutes.

5. Ueber einige krankhafte Erscheinungen der absorbierenden Drüsen und der Milz, von Dr Hodgkin. Diese Erscheinungen sind äußerst häufig, man hat sie nur noch nicht zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit gemacht. Sechs ausführlich erzählte Krankheitsfälle stimmen in sofern mit einander überein, daß darin eine bedeutende Vergrößerung der absorbierenden Drüsen, welche die großen Arterien begleiten, stattfand, am Halse, in der Achselhöhle und längs der aorta thoracica und abdominalis. Diese Vergrößerung trat als idiopathisches Leiden auf und war nicht als consensuelle Erscheinung irgend einer Verschwärung an andern Theilen zu betrachten. Die vergrößerten Drüsen enthielten hier und da etwas scrophulöse Tuberkelmaterie, doch schien diese mehr ein zufälliges Symptom der parenchymatösen Vergrößerungen der Drüsen zu seyn. Diese Drüsengeschwülste waren weder mit Schmerz, Hitze oder anderen Zufällen der Entzündung verbunden, noch besaßen sie eine Neigung benachbarte Theile in ihren Entzündungsheerd zu ziehen, oder in Eiterung überzugehen. Man kann ihre Entstehung daher wohl nicht der Entzündung zuschreiben, wenn man diesem Prozesse nicht eine sehr vage Bedeutung unterschieben will. Die Textur der vergrößerten Drüsen war homogen und in allen Fällen fast ganz dieselbe. In mehreren Fällen war der ductus thoracicus und die Lymphgefäße, die zu den am meisten aufgetriebenen Drüsen führten, mit Blut angefüllt. Mit Ausnahme eines einzi-

gen, war in allen Fällen die Milz entartet und mit begrenzten Geschwülsten von der Textur der entarteten Drüsen durchzogen. Die Constitution scheint diese Structurveränderungen lange Zeit zu ertragen, der Tod erfolgt meistens durch Hinzutreten von Peritonitis. Ein von Lugol unter dem Namen 'Cancer cerebriformis' beschriebener Fall wird hieher gezogen. Es folgen dann noch sieben Fälle, in denen in Verbindung mit verschiedenen anderen Zuständen krankhafte Ablagerungen in der Milz angetroffen wurden. Ueber die Behandlung solcher Fälle hat der Verf. nichts Wesentliches mitzutheilen, er rath weniger zu directen Heilversuchen als zur Verbesserung der Constitution im Allgemeinen.

6. Fractur der Wirbelsäule, von R. Barlow. Die Fractur betrifft den letzten Rücken- und ersten Lendenwirbel. Die verschobenen Fragmente wurden durch Extensien und Coaptaten reponiert. Der Mann starb etwa 15 Monate nach der Verletzung, das Gefühl der Unter-Extremitäten hatte sich wieder eingestellt, aber unvollkommen. An der gebrochenen Stelle war das Caliber des Canals der Wirbelsäule auf $\frac{1}{2}$ vermindert. (Der Verfasser zieht aus diesem Falle den Schluß, daß die Coaptation der Fragmente in diesen Fällen ohne Nachtheil geschehen könnte, doch offenbar mit Unrecht, denn sie verfehlte jedenfalls ihren Zweck und kann immerhin geschadet haben. Rec.).

7. Experimente über den Gebrauch der Styptica bey arteriellen Blutungen, von Casar Hawkins. Diese Experimente wurden zunächst unternommen um zu zeigen, daß bey dem Verfahren der Herren Falrich und Halmagrand in der Anwendung ihres liquide haemostatique

diese Flüssigkeit selbst von geringem Belange sey; und daß die Blutstillung selbst dabey nur nach den von Jones 1805 bereits bekannt gemachten Grundsätzen erfolge. Das Resultat der Versuche selbst bestand darin, a) daß man in beynahe offenen Wunden der weichen Theile durch einen 10 Minuten lang fortgesetzten Druck mittelst kleiner Compressen die Blutung aus einer Arterie, welche ihrer Länge oder Quere nach verwundet worden ist, stillen kann. Die Compressen können mit verschiedenen Flüssigkeiten befeuchtet werden.

b) Wenn ein Stück einer Arterie völlig hinweg genommen worden ist, so kann man die Blutung hemmen und Verschließung des Gefäßes herbey führen, wenn das Blut nur in den weichen Theilen coagulieren kann, wie beym falschen Aneurysma.

c) Bey offenen Wunden so wohl als bey geschlossenen wird die Blutung auf dieselbe Weise gestillt durch Blutcoagulum in der Gefäßwunde, im Lumen der Arterie oder in dem umgebenden Zellgewebe, für sich allein oder gleichzeitig. In einigen wenigen Längswunden kommt die Verschließung nur durch Lympherguß zu Stande und das Gefäß bleibt durchgängig.

d) Wird dies Coagulum gestört oder plötzlich entfernt, so folgt sogleich Blutung.

e) Nachblutungen können noch am fünften Tage statt finden.

f) Styptica wirken auf zweyfache Art auf blutende Gefäße, entweder, indem sie die Coagulation befördern, oder, indem sie die Contraction der Arterien vermehren. Dies letztere kann jedoch nur bey kleinen Gefäßen eintreten. Das liquide haemostatique bringt, mit frischem

Blute vermischt, schnelle Coagulation hervor. Das Ruspini'sche Stypticum hat diese Eigenschaft nicht, wird jedoch oft mit Erfolg angewendet. Da jedoch eine Blutstillung auch mit solchen Compressen erreicht wurde, die mit Wasser befeuchtet waren, so ist es wahrscheinlich, daß die Wirkung der Styptica mehr von dem Drucke herrührt, mit welchem sie angewendet werden.

g) Druck mit oder ohne Styptica ist selbst bey Thieren ein einfaches Mittel zur Blutstillung und sollte deshalb nicht bey dem Menschen angewendet werden, wo man sich der Ligatur bedienen kann.

h) Styptica können bey Blutungen aus kleineren Gefäßen als nützliche Nebenmittel betrachtet werden.

8. Ueber Entzündung der Schleimhaut des Larynx, Bronchotomie und Halswunden, von John Wood: In dieser mit vieler Belesenheit geschriebenen Abhandlung sucht der früh verstorbene Verf. die Wichtigkeit der Bronchotomie bey entzündlichen und ödematösen Zuständen des Kehlkopfes, welche Erstickung drohen, hervor zu heben. Ein von ihm beobachteter, interessanter Fall beweist, daß diese Operation lebensrettend seyn kann. Bey der Bronchotomie empfiehlt er das Abtragen der Wundränder zur Vergrößerung des Einschnittes in die Luftröhre und tadelt das Einlegen einer Röhre, obgleich er seiner Abhandlung die Abbildung eines gekrümmten Trocars mit gegliedertem Stilet beygegeben hat, von welchem er glaubt, daß er in einzelnen Fällen von Nutzen seyn könne, ohne dieselben jedoch näher zu bezeichnen.

In Hinsicht auf die Behandlung der Halswunden rühmt er die Ansichten Rust's, der den

antiphlogistischen Heilplan für die Hauptsache hält. Auch empfiehlt er dringend das gehörige Offenerhalten der Wunde bey drohender Erstikungsgefahr, so wie die temporäre Einführung einer Canule in dieselbe. Gegen das Umklappen der Hautränder, und die Eitersenkungen glaubt er, werde ein Kreuzschnitt hülfreich seyn, fürchtet jedoch die dadurch entstehende Entstellung. (Es ist fast unbegreiflich, daß dieses einfache Mittel bisher in der Behandlung der Halswunden noch gar keinen Eingang gefunden hat, während bey den Kopfwunden ein solcher Mißbrauch damit getrieben wird. Selbst ein Dieffenbach wartet lieber, bis sich gefährliche und nicht selten tödtliche Eitersenkungen am Halse gebildet haben, um Erweiterungen zu machen, anstatt daß er ihnen zuvor kommen sollte. Verwandelt man bey Verletzungen des Larynx und der Luftröhre die äußere Wunde nach unten zu in eine Längswunde, so kann man die äußere Querwunde, welche für die Entleerung der Secrete von gar keinem Nutzen ist, größtentheils durch die blutige Nath vereinigen. Rec.)

9. Krankheit des Eyerstocks mit Schwangerschaft, von Thomas Hewlett.

Der Verf. und Dr Locoek beschloffen in diesem Falle den Kaiserschnitt zu machen, weil nach 3 tägigen starken Wehen der Muttermund noch nicht zu fühlen war. Die Geburt des todten, schon in Fäulniß übergegangenen Kindes erfolgte jedoch von selbst. Zehen Tage nach der Niederkunft starb die Frau und die Section ergab eine Entartung des linken Eyerstocks in Markschwamm 17 — 18 Pfund schwer. Bey einer 18 Monate früher statt gehaltenen Entbindung war von dieser Geschwulst noch nichts zu bemerken gewesen. Seit

dieser Zeit jedoch hatte sie vielen Kummer und Anstrengungen ertragen.

10. Chronische Abscesse der Tibia, von B. C. Brodie.

Diese drey Krankheitsgeschichten liefern einen äußerst wichtigen Beytrag zu der Lehre von den Knochenkrankheiten.

In dem ersten Falle hatte der Patient seit 12 Jahren an einem heftigen Schmerze im unteren Drittheile der Tibia, welches beträchtlich verdickt war, gelitten. Alle angewandten Mittel waren ohne Erfolg geblieben. Es wurde die Amputation verrichtet. Die vergrößerte Stelle der Tibia war mit einer Menge neuer Knochenmasse umgeben, so daß die Ablagerung gegen $\frac{1}{2}$ Zoll betrug. Das ganze untere Ende der Tibia war härter als gewöhnlich. In der Mitte desselben und ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll über dem Enkel befand sich eine Höhle vom Umfange einer Wallnuß, die mit einem schwarz gefärbten Eiter angefüllt war. Das Fußgelenk war gesund. In der Nachbarschaft der Höhle war der Knochen von größerer Härte und weißerer Farbe, die innere Höhle war sehr gefäßreich. Der Patient starb am 5. Tage nach der Operation unter nervösen Erscheinungen; durch die langjährigen Leiden schien sein Nervensystem völlig zerrüttet zu seyn.

Im zweyten Falle befand sich die sehr schmerzhafteste Geschwulst dicht unter dem Kniegelenke und hatte bereits 10 Jahre gedauert. Ein Theil der Geschwulst war gegen Druck empfindlich. Brodie hielt den Fall für chronische Periostitis, und machte einen vier Zoll langen Einschnitt in den vorderen Theil der Geschwulst. Das Periosteum war sehr verdickt, der darunter abgesetzte neue

Knochen war weich und gefäßreich. Die Wunde heilte allmählich und es schien einige Zeit als ob der Erfolg vollständig gewesen wäre. Zwey Jahre nachher wurde Brodie wieder zu Rathe gezogen. Der Schmerz war jetzt anhaltend aber nicht immer von gleicher Heftigkeit, und unterbrach oft die nächtliche Ruhe. B. legte den Theil der Geschwulst, in welchem der Schmerz vorzüglich gefühlt wurde, durch einen Kreuzschnitt frey. Das Periosteum war in demselben Zustande, der unter liegende Knochen hart und compact. Eine Trepankrone wurde aufgesetzt und bis in die cancelli gebohrt. Nach Wegnahme des Stückes fand sich jedoch kein Absceß. Als B. mit dem Meißel in der Tiefe noch einige Knochentheile wegnahm, empfand der Patient plötzlich einen Schmerz wie wenn man einen cariösen Zahn berührt, aber viel heftiger, und unmittelbar darauf kam dunkel gefärbter Eiter hervor. Die Quantität desselben betrug etwa zwey Drachmen. Von diesem Augenblicke an hörte der eigenthümliche Schmerz auf und kehrte nicht wieder. Nach 6 Monaten war der Kranke völlig geheilt und die Tibia ist jetzt auf ihren natürlichen Umfang reducirt.

Der dritte Fall ist den beiden früheren sehr ähnlich und wurde durch die Trepanation völlig geheilt. Das Uebel hatte 18 Jahre gedauert. (Ueber die Entstehung dieser eigenthümlichen Abscesse äußert B. keine Ansicht. Rec. glaubt, daß die in diesen Fällen angetroffenen Höhlen früher wohl einen Sequester enthalten haben, welcher resorbiert worden war. Ein idiopathischer Absceß im Knochen, der sich so begrenzte und nicht Caries herbey führte, ist wohl kaum anzunehmen. Dagegen ist es leicht möglich, daß die Höhle eines Sequesters sich nur bis auf einen gewissen

Punct anfülle und ihre weitere Verschließung durch eine verdorbene Eitermasse gehindert werden könne.)

11. Experimente über die Wirkungen des Blutverlustes, von Marshall Hall.

Der Verf. wollte seine früheren Untersuchungen ergänzen durch Erforschung der Einwirkung des Blutlassens auf die Constitution im gesunden Zustande, der Verschiedenheit seiner Wirkung in verschiedenen Altern, der organischen Veränderungen, die durch Blutverlust erzeugt werden und Aufstellung von Regeln für den Gebrauch der Blutentziehungen und für Behandlung von Hämorrhagien. Ueber die Wirkung des Blutverlustes bey jungen Thieren wird er seine Bemerkungen erst später mittheilen. Die Versuche wurden an Hunden angestellt und mit großer Umsicht geleitet.

Die Wirkungen der Blutentziehungen sind folgende: a) Syncope. Um Ohnmacht zu veranlassen muß noch ein gewisser Grad von Kraft zugegen seyn, das Blut muß schnell entzogen werden, und die Stellung muß mehr oder weniger erhoben seyn. Ohnmacht scheint von der plötzlichen Entleerung des Gehirns von Blut zu entstehen. Wenn die Ohnmacht vorüber ist, kann sie von neuem wieder hervor gebracht werden, indem man den Kopf in eine erhöhte Lage bringt. Eine umgekehrte Stellung bringt augenblickliche Erleichterung, die Thätigkeit des Herzens beginnt wieder. Der Einfluß des Herzens scheint deshalb bey der Ohnmacht nur secundär zu seyn. Alle Functionen werden bey der Ohnmacht geschwächt, die Respiration und die willkürlichen Bewegungen leiden zuerst, dann die Herzthätigkeit, dann der Magen, dann die Eingeweide und

zuletzt die Sphincteren. Mangel an Appetit ist bey dem geringsten Grade der Ohnmacht zugegen, Erbrechen nur bey dem höchsten. Wenn der Appetit nicht bald zurück kehrt und die Respiration beschwerlich bleibt, so ist der Tod zu befürchten. Bey wiederholtem Ueberlassen ist die Ohnmacht nie so vollständig wie bey dem ersten.

b) Uebermäßige Reaction. Wenn Blutentziehungen so oft und so stark angewendet werden, daß das Leben dadurch in Gefahr geräth, so entsteht eine heftige Reaction, die besonders in vermehrter Herzthätigkeit besteht. Herzschlag und Puls sind mit einem besonderen Klopfen begleitet. Der Puls wird in den kleinsten Arterien fühlbar. Die Function des Darmcanals wird nicht gestört. Die Temperatur stieg oft von 99° Fahrnh. auf 101., während der Ohnmacht sank sie auf 96°.

c) Sinken der Constitution. Dieser Zustand der in Krankheiten so oft vorkommt, ist durch Blutentziehungen schwer zu erregen, es erfolgt viel leichter ein plötzlicher Tod als allmähliches Sinken.

d) Tod. Es droht der Tod, wenn die Respiration beschwerlich, vorzüglich vom Zwergefell und den Bauchmuskeln unterhalten, und wenn sie seufzend und unregelmäßig wird. Später tritt Stöhnen und Winseln hinzu, zuletzt ein Schnappen nach Luft. Herzschlag und Puls werden bey drohender Lebensgefahr oft noch kräftig unterhalten. Unruhe und convulsivische Bewegungen treten ein und die Glieder werden steif. Der Roth geht unwillkürlich ab. Das Herz schlägt noch nach dem letzten Schnappen nach Luft, so wie auch die größeren Arterien. Aufrechte Stellung kann augenblicklichen Tod bringen in Fällen, in

denen das Thier sich bey horizontaler Lage erholt haben würde.

e) Organische Veränderungen. Wenn das Thier einen starken Blutverlust längere Zeit überlebt hat, so sind die Eingeweide blutleer und blaß, nicht so bey schnellem Tode. In einigen Fällen, wo die Reaction stark war, findet sich Erguß von Serum in den Hirnventrikeln.

f) Veränderungen in der Circulation. In einigen Fällen schwamm Fett auf dem Blutserum. In den Capillargefäßen ist die Circulation schwach, der Conjunctive wird bleich, in der Schwimnhaut des Frosches ziehen durchsichtige Linien an den Stellen der rothen Gefäße, in denen sich ab und an einmahl ein Blutkügeln zeigt.

g) Practische Anwendung. Es ist äußerst schwierig, in horizontaler Stellung genau anzugeben, bis zu welchem Grade die Constitution einen Blutverlust ertragen kann. Blutentziehungen sollten deshalb niemahls in dieser Lage bey Menschen angestellt werden. Während heftiger Reaction ist Gefahr des Ergusses von Serum in die Hirnhöhlen vorhanden, worauf deshalb sorgfältig zu achten ist. Der Zustand übermäßiger Reaction könnte leicht mit einem Herzfehler verwechselt werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1837.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Medico chirurgical transactions etc.

12. Ueber böartige örtliche Uebel, von B. Travers. Nachtrag zu dem Aufsatze im fünfzehnten Bande.

a) In den äußeren conglomerierten Drüsen, den Speicheldrüsen und der Brustdrüse. Die Speicheldrüsen werden selten primär vom Scirrhus befallen, öfter secundär bey Lippen- und Zungenkrebs.

In der Brustdrüse kommen vorzüglich Scirrhus und Markschwamm vor. Der letztere erscheint in der Gegend der Brustdrüse meistens als eine Balggeschwulst, die eine stroh- oder coffeefarbige Flüssigkeit und in ihrem Innern beerenartige Auswüchse enthält. Der Balg ist gewöhnlich mehrfach abgetheilt, oder es liegen deren mehrere beyammen.

b) In den Geschlechtsorganen und dem uropoetischen Systeme. Ueber die Entartungen des

Testikels enthält dieser Aufsatz einen Reichthum eigenthümlicher Bemerkungen, die jedoch, wie die über die Affectionen der Brustdrüse, eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Der penis ist dem Scirrhus häufig unterworfen, aber nicht dem Markschwamm. Am Scrotum erscheint in England häufig der Schornsteinfegerkrebs, indeß nicht häufiger als der Krebs überhaupt bey einer gewissen Anzahl Menschen zu erscheinen pflegt. Der in den Falten des Scrotums sich fest setzende Rust scheint das Gift nach diesem Theile zu determinieren. Man hat diesen Krebs auch an der Hand beobachtet.

c) In den Eingeweiden der Brust- und Bauchhöhle. Die Pleura ist dem Markschwamme und dem scrophulösen Tuberkel sehr unterworfen. Auch an der Oberfläche des Herzens fand L. Markschwamm. Ueber den Krebs des Mastdarms wichtige Bemerkungen. —

d) Auf der Oberfläche des Körpers und in den Knochen.

Schlußbemerkungen. L. nimmt zwey Gattungen bössartiger Localkrankheiten an, den Scirrhus und den Markschwamm. Der erste kann sich in jeder Constitution entwickeln, der letzte ist mit der scrophulösen Dyscrasie eng verbunden. Beide Arten entspringen am häufigsten im Zellgewebe, die primäre Form des Scirrhus ist unorganische Tuberkelmasse, die des Markschwamms ein Balg, welcher eine weißliche oder bräunliche Flüssigkeit enthält, der ein nehförmiges, schwammiges Gewebe umschließt. Die Lage der Geschwulst hat großen Einfluß auf ihre äußeren Charactere. Es gibt Uebergangsformen zwischen Krebs und Markschwamm. Die Melanose unterscheidet sich vom Markschwamme nur durch die Farbe. Die einzi-

gen Theile, in denen L. Scirrhus und Markschwamm nicht hat entstehen sehen, sind Blutgefäße, Nerven und ihre Scheiden, die Synovialhäute (Brodie sah den Markschwamm der Synovialhäute häufig. Rec.) und die bursae mucosae. L. sah niemahls Scirrhus und Markschwamm in demselben Organe, aber wohl beides bey demselben Individuum. Z. B. Krebs des Penis und Markschwamm der Leistendrüsen. L. hält den Markschwamm für den Krebs der scrophulösen Constitutionen. Ihr Unterschied besteht darin, daß letzterer gewöhnlich topisch ist und allmählich die Constitution vergiftet, der Markschwamm aber ist ein constitutionelles Uebel, und sein örtliches Auftreten ist nur secundär. Daher kann bey dem Krebs eine frühzeitige Operation die Krankheit überwinden, bey dem Markschwamme wird höchstens das Leben eine kurze Zeit gefristet. Wenn vor dem Erscheinen eines Scirrhus die Gesundheit schon sehr gelitten hat, so ist die Prognose sehr schlecht, die Krankheit verläuft sehr rasch und selbst frühzeitige Operation kann Rückfälle nicht verhüten. Leider treten diese in der Regel ein, was L. geneigt ist, auf das zu späte Operieren zu schieben. Leider besitzen wir kein Mittel, die Cachexie zu tilgen. (Dieser ganze Aufsatz ist aus der Fülle der Erfahrung geschrieben und durch einen Reichthum von Beobachtungen und Bemerkungen für die Lehre vom Scirrhus und Markschwamm äußerst wichtig. Rec.)

13. Ueber theilweise Unterbrechung der Blutcirculation im Gehirne, von J. Howship.

14. Eigenthümliche Bildung des Skeletts bey Rhachitischen, von Alex. Shaw.

Der Verf. fand bey seinen Untersuchungen rhachitischer Skelette, daß die Knochen nicht bloß

verbogen, sondern auch in ihrem Wachsthum aufgehalten sind. Er betrachtet nur denjenigen Zustand als rhachitisch, wobey das ganze Skelett mehr oder weniger leidet, und nicht die Verbiegungen der Wirbelsäule und der Rippen, welche sich vorzüglich in der Pubertätszeit entwickeln und keine Verkrümmungen an den Extremitäten zur Folge haben, einen Unterschied, den bereits sein Bruder John Shaw machte, indem er zugleich nachwies, daß bey den gewöhnlichen Scoliosen die Durchmesser des Beckens niemahls verändert sind (was bey uns ja auch durch Meckel vollständig bestätigt worden ist. Rec.).

Das rhachitische Skelett zeichnet sich durch vorherrschende Größe des Kopfes und der oberen Extremitäten aus, während das Becken und die unteren Extremitäten verhältnißmäßig im Wachsthum sehr zurück geblieben sind. Durch Ausmessungen an 8 rhachitischen Skeletten ergab es sich nach Vergleichung mit natürlichen Skeletten, daß der Oberkörper bis an das Hüftgelenk nur $\frac{1}{5}$ der natürlichen Länge verloren hatte, die unteren Extremitäten etwas mehr als $\frac{1}{5}$. Shaw vergleicht diese Erscheinung mit der langsamen Entwicklung des Beckens und der Unter-Extremitäten bey dem Fötus, die bey der Geburt noch sehr gegen den Oberkörper zurück stehen. Die Länge eines neugeborenen Kindes vom Scheitel bis zum Hüftbeinkamme betrug 2 Zoll mehr als von dort bis zur Ferse. Beym Erwachsenen war die obere Hälfte um 16 Zoll kleiner als die untere, der vierte Theil der ganzen Höhe. Die untere Hälfte muß daher erst nach der Geburt bedeutend an Länge zunehmen.

Bey Zwergen entsteht die Kleinheit besonders durch die Kürze ihrer Unter-Extremitäten, so

wie übermäßig große Personen ihre Größe der Länge ihrer Beine verdanken.

Wahre Rhachitis bringt nicht bloß Verbiegungen in den Beckenknochen hervor, sondern ihr Wachsthum in allen Durchmessern ist vermindert, ein Umstand, auf den die Geburtshelfer noch nicht geachtet haben. Schon durch diesen Umstand wird eine gefährliche Verengerung des Beckens, abgesehen von den Verbiegungen, herbey geführt. Die Enge desselben wird sich vermuthen lassen, wenn man die Länge der Beine mit der des übrigen Körpers vergleicht. Bey Atrophie eines Beines schwindet auch die eine Hälfte des Beckens. Bey der gewöhnlichen Scoliose ist die relative Länge der Unter-Extremitäten nicht vermindert. A. Shaw leitet dieses Uebel von Schwäche des Muskelsystems und Weichheit der Knochen her, und erklärt die seitliche Abweichung durch die Gewohnheit auf einem Fuße zu stehen, eine Ansicht, in welcher er mit seinem Bruder John S. überein stimmt. (Rec. hat kürzlich die Entdeckung gemacht, daß die Scoliose auf einseitiger Paralyse der Inspirationsmuskeln, welche aufgehört haben bey der Respiration mit zu wirken, obgleich sie dem Willen unterworfen bleiben, beruht. Hierdurch erklären sich die Erscheinungen der Scoliose, und ihr Unterschied von Rhachitis, die jedoch mit Scoliose verbunden seyn kann. Rec.)

15. Uterus bicornis, beobachtet von Rob. Lee, mit Bemerkungen über Structur und Bildung des menschlichen Eies.

Eine Frau, die schon mehrere lebende Kinder zur Welt gebracht hatte, starb nach einer Niederkunft an Metritis. Der Uterus bestand aus zwey Abtheilungen, von denen eine jede mit dem Eyerstocke der entsprechenden Seite in Verbindung stand.

Auf die Beschreibung dieses Falles folgen interessante Facta und Bemerkungen über die Bildung des Eyes und seiner Häute, die jedoch keines Auszuges fähig sind. Zwey lithographierte Abbildungen stellen den uterus bicornis und einen Uterus mit dem ovum aus dem zweyten Schwangerschaftsmonate, von einer Person, die sich vergiftet hatte, dar.

16. Ein Sack mit Hydatiden in der Substanz des Herzens, beobachtet von H. E. Evans.

Der Fall betraf ein Frauenzimmer von 40 Jahren, die längere Zeit vor ihrem Tode an Kraftlosigkeit und Dyspnoe gelitten hatte und einige Tage vorher von Erstickungsgefahr, Ohnmacht, Erbrechen und Purgieren befallen wurde. Der Puls war nicht zu zählen, die Bewegung des Herzens war heftig und ließ sich über einen großen Theil des Brustkastens fühlen. Die Hydatiden-Geschwulst war rund, etwa drey Zoll im Durchmesser und saß an der Spitze des Herzens und ragte in den rechten Ventrikel hinein. Die darin enthaltenen Hydatiden waren von der Größe einer Erbse bis zu der eines Hühnereyes. Hierbey eine Abbildung.

Medico chirurgical transactions etc. Vol. XVIII. 300 Seiten in 8.

1. Krankheiten des Pancreas und Duodenum, von R. Bright.

Dr Bright stellte eine Anzahl Fälle zusammen, in denen das Pancreas entartet war, und wobey eine eigenthümliche, ölige oder butterähnliche Masse mit dem Stuhlgange entleert wurde. Dieses Fett ist von hellgelber Farbe und sehr stinkend. Die beiden ersten Fälle betreffen eine scirrhusöse Entartung des Pancreas und der Leber,

der dritte fungöse Geschwür des Dünndarms. In allen dreyn waren die Gallengänge verstopft, die Leber mit Blut übersfüllt, das Pancreas entartet und Verschwärung am Duodenum. Mit diesen Erscheinungen bringt Dr B. die heftigen Ausleerungen in Verbindung. Die später erzählten Fälle beweisen jedoch, daß diese Ausleerungen nicht als diagnostisches Leiden für jene Zustände benutzt werden können, weil bey ähnlichen organischen Veränderungen die fettigen Stuhlgänge fehlten.

2. Gelbsucht mit heftigen Stuhlgängen, beobachtet von G. A. Lloyd.

Die plötzlich entstandene Gelbsucht verlief nach 10 — 11 Monaten tödtlich. Einige Monate vor dem Tode zeigten sich die heftigen Stuhlgänge. Das Fett wurde in flüssigem Zustande ausgeleert, erlangte aber sehr schnell die Consistenz von Butter oder Wachs. Das Pancreas war gesund, das Duodenum aber da, wo der ductus choledochus einmündet, beynabe ganz obliteriert. Der ductus pancreaticus war vom Duodenum verschlossen, so wie auch der ductus choledochus. Die Leber war vergrößert.

3. Ueber Fettentleerung durch Darmcanal und Blase; von Dr John Elliotson.

Eine interessante Zusammenstellung von älteren und neueren zum Theil von ihm selbst beobachteten Fällen, aus denen hervor geht, daß organische Fehler des Darmcanals oder eines anderen Theiles nicht nothwendig sind, um die Entleerung fettiger Massen zu erzeugen, indeß in den tödtlich verlaufenen Fällen wurden Spuren von Krankheit des Darmcanals, der Leber oder des Pancreas angetroffen, bey einigen fand offenbares Leberleiden so lange sie lebten statt. Die

Entleerung von Fett war bald anhaltend, bald vorüber gehend mit schweren oder leichten Zufällen verbunden. Es bleibt unentschieden, ob das Fett in der Leber oder im Darmcanale gebildet wurde.

Das Olivenöl zu mehreren Unzen gegeben, brachte in einigen Fällen große Erleichterung, in anderen hörte die fettige Aussonderung ganz darnach auf.

4. Oesophagotomie, verrichtet und beschrieben von J. Arnott.

Der Fall betraf einen Knaben von $2\frac{1}{2}$ Jahren dem ein Knochenstück im Schlunde stecken geblieben war. Es konnte dicht unterhalb der Stimmritze rechts mit dem Finger erreicht werden. Versuche dasselbe auszuführen mißlangen. Ein Brechmittel, welches nur Würgen erregte, blieb erfolglos.

Der Vater wollte die Oesophagotomie nicht zugeben. Nach vier Wochen wurde das Kind wieder gebracht, es war abgemagert und athmete beschwerlich. Der Knochen lag an derselben Stelle. Ein Einschnitt wurde an der rechten Seite zwischen dem Kehlkopfe und dem sternocleidomastoideus gemacht, welcher neben dem obersten Theile des Schilddrüsens anfing und sich $1\frac{1}{2}$ Zoll nach unten erstreckte. Der omohyoideus wurde zur Seite geschoben, die Schilddrüse mit einem stumpfen Haken nach innen gezogen und der Kehlkopf etwas um seine Axe gedreht. Der Knochen war nicht zu fühlen. Ein männlicher silberner Catheter wurde durch den Mund eingeführt. Mit seiner Spitze wurde der Oesophagus in die äußere Wunde getrieben und dann ein kleiner Einschnitt gemacht, in diesen eine Polypenzange geführt, deren Arme ausgedehnt wur-

den. Der Einschnitt konnte nun leicht vergrößert werden, so daß der Finger eingeführt und der Knochen mit einer Zange entfernt werden konnte. Es war der *processus spinosus vertebrae dorsalis* eines Schafes. Das Kind starb den zweyten Tag nach der Operation. Die Lungen waren theilweise hepatisirt.

5. Ueber Balggeschwülste, welche mit der Leber in Verbindung stehen, von C. Hawkins.

Erster Theil. Die beiden ersten Fälle betreffen den *Fungus medullaris* der Bauchwandungen, ohne Mitleidenschaft der Leber, die übrigen betreffen *Hygrome* (nicht *Hydatidengeschwülste*) der Leber und der Bauchwandungen, welche größtentheils durch die Punction geheilt wurden. Diese *Hygrome* plätzen zuweilen oder gehen in Eiterung über wenn sie sich selbst überlassen bleiben, und können so tödtlich werden.

Zweyter Theil. *Hydatidengeschwülste* der Leber. Der Verfasser hat eine große Anzahl besonders fremder Erfahrungen über diesen Gegenstand zusammen gestellt, die bereits durch die Journale in Deutschland bekannt sind. Die Eröffnung dieser Geschwülste ist das sicherste Mittel sie zu heilen. Es kann diese geschehen, wenn dieselben sich bereits entzündet haben oder früher.

6. *Hygrom* der Nieren, von demselben. Eine ungeheurere Geschwulst dieser Art bey einem 6jährigen Knaben, welche tödtlich endete. Es war zugleich eine dritte Niere ohne Urether vorhanden.

7. Zwey Fälle von tief liegendem *Naevus maternus*, von G. Macilwain. Bey einem 3 Wochen alten Kinde bemerkte man eine Geschwulst am Halse unter dem Winkel der Kinnlade, die allmählich den Umfang einer welschen Nuß erreichte, ohne Pulsationen zu zeigen. Es

zeigten sich dann feine Gefäße auf der Oberfläche. Die Geschwulst erreichte in 5 Monaten einen Umfang von $8\frac{1}{2}$ Zoll von ihrer Basis. Es wurden zwey Setons durch die Geschwulst gezogen, welche die allmähliche Zertheilung derselben herbeiführten, nachdem dieselbe von December 1829 bis May 1832 im Zuge erhalten waren. In dem zweyten Falle entwickelte sich die Geschwulst vor dem Ohre unter der Wangenhaut und wurde ebenfalls durch Setons curirt. (Diese Fälle gewinnen um so mehr Interesse, da die pathologische Anatomie die *naevi* in verschiedenen inneren Organen nachgewiesen hat, neuerlich z. B. im Uterus. Rec. hat schon seit einigen Jahren in seinen Vorlesungen die Ansicht geäußert, die *Struma aneurysmatica* sey nichts anderes, als eine Angieclafie der Schilddrüse, und müsse daher nicht mit Unterbindung der *thyreoidea* behandelt werden, wegen des bey dieser Natur des Uebels immer sehr zweifelhaften Erfolges. Die oben erwähnten Fälle würden uns berechtigen, das Seton dagegen in Anwendung zu ziehen. Rec.)

8. Neue Fälle von Noz beym Menschen, von Dr Elliotson.

Ein Pferdeknecht von 23 Jahren wurde von Fieber mit Brustaffection befallen, wüthende Delirien kamen hinzu, Augenlieder und Kopf schwellen furchtbar auf, es bildeten sich Pusteln und Geschwülste an verschiedenen Körperstellen. Augenlieder und Nase entleerten eine große Masse braunen zähen Schleims. Der Tod erfolgte den 18. Tag nach der Aufnahme. Bey der Section zeigten sich die Geschwülste mit Eiter angefüllt, unter welchem eine Menge kleiner weißer Körner lag, dicht am Periosteum oder Perichondrium.

Dieselbe Masse befand sich in den Hirnhöhlen. Einige weiße, runde, erhabene Stellen befanden sich im Kehlkopfe, welche ein anwesender Thierarzt für wahre Kox = Chancres erklärte.

9. Ueber Verschwärung der Gelenke, von A. Ken. (Speculationen über diesen Gegenstand, die zu keinem wichtigen Resultate führen. Man sollte glauben, sie rührten von einem Deutschen und nicht von einem Engländer her. Rec.)

10. Fungus medullaris, von G. Langstaff. Die Patientin hatte 12 Stunden vor ihrem Tode einen Abortus von einem 3 oder 4 monatlichen Fötus. Bey der Section zeigten sich Leber und Eyerstöcke von Markschwamm ergriffen. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser erst nach der Conception sich in den Eyerstöcken entwickelt hatte.

11. Fractur des Schenkelhalses innerhalb des Kapselbandes durch Callus vereinigt, von demselben. Der Fall betraf einen 18jährigen Menschen, wurde für Verrenkung in das foramen ovale gehalten und Extension gemacht. Zwey Monate später starb der Mensch an den Blattern. Der Schenkelhals war etwas verkürzt, also der Kopf dem Trochanter genähert. Callus umgab die Bruchlinie durch den Schenkelhals.

12. Reizung des Rückenmarks und seiner Nerven durch Krankheit der Nieren, von E. Stanley. Diese Beobachtungen sind von der größten Wichtigkeit, indem sie beweisen, daß organische Fehler der Nieren die Zufälle eines Rückenmarksleidens annehmen, und völlige Lähmung der unteren Extremitäten des Mastdarms und der Blase erzeugen können, ohne daß das Rückenmark die geringste Spur von organischer Veränderung zeigt. Die erzählten Fälle betrafen Abscessbildungen und

chronische Entzündung in den Nieren. Da diese Fälle schon ziemlich zahlreich sind, so ist wohl das Zusammentreffen nicht für zufällig zu halten. Es wird hierbey daran erinnert, daß bey Verletzungen des Rückenmarks der Urin sogleich alcalisch wird, und daß Affectionen des Rückenmarks oft scheinbare Krankheiten der Organe erregen, die von ihm ihre Nerven erhalten.

Auch wird die Beobachtung des Mr. Hunt citirt, daß bey Krankheiten des Uterus völliger Verlust der Bewegung der unteren Extremitäten statt finden könne.

13. Bösartige Geschwülste des Herzens und der Lungen, von Dr Sims. Fungus medullaris, zwey Fälle, Cartilaginöse Geschwülste an verschiedenen Theilen bey demselben Individuo. — Fungus medullaris am pons Varolii.

E. Stromeyer.

B r e s l a u.

Scriptores rerum Silesiacarum, oder Sammlung Schlesischer Geschichtschreiber, Namens der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, heraus gegeben von Dr Gustav Adolph Stenzel, K. Preuß. Geheimen Archivrathe und ordentl. Professor an der Universität Breslau. Erster Band. 4. XX u. 538 S. 1835. (bey Josef Max u. Comp.)

Wir erhalten hier den Anfang einer neuen Sammlung Quellen über Schlesische Geschichte, aus den Händen eines Mannes, der sich schon so große Verdienste um die Geschichte nicht bloß Schlesiens, sondern Preußens (deren zweyten Theil wir binnen Kurzem werden anzukündigen haben) erworben hat. In dem vorliegenden Werke nun tritt

er nicht als Geschichtschreiber, sondern als kritischer Bearbeiter der Quellen eines Hauptlandes der Monarchie auf. Die Bearbeitung nicht nur, sondern auch die Herausgabe eines solchen Werkes ist immer mit Schwierigkeiten verbunden, die wir nicht erst bemerklich zu machen brauchen. Der Verf. überwand die letzteren, indem er die dortige vaterländische Gesellschaft durch seine in ihr gehaltenen Vorlesungen dafür interessirte, und fand eine so günstige Aufnahme, daß sie seine Erwartungen fast übertraf, und er das ganze Unternehmen unter den Schutz der Gesellschaft stellen konnte. In der Vorrede setzt er zuerst die Grundsätze aus einander, welche er befolgt, und welche — wohl von allen Kennern als die richtigen anerkannt, — von den Herausgebern der *Monumenta Germaniae historica* befolgt werden. ‘Zuvörderst (heißt es) wurde der Abdruck der Schriftsteller und Urkunden genau nach den noch vorhandenen Originalen oder Abschriften besorgt. Wo mehrere Handschriften vorhanden waren, ist die beste zum Grunde gelegt, und jede irgend unrichtige Abweichung der andern angegeben. Hatte der Schriftsteller aus älteren Quellen geschöpft, so wurden diese nachgewiesen und zur Kritik benützt. Erläutert werden in den Anmerkungen erstens diejenigen Ausdrücke und Bezeichnungen, welche als dem Latein, oder den Einrichtungen des Mittelalters überhaupt angehörig, weniger allgemein bekannt zu seyn scheinen; zweytens, Gegenstände der Schlesischen Fürsten-, Dertel- und Familien-Geschichten, welche an sich dunkel waren, oder über welche sich doch aus Urkunden oder Handschriften ein neues Licht verbreiten ließ; drittens wurde gelegentlich auf die früheren Werke verwiesen, in welchen sich

ausführlichere Nachrichten über die betreffenden Gegenstände finden.' Wenn wir hinzu sehen, daß der Verf. dies Versprechen auf das gewissenhafteste erfüllt hat, so wird dadurch der auf sein Werk gewandte Fleiß und der Werth desselben ausgesprochen seyn.

Der vorliegende erste Theil enthält folgende vier Chroniken: I. Chronicon Polonorum von S. 1—32. II. Breve Chronicon Silesiae S. 33—37. III. Chronicon principum Silesiae S. 38—172. IV. Catalogus (i. e. Chronicon) Abbatum Sagannensium S. 173—528., welcher die größte Hälfte dieses Bandes ausfüllt, indem er zwar zuvörderst die Geschichte des Stiftes Sagan, nach der Folge der Äbte, aber auch andere gleichzeitige Begebenheiten bis 1616 von verschiedenen Verfassern fortgesetzt, enthält. Die einzige davon vorhandene Handschrift ist auf Pergament geschrieben. Ueber jede dieser vier Chroniken werden in der Vorrede die nöthigen literarischen Vorkenntnisse gegeben, auf welche wir daher verweisen, und nur noch bemerken, daß der Gebrauch so wohl durch die stets am Rande beygefügtten Jahrszahlen, als auch am Ende durch ein wohl eingerichtetes Register, so wie durch sehr anständigen Druck erleichtert ist. Gewiß sehen alle Freunde der kritischen Geschichte der Fortsetzung des Werkes, dessen zweyter Theil mit dem ersten den ersten Band ausmachen soll, mit Verlangen entgegen.

Hn.

C a r l s r u h e .

Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms, eine literarisch-historische

Uebersicht von Dr. J. Chr. Felix Bähr, Prof. und Oberbibliothecar zu Heidelberg. VIII und 159 Seiten in 8. 1836. (bey Chr. F. Müller).

Zu der Geschichte der Römischen Literatur, deren wiederholte Auflagen wir in diesen Blättern zu ihrer Zeit angezeigt haben (S. g. N. 1833. St. 75.), erhalten wir hier einen Nachtrag, der gewiß um so viel erwünschter seyn wird, da er einen Gegenstand behandelt, der bisher zu sehr vernachlässigt wurde. Der Verfasser, indem er mit der christlichen Poesie beginnt, unterscheidet zuerst die beiden Hauptzweige derselben, die epische und lyrische, von denen die erste hauptsächlich ihren Stoff aus dem Leben und den Schicksalen der Heiligen und Märtyrer hernahm, die zweyte aber aus der Sitte des Gesanges bey den kirchlichen Zusammenkünften entsprang. Wenn die erstere noch gewissermaßen den Mustern der früheren heidnischen Zeit nachgebildet werden konnte, so lag es schon in der Bestimmung der letzteren, daß sie eine ihr eigenthümliche Bahn einschlagen, und einen den früheren ganz verschiedenen Character annehmen mußte, der nun von dem Verf. genauer entwickelt wird. Dieser ihr Character blieb sich in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters meist gleich, außer daß in den späteren Zeiten der Reim in ihr immer vorherrschender wurde, was in den früheren noch nicht so der Fall war. Was den Umfang betrifft, den der Verf. seiner Arbeit gegeben hat, so ist er derselbe, den er auch in der Römischen Literatur sich vorschrieb, indem er sie bis in die Zeiten von Karl d. Gr. herunterführte. Sie zerfällt, wie schon der Titel es zeigt, in die beiden Abtheilungen, von denen die erste den Dichtern, die zweyte den Geschichtschrei-

bern gewidmet ist. Der Verf. ordnet die einen wie die anderen nach der Zeitfolge, von jedem werden die Lebensumstände, die Werke und die Ausgaben derselben angegeben; aber auch das Eigenthümliche, der Werth genauer bestimmt. Die Zahl der auf diese Weise behandelten Dichter, deren Reihe mit Tertullian anfängt (weil ihm, wenn auch mit Unrecht, gewöhnlich Gedichte beygelegt werden), und mit Paul Winfried endigt, beläuft sich auf 36, welche in 45 Paragraphen abgehandelt sind, da einigen derselben, wie dem Prudentius, Paulinus Nolanus und Sedulius, mehrere eingeräumt werden mußten. In der zweyten Abtheilung, welche den Geschichtschreibern gewidmet ist, entwickelt der Verf. gleichfalls den allgemeinen Character, wodurch sie sich von den früheren heidnischen unterscheiden, und bezeichnet auch hier die beiden Hauptformen, die chronologische, welche in den Chroniken herrscht, und die biographische in den Lebensbeschreibungen besonders der Heiligen und der Märtyrer, welche nicht bloß der Poesie, sondern auch der Geschichtschreibung Stoff darbieten. Die Zahl der auf diese Weise behandelten Historiker steigt auf 27, und beginnt mit Hieronymus, als Uebersetzer des Eusebius, und endigt gleichfalls mit Paul Winfried in 42 Paragraphen, indem auch hier einigen der wichtigeren mehrere gewidmet sind.

Auf diese Abtheilung wird noch eine zweyte in einem eigenen Bande folgen, welche die kirchlichen Schriftsteller oder theologische Literatur (Patristik) umfassen wird.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1837.

G ö t t i n g e n.

Seine Majestät der König haben bereits geruhet, Ihrer Georg-Augustus Universität einen Beweis Höchster Gnade zu ertheilen, indem Sie Sich haben geneigt finden lassen, gleich Ihren erlauchten Vorgängern, das Rectorat derselben zu übernehmen.

K ö n i g s b e r g.

Bey Unzer: Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, von Johann Friedr. Herbart. Vierte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1837. VIII und 310 Seiten in 8.

Bey wiederholten Ausgaben ein Lehrbuch zu vermehren, ist leichter, als es vor unverhältnißmäßigem Anwachs zu hüten. Zusätze finden sich immer; aber das Weglassen dessen, was einmahl Platz erhielt, hat seine Bedenklichkeiten. Die erste Ausgabe des angezeigten Buchs erschien vor

einem Vierteljahrhundert. Mathematische Psychologie, Configuration der Materie in Folge innerer Zustände ihrer Elemente, waren damals unerhörte Dinge; die nachgewiesene Verwandtschaft der Ethik mit der Aesthetik gereichte vollends den in den Spinozismus versunkenen Schulen zum Uergerniß; unter solchen Umständen mußte die zweyte Ausgabe eine Menge von Anmerkungen, und am Schlusse noch eine encyclopädische Uebersicht der Psychologie und Naturphilosophie in sich aufnehmen. In der dritten Ausgabe (nachdem inzwischen die größeren Werke des Verfs erschienen waren) konnte wiederum das Bedürfniß der Anfänger berücksichtigt werden, dessen sorgfältige Erforschung bey dem ersten Entwurfe die Hauptangelegenheit gewesen war. Manches Polemische wurde, als nicht mehr nöthig, weg gelassen; etwas später zeigte sich gleichwohl, daß man es noch nicht aufgegeben hatte, dem Verf. spinozistische Zumuthungen zu machen. Doch diese sind nun hoffentlich durch die vor ein paar Jahren heraus gegebenen Briefe zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens hinreichend zurück gewiesen. In solcher Voraussetzung wurden in der jetzt vorliegenden neuesten Ausgabe, um für die nöthigen Zusätze Raum zu gewinnen, manche Abkürzungen gemacht; so ist z. B. die lange Anmerkung zum §. 103. (jetzt §. 124.) auf wenige Zeilen zusammen geschwunden, indem sie mit den Worten schließt: 'Es ist bekannt, daß Revolutionen nicht in der Richtung zu endigen pflegen, worin sie beginnen; dasselbe gilt von der Revolutionsperiode der Philosophie.' Hat nun gleich der Verf. schon die Bemerkung vernommen, er habe Einiges weggestrichen, was füglich hätte bleiben können, so wird man doch

wohl das Wesentliche auf der alten Stelle finden.

So haben die skeptischen Fragen über die Formen der Erfahrung noch vor der Logik ihren Platz behalten, ungeachtet sie dem Zusammenhange nach anscheinend passender mit der Nachweisung der Widersprüche in eben diesen Formen hätten verbunden werden können. Damit wäre aber die beste Gelegenheit verloren gegangen, das Nachdenken des Anfängers anzuregen, und ihn das Bedürfnis des methodischen Denkens fühlen zu lassen; welchem Bedürfnis nun die Logik darbietet, was sie hat, ohne die Täuschung, als ob sie es ganz befriedigen könnte, zu veranlassen. So ist im dritten Abschnitte die Einleitung in die practische Philosophie stehen geblieben; dagegen das, was von den Künsten und Kunstlehren zu sagen war, noch sorgfältiger als früher in den Hintergrund gestellt worden; weil es den Begriff der Aesthetik verdirbt, wenn dabey an nichts Anderes und Höheres gedacht wird als an Kunstlehren. So ist im letzten Abschnitte die Aufstellung der metaphysischen Probleme von practischen Interessen so weit als möglich fern gehalten worden; weil durch solche das speculative Denken nicht gestört werden darf, wenn es nicht in Gefahr gerathen soll, voreilig aus seiner Bahn weichend sich in verworrene Einfälle dergestalt zu verlieren, daß es sich späterhin zur Besonnenheit und Nüchternheit nicht mehr zurück führen läßt. Eine einzige Ausnahme hiervon hat sich der Vf. erlaubt, nämlich in Ansehung der Freyheitsfrage, weil es kaum möglich scheint, die Wichtigkeit derselben durch bloße Darstellung von der theoretischen Seite hinreichend fühlbar zu machen. Hier aber ist nun der Vorsicht wegen, damit der Anfänger nicht einer vorschnell gefaßten Meinung

sich überlasse, eine neue Anmerkung hinzu gefügt, welche mit den Worten beginnt: 'Die eigentliche Aufklärung über die Freyheitsfrage muß man weder in der allgemeinen Metaphysik, noch in der practischen Philosophie suchen, sondern in der Psychologie.' Auf ähnliche Weise sind auch anderwärts, wo es passend schien, Warnungen eingestreut, daß Niemand meinen solle, schon in der Einleitung das System der Philosophie kennen zu lernen. Gleich die Vorrede ist dazu benutzt worden, die Einleitung nicht bloß vom Systeme, sondern (was so häufig verwechselt wird) auch von der Encyclopädie zu unterscheiden. Freylich sagen es die Worte schon, daß Encyclopädie im Kreiße umher führt, — nämlich im Kreiße des Systems, wie man einen Fremden, der nicht viel Muße hat, unter Merkwürdigkeiten umher führt, von denen er auffassen wird, was ihm gerade wichtig scheint; während Einleitung dem Anfänger gilt, der sich anstrengen soll, um sich zur pünctlichen Auffassung des Systems nach Form und Materie gehörig vorzubereiten und vorzuüben.

Was nun die Zusätze anlangt: so ist die Zahl der Paragraphen von 141 auf 164 angewachsen. Der Logik ist ein Kapitel über die Anwendung derselben beygefügt worden; zwar nicht eine angewandte Logik von gewöhnlicher Art, die von gründlicher Psychologie wohl zu viel oder zu wenig voraus setzen möchte; sondern eine Hinweisung auf diejenigen wissenschaftlichen Forderungen, die unmittelbar aus der Logik selbst entspringen. Dahin gehört, daß man die Succession der Gegenstände in Lehrvorträgen, welche eben so gut Coordiniertes als Subordiniertes treffen kann, nicht mit logischer Abfolge, sey es der

Begriffe oder der Schlüsse, verwechseln, — den oratorischen und critischen Gebrauch der Logik nicht mit dem systematischen vermengen, — für letzteren die logische Analyse zur Feststellung der Hauptpunkte, worauf die Untersuchung zu richten ist, benutzen, hierbey aber ganz besonders den doppelten Fehler vermeiden soll, entweder die Abstraction nicht hoch genug, um Unnöthiges zu beseitigen, oder sie zu hoch zu stellen, und dergestalt zu übertreiben, daß Gegenstände und Motive der Untersuchung aus dem Gesichtskreise verschwinden. Von den anderen Zusätzen (die meisten hat der Abschnitt über die Aesthetik erhalten) einzeln zu sprechen, verbietet der Raum dieser Blätter; nur zweyerley muß noch angeführt werden. Die dritte Ausgabe war besonders darin zu verbessern, daß von dem so wichtigen Verhältnisse zwischen allgemeiner Metaphysik und Psychologie deutlicher, und von einigen Gegenständen der Naturphilosophie richtiger, oder wenigstens den neueren Untersuchungen des Verfs angemessener, mußte gesprochen werden. Beides ist geschehen. Bey Gelegenheit des Gegensatzes zwischen dem Seyn und der Erscheinung sind nun die psychologischen Hauptfragen den metaphysischen gegenüber gestellt worden. Um dies so kurz als möglich zu bezeichnen, mag von der Anmerkung zum §. 132. folgendes hier angeführt werden: Mit Recht erinnert Kant, in der Vorrede zur Critik der r. R., an den Copernicus. Aber unrichtig setzte er hinzu: 'Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als Object der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens,

so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.' Diese Meinung ist ähnlich der, als ob Jemand den Fehler in der Erscheinung vom Auf- und Untergange der Sonne, der freylich an der Sonne nicht liegen kann, dagegen in der Einrichtung des menschlichen Auges suchen wollte. Die Augen sind so wenig Schuld als die Sonne. Das Unwahre der Erscheinung liegt an der Stellung des Beobachters gegen das, was er zu beobachten hat. Was in dieser Stellung erscheint, bedarf einer Berichtigung, und diese Berichtigung vollzieht die Wissenschaft.

L o n d o n.

Familiar letters and miscellaneous papers of Benjamin Franklin, now for the first time published. Edited by James Sparks, author of the life of Gouverneur Morris etc. with explanatory notes 1833. XVI u. 295 Seiten in 8. (Johnson und Walford).

Von einem für die Weltgeschichte so wichtig gewordenen Manne als Benjamin Franklin kann nicht leicht zu viel bekannt gemacht werden. Wir lernen ihn hier aus einer Sammlung von Briefen kennen, die von mehreren Seiten durch den Herausgeber zusammen gebracht wurden, und die uns ihn desto genauer kennen lernen, je weniger sie für den Druck bestimmt waren. Sie wurden größtentheils noch vor der Zeit geschrieben, wo seine große politische Rolle anfang, und beziehen sich also meist auf Privatverhältnisse. Sie sind an seine nächsten Verwandte und Freunde auch Freundinnen gerichtet, wie seine Gattin Deborah und Schwester Johanne, verheirathete Meacom, besonders aber an eine Miß Stevenson,

eine Tochter seiner Hauswirthin während seines Aufenthalts in London, die ihn zu ihrem väterlichen Rathgeber gewählt hatte. Der erste Brief von Jahre 1726 ist an seine damahls noch unverheirathete Schwester Johanne, der er statt eines Thee = Services, wie er es anfangs wollte, lieber ein Spinnrad schenkt. Sie ward schon das nächste Jahr verheirathet, und blieb seine Lieblingschwester. Die Briefe, 128 an der Zahl, reichen bis in das Jahr vor seinem Tode, der erst im 86 jährigen Alter, im Jahre 1790, erfolgte. Die meisten sind aus dem Zeitraume von 1750 bis 1780, theils aus Philadelphia, theils aus London, theils aus Paris, wo er 9 Jahre als Gesandter lebte, und das Bündniß seines Vaterlandes mit diesem Staate zu Stande brachte. Er war das 15te Kind seines Vaters, der noch zwey jüngere Töchter, überhaupt 17 Kinder, in seiner Ehe erzeugte. Doch ist der Mannstamm und mit ihm der Name ausgestorben. In allen diesen Briefen erkennt man den Mann von gesundem Menschenverstande, ohne glänzende Ansprüche, ohne Eitelkeit, aber von richtigem Urtheile und practischem Geiste. 'Ich betreibe, schreibt er seiner alten Mutter, meine kleinen Geschäfte, dann und wann auch die anderer. So laufen die Jahre hin, und wenn das letzte kommt, will ich lieber, daß man sagt: er lebte nützlich, als er starb reich.' Von seinen gelehrten Entdeckungen kommt in diesen Briefen nichts vor, nur einmahl ist von Electricität gelegentlich die Rede. Auch in den Zeiten seiner politischen Thätigkeit keine Spur von Exaltation. Es ist immer der ruhige, in seinem Geschäftskreise sich bewegende Mann. Seine Religiosität zeigt sich am meisten bey Unfällen in seiner Familie, sie war ohne Bi-

gotterie, aber sie kam aus dem Herzen. Seine letzten Jahre nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1785 in sein Vaterland brachte er im Kreise seiner Familie zu, in der ein glückliches Alter ihm zu Theil ward. 'Ich fand, schreibt er 1786 meine Familie gesund, in guten Umständen, und von ihren Mitbürgern geachtet. Meine Jugendfreunde sind fast alle dahin, aber ich finde eine angenehme Gesellschaft in den Kreisen ihrer Kinder und Enkel. Ich habe genug Geschäfte die mich vor langer Weile bewahren. In den langen Winterabenden spielen wir zuweilen Karten, aber mehr noch Schach, nicht um Geld, sondern um den Ruhm zu haben den anderen zu besiegen. Ich mache mir zuweilen Vorwürfe, daß ich meine Zeit so müßig hinbringe, aber ein anderer Gedanke richtet mich auf, indem er mir zuflüster t: Du weißt, daß die Seele unsterblich ist, warum solltest Du denn ein solcher Knicker mit der Zeit seyn, da Du weißt, daß eine ganze Ewigkeit vor Dir liegt?

Die vermischten Aufsätze am Ende haben politische Beziehungen; es sind meist Gegenbemerkungen gegen Artikel in britischen Zeitungen. Sie haben bey uns eher den angenehmen Eindruck gestört, den das Bild des lebenswürdigen Greises zurück gelassen hatte, als daß sie uns willkommen gewesen wären. Man wird nicht dabey verlieren, wenn man sie auch ungelesen läßt.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. S t ü c k.

Den 17. August 1837.

B r ü s s e l.

Affaires de Rome. Par M. F. de la Mennais. 1837. 441 Seiten in 12.

Sehr verzeihlich ist die Begier, womit man Neuigkeiten aus der Feder des Hn Abbé ergreift, theils um über so vieles Räthselhafte an ihm aus früherer Zeit Aufschlüsse zu erhalten, theils um zu sehen, wohin die seltsame Coalition politischer und religiöser Tendenzen ihn aufs Neue geführt hat. Für beide Zwecke liefert nun auch vorliegende Sammlung mehrerer nicht unter einander verbundener Actenstücke und Aufsätze einige Befriedigung; man lernt den geistigen Zustand kennen, aus welchem seine neulichen so aufgeregten und aufregenden paroles d'un croyant hervorgingen, und kann einen Blick in die besondere Fraction der Democratie Frankreichs thun, als deren Repräsentant de la Mennais zu betrachten ist. Das Wesentliche an ihm ist ja jene Mischung von orthodoxem Catholicismus und überspanntem Republicanismus, die allerdings ein

sehr auffallendes Ensemble gewährt; indessen wird es dabey vor Allem nöthig seyn, die beiden Richtungen, die sich auf diese Art in ihm kreuzen, einzeln zu betrachten. Sein Catholicismus ist kein speculativer, wie etwa Deutschland ihn aufzuweisen hat, kein romantischer, wie ihn Chateaubriands Feder wieder hervor zu rufen versuchte, kein practischer, wie sich derselbe wohl unter den Händen mancher würdiger Vertreter ihres Glaubens gebildet hat, sondern er ist der rein hierarchische, wie er nur immer auf Bevormundung der Layen und Herrschaft des Clerus berechnet seyn konnte: darum schloß sich der Vf. so innig an Rom, weil er Gedeihen der Hierarchie ohne Rom nicht für durchführbar erkennt, darum argumentiert er auf eine Weise, wie sie eines Hildebrand's würdig ist: Censur über kirchliche Producte erklärt er für unerhört, weil ja der heil. Ambrosius einst durch eine solche in seinen Schritten gegen den Kaiser nicht gehemmt wurde, darum sind ihm die vier Artikel der Gallicanischen Kirchenfreyheit so verhaßt, weil sie die Macht des Papstes zu Gunsten der Königsgewalt hemmen: darin besteht seine religiöse Richtung. Dagegen seine politische ist die streng demokratisch = revolutionäre. In die Zeiten der ersten Revolution Frankreichs fallen die Jahre seiner Jugend: Rousseau's Schriften waren seine früheste geistige Nahrung, und stammt von ihrer Lecture auch noch wohl jene fast idyllische Popularität, die er über seine Schriften zu verbreiten weiß. Gewiß sind seine Grundsätze nicht weniger demokratisch, als die der St. Simonianer vor einigen Jahren, nur gibt er denselben nicht jenes barocke raisonnierende, sondern ein catholisch = traditionelles Fundament. Sonst declamiert er nicht minder pathetisch als sie über die Rechte

und Leiden der zahlreichsten und ärmsten Classe, vertritt die Sache der Proletarier, fraternisirt auf seiner Pilgerung nach Rom mit den Arbeitern von Lyon, die er gerade im Aufstande und im Besitze der Stadt antrifft, kennt keine drückendere Plagen als die Maßregeln der Policing, der Mauth u. dgl. Seine paroles d'un croyant sind deshalb vielleicht das Giftigste, was je einer demokratischen Feder entquollen ist. Aus diesen beiden Elementen ist des Mannes Persönlichkeit zusammen gesetzt, und damit ist auch der Standpunct für vorliegende Schrift und die darin enthaltene Beurtheilung Roms gefunden. Er weiß nicht zu begreifen, warum Rom, dessen Sache er vertritt, eine Hülfe abweist, weil sie gerade von dieser Seite geboten wird; er hält das Princip der Legitimität und der Monarchie überhaupt für so gänzlich antiquiert, den Sieg der Demokratie für so unausbleiblich gewiß, daß er den größten Fehlgriff der Curie darin erblickt, sich nicht sofort an die Spitze der Revolution selbst zu stellen und dadurch ihr wankendes Ansehen zu stützen. Das höchste Ideal bleiben ihm die belgischen Priester, die polnischen Bischöfe, die irländischen Geistlichen, die schon den von ihm ersehnten Weg eingegangen sind; den größten Schauder empfindet er über Gregors bekanntes Breve an die Bischöfe Polens; als den eigentlichen Antichrist betrachtet er Oestreichs imposante Stellung in Italien, das dem päpstlichen Stuhle auf ganz andere Art Schutz gewährt, als er ihn bereiten will. Daher war sein Streben in der von ihm vor einigen Jahren redigierten Zeitschrift l'Avenir, und ist in der gegenwärtigen Schrift, nur darauf gerichtet, Rom die Augen über die Gefahren zu öffnen, denen es durch längeres Halten an dem monarchischen Princip unfehlbar ent-

gegen gehen soll; daher seine steten Klagen, daß der wesentliche Schutz, den er dem heil. Petrus zugedacht hat, dort so wenig Anerkennung findet.

Beachtet man seine Grundsätze genau, so ist Consequenz darin, und vielleicht auch eine Durchführung derselben möglich, voraus gesetzt, daß der Sieg der Democratie so sicher ist, als der Hr Abbé denselben träumt. Eine demokratische Tendenz ist ja, zunächst freylich auf kirchlichem Boden, seit Gregor VII. der eigentliche Weg, den St. Peter gewandelt ist. Das Fortrücken des Papstthums seit dem 11. Jahrhundert konnte ja nur durch Vernichtung aller der aristocratischen Mittelglieder gelingen, in welchen sich die Hierarchie der Landeskirchen ausgebildet hatte: bischöfliche und erzbischöfliche Rechte und Befugnisse waren es, die Rom seinen bisherigen Inhabern entwandte, um damit die eigene Macht zu verstärken: überall in der Christenheit wurden den bisherigen Inhabern die Perlen entwandt, um damit St. Peters Tiare zu schmücken; die Coalition mit den Mönchen, und besonders deren am meisten demokratischen Fraction, den Bettelmönchen, war es, wodurch die Herrschaft über das Abendland errungen ward. Das haben die Gregore und Innocenze trefflich begriffen, daß nur auf demokratischer Grundlage sich ihr absolutistischer Thron errichten ließ, und keine nähere Verwandtschaft herrscht: als zwischen Democratie und Tyranney. Sollte man es deshalb für so ganz abgeschmackt halten, wenn der Hr Abbé jetzt St. Petern dergleichen Reminiscenzen zurück ruft, und sie auf einem anderen Gebiete, auf dem politischen, zu wiederholen anrath? So viel ist wenigstens klar, daß wenn die römische Curie Lust hätte, auß Neue eine Rolle zu spielen, und die Fäden, an denen die Ereignisse des Tages ab-

laufen, in ihre Hand zu nehmen, dazu der Vorschlag des Hn Abbé ein Mittel ist, aber freylich ein gewagtes. Denn ginge Rom darauf ein, nach diesem Vorschlage sich zum Heerde der Revolutionen zu machen, und dem, besonders durch das catholische Europa, verbreiteten politischen Gährungsstoffe ein neues Ferment beuzufügen; so handelte es sich dann sicher um dessen Seyn oder Nichtseyn; denn gelänge der Sieg der demokratischen Principien nicht so völlig, wie der Hr Abbé es divinatorisch voraus weiß, so würde schwerlich für Rom auch nur die Stellung wieder errungen werden können, in der es sich bis jetzt so einigermaßen erträglich befindet. Deshalb ist aber auch die Politik St. Peters gewiß besonnener, als die Wünsche seines revolutionären Protector's in Frankreich; die laue Aufnahme, die er und seine Mitarbeiter am Avenir in Rom fanden, als sie transalpinierten, um sich aus dem Munde des Papstes eine Entscheidung, und wo möglich eine Approbation ihrer Principien zu holen, das anfängliche starre Stillschweigen der Curie, worüber er so bitter klagt, und die nachherige ziemlich unverholene Desavouierung seiner Grundsätze, haben ihn darüber eines Besseren belehren müssen. Rom hält es für sicherer, dem monarchischen Principe sich anzuschließen, als den Schwindeleyn französischer Demokraten das Steuer des Schiffleins Petri anzuvertrauen, wenn sie auch noch glänzendere Versprechungen für die Zukunft, und noch nachdrücklichere Betheuerungen ihrer Ergebenheit gegen den heil. Stuhl vorzubringen wüßten.

Nur befindet sich der Hr Abbé bey dieser Zurückweisung seiner Grundsätze in ziemlicher Verlegenheit: Ungehorsam gegen den heil. Vater darf er sich nicht zu Schulden kommen lassen; das

fordert, auch abgesehen von seiner gewiß festen Ueberzeugung, schon die Consequenz; dazu hat er zu oft das Gelübde kindlicher Unterwürfigkeit gegeben, zu viel in Journalen und auf der Bank der Angeklagten vor französischen Gerichten gelitten: Eosfagung von Rom ist ihm auch dann nicht möglich, wenn dort die Verblendung gegen die verheißenen Wohlthaten der Revolution auch noch größer wäre. Ihm bleibt deshalb nichts anders übrig, als die beiden Elemente, aus denen sein öffentlicher Character besteht, hierarchisches und democratisches Streben, ungeachtet es bey ihm sich so eng durchdringt, nun doch wenigstens scheinbar aus einander zu halten. Er verheißt in den verschiedenen Unterwerfungsformeln, worin er dem Erzbischofe von Paris, ja dem Papste selbst Gehorsam angelobt, nur Folgsamkeit in spiritualibus, dagegen das politische Gebiet behält er sich durchaus frey, um dort auf seine Weise für das Glück der Völker thätig seyn zu können. Daß er dabey mit sich selbst und mit der altpäpstlichen Theorie in den schlimmsten Widerspruch geräth, sieht er nicht ein, oder will er vielmehr nicht einsehen. Wie kann er Geistliches und Weltliches aus einander halten, wenn er zugleich Segner der gallicanischen Kirchenfreyheit ist, die ja gerade auf denselben Punct hinarbeitet, aber freylich zu Gunsten der Königsgewalt? wie kann er meinen, seinem Gelübde treu zu bleiben, wenn gerade seine aufrührerischen paroles d'un croyant so vollständig das doppelte Gebiet vermengen, und die Democratie auf religiösem Fundamente zu stützen suchen? wie kann er aber endlich meinen, bey jener Unterscheidung noch ein Vertreter der alten Papstidee zu seyn, die ja gerade darin ihren Culminationspunct erlangte, daß sie die zwey Schwerter, das geistli-

che und weltliche, in eine Hand nahm? Nur ein klein wenig Besinnen über die eigentliche Stellung aller päpstlichen Hierarchie würde ihm das Räthsel lösen, daß er jetzt für unlösbar ausgibt, warum Rom sich gerade zu den Forderungen der Democratie, ungebundener Pressfreiheit u. dgl. nicht verstehen kann.

Dagegen eine achtungswerthe Seite ist an dem Verf. auch nicht zu übersehen, es ist eben diese damalige Strenge seines Gehorsams gegen Rom, die ihm alle jene Unterwerfungsformeln eingab, ihn zum sofortigen Aufgeben seines Journals bestimmte, als er dessen Tendenz mit Roms Plänen nicht in Einklang fand: es macht ihm Ehre, sich zu einer Resignation verstanden zu haben, die wahrlich an einen Fenelon erinnert, so daß das neueste Gerücht über ihn, er sey in ein Trappistenkloster gegangen, uns nicht befremden, sondern ihn nur als einen aus der Zahl derer betrachten lassen würde, die, wenn sie ihre tiefsten geistigen Tendenzen durch Widerstand der Zeit nicht realisieren können, auch groß genug sind, der Entwicklung der Zeit sich selbst unterzuordnen.

Der Inhalt der Schrift selbst im Einzelnen ist eine Darlegung seines Verfahrens von der Gründung des Avenir bis auf die völlige Unterwerfung unter Rom und das dabey so räthselhafte Erscheinen der paroles d'un croyant. Gleich nach der Juliusrevolution schloß de la Mennais mit mehreren ihm Gleichgesinnten, unter denen der Graf Ch. von Montalembert zu nennen ist, sich zur Aufrechthaltung des durch die Principien des Bürgerthrons gefährdeten Catholicismus an einander. Ein Journal wurde gegründet, das nach seinen Angaben bald 5000 Abonnenten zählte; ein Verein trat zusammen pour la défense

de la liberté religieuse. Ueberall, wo ein Priester unter Maßregeln der Regierung zu leiden hatte, wo eine Kirche oder Kloster locale Beeinträchtigung fand, erhob das Journal seine Stimme, und leistete der Verein Hülfe, um auf gerichtlichem Wege Beystand zu schaffen. Bedeutend hätte dies Streben aber nur dann werden können, wenn er von der legitimistischen Seite den Catholicismus hätte stützen wollen; dann hätte es nicht allein die Approbation Roms sicher gefunden, deren Ausbleiben den Verf. so sehr bekümmert, sondern hätte auch zugleich auf die ganze Partey der Cirkel von St. Germain, der Vendee, des Südens rechnen dürfen. - Dagegen eine Verbrüderung mit den Männern der Barricaden, den Arbeitern von Lyon, mußte unausbleiblich den Zwiespalt der Principien herbey führen, als dessen Opfer der Hr Abbé zu betrachten ist. Wie hätte die Bewegungspartey sich aufrichtig an den Catholicismus anschließen können, den sie nur von seiner Verwandtschaft mit den Lilien kannte, der ihr durch die Mißgriffe der Restauration, durch die Congregation und die Missionen, durch Villele und Polignac, wo nicht verhaßt, doch gleichgültig geworden war? Für solche Coalition war auf nachdrückliche Unterstützung nicht zu rechnen, weil die Juliusregierung und die legitime Partey daran das Democratische, die Bewegungspartey aber das Ultramontane haßten. Der Verf. entschloß sich deshalb, einstweilen das Journal zu sistieren, und persönlich in Rom um Autorisation zu handeln: er schildert seine Reise, seinen Aufenthalt in Rom, der ihm durch das Temporisieren und vorsichtige Schweigen der Curie lästig, und nur durch einige Bekanntschaften mit würdigen Ordensgeistlichen erträglich wird; wie er über den kirchlichen Zustand Roms ur-

theilt, darüber nur eine Probe S. 262.: au milieu de l'amphithéâtre arrosé du sang des premiers chrétiens, on a planté une croix solitaire. De fois à autre, un pauvre moine s'en vient, au pied de cette croix, parler du Christ et de ses souffrances, et des combats de la foi dans les temps passés, et de ceux qui moururent là, sur cette arène, pour conquérir la liberté du genre humain. Le peuple écoute et pleure. Les derniers rayons du soleil couchant glissent sous les longues voûtes, à travers les arceaux brisés. Des étrangers passent en regardant avec indifférence ces énormes ruines. Un soldat en garde l'entrée. Voilà l'image du catholicisme à Rome et dans toute l'Italie.

Als alle Aufforderungen zur Antwort auf eine dem Papst übergebene Denkschrift fruchtlos blieben, brachen die Redacteurs auf, mit der Drohung, ihre Arbeiten in Frankreich sofort auch ohne Autorisation wieder zu beginnen. Ihre Rückreise durch die Lombarden, Tyrol und München gibt dem Verf. Gelegenheit, seine Invektiven gegen Oestreich und Bayern so scharf wie möglich zuzuspitzen, was, wie sich erwarten ließ, dort auch sofort der Schrift, und ihrer in Basel erschienenen Uebersetzung durch A. Hindemidt, ein Verbot zugezogen hat. Gegen Bayern ist er so unbillig, daß ihm nicht einmahl Münchens Kunstschätze anders, als im schiefen Lichte, erschienen. Hier erhielt er nun auch die längst erbetene Antwort von Rom durch den Cardinal Pacca, die aber, wie sich erwarten ließ, keineswegs billigend für die Grundsätze des Avenir ausfallen konnte. Seitdem ward mit ihm auf mehrfache Weise unterhandelt, bis ihm endlich ein Aufgeben des Journals, eine Auflösung der Coas-

lition und eine Unterwerfung unter den römischen Stuhl abgedrungen ward. Wie nun bey solcher Resignation dennoch das demokratische Princip wieder hat durchbrechen, und die paroles d'un croyant hervor rufen können, darüber seine eigenen Worte S. 198.: avant mon retour à Paris, habitant la campagne, où la vie interne a plus d'énergie, une foule de pensées et d'émotions, telles que les peut faire naître le spectacle attristant de la société actuelle, se pressaient dans mon âme et la fatiguaient. Je crus, qu'écrire ce que je ressentais me serait une sorte de soulagement. De là les Paroles d'un croyant. Je n'avais nullement alors le dessein de les livrer à l'impression, cet. Wir müssen diese Darstellung ihres Entstehens für mehr gewandt als wahr halten. Denn eine Schrift, die so ganz der bisher entwickelten Individualität des Mannes entspricht, und nur aus ihr hervor gehen konnte, ist mehr als Eingebung der ländlichen Umgebungen, und mehr als ein Mittel, den subjectiven Unmuth zu bekämpfen: es ist der völlige Durchbruch des demokratischen Princips, das jetzt selbst die bisher beobachtete Operationslinie des Anschließens an Rom aufgibt, und auf eigenen Füßen zu stehen versucht. Seitdem ist nun natürlich an Ausöhnung mit der Curie gar nicht mehr zu denken, und da die Fortschritte der Revolution doch so glänzend nicht sind, als sich der Verf. schmeichelte, so wäre allerdings ein Zurückziehen in ein Kloster für ihn das Rathsamste. Ob ihm indeß noch einmahl vorbehalten ist, eine Rolle in Frankreich zu spielen, wird allein von der weiteren Entwicklung der dortigen Zustände abhängen.

Begegeben sind, außer den pièces justifi-

tives, die größtentheils die päpstliche Correspondenz wegen de la Mennais, doch auch allgemeine Actenstücke, Bullen, Breven aus der neuesten Zeit enthalten, noch historische Umriffe des maux de l'église et de la société, et les moyens d'y remédier. Sie sind die schwächste Partie des Buchs, wie denn factisch richtige Auffassung der vorhandenen Verhältnisse schwerlich von einem französischen, und am wenigsten von einem dabey so sehr betheiligten Beobachter zu erwarten ist. Er will das Verderben des kirchlichen Zustandes in den catholischen Ländern schildern, bespricht aber hier nur Italien, Spanien nebst Portugall und Frankreich. Sieht man auch davon ab, daß diese Schilderungen schon vor einigen Jahren entworfen sind, seitdem aber sich in der Halbinsel so vieles geändert hat, so vermißt man doch noch gar zu sehr darin die sorgfältige ins Einzelne dringende Forschung. Man kennt ja wohl die gewaltige Fertigkeit französischer Publicisten, Zustände in der Beschreibung auf eine Art zurecht zu machen, wie sie gerade ihren Ansichten zugesagt; daher er auch hier die Lage Italiens und der Halbinsel, die gewiß so viel Verschiedenes haben, fast ganz auf dieselbe Art schildert, natürlich, weil er sie durch dieselbe Brille anschauet. Er bejammert nur den gesunkenen Zustand des Clerus, denn dieser ist ihm mit der Kirche gleichbedeutend, beklagt dessen Unterdrückung durch den weltlichen Arm; von Frankreich gilt dasselbe Thema, nur mit den nöthigen Abänderungen. Wie weit seine Studien zur Beurtheilung des Protestantismus gediehen sind, spricht er S. 232. aus: er nennt ihn système bâtard, inconséquent, étroit, qui, sous une apparence trompeuse de liberté, se résout pour les nations dans le despotisme brutal de la

force, et pour les individus dans l'égoïsme. Die Ansichten des Hn Abbé über Alles diesseit des Rheins haben also das gewöhnliche Maß französischer Ignoranz über le Nord nicht überschritten.

Ganz abrupt findet sich noch unter dem Namen Epilog eine seltsame Declamation eingemischt, die ganz in den Ton der paroles d'un croyant zurück fällt. Derselbe visionaire Hintergrund, dieselbe Ausführung mit apocalyptischen Farben und alttestamentlichen Formeln: er geht das ihm stets wiederkehrende Thema durch, die Gebundenheit der Kirche durch die weltliche Gewalt: nur eine der erträglichsten Stellen S. 308.: au fond du sanctuaire, sur un autel éclairé d'une lampe mourante, j'aperçus comme une grande ombre, je ne sais quoi d'inexprimable, une forme divine, qui semblait plier sous des chaînes. Et je regardais cela, et ma chair tremblait, et mon front se mouillait d'une sueur froide, lorsqu' une voix: Fils d'Adam, que vois-tu? et comme je ne répondais point: Tu vois, dit-elle, le Christ, rédempteur du monde! Alors je tombai la face contre terre; ma vie du temps fut comme suspendue, et ce qui se passa en moi n'a point de nom dans les langues humaines. Die Schilderungen der Regierenden und Regierten, der Priester, übertreffen dies noch bey Weitem an glühender Phantasie und brennendem Republicanismus. Seine Grundsätze von liberté und égalité begründet er geradezu durch die Lehren des Christenthums von der allgemeinen Bruderkiebe und der Gleichheit aller Menschen vor Gott! Schwerlich ist Frankreich im Stande, etwas barockeres aus christlicher Grundlage heraus

zu deuten, als hier mit so viel Selbstgefälligkeit geschehen ist.

R — g.

P a r i s.

Au Bureau du Journal de Medecine. Recherches pratiques sur la thérapeutique de la Syphilis. ouvrage fondé sur des observations recueillies dans le service et sous les yeux de M. Cullerier, chirurgien en chef de l'hôpital des vénériens. Par Lucas Championnière, docteur en médecine. XVI u. 415 Seiten. 1836. 8.

Diese Schrift enthält wichtige Beiträge zur Lehre von den syphilitischen Krankheiten. Sie besteht größtentheils aus Beobachtungen, welche im Hospitale der Venerischen zu Paris angestellt wurden; daß sie authentisch seyen, wird vom Director desselben, Cullerier (dem Neffen des berühmten C.), in einem eigenen Briefe an den Verf. bestätigt. Der Hauptzweck ist zu zeigen, daß das Quecksilber in dieser Krankheit keine spezifische Kraft besitze, sondern, wie jedes andere Arzneimittel, nur zur Bekämpfung einzelner Zufälle mitwirke. Cullerier selbst sagt (S. VII.): mais si le mercure est depouillé de spécificité, il faut lui reconnaître une action puissante. Obgleich die hier vorgetragenen Ansichten in Deutschland nicht neu sind, so sind sie doch bey uns nicht so verbreitet und anerkannt, als sie in Wahrheit es verdienen, indem Vorurtheil, Furcht vor Auctoritäten und Unklarheit so wohl über die Krankheit, als über die Mittel dagegen der auf Ueberzeugung beruhenden Wahl der Behandlungsmethode noch viel zu sehr im Wege stehen.

In dem ersten Kapitel wird gezeigt, daß dieser Krankheit ein eigenthümliches Contagium zum Grunde liege, das durch unmittelbare Berührung sich fortpflanze, aber nur in sehr beschränktem Sinne durch Inoculation und Erblichkeit. Zu seiner Bewältigung dienen eben so gut die Anstrengungen der Kunst wie der Natur. Letzterer Satz wird im 2. und 3. Kap. der ersten Abtheilung weiter ausgeführt. Die erste Erfahrung, daß die Syphilis durch einfache Mittel heilbar sey, machten die französischen Wundärzte während des Krieges auf der Halbinsel, wo Fälle der Art genug vorkamen. Doch blieben sie bey der alten Methode, bis Cullerier, der in seinem Hospitale jährlich gegen 6000 Kranke zu behandeln hat, beobachtete, daß viele von diesen, die an primären Uebeln litten und sich der mercuriellen Behandlung höchst nachlässig oder gar nicht unterzogen hatten, später wieder eintraten, aber nicht, wie er erwartete, nun mit secundären Uebeln behaftet, sondern bloß an den Folgen einer frischen Infection leidend, die, eben so leichtsinnig behandelt, wieder eben so wenig die allgemeine Lues nach sich zog; ganz gegen die gangbare Ansicht, daß ohne eine tüchtige Quecksilbercur theils jene nicht heilbar, theils diese unvermeidlich sey. Sprechende Beyspiele werden angeführt (S. 60. Nous avons vu un malade qui avait eu dix-sept blennorrhagies; un second avoit contracté quatorze fois la syphilis, presque toujours caractérisée par des chancres du gland. Ces malades n'avaient souvent pris aucune préparation mercurielle contre cette multitude d'infections, et cependant ne paraissaient pas s'en porter plus mal). — Ja auch die wirkliche Quecksilber-Behandlung zeigte sich in sofern illusorisch, als man im Hospitale die verkehrte

Einrichtung hatte, dem Kranken der ambulatorischen Klinik mit Mehl bereitete Sublimat-Pillen, auf eine Woche immer eine Schachtel mit 28 Stück im Voraus zu geben. Diese zu vielen Tausenden bereiteten Pillen wurden aber endlich so hart wie Stein, und gingen unverändert durch den Verdauungskanal, so daß ein Patient einmahl alle 28 Stück auf einmahl ohne Nachtheil verschlang. Manche von den Aerztern verkauften ihre Schachteln an Kameraden, aber alle wurden von ihrer Syphilis mehr oder minder befreuet, wenigstens eben so gut als diejenigen, welche eine regelmäßige Cur durchgemacht hatten. Solche und ähnliche Erfahrungen bestimmten allmählich Cullerier die Idee von der specifischen Kraft des Quecksilbers und somit seine ausschließliche oder doch bevorzugte Anwendung aufzugeben. Sobald er zu der allgemein-rationellen Behandlung überging, wurde ihm nach und nach deutlich, daß sie die einzig richtige sey, daß die schlimmen und hartnäckigen Formen der Lustseuche beynahе einzig Folge des Quecksilber-Gebrauchs seyen, daß die mannigfachen secundären Uebel sehr oft als Folge seiner Anwendung, aber fast nie nach der anderen Methode auftreten, und daß überhaupt diese dem Menschengeschlechte so schreckliche und ekelhafte Krankheit jetzt wenigstens ihre Scheußlichkeit fast nur dem Mittel verdanke, mit dem der größte Theil der Aerzte es noch glaubt ausschließlich bekämpfen zu müssen. Zehn Jahre sind verflossen, seitdem dieses Traitement simple im Hospital der Venerischen eingeführt worden, und der Erfolg daselbst, der hier mit unbestreitbaren Thatsachen dargelegt ist, muß selbst den Ungläubigsten überzeugen.

Die Hauptpunkte dieser Behandlung bestehen in Folgendem: 1) Ruhe, Fernhalten aller Bewe-

gung, und bey einigermaßen bedeutenden Zufällen, Aufenthalt im Bette; 2) strenge Diät, leichte und wenige Nahrungsmittel, nur so viel, als eben zur Erhaltung des Körpers nothwendig ist; jedoch nur in seltenen und bedenklichen Fällen geht diese beschränkte Diät in eine Hungercur über. Die günstige Wirkung dieses Regimens ist stets auffallend; oft reicht es ganz allein zur Heilung hin. 3) In den meisten Fällen eine allgemeine Blutentziehung, Abführungsmittel und Bäder, verbunden mit schleimichten und zuckerhaltigen Getränken. Als eigentliche Heilmittel werden ausnahmsweise Präparate des Quecksilbers, des Goldes, der Iodine, die sudorifiques et opiacés, Aetzmittel, Cataplasmen *tc.* angewandt, aber immer mehr als Unterstützung denn als Hauptsache der Cur. Ausführlich handelt darüber der Vf. in den ersten Kapiteln der zweyten Abtheilung; in den folgenden werden dann die einzelnen syphilitischen Affectionen, nämlich die Geschwüre, Bubonen, Schleimflüsse, Entzündungen, Ausschläge, Auswüchse besprochen, und nach ihren Zeichen, ihrem Verhalten und ihrer naturgemäßen ärztlichen wie wundärztlichen Behandlung umständlich beschrieben. Einen Auszug daraus zu geben, möchte hier unthunlich seyn; aber wir möchten Jedem, dem es um gründliche Einsicht in diese Angelegenheit zu thun ist, rathen, die hier mitgetheilten Ansichten und Facta zu beherzigen. Zur größeren Verbreitung und endlicher allgemeiner Einführung dieser Behandlungsmethode wird das Beyspiel und der Vorgang eines für diese Classe von Krankheiten besonders errichteten großen Hospitals der französischen Hauptstadt sicherlich nicht wenig beitragen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1837.

G ö t t i n g e n.

Se Majestät der König haben gnädigst geruht, den bisherigen Professor in Kiel, Herrn Heinrich Ritter, zum ordentlichen Professor der Philosophie alhier mit Beylegung des Hofraths-Characterß zu ernennen. Derselbe wird zu Michaelis seine Stelle antreten.

Se Majestät der König haben gleichfalls geruht, den bisherigen außerordentlichen Professor der Philosophie alhier, Hn Dr F. Th. Bartling, zum ordentlichen Professor und Director des Botanischen Gartens zu ernennen.

B e r l i n.

Bey G. Reimer: Anweisung zur Auflösung der höheren numerischen Gleichungen mit einer oder mehreren unbekanntten Größen, von D. F. Cytelwein, Königl. Preuß. Ober-Landes-Bau-director a. D. zc. 1837. 76 S. in 4.

Der Ref. hat aus Eytelwein's Werken so viel Belehrung geschöpft, daß er gewohnt ist, die Arbeiten dieses verdienten Gelehrten immer mit einer Art von Vorliebe zu betrachten, und es daher um so mehr bedauern muß, wenn er sich gezwungen sieht, die vorliegende Schrift eine mißlungene zu nennen. Die Schwierigkeiten, welche die Theorie der Gleichungen darbietet, sind keinesweges in derselben gelöst, ja nicht einmahl eingestanden, sondern theils durch eine oberflächliche Behandlung verdeckt, theils auf eine unrichtige Weise beseitigt. Der erste Abschnitt handelt von den höheren Gleichungen überhaupt, und enthält besonders die bekannten Sätze über den Zusammenhang der Wurzeln mit den Coefficienten der Gleichung. Der Beweis des Satzes, daß jede Gleichung nothwendig eine Wurzel hat, den der Verf. gibt, ist, wie er selbst eben so gut wie wir wußte, oberflächlich; er verweist wegen strengerer Beweise auf die bekannten Arbeiten von Gauß, Legendre und Cauchy. Ref. glaubt aber, daß, wenn man keinen strengen Beweis geben will, es weit besser ist, gar keinen als einen solchen Halbbeweis zu führen. Denn im ersten Falle weiß doch der Leser woran er ist, im zweyten aber kann man ihn nur dazu verleiten, sich bey dem Gesagten zu beruhigen, was doch niemahls die Absicht eines gründlichen Lehrers seyn kann. Der zweyte Abschnitt enthält die Bestimmung der Grenzen der Wurzeln nach Sturm. Am wenigsten hat uns der dritte Abschnitt zugesagt, der die Berechnung der Wurzeln behandelt. Der Verf. bedient sich hierbey der Newton'schen Näherungsmethode. Diese ist, wie bekannt, durch Lagrange's Gegenbemerkungen in Verruf gekommen. Lagrange macht besonders zwey Einwürfe gegen dieselbe, erstens, daß sie zuweilen keines-

weges zu convergierenden, sondern vielmehr zu divergierenden Ausdrücken führt, und zweytens, daß man nie den Grad der Annäherung bestimmen kann. Dies führte Fourier auf eine Verbesserung der Newton'schen Methode, indem er zeigte, daß man die Wurzel jedesmahl zwischen zwey Grenzen einschließen kann, wodurch eine mögliche Divergenz ganz ausgeschlossen ist und die Mittel gegeben sind, den jedesmahligen Grad der Annäherung zu bestimmen. Cytelwein schlägt aber einen anderen Weg ein, wodurch er ebenfals das Newton'sche Verfahren so weit verbessert zu haben glaubt, daß Lagrange's Einwendungen gänzlich gehoben sind. Wir wollen sein Verfahren zum Theil mit seinen eigenen Worten angeben. Wäre bekannt, daß für eine gegebene Gleichung $fx = 0$ zwischen den beiden nicht weit von einander entfernten Grenzen a und b eine reelle irrationale Wurzel liegen muß, und man kennt für $x = a$ und $x = b$ die Gleichungswerthe fa und fb , so werden diese dem Gleichungswerthe der Wurzel desto näher liegen, je kleiner sie ohne Rücksicht auf ihre Vorzeichen sind. Bezeichnet c den Näherungswerth für die gesuchte Wurzel, so ist derjenige Grenzwert, welcher den kleinsten Gleichungswerth hat als Näherungswerth anzunehmen. Der Näherungswerth c kann noch um einen unbekanntem Theil h von der Wurzel verschieden seyn, so daß die gesuchte Wurzel genau $= c + h$ ist, und es muß $f(c + h) = 0$ seyn. . . . Wäre h so klein, daß man dessen höhere Potenzen vernachlässigen kann, so wird, wegen $f(c + h) = 0$, $f'c + hf'c = 0$, also

$$h = - \frac{fc}{f'c}, \text{ oder weil } - \frac{fc}{f'c} \text{ dem Werthe } h$$

nur nahe kommt, setze man $h' = - \frac{fc}{f'c}$, hier-

durch erhält man für die gesuchte Wurzel einen näheren Werth c , $= c + h$, u. s. w. Die sichere Anwendung des vorstehenden Verfahrens erfordert, daß nur eine reelle Wurzel zwischen bekannten Grenzwerten enthalten sey. Ferner darf innerhalb der Grenzwerte a und b die Ableitung $f'x$ keine reelle Wurzel haben. Hierdurch soll nämlich die Divergenz vermieden werden. Außerdem meint aber Eytelwein, es lasse sich aus den Näherungswerten beurtheilen, auf wie viel Decimalstellen die Wurzel genau bestimmt ist, 'weil, so weit die beiden letzten Näherungswerte mit einander übereinstimmen, diese nicht nur der gesuchten Wurzel entsprechen, sondern man auch aus dem Fortschreiten der Näherungswerte beurtheilen kann, auf wie viel Decimalstellen der letzte Näherungswert als hinlänglich genau angenommen werden kann.' — Dagegen müssen wir nun Folgendes erinnern. Durch die Bedingung, daß $f'x$ innerhalb der Grenzen a und b nicht Null werden kann, ist allerdings

dafür gesorgt, daß der Quotient $\frac{fx}{f'x}$ innerhalb

dieser Grenzen nicht unendlich groß werden kann, aber keinesweges ist hierdurch eine sichere Annäherung erzielt, hierzu ist vielmehr, wie schon Foutier ausführlich gezeigt hat, erforderlich, daß auch $f''x$ innerhalb dieser Grenzen keine Wurzel habe, und auch damit ist es noch nicht gethan. Nach Eytelwein soll man die Operation immer an den Grenzwert anbringen, welcher den kleinsten Gleichungswert hat. Man nehme nun z. B. an, für den Werth $x = a$ sey $f''x$ positiv, $f'x$ negativ und fx positiv, für den Werth b dagegen sey fx positiv, $f'x$ negativ und fx negativ, außerdem sey der absolute Werth von fb kleiner als

der von fa , so wäre also nach Eytelwein der nächste Näherungswerth $b - \frac{fb}{f'b}$, was gar nicht

nothwendig der Fall ist, da $b - \frac{fb}{f'b}$, indem fb

und $f'b$ gleiche Zeichen haben, allerdings kleiner als b , aber auch kleiner als der Werth der Wurzel seyn kann und keinesweges nothwendig zwischen diesem und b liegt. Dies Alles hat Fourier schon so ausführlich gezeigt, daß wir nicht nöthig haben etwas hinzusetzen und nur unser Erstaunen darüber ausdrücken können, wie Eytelwein dies übersehen konnte. Eben so wenig verstehen wir die Behauptung, daß man aus den Näherungswerthen den Grad der Annäherung beurtheilen könne. Dies wäre richtig, wenn die Näherungswerthe abwechselnd kleiner oder größer würden, weil alsdann die ersten ihnen gemeinschaftlichen Ziffern nothwendig auch der Wurzel angehören müßten. Da dies aber bey Eytelweins Methode nicht der Fall ist, so kann es ja sehr wohl kommen, daß die ersten Ziffern zweyer auf einander folgender Näherungswerthe bis auf eine beliebige Weite hin gleich sind, und dennoch, wenn diese Näherungswerthe beide größer oder beide kleiner als der wahre Werth der Wurzel sind, keine einzige Ziffer diesem wahren Werthe angehört. Gegen diese Grundmängel gehalten, erscheinen andere Einwürfe, wie z. B., daß man nicht wissen kann, wie weit man mit Nutzen den

Werth von $\frac{fc}{f'c}$ zu entwickeln hat, als Kleinig-

keiten, und wir nehmen daher keinen Anstand, Eytelweins Methode als unbrauchbar zu verwerfen. Was Eytelwein über das Auffuchen der imaginären Wurzeln sagt, ist durchaus bekannt

und unerheblich, es besteht nämlich nur darin, daß man statt x den Werth $x + \beta \sqrt{-1}$ substituirt und hierdurch zwey Gleichungen erhält aus welchen man die Werthe von α und β finden muß. Die Schwierigkeit der Untersuchung besteht aber gerade darin, die nothwendige Elimination zwischen diesen zwey Gleichungen auszuführen. Nun behandelt Cytelwein freylich im vierten Abschnitte die Aufgabe, Gleichungen mit zwey oder mehr unbekanntnen Größen aufzulösen. Die ebenfalls bekannte Methode, die er hierzu vorschlägt, ist aber zwar sehr leicht anzugeben, aber sehr schwer auszuführen, weswegen sie auch bis jetzt nie in Gebrauch gekommen ist. Wir wollen hieran noch folgende Schlußbemerkung knüpfen. Die Sturm'sche Methode zur Auffuchung der Grenzen hat freylich manche Vorzüge vor der Fourier'schen, aber gibt kein Mittel an die Hand, sich rasch dem wahren Werthe der Wurzel zu nähern. So lange man sich hierzu der von Fourier verbesserten Newton'schen Annäherungsmethode bedient, wird man daher immer besser thun, sich gleich von Anfang des Fourier'schen Verfahrens zu bedienen, da man, so bald man die Wurzeln berechnen will, doch alle Operationen ausführen muß, durch welche man die Grenzen der Wurzeln findet.

M ü n c h e n.

In der Ant. Weber'schen Buchhandlung, 1836: Theorie des Concurr = Processus nach gemeinem Rechte, von Dr Hieronymus Bayer, k. bayerisch. Hofr. und o. ö. Prof. der R. zu München. IV u. 228 S. in 8.

Wer des Verfs so wohl in wissenschaftlicher Hinsicht als in der Darstellungsweise ausgezeich-

nete Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilproceß (5. Aufl. 1834) und dessen eben so verdienstliche Theorie der summar. Prozesse (3. Aufl. 1834) kennt, dem kann dieser vor Kurzem erschienene Concurßproceß nur höchst willkommen seyn. Freylich hat es nach Claproth's viel gebrauchtem Werke über sämtliche summarische Prozesse, daß einer zeitgemäßen Bearbeitung sehr bedarf, aber auch jetzt noch werth ist, — nach Dabelow's mittelmäßiger Rhapsodie, — nach den Bearbeitungen dieses Proceßtheiles von Gönner, Puchta und Schweppe, an neueren Versuchen über das Concurßverfahren besonders für das Particularrecht nicht gefehlt; allein es ist leicht zu erkennen, daß man an der gediegenen Arbeit Bayer's ein Werk erhalten hat, durch das fast sämtliche frühere über diesen Zweig der Rechtskunde als beseitigt anzusehen sind.

Es fehlt dem Buche zwar an einer Ausstattung, welche man wohl vermissen wird, nämlich einem Inhaltsverzeichnisse oder Register; jedoch die treffliche Ordnung der 70 §§. läßt den Kundigen bald treffen, was er sucht; nur dürften Anfänger ein Register oder dergl. wohl um so mehr wünschen, als der sehr reiche Inhalt, vorzüglich auch der Noten, sich von diesen im Einzelnen nicht so leicht auffinden lassen möchte. — Nachdem zuvörderst der Begriff des Concurßprocesses entwickelt worden, gibt der Verf. eine sehr unterrichtende Uebersicht des Ursprungs und der Ausbildung dieses Verfahrens (§. 2 — 17.); er schließt daran eine Vergleichung des römischen mit dem jetzigen Rechte, dessen Abweichungen in ihren Anlässen nachgewiesen sind. Die Abhandlung v. Savigny's über das altrömische Schuldrecht hat jedoch der Verf. dabey noch nicht benutzt, wie er selbst in dem Vorworte bedauernd

anzeigt, so wie auch Bethmann = Hollweg's gründliches Werk über Gerichtsverfassung und Proceß des sinkenden römischen Reichs. — Aus diesem Abschnitte merkt Ref. nur an, daß der Verf. sich für diejenige Meinung erklärt, welche annimmt, daß sich die Hypothekgläubiger im röm. Concurseverfahren gegen den bonorum emptor zu melden nicht nöthig gehabt haben, sondern daß ihnen das Pfandrecht dennoch geblieben sey; was der Verf. auch in Rücksicht der früheren Zeiten aus den Eingangsworten der l. 10. C. de bon. auctorit. jud. poss. 7, 72. schließen will, die jedoch eine andere Auslegung zulassen. — Daß die lex Julia, durch welche die cessio bonorum eingeführt worden, von Augustus, nicht von Julius Cäsar herrührt, dafür liegt doch wohl das entscheidende Moment in den von Zimmern R. G. Thl 1. S. 116 u. 117 (Note 15) angeführten Gründen; während für den Ursprung dieses Gesetzes unter dem Dictator eigentlich gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. — Der Versuch des Verfs., die scheinbare Collision der Anstellung eines curator (magister) und der bonorum venditio nach der l. 5. und l. 10. D. de curatoribus furioso, 27, 10., und l. 1. §. 1. D. de curatore bonis dando, 42, 7. zu ermitteln, indem man annimmt, daß den Gläubigern im röm. Concurse auch ohne Senatusconsult frey gestanden habe, einen curator zu wählen, um das Vermögen des Gemeinschuldners im Einzelnen veräußern zu lassen, — so wie die Annahme, daß das beneficium, dessen l. 9. cit. gedenkt, zunächst ein beneficium für den Schuldner gewesen sey, möchte noch Vieles gegen sich haben. Das disjunctive 'aut' in l. 1. §. 1. cit. ist nicht ganz zu übersehen, und eben so der Umstand, daß wir nicht wissen, wie der Curator

zu verfahren hatte. Richtig ist jedoch unstreitig die Ansicht des Verfs, daß die in solchen Verhältnissen gegebenen Senatusconsulte, erst lange nachdem das lebendige Recht sich schon in vielen vorgekommenen Fällen so ausgebildet, dasjenige legislativ befestigt haben werden, was im Volke sich bewährt hatte. — Unangenehm ist der im Buche so oft vorkommende Fehler *Chyrogapharii* statt *Chirographarii*; doch steht auch an vielen Stellen die richtige Schreibart. — Der Vf. bemerkt, wie irrig es sey, die Wohlthaten der *honorum cessio* auf jeden Ueberschuldeten anzuwenden; und wer die Praxis kennt, muß beklagen, daß ganz vergessen wird, wie der Gemeinschuldner, um der Strafe leichtsinnigen oder böshaften Bankerotts zu entgehen, seinerseits den Beweis der erlittenen, unverschuldeten Unglücksfälle führen mußte. Bayer erinnert daran, daß zur Zeit der Glossatoren und später noch (besonders wären für germanische Gewohnheit hier auch die Rechte der freyen Hansestädte zu erwähnen) die *cessio honorum* höchst beschimpfend gewesen; z. B. Baldus sage zu l. 11. C. ex quibus causis infamia, 2, 12.: ‘licet, qui cedunt bonis, certis locis ad columnam ligentur’; und im großen Saale zu Padua werde noch ein alter Stein mit der Umschrift gezeigt: *lapis vituperii et cessionis honorum*.

Nach dieser geschichtlichen Einleitung, deren großes Interesse zu dem Wunsche leitet, sie noch viel mehr ins Einzelne ausgeführt zu sehen, findet man die Eintheilung der Arten des Concurseß nach den jetzigen Begriffen, die Erläuterung des imminnten, materiellen und formellen, des Universal- und Particular-Concurseß, und der Folgen, welche dieses erklärte Ueberschuldungsverhältniß mit sich führt, so wohl in Beziehung auf

den Schuldner als auf die Gläubiger, desgleichen auf die Schuldner des Creditors und auf den Gerichtsstand (§. 20—34.). Bey der Untersuchung in Rücksicht des Gemeinschuldners ist die Abhandlung dieser Folgen für die Person des Schuldners von der für die Vermögensmasse getrennt und dabey auch die Frage beantwortet, wie es mit dem erst nach eröffnetem Concurse von dem Gemeinschuldner erworbenen Vermögen zu halten sey. Auch sind die Gläubiger so wohl einzeln, als in ihrer Gesamtheit betrachtet; welche Erläuterungen den Meister der Wissenschaft und den Kenner der Praxis auf allen Seiten beurfunden. — Ref. bleibt auch hier nur bey Hervorhebung weniger einzelner Punkte stehen, um theils von dem reichen Inhalte des Buchs Rechenschaft zu geben, theils das Interesse zu beweisen, welches, ungeachtet der angeblichen großen Trockenheit des Gegenstandes, das Buch beym Lesen in ihm erregt hat. Bayer entscheidet sich mit einem bey diesem so umsichtigen und ruhigen Beurtheiler der Rechtsfragen sehr überraschenden Machtspruche für die von dem sel. Spangenberg vor einiger Zeit durchgefochtene Lehre von der angeblichen Unrichtigkeit des *jus separationis ex jure crediti* und citiert dabey das Archiv f. civ. Praxis Bd. 10. und Bd. 14. Leider ist diese (Ref. erlaubt sich auch für seine Ansicht den Ausdruck des Hn Verfs umzukehren) 'gewiß unrichtige' Neuerung sogar von einem hohen Gerichtshofe und einer Particular = Legislation jetzt adoptiert worden. Die wissenschaftliche Frage bleibt aber noch von demselben Werthe. Der Verf. scheint die gründliche Abhandlung von Wächter im 14. Bande jenes Archivs S. 340 — 398. übersehen zu haben; ihre Entscheidungsgründe sind unverkennbar vom größten Gewichte. — Treffend ist, in Be-

zug auf l. 4. C. de execut. rei judic. 7, 53., Schweppe widerlegt, da das röm. Recht keineswegs die Einziehung der stipendia militum zur Concurssmasse ohne Weiteres erlaubt; und es ist einige Bewunderung darüber ausgedrückt, daß Schweppe sogar diese Stelle für seine entgegen gesetzte Meinung citiert hat. Begründet ist die von der Praxis meistens so sehr übersehene Lehre, der auch der Vf. betritt, daß das vom Gemeinschuldner während des Concurssverfahrens erworbene Vermögen unmittelbar zur Concurssmasse gehört, indem schon das röm. Recht unter dem neuen Erwerbe des Schuldners bloß den *post bona vendita* verstand. Ferner schließt sich Bayer aus gutem Gründe an diejenigen an, welche mit Martin und v. Glück annehmen, daß ein Gläubiger, der vor dem Ausbruche des Concursses an irgend einer Sache des Gemeinschuldners ein Retentionsrecht hatte, dies verliert, sie der Masse abliefern, seine Forderung anmelden und liquidieren muß.

Das Verfahren selbst nimmt nun die zweyte Hälfte des Buches ein. Es ist dabey zunächst von der Abwendung des Concursses umständlich und gründlich gehandelt, dann von den besondern Personen, die im Concurse vorkommen, dem Güterpfleger und dem Gantstreiter. Die Lehre vom eigentlichen Verfahren zerfällt in die vom präparatorischen Verfahren, von der Edictalcitation, vom Professionstermine, von der Präclusion, dem Liquidations-, dem Prioritäts-Verfahren, und endlich von der Distribution der Masse. — Sehr gut ausgeführt ist (auch gegen Schweppe, Puchta u. a. m.) die Martin'sche Ansicht, daß der Contradictor oder Gantstreiter der Stellvertreter des Creditors, nicht der Gläubiger sey; wodurch denn die, nun auch in der

hannov. Untergerichtsordnung nicht mehr schlecht-
hin gebilligte Zusammenwerfung der Geschäfte ei-
nes Curators und Contradictors sich als ein Miß-
griff erweist. Bey größerer, eigene Administra-
tion von einigem Umfange erfordernder Concurz-
masse ist das Beste, für jedes dieser Geschäfte
eine besondere Person (zum Curator insbesondere
einen der betreffenden Hauptgegenstände der Ad-
ministration kundigen Mann, Deconomen, Fa-
brikanten, Kaufmann zc.) zu bestellen; bey klei-
nen Concurzmassen kann das Concurzgericht am
zweckmäßigsten unter seiner unmittelbaren Leitung
von einem seiner Subalternen die Cura versehen
lassen, und nur für die Contradictur einen Rechts-
gelehrten wählen. Da es bey uns an einer Vi-
sitation der Untergerichte durch die Ober-
gerichte fehlt, lehtere bloß in der zweyten In-
stanz dann und wann einen Theil der Concurz-
acten erhalten und auch alsdann die von den
Parteyen nicht ausgeführten Mängel sehr selten
amtlich rügen: so finden hierbey noch zahllose
Mißbräuche statt, durch die häufig die Concurz-
massen zum großen Theile aufgerieben werden.—
Mit Recht erklärt sich Bayer dafür, daß der
Concurz erst eröffnet werden dürfte, wenn die
Insufficienz wirklich vorhanden ist, d. i.
wenn nach Abrechnung der bekannten Schul-
den von dem Vermögen kein Ueberschuß, also
nicht schon, wenn nur wenig Ueberschuß bleibt.
Dagegen ist den Gläubigern, wie der Verf. rich-
tig bemerkt, im höchsten Grade verderblich, daß
man dem offenbar überschuldeten Schuldner so
lange Zeit läßt, auf übertriebenste Schätzung sei-
nes Activums und oft auf die hoffnungslosesten
Projecte hin die Concurzeröffnung zu verzögern,
von der Masse fortwährend zu verbrauchen, und
nicht selten auch (wenigstens mittelbar) zu ent-

fremden. — Ref. bricht ab, da er ohnehin nicht so, wie er wünschte, alle trefflichen Stellen des Buchs einzeln heraus heben darf; er müßte sonst fast auf jede Seite desselben aufmerksam machen. Wie wenig der Verf. zu den Gelehrten gehört, welche die Praxis des Processes bloß aus Büchern kennen, nimmt man an seinen durchdachten und anwendbaren Vorschlägen wahr, im Gegensatz so vieler, bey Andern vorfindlicher, unpractischer Sätze, welche sich selbst in manche neueste Gesetzgebung eingeschlichen haben, die unstreitig gut gemeint, aber unhaltbar sind, und den Richter, der gern auf dem gesetzlich vorgezeichneten Wege bleiben will, nur in Verlegenheit setzen. Ref. macht aufmerksam auf des Verfs Vorschläge über die Art der Abhaltung des Professionstermins, Einrichtung des Generalprotocolls, die Beschränkung der Restitutionsfrist für verspätete Liquidationen, die Behandlung des Prioritätspunctes. Man muß dies Werk allen practischen Juristen und vorzüglich auch den Männern dringend empfehlen, welche mit der Proceßlegislation zu thun haben.

W. M.

P a d u a.

Tipografia e fonderia Cartallier, 1836: Prolegomeni ad una Grammatica ragionata della lingua ebraica del professore Samuel David Luzzatto. — 234 S. in gr. 8.

In den welschen Ländern scheint jetzt der Zusatz 'rational' auf der Außenseite eines Buchs gar sonderbare Anziehung zu haben; auch viele Grammatiken kennt man schon dort unter diesem Schilde. Aber was soll doch der stolze Name da draußen? hat er mehr Sinn als etwa Käufer zu

locken? Will man den Namen nicht in seinem schlimmen Nebenfinne nehmen, so gehört zur Vollbringung der guten Absicht mehr Kraft und Einsicht, als man in den gewöhnlichen Werken dieser Art findet.

Der Verf. hat vor andern Italiänern, die etwa ähnliche Werke jetzt schreiben, zwey Vorzüge: er weiß als Israelit Hebräisch von Jugend an, und, er benutzte deutsche Werke, obgleich seine Kenntniß dieser nicht eben über das Jahr 1827 hinaus zu gehen scheint. Nach mehreren früher heraus gegebenen Werken schreibt er jetzt jenes Buch als Anfang und Beyspiel eines größeren grammatischen Werkes: wir stehen nicht an, da er das Urtheil dieser Blätter gesucht hat, unsere Meinung darüber frey auszusprechen. Diese liegt in dem kurzen Rathe, den wir dem Verf. hiermit geben, vor Ausarbeitung seines angekündigten größeren Werkes sich erst noch viel genauer und umfassender denjenigen Vorstudien zu widmen, ohne welche das Hebräische niemahls gründlich erlernt werden kann. Der Vf. benutzte zwar das Aramäische, ja er glaubt im Aramäischen die Erklärung der wichtigsten Erscheinungen des Hebräischen zu finden, wobey er dann z. B. sich einbildet, die Ursprache, welcher das Aramäische sehr nahe stehe, habe alle die Vocale nicht gehabt um welche das Hebräische reicher ist als jenes: aber schon das Syrische kennt er nicht aus eigener Uebung, das Arabische ist ihm noch weniger geläufig, und von befriedigenden Vorstellungen über menschliche Sprache merkt man bey ihm überhaupt sehr wenig; daher denn auch seine Urtheile und aufgestellten Gesetze, wo sie am eigenthümlichsten sind, am wenigsten genügen. Es ist auffallend zu sehen, wie die neueren Juden, welche sich als Gelehrte im biblischen Fache einen

Namen machen wollen, fast ohne Ausnahme die wunderlichste Scheu vor dem Arabischen, ja schon vor dem Syrischen haben: da quälen sie sich denn oft aufs jämmerlichste mit ihrem Hebräisch und schlechten Aramäisch herum, und bilden sich wohl gar ein, dergleichen Beschränkung sey etwas Verdienstliches!

In Italien, wo seit langer Zeit alle diese Studien aufs schmäählichste vernachlässigt sind, hat so ein Buch freylich eine andere Bedeutung als bey uns: doch dieß gehört nicht weiter hierher. Wohl aber müssen wir noch sagen, daß der Vf. in der Geschichte der jüdischen Gelehrsamkeit schöne Kenntnisse besitzt. Wahrscheinlich würde er, da er in diesen geschichtlichen Dingen schon einen guten Grund gelegt hat, künftig am besten der gelehrten Welt nützen, wenn er die wirklich noch dunkeln Theile dieser in vieler Hinsicht wichtigen Geschichte, z. B. die Frage über Entstehung der Punctuation und das Verhältniß der ersten Grammatiker zu den Punctatoren, weiter ins Licht zu setzen sich bestrebt. In dieser Beziehung kommen auch hier einige gute Urtheile vor, z. B. daß die hebräische Punctuation von der altaramäischen abstamme: eine Meinung, welche, wie Ref. erst aus diesem Buche gesehen hat, bereits vor mehreren Jahren der bekannte Gelehrte J. Jahn geäußert hat.

H. C.

L e i p z i g.

Bey Weidmann. Die Paukenhöhle der Säugethiere. Ein Beytrag zur vergleichenden Anatomie des Gehörorgans, von Eduard Hagenbach. 1835. VIII u. 48 S. nebst einer Kupfertafel in 4.

Der durch seine *Disquisitiones anatom. circa musculos auris internae hominis et mammalium* schon vortheilhaft bekannte Verf. gibt die vorstehende Schrift als zweytes Ergebniß seiner Untersuchungen über das Gehörorgan der Säugethiere, namentlich der einheimischen, — jedoch hat er auch mehrere ausländische zu untersuchen Gelegenheit gefunden, und mit Umsicht die Angaben fremder Schriftsteller benutzt. Die einzelnen Abschnitte sind: Von der Paukenhöhle im Allgemeinen, von der *Bulla ossea*, vom Paukenfell und seiner knöchernen Einfassung, von den Gehörknöchelchen (der Verf. stimmt mit Recht denen bey, welche das Einsenbeinchen nicht für ein besonderes Knöchelchen, sondern für einen integrierenden Theil des Amboses halten), vom Promontorium, vom Foramen ovale und rotundum, von den beiden Gruben für die Gehörmuskeln und dem Fallopischen Halbkanälchen, von der Entwicklung der Paukenhöhle. Aus diesen gesammten Untersuchungen ergeben sich als Resultate, daß die Paukenhöhle bey den meisten Säugethieren nach der Geburt in der Größe so wohl als in der Form der einzelnen Theile fast gar keine Veränderung erleidet, — daß die Größe der einzelnen Theile der Paukenhöhle nicht immer in einem richtigen Verhältniß zur Größe des ganzen Körpers steht, daß es keinen Theil der Paukenhöhle gibt, welcher durch einen bestimmten Formtypus als charakteristisches Merkmal für eine ganze Familie von Säugethieren gelten kann, und daß die bedeutendere oder mindere Entwicklung der Paukenhöhle durchaus keinen Beweis von einem guten oder schlechten Gehör bey Thieren liefert. — Die Abbildungen sind bloß Umrisse, aber ihrem Zwecke vollkommen genügend.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1837.

G ö t t i n g e n.

Das Programm mit der Einladung zu dem bevorstehenden Jubiläum der Universität ist hier bereits erschienen. Indem wir in die Einladung einstimmen, behalten wir uns vor, den Inhalt des Programms

Quam curam Respublica apud Graecos et Romanos literis doctrinisque colendis et promovendis impenderit, quaeritur künftig anzuzeigen.

Academiae
Georgiae Augustae

inaugurationis sacra saecularia

religioso et solemniter ritu

publica cum gratulatione

celebranda

in

dies XVII. XVIII. XIX. Septembris

huius anni MDCCCXXXVII

rite indicunt

et omnes, quotquot academiae huic et
literis favent,

ad societatem laetitiae suae

observanter et officiose

invitant

Prorector

Fridericus Bergmann Dr.

et

Senatus Academicus.

G i e s s e n.

1837 ist bey Meyer die sechste Auflage von Savigny's Besitz auf LXXII u. 688 Seiten erschienen. Alle früheren Ausgaben hat der Unterz. angezeigt und da der Verf. ihm die Ehre angethan hat, diese Anzeigen der drey ersten anzuführen, so darf hier wohl gesagt werden, die der vierten und fünften stehe 1828. S. 1843., sie sey aber auch in den Beyträgen nicht gesammelt, wo zu jenen einige kleine Zusätze gekommen sind; da die Anzeigen auch zuweilen Einfluß auf das Buch gehabt haben, so ist wohl hier das Bedauern erlaubt Mehreres, was zu der richtigen Erklärung des berühmten *utrumque da bengetrag* werden sollte, namentlich *Gell. 2, 12. pars seorsim utraque* und dann die hier gar nicht erwähnte Dissertation über den Besitz, in der Deduction wegen Pauenburg nicht benutzt zu sehen. Auch in seinen Lehrbüchern über die gelehrte Geschichte und über die Encyclopädie hat der Unterz. es für nöthig gehalten, dieses Buch, als eine der einflußreichsten Erscheinungen ihrer Art im neunzehnten Jahrhundert, anzuführen. Diesem nach kann denn hier nur von den Eigenheiten der gegenwärtigen Auflage die Rede seyn, deren sehr Viele seyn müssen, da die Seitenzahl um XXIV und 65 S. zugenommen hat. Die Vermehrung in der Literaturgeschichte beruht hauptsächlich auf der Beurtheilung zweyer Aufsätze, die dem Verf. erst nachdem der größte Theil des Buchs gedruckt war, zugekommen sind, und die Beide im 20sten Bande des Archivs für die civ. Praxis stehen. Das Erste ist der Aufsatz von Hn Prof. Burchardi über *possessio civilis* (so hieß es auch bey dem Verf. selbst noch in der vorigen Auflage, sogar im Columnentitel des

über 40 S. enthaltenden §. 7.; jetzt heißt es umgekehrt *civilis und naturalis possessio*, aber der Sprachgebrauch der Neueren ist gar oft, selbst in diesem Nachtrage und № 37 mit 30 verglichen, auch da, wo ein Schriftsteller sich richtig ausgedrückt hatte, beybehalten, so wenig Werth legt der Vf. auf solche — wie soll man sagen? — Neuerungen oder Wiederherstellungen des Alten, wie er denn auch S. 461. den bey den Neueren gewöhnlichen Ausdruck *possessoria interdicta*, was, wie hier nicht gesagt wird, bey Gajus p. 237. v. 9. einen ganz andern Sinn hat, nicht aus seinem 'uralten Besizstande' verdrängen will.) Der zweyte Aufsatz ist von Hn Prof. Sintenis über Besiz und Ersizung verbundener Sachen.

Die Zusätze zu den Paragraphen finden sich theils im Texte selbst, wo sie auch im Columnentitel bemerkt sind, theils in Anmerkungen. Als die bedeutendsten sind in der Vorrede die in zwölf Paragraphen angegeben, wovon folgende sieben auch Zusätze zum Texte bekommen haben. §. 6. zu welcher Classe von Rechten der Besiz gehöre. Der Verf. vertheidigt seine vorige Meinung, der Besiz gehöre in das Obligationenrecht, ein Ausdruck, den er beybehält, ungeachtet der Erfinder desselben ihn längst aufgegeben hat, weil die Römer nie von *jus obligationum* so wenig wie von *jus rerum* oder *jus actionum* sprechen, sondern de *obligationibus* sagen, und weil aus den zwey Hauptbedeutungen des Wortes Recht, theils Rechtslehre, theils Rechtsverhältniß, eine Zweydeutigkeit entsteht, da man jetzt nicht selten die Forderungen selbst Forderungsrechte genannt findet. Die Verletzung des Besizes ist ein Vergehen, und würde zu den Obligationen aus einem Vergehen gestellt worden seyn, wenn die Inter-

dicte nicht wesentlich von den Actionen verschieden gewesen wären, statt daß 'unser Proceß die Actionen und Interdicte der Römer nicht kennt'. Die Römer hatten ja aber auch noch ein zweytes oder vielmehr ein älteres System, das der Digesten, welches in drey Drittheile zerfällt, 1) die Actionen P. 2 u. 3., dann die vier Lehren der libri singulares P. 4 u. 5., endlich ein Anhang, der die noch nicht vorgetragenen Lehren, offenbar in einer den Institutionen entsprechenden Ordnung nachholt, B. 40. die Freylassung, B. 41. die Erwerbungen ohne universitas, B. 42. die einer universitas, d. h. da hereditas und b. possessio schon in P. 5 und B. 37 und 38. da war, die per bonorum venditionem, (daß Weitere, wo Interdicte und Exceptionen eingeschaltet sind, gehört nicht hierher.) Nun in dieser Ordnung ist bekanntlich ein eigener großer Titel de acquir. vel amitt. poss. bey B. 41. unmittelbar vor der Usucapion, also haben die Asten den Besitz auch dahin gestellt.

Ferner ist im Texte selbst ein Zusatz bey §. 9. Materieller Begriff des Besitzes über animus domini und abgeleiteten Besitz, dann ein kürzerer bey §. 10. Viterärgeschichte des Begriffs, wo dann der berühmte Streit über civilis possessio zur Sprache kommt. Im §. 35. possessorische Interdicte die Rücksicht auf das, was Endlicher über die Interdicte heraus gegeben hat (G. g. A. 1836. S. 89.), was hier ohne alles Bedenken ein Fragment Ulpian's heißt, ob es gleich gar nicht ausgemacht ist, ob Alles, streng genommen nicht ein Mahl ob Etwas, von dem zum Einbande einer Handschrift zerschnittenen noch zu lesende unter dieser Ueberschrift stand. Daß in der Quellenkunde diese Quelle S. IX. gar nicht angegeben ist, und daß sie auch im Register, wo

etwas über eine Quelle gesagt sey, fehlt, sollte man nicht erwarten; gesetzt auch, der erste Bogen wäre schon abgedruckt gewesen, ehe der Verf. die an ihn gerichtete epistola erhielt, die nach dem Drucke geschriebene Vorrede ist vom Julius 1836 datiert, so hätte ja hier ein umgedrucktes Blatt, deren diese Ausgabe so viele hat, seinen Platz gefunden. — Auch §. 44. hat eine Zugabe im Texte und bey dieser steht 'Zusatz der 6. Ausgabe' am Ende des Paragraphen, so daß man glauben könnte, der ganze Paragraph sey ein Zusatz, statt daß dies nur bey dem letzten Absatze der Fall ist, bey dem man aber nicht sieht, daß gerade da der Zusatz anfängt. Eben diese Unbestimmtheit findet sich auch S. 32. bey der ersten Anmerkung, die auch am Ende jenes Zeichen hat, welches doch nur bey etwas weniger als der zweyten Hälfte derselben paßt. Endlich sind noch Zusätze im Texte des §. 50. über die Spolienklage und §. 51. über *possessorium summariissimum*, um zu zeigen, daß die Practiker hierin mit des Verfassers Theorie übereinstimmen.

Noch ist ein in der Vorrede nicht unter den bedeutendsten Zusätzen angegebener Paragraph zu bemerken, der doch sogar in dem Texte einen Zusatz bekommen hat, §. 21., wo Puchta's Abhandlung im Rhein. Mus. 5. S. 33., gegen die Auslegung des Verfs von fr. 32. D. 41, 2. und const. 3. C. 7, 32., so gelobt wird, daß man dieses Lob für gar sehr bedeutend halten muß.

Endlich verdient wohl noch ausgehoben zu werden, daß bey §. 22 a. Besitz an einzelnen Theilen einer Sache, namentlich den Früchten, wo mancher Leser wohl am meisten begierig gewesen seyn wird, eine Verantwortung des Verfs zu

finden, die Anm. 1. bey S. 312., der Gegenstand habe hier nur indirectes Interesse und es verstehe sich, daß er hier nicht in allen seinen Details verfolgt werden dürfte, noch den Zusatz bekommen hat: 'Aus demselben Grunde werden hier die zahlreichen neueren Schriften über diesen Gegenstand nicht erwähnt.' Schon der Buchstabe bey der Zahl des Paragraphen rechtfertigt dies, da der ganze Paragraph erst in der zweyten Ausgabe hinzu gekommen ist.

Hugo.

B a s e l.

Ueber die Helvetier und ihr Verhältniß zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz, nebst einigen Worten über Völkerwanderungen und über die Sueven; eine Academische Amtrede von Friedrich Brömmel, Professor der Geschichte an d. Universität daselbst. 36 Seiten 8. 1836.

Der Zweck dieser kleinen Schrift ist, zu zeigen, daß die Helvetier, welche Cäsar nöthigte ihre Wanderung nach Gallien aufzugeben, und in ihre Wohnsitze zurück zu kehren, nicht die einzigen Bewohner von der Schweiz gewesen seyen, sondern vielmehr eine vor noch nicht langer Zeit eingewanderte Völkerschaft, welche wohl nur die offenen Gegenden der Schweiz erobert habe, während die Ureinwohner in dem Hochgebirge ihre Unabhängigkeit behauptet hätten. Der Verf. bescheidet sich jedoch selbst, daß seine Meinung nicht auf ausdrücklichen Zeugnissen, sondern nur auf Wahrscheinlichkeiten beruhe, indem es gegen alle Erfahrung sey, daß ein Land freywillig von allen seinen Bewohnern verlassen werde, wenn diese durch längeren Aufenthalt in demselben hei-

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. S t ü c k.

D e n 24. A u g u s t 1837.

P a r i s.

Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000, par J. C. L. Simonde de Sismondi. Tom. I. VII u. 440 S. Tom. II. 440 Seiten. 1835. 8. (Treutel u. Würz).

Die Gründe, Durchbildung und Ergebnisse jener gewaltigen Umwälzung, welche die Cultur der Alten vernichtete, um auf ihren Trümmern eine neue zu gründen, bilden den Inhalt des vorliegenden Werkes, welches, auch nach den Forschungen eines Gibbon, nicht ohne Liebe vom Publicum aufgenommen werden wird. Eine Menge von Monographien, die zur Aufhellung dieses umfassenden Zeitraums dienen, sind seit dem Tode jenes Engländers erschienen; fast alle von Germanen und Arabern in dem Umfange des römischen Weltreiches gestifteten Staaten haben seitdem ihre Geschichtschreiber gefunden, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl früher nicht bekannter, oder schwer zugänglicher Quellen ist durch

das Streben unserer Zeit gesäubert und Gemein-
gut geworden. Aber auch abgesehen von diesen
neuen Hülfsmitteln, muß die wiederholte Bear-
beitung eines Zeitraumes willkommen seyn, der
im Schaffen und Zertrümmern reich, nur ver-
möge eines großartigen Ueberblicks in seinen ein-
zelnen Theilen erkannt werden kann. Die Men-
ge von Regierungsformen, welche sich in ihm
darbieten, der Uebergang aus den alten Socialver-
hältnissen zu den neuen, aus dem Heroismus
der griechischen und römischen Welt zu der Che-
valerie der Kreuzzüge, das Bewußtseyn, nur
durch das Studium jener Zeiten die Gegenwart
ergründen zu können, läßt jede neue mit Kraft
und Feinheit durchgeführte Darstellung dieser Zeit
auf dankbare Anerkennung rechnen. Man kennt
die Frische, mit welcher der Verf. des neuesten
Werkes über die französische Geschichte zu erzäh-
len versteht. Eine große Eleganz bezeichnet sei-
nen Styl; die Lebendigkeit des Vortrages erhält
den Leser in einer steten Spannung, der rasche
Ueberblick großartiger Bewegungen erleichtert sein
Verständniß. Der treue, oft peinliche Fleiß deut-
scher Geschichtsforscher in Feststellung der Bege-
benheiten wird hier weniger vermißt, als bey
den meisten französischen Historikern. Es wird
hier eine Reihe von Tableaus vor unsern Augen
vorüber geführt, deren kühnes Entwerfen der Ge-
wissenhaftigkeit und Aengstlichkeit des Deutschen
immer ungemein schwer gefallen ist; dafür er-
freuet sich letzterer der größeren Sicherheit in sei-
nen Behauptungen, vielleicht auch der tieferen
Auffassung des innersten Lebens eines Volkes.

Die Erzählungen des vorliegenden Werkes,
welche vom Jahre 250 christlicher Zeitrechnung
bis zum Jahre 1000 reichen, gaben vor bereits
16 Jahren den Gegenstand einer Reihe von Vor-

lesungen ab, welche der Verf. zu Genf hielt. Weil sie nur Resultate bieten und sich jeder kritischen Discussion enthalten sollen, fehlen die Beweisstellen; doch stößt man überall auf die wörtliche Mittheilung aus Chronisten, und im ersten Theile findet man z. B. häufig eine aus Ammian, Gregor von Tours, Warnfried, Fredegar u. A. übersezte Stelle, ohne daß der Chronist immer angegeben wäre.

Das in 24 Kapitel getheilte Werk verbreitet sich in den 12 ersten, welche den ersten Theil bilden, bis zu den Kämpfen des Heraclius gegen die Perser und dem Siege Pipins bey Testri.

Die Einleitung bietet uns eine gedrängte Uebersicht von dem Umfange und der Schwäche des römischen Staats, der durch keine Eintheilung in Präfecturen genesen konnte. Denn die Liebe zum Vaterlande war im Volke erstorben, der Gemeingeist fehlte, die Bürger verkümmert, die Großen durch Genuß ihres Reichthums entnervt, Schaaren von Slaven bauten das Feld. Auf Rom lastete der Fluch der Nachfolger des Augustus bis auf Vespasian und nur die Provinzen genossen der Segnungen des Friedens und des Handels. Ob auch unter den Antoninen sich Künste und Wissenschaften noch ein Mahl heben zu wollen schienen, schwand doch der kriegerische Geist des Volkes so merklich, daß die Legionen durch Unfreye ergänzt werden mußten. Dann folgt der Zeitraum soldatischer Emporkömmlinge (192 — 284), denen Prätorianer die Welt verkauften; die fremden Anwohner aller Grenzen rühren sich, von Schottland bis zum Euphrat; Horden von Franken dringen in Gallien, Allemannen in Norditalien, Gothen in Dacien ein, und der furchtbare Sassanide Sapor gebietet über Syrien. Dem bis zum Tode getroffenen Reiche

halfen die kurzen Siege eines Aurelian und Probus wenig; die kräftige, aber despotische Regierung Diocletians gestattete nach außen Ruhe, während Gesetz und Sitte vor der Willkür erlagen. Durch diesen Kaiser war die Theilung des Reiches erfolgt; zwey Auguste und zwey Cäsaren schienen erforderlich, um die Provinzen in Gehorsam, die Nachbarn in Achtung zu erhalten. Es war ein 'despotisme à quatre têtes', der gegen die zum Bewußtseyn ihrer Kraft durch Ardschir gelangten Perser und die Völker Germaniens keine Sicherheit gewähren konnte. Bey Gelegenheit der Erwähnung dieser letzteren stößen wir S. 98 u. 102. auf die etwas veraltete Ableitung der Namen Burgunder, Sachsen und Schwaben von Burgen, sizen, schweifen und (S. 100.) auf die schwerlich haltbare Behauptung, daß Irmensul gleichbedeutend mit Odin gewesen. Das vierte Kapitel schildert uns die Zeit der Alleinherrschaft Constantins, die Verlegung der Residenz nach Byzanz, die orientalische Hofhaltung mit Eunuchen, Intriguen, Verschwendung und Blutdurst. Constantin erscheint allerdings bey einer leichten Prüfung seines Lebens und Wollens in einem anderen Gewande, als ihn christliche Priester früherer Jahrhunderte zeichneten. Die Theilung des Reiches zwischen seinen Söhnen, der durch eine subtile Theologie herbey geführte Secten- und Verfolgungsgeist, der Kampf mit Donatisten im Süden, mit Ariannern im Norden, das Aufstehen von Gegenkaisern, das Einbrechen germanischer Stämme in Gallien — alle diese Ereignisse rüttelten heftig an dem morschen Coloss, dem der thatkräftige Julian keinen Halt zu geben vermochte, weil er die christliche Lehre nicht begriff und die Zeit seiner Regierung rasch ablief. Unter Valens' fin-

den wir die Provinzen durch Bürgerkriege entvölkert, die Unterthanen durch unerschwingliche Abgaben gedrückt, Armenien an Sapor verloren, überall Schwäche, Verderbtheit und in ihr Entmuthigung. Da erfolgt der Andrang der Hunnen auf die Alanen und Ostgothen und von seiner Residenz in Antiochia aus gewährt Valens den Westgothen den Uebergang über die Donau. Die feige Treulosigkeit der kaiserlichen Kammerbeamten empörte dies stolze germanische Volk und 2 Jahre lang kämpfte griechische Kriegskunst gegen Fritiger's Kraft, bis Valens am 9. August 378 bey Adrianopel erlag. Nichtiger begriff der kühne Theodosius seine Aufgabe, indem er die Westgothen unter seine Fahnen zog; aber auch er fröhnte der blutigen Zeit; vor den Augen des heil. Ambrosius mochte strenge Buße ihn von dem Morde in Thessalonica (Kap. 5.) reinigen, die Geschichte kann nur ein strenges Urtheil über ihn fällen. Mit Wärme und Leben schildert der Verf. im 6. Kap. den Zustand eines Staates, der von genußsüchtigen, um die Zukunft unbekümmerten Reichen, einem sklavisch behandelten und sklavisch gesinnten Pöbel und trohigen Soldaten gebildet wird. Wie so anders die Germanen in ihrer frischen Lebenslust! Hier finden wir Muth und Sinn in dem Baltthen Alarich, Freude an Kampf und Waffen, Jugendstreben und Hoffen, während Honorius in dem von Morästen geschützten Ravenna seine Hühner füttert. Es thut weh, für einen solchen Herrn den Stilicho streiten zu sehen. Aber die Züge von Sueven, Alanen und Vandalen nach dem äußersten Westen konnte auch er nicht hemmen; er mußte fallen, weil ein römischer Kaiser keine Größe ertragen konnte und weil die Blutschuld, die auf Rom lag, gesühnt werden wollte. So erlag am

24. August 410 die Weltstadt vor Alarich, der mehr Schonung übte, als Karl von Bourbon's und die herrenlosen Landsknechte Frundsberg's. Wenige Jahre darauf finden wir die Westgothen im Besitz von Aquitanien und des Gebietes von Narbonne. Franken und Burgunder dehnen sich aus; aber in Arles und Trier freuet sich das Volk an Circusspielen, und täglich sieht man am Grabe des heil. Martin zu Tours glänzende Processionen der Priester. In dem verödeten Italien bilden sich giftige Sümpfe, in Africa höhnen die Mauren die kaiserliche Macht, bis diese durch den Verrath des vom Aetius betrogenen Bonifacius ebendasselbst völlig zu Grunde geht, und der Vandalen Gaiseric sein neues Reich gründete. Es ist eine ergreifende Schilderung, welche uns der Verf. im 7. Kap. von dem Untergange der römischen Cultur in diesen Gegenden gibt, welche bis dahin für die Brodspenden in Rom, Mailand und Ravenna gesorgt hatten. Hieran knüpft sich die Erzählung vom Auftreten Attilas, seinem Verhältnisse zu Byzanz, seiner gräßlichen Verheerung Illyriens, seinem Zuge nach Gallien und dem Bluttage von Chalons. Es war Roms letzter großer Sieg, den Aetius erstritten. Mit jedem Augenblicke glaubt man den morschen Staat zusammen brechen zu sehen und doch steht er noch, als mit Attilas Tode das Reich der Hunnen verschwindet. 'Es ist unglaublich, heißt es im 8. Kap., wie viel die Lebenskraft in dem Individuum, noch mehr in dem Staate vermag! Große Reiche halten sich durch ihr Gewicht und vertragen leichter eine schlechte Regierung.' Von 453 — 476 wurden 10 Kaiser des Occidents durch eben so viel Revolutionen gestürzt. Aetius mußte wie Stilicho enden.

Des gemordeten Valentinianus III. Wittwe ruft Gaiferich und die vandalische Zerstörung Roms erfolgt.' Der Wille fremder Söldner setzte und stürzte die Kaiser, bis 476 Odoacher sich vom Reno Italien als Patricius erbat. Noch suchten einzelne Edle den römisch gebliebenen Theil Galliens zu behaupten, als der Salier Chlodwig aufstand und durch den Tag bey Soissons die Herrschaft der Franken gründete. Hieran schließt sich die Erzählung vom Verfall der Burgunden, der Niederlage der Alemannen, der Gewalt, die der orthodoxe Chlodwig durch die Geislichkeit übte. Sodann eine kurze Uebersicht der inneren Verhältnisse des Frankenreiches. Von hier wendet sich der Verf. nach dem feilen Constantinopel mit seinen kriechenden Großen und vergötterten Kaisern. 'Ostrom war so jammervoll wie der Westen, hatte aber mehr Glück.' Eine solche Regierung konnte den Theodorich nicht hemmen, als er Thracien verheerte. Man freuete sich seines Zuges gegen Italien, wo Odoacher in Ravenna unterlag. Wie anders zeigen sich uns die Ostgothen, als die von Weibern und Priestern beherrschten Griechen! Sieger und Besiegte suchte Theodorich glücklich neben einander zu stellen; die Unterworfenen büßten ihre Waffen ein; dafür baute der Sieger, gleich ihnen, das Feld und trocknete die pontinischen Sümpfe aus. Wie hätte der Römer klagen können, da panes et circenses zurück kehrten. Aber mit Theodorichs Tode sank dieses Reich rasch von der Höhe, 'denn Armuth macht rohe Völker mäßig, tapfer und thätig, während Reichthum ihnen nur physischen Genuß bietet; so sinken sie.' Das 10. Kapitel beschränkt sich auf die Regierung Justinians, dessen Vergleich mit Ludwig XIV. der Verf. auf

eine elegante Weise durchführt. Hier erkennen wir den durch das Gesetz begründeten Despotismus; andererseits tritt uns des Kaisers Verdienst in der Stellung seines Tribonian, sein Mühen für eine neue Gestalt des Verkehrs entgegen. Der Heterodoxe mußte das Land meiden, den Unterthanen wurden die Waffenübungen untersagt, es galten nur Söldner. Mit ihnen stürzt der große Belisarius den Vandalen Gelimir und gewinnt für seinen Kaiser auf kurze Zeit eine neue Provinz, wendet sich dann gegen Sicilien und Italien, schiebt den in Ravenna gefangenen Vitiges nach Constantinopel und kämpft, fast ohne Unterstützung von Justinian, gegen den ritterlichen Totilas. Dann erfolgt sein Sturz und die Vernichtung des ostgothischen Reiches ist dem feinen Marses vorbehalten. Bey dieser Gelegenheit stoßen wir S. 347. auf die bekannte Anekdote vom blinden, bettelnden Belisarius, welcher, gleich der von der Spindel des Marses, S. 355., in einer auf strenger Forschung beruhenden Erzählung billig übergangen werden sollte.

Während Blaue und Grüne sich in Constantinopel mordeten und der Kaiser die große Nikä feyerte, bemächtigten sich die Longobarden unter ihrem listigen, wildtapfern Alboin Italiens; nur in den Seestädten erhielt sich die Herrschaft der Griechen. Gleichzeitig wuchs das Frankenreich durch die Kraft des Volkes, welche durch eine Reihe unwürdiger Regenten nicht gelähmt werden konnte. Statt ihrer geboten bald die mächtigen Hausmeier. In Betreff der letzteren äußert der Verf. S. 368. folgende originelle, schwerlich zu begründende Ansicht: *Il est probable, que ce fut pour la défense des hommes libres contre les grands, que fut institué, vers ce*

temps - là (im 6. Jahrh.) un grand - juge du meurtre, *Mord-dom*, qui étoit le chef de la justice et qui, ayant une autorité supérieure aux tribunaux, faisait tomber sous la glaive ceux qui étoient trop puissans pour être atteints par les lois ordinaires. La ressemblance du nom tudesque de *mord-dom* avec le nom latin *majordomus* fit appliquer ce dernier à ce grand-officier, et on l'a traduit ensuite par maire du palais. — Mit der Erzählung von der Vereinigung Neustriens und Austrasiens durch Pipin, dem fortgesetzten Sectenstreite unter den Griechen, den Eroberungen der Perser unter den beiden Chosroes und dem plötzlichen Erwachen des Kaisers Heraclius, 'der 12 Jahre auf einem Throne von Staub geschlafen hatte', schließt der erste Theil.

Der zweyte Theil beginnt mit Muhammed. Dieses 13. Kap. möchten wir als das glänzendste des Werkes bezeichnen. Die Schilderung des arabischen Lebens ist durchaus poetisch und doch von der hochdichterischen Schilderung, welche Ritter in seiner Erdkunde von dem Lande und Volke der Araber entwirft, wesentlich verschieden. Man verweilt bey diesem Anfange des zweyten Theiles um so lieber, als man nach diesen gräßlichen, immer wiederkehrenden Bildern von Mord und Fluch und dem ganzen Jammer eines lebendig verwesenden Kaiserhofes, gern unter die freyen, ernst - fröhlichen Söhne der Wüste tritt. So folgen wir dem ersten Auftreten Muhameds, seinen aus hoher Begeisterung und sinnlich - lüsterne Verlangen gewebten Verkündigungen, seinem Ringen mit dem Stamme Koreisch und endlich der festen Gestalt seiner Lehre nach außen. Er

zeigte seinem Volke das Schwert als den Schlüssel zum Himmel, und dem Volke gefiel die Verheißung eines Lebens voll Sieg und Entbehrung und eines Himmels voll Genuß. Deshalb mußte der Schwung unter diesen Zeltkindern fort dauern, als Muhamed im Schoße seiner Ayescha entschlief, nachdem er dem Todesengel erlaubt, seine Seele wegzuführen. Die Araber bieten unter den ersten Chalifen eine sonderbare Erscheinung; ohne in der Kriegskunst zu lernen, ohne Bervollkommnung ihrer rohen Waffen, stürzen sie, weil Begeisterung sie treibt, Reiche auf Reiche; die unermesslichen Einkünfte, welche man gewinnt, werden mit mönchischer Sparsamkeit verwaltet. Dem Statthalter des Propheten genügt zum täglichen Unterhalt ein Sack mit Hirse oder Datteln, den er, gleich dem gemeinen Beduinen, vor sich auf dem Kameele trägt. Die Freyheit der Wüste blieb auch im Heere; keine Aristocratie, keine erbliche Würde. Nur die Begeisterung hob die Freyheit aller auf, denn man glaubte in dem Chalifen einer göttlichen, keiner menschlichen Stimme zu folgen. Wie hätte das griech. Reich einem solchen Volke widerstehen können? Als Abu Obeidah, der Feldherr Abubekr's, in Syrien erschien, strömte ihm die gedrückte Bevölkerung zu, das Heer des Heraclius wurde vernichtet, Baalbeck fiel und, den Dattelsack und Wasserschlauch zur Seite, ritt Omar in Jerusalem ein. Mit Yezdegard erlag das Reich der Sassaniden; für das untergegangene Stesiphon sah man Bassorah und Kufa erstehen. Die von den Orthodoxen verfolgten Kopten nehmen Amru freudig auf und nach 14 monatlicher Belagerung sank Alexandria mit seinen 4000 Palästen und 400 Theatern. Dann glaubt man, daß die Sie-

ger ihre Bahn durchlaufen haben, als Mord und Kampf in ihren Reichen sich erhebt, die edlen Uriden vor dem Sohne des Abu Sofian erliegen und dieser das freye Arabien mit dem sflavischen Syrien vertauscht. Aber noch ist die Schwungkraft im Volke nicht erstorben und das 15. Kap. zählt die Siege auf, welche unter dem Chalifat der Dummajaden erfochten wurden; selbst die feizgen Syrer wurden zu tapfern Soldaten. 7 Jahre hinter einander erschien eine arabische Flotte vor dem Hafen von Constantinopel, bis das griech. Feuer des Gallinichus die Stadt rettete. 711 erlosch mit dem von Mönchen und Eunuchen geleiteten Justinian II. das Haus des Heraclius und der Isaurier Leo mußte das Reich kräftiger zu schützen, als seine Vorgänger. Während dessen stürmten die Araber Carthago, drangen bis zum atlantischen Meere vor und stärkten sich durch die zu ihrem Glauben übergetretenen Mauren. Dann ruft Rodrigo's Sünde und der Verrath des Conde Juliano den Muza nach Spanien, wo nach 7 tägiger Schlacht bey Xerez das westgothische Reich verschwindet. Seitdem sieht man arabische Reiter vor Bourdeaur und bis zur Rhone streifen. Hieran schließt sich von Kap. 16 — 21. die Erzählung von der Begründung der Macht der Karolinger bis auf die Entsetzung Karls des Dicken. Wir sehen, wie Pipin, der Sohn des Siegers bey Poitiers, durch die Berufung der Bischöfe in die Volksversammlungen die letzteren ihres eigentlichen Wesens beraubt, dann den letzten Merovinger im Kloster von St. Omer büßen läßt, während er sich selbst mit der Krone schmückt, dankbar gegen Stephan II. und das Grab der Apostel Petrus und Paulus. Da taucht zuerst wieder ein großer, edler Character, ein Mann,

der die Talente des Kriegers und Gesetzgebers mit den Tugenden des Menschen vereinte, in Karl dem Großen aus der finstern Zeit auf. Charlemagne, heißt es S. 119., réclamé par l'Eglise comme un saint, par les Français comme leur plus grand roi, par les Allemands comme leur compatriote, par les Italiens comme leur empereur, se trouve, en quelque sorte, en tête de toutes les histoires modernes; c'est toujours à lui qu'il faut remonter pour comprendre notre état actuel. Als Karl dem Vater folgte, fand sich im Süden Frankreichs eine zahlreiche Bevölkerung, die römisch dachte und sprach, aber ohne Waffen war, weil der Franke sie mit Mißtrauen betrachtete. Im Innern des Landes war die Bevölkerung dünn, Franken im Grundbesitz, Römer dienend. Am Rheine herrschten deutsche Stämme und Sprache vor; hier, um Aachen, wo weder Sklaven, noch große Grundbesitzer, sondern nur freye Ackerbauer, war der Ursitz des Frankenvolkes. Die Siege Karls über Longobarden, Awaren, Araber und Sachsen. In Betreff der letzteren frappierte uns, S. 133. Witzekind als 'einen der kleinen Könige Westphalens' genannt zu finden, so wie (S. 139.) daß Karls Heere bis über die Oder vorgedrungen seyen. Seit der Kaiserkrönung nahm Karl viele Erinnerungen des Römerreiches wieder auf; man hörte in seiner Kanzley die pomphaften Titel von Byzanz und die Rätthe näherten sich dem Kaiser mit Kniebeugungen. Und während der große Mann Künste und Wissenschaften unter seinem Volke einheimisch zu machen sucht — ähnlich wie die obige Etymologie von Majordomus, stoßen wir hier (S. 145.) auf die Erklärung, daß Aix-la-

Chapelle seinen Namen von der kaiserl. Capelle bekommen habe — kämpften die Griechen auf Leben und Tod für und gegen den Bilderdienst. Diese gräßliche Zeit der iconomachischen Kaiser wird uns nur kurz vorüber geführt, und der Gang der Erzählung kehrt zu Karl zurück, welcher, vermöge seiner feindlichen Berührung mit den Ommajaden Spaniens, ein natürlicher Verbündeter des Abassiden seyn mußte. Wie grell ist nun plötzlich der Abstand von diesem großen Regenten auf den schwächlichen, pfäfflichen Ludwig, der im Kampfe mit seinen Söhnen das Frankenreich untergrub, während die ritterlichen Nachfolger des Don Pelayo sich im Kampfe mit den Arabern nicht mehr auf die Felsthäler Asturiens beschränkten. Die Enkel Karls des Gr. theilten dessen große Monarchie; es entstanden unabhängige Staaten mit eigenen Sprachen, Sitten und Ansichten, und die Individualität rang sich durch; aber es gehörte ein harter Kampf dazu, um ihnen Selbständigkeit zu geben. Mit Karl dem Kahlen begann die eigentlich französische Monarchie, die sich von Deutschland und Italien los sagte. Kaum daß sich die getheilten Reiche gegen den äußeren Feind zu behaupten vermochten. Slaven verheerten den Osten von Deutschland, in Paris und Cöln und Aachen wütheten Normannen, und Marseille, die reichste Stadt Frankreichs, wurde 848 von Arabern geplündert. Nur die Geistlichkeit gebieh in dieser allgemeinen Noth. Dann werden die Zustände Britanniens unter Sachsen und Dänen an uns vorüber geführt, bis uns Kap. 22. eine Uebersicht der Verhältnisse von Europa und Vorderasien im ersten Drittheil des 10. Jahrhunderts gewährt. Kein großes Reich, welches auf die

Nachbarstaaten einen entschiedenen Einfluß ausgeübt, keine große Leidenschaft, die den Menschen begeistert hätte. Die Könige erkennen den Kaiser, die Emire den Chalifen nicht mehr an; Grafen und Herzöge reißen sich vom Könige, die Schloßherren vom Grafen und Herzoge los. Die Revolutionen von Bagdad bleiben ohne Einfluß auf die Welt, seitdem der Oberste der türkischen Leibwachen die Chalifen gleich Gefangenen bewacht. In Deutschland schwärmten Ungarn, bis der sächsische Heinrich ihnen bey Merseburg begegnete. Seitdem bildet sich hier ein neues Leben; unter Otto I. lernen die Herzöge Gehorsam; die Erwerbung Italiens blieb nicht ohne Einfluß auf deutsche Bildung, wenn schon die Vereinigung für beide Völker nicht segensreich war. Aber hart klingt es, wenn der Verf. S. 362. sagt: les sons mêmes d'une langue (die deutsche) si rauque, si barbare, réservée au commandement, sembloient faits pour offenser l'oreille musicale du peuple condamné à obéir. In Frankreich stürzt der Sohn des Grafen Hugo von Paris den letzten Karolinger; Italien sucht sich vergebens von den Deutschen los zu ringen, und Aufstände wie die des Crescentius, in welchem der Verf. wohl nicht mit Recht den Champion der Freyheit seines Landes erblickt, werden mit Strenge gerügt. Wenn es denn bey dem Tode Ottos III. heißt: ainsi s'éteignit la maison de Saxe (S. 387.), so war in Heinrich II. der letzte Kaisersprosse der Ludolphinger übersehen.

Mit diesem Zeitraume, in welchem das Haus der Karolinger in Ohnmacht und Schande untergegangen war, die Dynastie der macedonischen Kaiser vor ihrem Erlöschen stand, die Chalifen

nur noch in Bagdad galten, mit den Arabern von Cordova die kleinen christlichen Könige sich in Spanien theilten, England größtentheils von Dänen unterjocht, alle großen Reiche dahin, alle gemeinsamen Bande zerrissen waren, schließt das Werk.

Hav.

P a r i s.

Notice de deux anciens Cartulaires manuscrits de la bibliothèque du Roi, par G. P. Depping. 1834. 40 S. in 8.

Die vorliegende kleine Schrift enthält die Nachricht von zwey Urkundensammlungen (cartulaires), die sich vormahls in der Abtey de Saint Pére zu Chartres befanden, aber in der Revolutionszeit in die königl. Bibliothek zu Paris gekommen sind. Die ältere Sammlung enthält über 550 Urkunden, und geht von dem Jahre 928 bis zu Ende des 12. Jahrhunderts, auf Pergament geschrieben; die jüngere eine noch größere Anzahl auf Papier, zum Theil Abschriften der ersten. Von jeder wird zuerst eine allgemeine Nachricht, und alsdann in den Noten Proben von einzelnen gegeben. Das Kloster war eins der reichsten an Besizungen jeder Art am Ende des zwölften Jahrhunderts geworden, und viel dankte dieses zum Theil selbst den Herzögen der Normandie, wie das Recht der Fischerey in der Seine bey Rouen; Zollfreyheit ic. auf dem Flusse, und anderes, gerieth aber auch dadurch in manche Händel mit seinen Nachbarn. Die Urkunden enthalten fast bloß Schenkungen, welche dem Kloster gemacht wurden, mit Anführung der Zeugen, die dieses bestätigen. Sie sind also für die all-

gemeine Geschichte zwar ohne Erheblichkeit, nicht aber für die Geschichte der Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Geschenke und Vermächtnisse, die dem Kloster gemacht wurden, kamen fast immer aus den Händen von reuigen Sündern und Büßenden, die dadurch ihre früheren Vergehungen gut machen wollten. Sie bekennen, daß sie früher Laugenichtse, Räuber und Plünderer gewesen seyen, und beschenken die Kirche in der Hoffnung, dadurch am jüngsten Tage der Höllestrafe zu entgehen. Auch Ritter, die das Kreuz genommen hatten, überließen, ehe sie in den Orient zogen, ihre Bastarde dem Kloster. Es ist ergetzlich zu sehen, welche Geschenke auch von Weibern dem Kloster gemacht wurden. Die Zahl der Zeugen war größer nach der Wichtigkeit des Gesenkts, dennoch konnten Proceffe über die Gültigkeit nicht vermieden werden, wo dann das Kloster auch den weltlichen Gerichten sich unterwerfen mußte. Für Literatur geschah nichts. Zufolge einer Urkunde von dem Ende des zwölften Jahrhunderts bestand die ganze Bibliothek des reichen Klosters in einigen von den Würmern verderbten Handschriften, die in einem einzigen Schranke in der Kirche aufbewahrt wurden.

Der Verfasser, durch seine so wichtigen Preisschriften rühmlich bekannt, hat sich durch diesen, wenn auch kleinen, Beytrag ein neues Verdienst um die Literatur des Mittelalters erworben.

Hn.

S t r i t t i n g e r s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1837.

P i s a.

Bey den Brüdern Nistri u. C. 1833. Studi geologici sulla Toscana del Professore Paolo Savi. 47 Seiten in 8.

Der Verfasser dieser Schrift gehört zu den wenigen Italiänischen Gelehrten, welche den lauten Aufforderungen der Apenninen-Natur Gehör geben, und aus der Erforschung ihres merkwürdigen Baues ein eifriges Studium machen. Ihm gebührt das Verdienst, das Verhältniß zwischen dem crystallinisch-körnigen und dem dichten, Versteinerungen enthaltenden Kalkstein der Pisaniſchen Berge, so wie die Veränderungen, welche in den Beschaffenheiten desselben und der damit in Berührung stehenden Gebirgsarten, so wohl dort als auch in den benachbarten s. g. Apuanischen Alpen vorgegangen, im Sinne der neuesten geologischen Ansichten aufgefaßt und dargestellt zu haben. Wenn er sich dabey die Erklärung der zum Theil höchst räthselhaften Erscheinungen et-

was leicht gemacht hat, und um eine tiefere Begründung seiner Hypothesen nicht sehr besorgt gewesen ist, so steht er auf dem von ihm betretenen Wege der Forschung nicht allein, sondern verfolgt ihn in einer zahlreichen Gesellschaft jüngerer Geologen, welche, um zum Genusse des freyen Ueberblicks vom Gipfel der neuen Theorie so bald als möglich zu gelangen, die unteren Stufen schnell überspringen, und zuweilen mitleidig auf die älteren Forscher hinab schauen, welche ihnen nicht so rasch nachzuklimmen vermögen.

Vor zwanzig Jahren galt der Marmor von Carrara noch ganz allgemein für eine so g. Urgebirgsart. Ref., der im J. 1818 auf einer Reise durch Italien diesen Ort berührte, aber leider nur sehr kurze Zeit der geognostischen Untersuchung seiner merkwürdigen Umgegend widmen konnte, fand, daß jene Gebirgsart nicht ein Glied des primären Gebirges ist, sondern im genauesten Verhältnisse zu einem dichten, grauen Kalksteine steht, den er für einen Uebergangskalkstein ansah (S. G. g. U. v. J. 1829. St. 24.). Diese Annahme stand im genauen Zusammenhange mit der damals verbreiteten Meinung, daß die Gebirgsart, welche in jenen Gegenden Macigno genannt wird, die Stelle unserer Grauwacke einnehme. Spätere Untersuchungen haben ergeben, daß dies Gestein zu einer weit jüngeren Formation gehört, wiewohl die Ansichten der Geognosten, welche sich mit der Untersuchung des Macigno beschäftigt haben, über seine Stelle in der Lagerfolge der stratificierten Gebirgsarten noch getheilt sind. Den mehrsten Beyfall scheint indessen jetzt die Meinung zu finden, daß der Macigno ein Stellvertreter des so g. Grundfandes in der Kreideformation ist. Zu dieser Ansicht bekennt sich auch der Vf. obiger Schrift;

wobey ihn aber Ref. nicht versteht, wenn er S. 4. sagt, daß der Grünsand zur oberen Abtheilung der Kreideformation gehöre, da diese Gebirgsart doch bekanntlich ein Glied der unteren Abtheilung ist. Schon früher hatte Herr Prof. Savi gezeigt, daß der Entrochiten enthaltende Kalkstein des Monte Pisano unter dem Mascigno liege, und durch seine und die von Hn Guidoni angestellten Untersuchungen war ausgemittelt, daß jener Kalkstein, der an gewissen Stellen ein crystallinisch-körniges Gefüge annimmt, so wohl mit dem Versteinerungen führenden Kalksteine des Golfs von Spezia, der ebenfalls mit einem dolomitartigen Gesteine verbunden ist, als auch mit dem in Marmor übergehenden Kalkstein der Gegend von Carrara übereinstimmt, worin Conchylienreste entdeckt worden. Unter den in dem Kalksteine von Spezia aufgefundenen Petrefacten kommen besonders Ammoniten und Orthoceratiten vor. Die Anwesenheit der letzteren würde die frühere Meinung, daß jener Kalkstein zum Uebergangsgebirge gehöre, bestätigen, wenn nicht unter den sie begleitenden Ammoniten, wenigstens nach der Angabe von Sowerby, einige dem Lias angehörige sich fänden. Indessen sollen wieder andere mit Ammoniten übereinstimmen, die im Englischen Steinkohlengebirge vorkommen; welche Erscheinungen mit den bisherigen Erfahrungen so sehr im Widerspruche stehen, daß man die Bestimmung der Petrefacten aus dem Kalksteine von Spezia, wie Ref. schon bey einer früheren Gelegenheit bemerkt hat (S. g. U. von d. J. S. 452.), unmöglich für eine sichere gelten lassen kann. Aus demselben Grunde ist aber auch die Behauptung einiger Geognosten, daß der Marmor von Carrara durch Umwandlung

eines Kalksteins der Dolithformation entstanden sey, für eine noch nicht hinreichend begründete zu halten.

Auf die Entscheidung, zu welcher Formation jener, mit dem Marmor innig verbundene dichte Kalkstein gehöre, läßt sich Hr Prof. Savi in der vorliegenden Schrift nicht ein. Die Haupttendenz derselben ist zu zeigen, daß der crystallinisch = körnige Kalkstein aus dem dichten durch plutonische Einwirkungen hervor gegangen sey, und daß diesen auch die Umwandlung des jenen Kalkstein unterteufenden so g. Verrucano — der aus einem Kieselconglomerate oder Quarzsandstein mit abwechselnden Thonschieferlagen besteht — in ein talkschieferartiges Gestein zugeschrieben werden müsse. Diese Gebirgsart steht nämlich oft mit den Schichten des Verrucano in Berührung und verläuft in dieselben unmerklich; so wie auf der anderen Seite der Talkschiefer an einigen Orten in einen Talkgneus übergeht. Die plutonischen Massen, welche nach dem Verf. so wohl mit den Veränderungen der petrographischen Beschaffenheiten der erwähnten neptunischen Gebirgsarten, als auch mit der Aufrichtung ihrer Schichten im Zusammenhange stehen sollen, sind theils von granitartiger, theils von serpentinartiger, theils von metallischer Natur. Der Verf. weist jene Veränderungen zuerst in den Pisanischen Bergen, dann in den Apuanischen Alpen, und endlich in der geognostischen Constitution der Insel Elba nach, und bezieht sich bey seinen Angaben auf eine Reihe von Profilzeichnungen, welche die Schrift begleiten. Auf Elba ist unter den neptunischen Gebilden Macigno bey weitem vorherrschend. Die Eisenmassen haben sich vornämlich im Verrucano verbreitet, sind aber auch

mit dem aufliegenden Kalksteine in Berührung gekommen, der dadurch, nach der Meinung des Berfs in salinischen Kalkstein umgewandelt worden. Der Magneteisenstein ist nach ihm im geschmolzenen, der Eisenglanz dagegen im dampfförmigen Zustande empor gestiegen; welcher Annahme auch die Untersuchungen des Ref. günstig sind. Mit Recht unterscheidet der Berf. die spätere Bildung der Eisenoxydhydrate, wogegen der Rotheisenstein doch wohl auf gleiche Weise wie der Eisenglanz entstanden seyn dürfte. Unter den plutonischen Massen ist der Granit auf Elba besonders verbreitet, wiewohl auch serpentinartige Gesteine vorkommen. Jene Gebirgsart ist in sämtliche neptunische Gebilde der Insel eingedrungen. Der Granit durchsetzt den Berrucano und verwandelt solchen in Sneus; er dringt in den Kalkstein und macht daraus einen Grammatit enthaltenden Dolomit; und selbst den Macigno durchsetzt er, auf dessen Schichten er sich ablagert. Wichtig ist die Beobachtung, daß auch der Serpentin, der auf Elba durch die Kalk- und Macigno-Massen sich erhoben hat, vom Granite durchsetzt wird, der darin Gänge bildet, in deren Nähe der Serpentin in einen schönen Macrit umgewandelt worden.

Ref. kann nicht umhin mit der Bemerkung zu schließen, daß wenn gleich der Einfluß der plutonischen Massen auf die Beschaffenheiten, welche gegenwärtig die neptunischen zeigen, gewiß nicht abgeleugnet werden kann, wir doch eben so gewiß noch weit davon entfernt sind, die Art der Einwirkung in allen Fällen nachweisen und begreifen zu können. Wenn daher durch solche Umwandlungs-Hypothesen, wie sie sich in obiger Schrift in Menge finden, für die Wissenschaft

noch nicht viel gewonnen ist, so sind doch Beobachtungen wie die von dem Verf. mitgetheilten um so schätzbarer, da sie zur Aufklärung der geognostischen Verhältnisse von Gegenden beytragen, welche bisher in dieser Beziehung nur sehr unvollkommen bekannt waren.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.
Christliches Gesangbuch für Schulen. 1837. 191
Seiten in 8.

Zur näheren Characteristik des sehr schätzbaren Büchleins diene aus dem kurzen Vorworte Folgendes: 'An dem Pädagogium zu Ilfeld, einer alten Klosterschule, sagen die Vorredner und Vff., Dr. H. P. Ahrens, W. Havemann, Lehrer am Königl. Pädagogium in Ilfeld, und Dr. H. C. C. Lüdeking, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Hannover, — mehrere Jahre lang vereinigt, fühlten wir übereinstimmend das Bedürfniß, bey der Morgenbetstunde, welche diese Anstalt aus den zahlreichen Andachtsübungen einer frömmeren Vorzeit gerettet hat, ein anderes Gesangbuch, als bisher gebraucht war, zum Grunde zu legen. Da alle Nachforschungen uns keine Sammlung kennen lehrten, die unseren Wünschen genügt hätte, und da auch von anderen Schulen über denselben Mangel geklagt wurde, so widmeten wir zwey Jahre hindurch einen Theil unserer Muße der Arbeit, aus zahlreichen älteren und neueren Quellen die angemessenen Lieder durch gemeinsame Prüfung auszuwählen und für unsern Zweck zu bearbeiten. Als Hauptquelle und vielfach, selbst in Neußerlichkeiten, als Muster haben wir insbesondere den Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches,

Hamburg bey Verthes 1833, mit dankbarer Verehrung zu nennen. Doch verbot schon die besondere Bestimmung unserer Sammlung, dieser trefflichen Arbeit slavisch zu folgen. Unser Streben ging dahin, aus dem reichen Schatze geistlicher Lieder, dessen sich das protestantische Deutschland rühmt, das Beste, d. h. das wahrhaft Christliche und zugleich Poetische auszulesen, in sofern es sich zum Singen, Vorlesen oder Auswendiglernen im Kreiße der Schule schickt. Die Auslassungen und Veränderungen, welche wir zu diesem Behufe nöthig erachtet haben, sind wenigstens nicht leichtsinnig und ohne heilige Scheu vor der Hand der Dichter gemacht. Dem nicht ungegründeten Vorwurfe, daß für ein Schulgesangbuch sich zu wenig Beziehungen auf die besonderen Verhältnisse der Schule finden, begegnen wir mit der Bitte, uns Lieder der Art nachzuweisen, welche dem Geiste der Sammlung entsprechen.'

Rec. ist auf diesem Gebiete kein eigentlicher Kenner, aber aus allgemeinem christlichen Interesse und allgemeinem theologischen Verstande kann er nicht unterlassen, über das zeitgemäße Werk Folgendes empfehlend zu bemerken.

Das geistliche Lied gehört zu den Wurzeln unseres religiösen, kirchlichen Lebens; es ist die tiefste gegenseitige Durchdringung der Religion, Poesie und Musik. Wo es je verstummte, wäre die Kirche ihres geistigsten Odems beraubt. Und wenn die Kirche ihr heiliges Lied nicht mehr in die Schule und das Haus hinein singt, verhallt oder schweigt zuletzt ganz für diese auch die Predigt des göttlichen Wortes. Hört aber der christliche Lebensverkehr in Gesang und Predigt auf, so haben Schule und Haus keine Weihe und Kraft mehr für den Himmel, dann aber auch

nicht mehr für die Erde, die ohne den ausge-
spannten Himmel weder grünt noch blüht. Das
ist für sich klar. Aber für die, welche vor allem
nach der irdischen Virtuosität und Herrlichkeit
fragen, sey auch das bemerkt, daß unser deutsches
protestantisches Volk an seinem geistlichen Liede
eine nie versiegende Quelle der poetischen und
musicalischen Anregung und Bildung überhaupt
hat, die bis zu den schlummerndsten, verstecktesten
Talenten im Volke hinab reicht und die auf alle
Weise gepflegt und gefaßt werden muß, wenn
wir nicht in Prosa und Tonlosigkeit vergehen sol-
len. Für das wahrhaft bildende weltliche Volks-
lied ist nicht immer Zeit und Lust und Talent;
aber die Kirche singt wenigstens alle Sonntage
und hat immer ihre Zeit, so daß zu allen Zeiten
an ihrem Gesange auch die rein heitere Kunst
im Volke von neuem erwachen und sich reinigen
kann. Schon deshalb ist nothwendig, die christ-
liche Schule, die gelehrte wie die Volksschule,
mit dem evangelischen Liederschatze immer von
neuem zu versehen, eben so wie mit neuen Lesebü-
chern, besseren Ausgaben der Classiker und
Compendien der Wissenschaften. Aber wozu ein
besonderes Schulgesangbuch? Gehören nicht Haus
und Schule zur Gemeinde, und ist es nicht,
eben um dieser Zusammengehörigkeit recht inne
zu bleiben, gut, wenn alle drey aus Einem Ge-
sangbuche, dem der Gemeinde, singen? Aller-
dings, und es würde gewiß zu einer elenden
Zerstückelung führen, wenn jeder besondere Le-
benskreiß in der Gemeinde auch sein besonderes
Gesangbuch gleichsam heraus schnitte. Allein auf
der anderen Seite muß man doch auch zugeste-
hen, daß jedes größere Lebensverhältniß seine be-
sondere christliche Form und Norm hat und da-
mit auch seine besondere Poesie. Das Gemein-

Gesangbuch wird sie alle berühren, aber, damit es allen gerecht ist, doch immer nur verhältnißmäßig kurz: die allgemeineren christlichen Ideen und Verhältnisse haben darin von Natur größeren Anspruch und Raum. Ist nun die Schule, die Gemeinde der Jugend, das besondere Verhältniß der die Wissenschaft Lehrenden und Lernenden, so hat dieses zwar wie das Haus in dem Gesangbuche der Gemeinde ihren Platz, aber nur einen verhältnißmäßig kleinen. Das Besondere, Eigenthümlichste der Schule, und in diesem ist die Poesie gerade am meisten zu Hause, kann darin nicht ausgedrückt werden. Darum sind in einem vollen Organismus der Kirche besondere Schulgesangbücher nothwendig. Aber eben als solche müssen sie das besondere Leben der Schule vorzugsweise darstellen. Dieser Character fehlt dem vorliegenden. Ich weiß nicht, ob unsere Literatur an entsprechenden Liedern so besonders arm ist, wie die Herausgeber versichern. Aber sie selbst haben, wie in der Vorrede geschrieben steht, diesen Mangel ihres Werkes gefühlt, ohne ihm abhelfen zu können. Wird ihr Bekenntniß darüber eine Aufforderung an die Poetischen, auch die Schule mit christlicher Poesie mehr als bisher zu bedenken, so ist nichts verloren. Unerdessen haben die Herausgeber eine andere Seite, die in einem Schulgesangbuche gleich wesentlich ist, ich meine die Gemeinsamkeit der christlichen Schule und Gemeinde in dem Bekenntniß der christlichen Grundideen, vortrefflich berücksichtigt, indem sie von den allgemeinen christlichen Kern- und Stammliedern alter und neuer Zeit eine sehr gute Auswahl aufgenommen haben. Aber eben diese Seite des vorliegenden Gesangbuches führt auf eine neue Betrachtung des Verhältnisses zwischen Gemeinde und Schule, wo-

durch das Unternehmen der Verff. als besonders lobenswerth gerechtfertigt wird.

Es kann leicht geschehen, besonders in Zeiten der Crisis, daß die Schule, besonders die gelehrte, dem kirchlichen Zustande der Gemeinde voran eilt, die Kirche aber den reformatorischen Bewegungen und Bedürfnissen der Schule nicht genug entgegen kommt. Man weiß, wie in der Kirche, im Durchschnitte genommen, auf die Periode des Veralteten die Periode der Ueberneuerung, auf die Zeit der festesten christlichen Gedanken mit ihrer Verirrung in steifer Orthodoxie, so wie auf die Zeit der tiefsten Sinnigkeit des geistlichen Liedes mit ihrem Auswuchse, dem pietistischen und spielenden, die neologische Unsicherheit und Kälte mit ihrer moralisierenden, gereimten Prosa gefolgt ist. Unsere Landeskirche hat sich von dem Zeitpuncte nicht so fortreißen lassen, wie manche andere. Ihr Gesangbuch und ihr Katechismus sind der guten alten Zeit näher geblieben. Aber ganz widerstanden hat sie nicht; wenigstens hat sie die neuere bessere Theorie und Production auf diesem Gebiete noch nicht benutzt. Geht nun von der Schule ein besserer Styl und Geschmack aus, oder hat dieser hier schneller Eingang gefunden als in der großen Gemeinde, die immer langsamer zu bewegen ist, als die Gemeinde der Jugend, so haben die Verff. recht gethan, ohne die allgemeinere Reform in der Kirche abzuwarten, ein neues Schulgesangbuch, welches den Bedürfnissen der Zeit entspricht, anzufertigen. Sie arbeiten auf diese Weise der Landeskirche, in der ein neues Gesangbuch immer dringender wird, erleichternd vor. Und das ist kein geringes Verdienst.

Die Verff. haben von ihrem Verfahren keine vollständige Rechenschaft gegeben. Aber man sieht, sie haben Altes, Neues und Neuestes und von

Allem wo möglich das Beste, Verständlichste und Sangbarste zu vereinigen gesucht. Dabey haben sie in jeder Rubrik, wo sie mehreres hatten, die chronologische Reihenfolge befolgt, und sehr sinnreich, wo sie konnten, unseren deutschen protestantischen Viederstamm, den Dr Luther, vorangestellt. Nicht nur haben sie die Namen der Vff. bey jedem Liede, wo sie bekannt waren, angegeben, sondern am Ende auch ein alphabetisches Register von Liederdichtern, von denen sie Lieder aufgenommen, angehängt mit kurzen historischen Notizen. Hier könnte man wünschen, daß eine freygebigere Hand aus dem Bunsfischen Gesangbuche mehr Historisches aufgenommen hätte zur Anregung jugendlicher Gemüther, für die Geschichtliches nicht leicht zu viel wird.

Die Anordnung eines Gesangbuchs, die Rubricierung der Lieder hat immer ihre Schwierigkeit. Sie kann verschieden seyn, ohne unrichtig zu seyn. Unsere Verff. lassen auf das lutherische Glaubenslied die Bittlieder folgen, dann die Lieder des Vertrauens, des Lobes Gottes, die Buß- und Bittlieder. Darauf folgen die Danklieder für die christliche Erlösung, woran sich die Lieder auf Christi Sendung, Geburt, Leben, Lehre, Leiden, Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt, also die eigentlichen Festlieder, mit Ausnahme der Pfingstlieder, anschließen. Dann folgen die eigentlichen Bittlieder an Jesus, die Lieder über die Liebe zu Christo, die Bittlieder an den heiligen Geist, die Lieder vom Worte Gottes, von der Kirche, der Reformation, die Abendmahllieder, die Lieder der Hoffnung, die Morgen- und Abendlieder, die Sonntaglieder, worauf dann die Lieder auf besondere Zeitabschnitte (Neujahr) und Zeitbegebenheiten (Sieg und Frieden), ein Lied bey Einführung eines Lehrers, endlich Begräbnißlieder das Ganze schließen. Die Summe

aller Lieder, leserlich und elegant gedruckt, beläuft sich auf 389. Das letzte ist das herrliche Sterbelied von E. M. Arndt. Man kann an dieser Anordnung manches tadeln. Sie ist mehr für den vollen Gottesdienst, als die Schule gemacht. Sie könnte einfacher seyn. Einige Rubriken weniger, manche allgemeiner gefaßt, — würde die Uebersicht erleichtert haben. Aber zu loben ist, daß die Verff. nicht einem bestimmten Katechismuschema gefolgt sind. Die geistliche Poesie ist eben kein gereimter Katechismus, und da dieselbe, je echter sie ist, desto mehr sich unabhängig von jedem systematischen Schema ihre Objecte selbst wählt, so ist unstreitig das Richtige, die Lieder nach den vorherrschenden Objecten der Poesie zu ordnen. Wer mehr so genannte moralische Lieder verlangt, und zwar recht specielle, — wenn er nicht etwa damit meint, daß die specielleren Situationen der Schule zu wenig berücksichtigt sind, worin er Recht haben würde, — der bedenkt nicht, daß das geistliche Lied, je mehr es in die rein moralische Betrachtung und Ermahnung eingeht, desto mehr die Poesie aufgibt, und, soll nicht bloß gereimte Prosa entstehen, in pikante Snomensätze übergehen muß. Snomensätze aber singt man nicht, die gehören in ein Spruchbuch. Die bekannteren evangelischen Kernlieder des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung fehlen nicht, auch die neuern von Klopstock, Gramer u. A. nicht. Wer aber diese recht singt und in sich erlebt, der braucht keine besonderen Pflichtlieder, die doch nichts helfen, wenn der Kern fehlt.

Was endlich die zeitgemäße Aenderung der älteren Lieder betrifft, so wird man sie fast durchaus billigen müssen. Nur in dem unvergänglichen Liede: O Haupt voll Blut und Wunden, — ist der wahrhaft poetische dritte Vers ausgelassen.

Warum doch? Abkürzungen zu langer Lieder, da wo der Gedankenzusammenhang es gestattet, sind ganz in der Ordnung. Hier aber schadet die Auslassung so wohl der dogmatischen Wahrheit, als der Poesie. Es ist für beide ein wesentlicher Gedanke, daß das blühende Leben Christi getödtet ist. So möchte man den dritten Vers weniger gern entbehren, als den zweyten. Ueber einige Veränderungen B. 2. B. 4 u. 5. (oder B. 5 u. 6. im ursprünglichen Liede) kann man zweifelhaft seyn. Die ursprüngliche Gestalt hat einen deutlicheren poetischen Ton, als die veränderte. Aber es ist schwer das Rechte zu treffen. Vielleicht, daß eine neue Auflage Besseres bringt, denn die echte, poetische Restauration ergibt sich oft nicht gleich. Darauf aber hoffen wir, daß recht viele Schulen das neue Gesangbuch einführen und dadurch mit helfen werden, daß die deutsche Jugend in der Kraft ihrer Väter und der edelsten Geister des Volkes immer mehr und immer reiner Gott und Christum preisen lerne in Gesang und Saitenspiel. Für eine neue Auflage würde ein Gebetbuch für Schulen als Anhang ein wahrer Schmuck seyn. Aber ein solches scheint zur Zeit noch ungleich schwerer, als ein gutes Gesangbuch. Kurze, nervige Gebete, aus dem reinsten, klarsten Bedürfniß der Jugend, im Sinn und Styl des einfachen, heiteren Evangeliums, ohne alle Frömmelery und Beterery, — das wäre eine Aufgabe, für deren Lösung kein Preis zu hoch wäre. Gesang und Gebet sind der volle Odem des christlichen Lebens.

E.

B e r l i n.

Ben Ferd. Dümmler. Der Brief an die Hebräer erläutert durch Einleitung, Uebersetzung und fortlaufenden Commentar von Dr Friedr. Bleek,

ordentlichem Prof. der evangel. Theologie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität. Zweyte Abtheilung, die Uebersetzung und den Commentar enthaltend, erste Hälfte Kap. 1—4, 13. 1836. XVI u. 592 S. in 8.

Dies Buch ist eins von denen, die sich ohne alles fremde Zuthun jedem Kenner von selbst empfehlen, eine so tüchtige und bleibende Arbeit ist es, dem acht Jahre früher erschienenen ersten Theile, der Einleitung, gleich an Gründlichkeit der Forschung, an Klarheit und Einfachheit der Darstellung. Machte jener erste Theil begierig, ja ungeduldig nach dem versprochenen Commentar, so kann man bey dieser ersten Abtheilung desselben nur darüber unzufrieden seyn, daß der Verf. nicht gleich das Ganze gegeben hat und seine Freunde von Neuem ungeduldig macht auf die Fortsetzung und den Schluß. Diesen verspricht er nun noch im Laufe dieses Jahres. Wir wünschen nur, daß der fleißige Mann nicht äußerlich gehindert werde, Wort zu halten.

Ist man mit einem Buche in allem Wesentlichen einverstanden, hat viel aus ihm gelernt, so ist es schwer, eine so genannte Recension zu schreiben, wenn dazu auch Tadel gehört. In diesem Falle befindet sich Ref. mit diesem Werke. Bey einzelnen Stellen freylich sieht er sich genöthigt, anderer Meinung zu seyn als der Vf. Aber es sind dies eben nur solche Stellen, wo der Streit der Ansichten bleiben wird auch bey gleichen Standpuncten. Diese Abweichungen hoffen wir bald an einem anderen geeigneteren Orte ausführlicher mitzutheilen. Hier scheint eine bloße Anzeige schicklicher, eine besonders für die Jünger der exegetischen Kunst empfehlende, rechtfertigende kurze Charakteristik des Werkes.

Der Commentar ist in jeder Art ein ganz vollständiger, alle Elemente und Momente der Aus-

legung vereinigend. Voran geht sogar ein genaues Verzeichniß der von dem Verf. benutzten Werke, nur hier und da von kurzen Urtheilen begleitet. Sogar, welche critischen Ausgaben des N. T., welche Grammatiken, Lexika der Bf. benutzt hat, wird angegeben. Das ist fast zu viel, für den Kenner überflüssig, aber für die Anfänger in der exegetischen Kunst vielleicht nicht ohne Nutzen, daß sie den Apparat eines fleißigen Mannes kennen lernen, der nicht, wie manche Neuere, die Gelehrsamkeit aus der Idee saugt. Im Commentare selbst wird der Text nebst beygefügter deutscher Uebersetzung in kleineren oder größeren organischen Abschnitten der Auslegung voran gestellt. Der Abdruck des Textes schien dem Vf. nothwendig, da er nach der Lachmannschen Revolution auf dem Gebiete der Critik den Griesbachschen Text nicht mehr zum Grunde legen könne, bey dem Lachmannschen aber auch in der Exegese stehen zu bleiben, selbst nach den Principien dieses Critikers, nicht statthaft sey. Was der Vf. darüber in der Vorrede sagt, insbesondere über den *textus receptus*, trifft ganz mit dem zusammen, was wir kürzlich in der Anzeige der Ausgabe des neuest. Textes von Scholz bemerkt haben. Ueber die Principien und die Methode der Critik und Exegese ist nicht nöthig, eine lange Rede zu machen. Es versteht sich bey jedem vernünftigen Exegeten von selbst, daß er nach den Grundsätzen der classischen Philologie verfährt und diese geschickt auf den besondern Stoff des N. T. anzuwenden weiß. Die aus der Dogmatik oder gar einer beliebigen Philosophie des N. T. von Oben herab auslegen wollen, und die philologische Seite nur für die überwundene halten, wissen nicht, was sie thun. Der Vf. hat aus exegetischem Interesse, welches auch die Sachen, die christlichen Ideen, verstehen will, da, wo es nöthig war, sich in dogmatische

Verständigung eingelassen, aber immer nur in so weit, als es darauf ankommt, daß der Exeget seinen Schriftsteller versteht. Das *ne inferas!* ist noch immer eine große, schwere Kunst, und man kann von dem Vf. lernen, wie man sie üben muß mit Verstand und gutem Willen und wahrer Selbstverleugnung. Der Vf. lernt von seinen Vorgängern, er legt ihre Ansichten vollständig und geordnet vor, beurtheilt sie scharf und sicher, und nachdem er alle Fäden des Verständnisses aus dem besten Flachß gesponnen, schließt er das Gewebe fast überall mit der treffendsten, gesundesten Erklärung. Dabey weiß er, was man wissen kann und was nicht. Fehlen noch Data zum vollen, sicheren Verständniß, so hält er mit der Entscheidung zurück und gibt den Grad der Gewißheit, den man bis jetzt erreichen kann, gewissenhaft an. Man wird hie und da den Vf. tadeln, daß er zu viel Stoff und Gelehrsamkeit, namentlich, was die Mittheilung und Beurtheilung fremder Auslegungen betrifft, fast verschwendet habe, aber wir können in diesen Tadel so wenig einstimmen, als in den, daß der Vf. auch die exegetische Skepsis übt. Das Buch gehört zum exegetischen Großhandel und dazu ist Reichtum nöthig und eine tüchtige Umsicht, wie und wohin und wie weit man mit seinen Speculationen gehen kann, um nicht zu verlieren, sondern zu gewinnen und das Capital zu vermehren. Und die Jüngerer sollen sich nicht irre machen lassen, sie lernen bey solchen wohlgeordneten vollständigen Ladungen mehr wahre exegetische Kunst, als bey dem Umladen in kleinere Frachten und bey dem dampfwagenähnlichen Vertrieb fertiger Resultate. Bleeks Commentar fordert auch von dem Leser Zeit und Mühe und eigenes Mitersorschen, aber ohne dies lernt kein Mensch etwas. E.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1837.

G ö t t i n g e n.

Se Maj. der König haben geruhet den Herrn Cesar, bisher Sprachlehrer in Oldenburg, an des verstorbenen d'Artaud Stelle zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät zu ernennen.

L o n d o n.

Narrative of a Residence in Koordistan, and of the site of ancient Nineveh, with journal of a voyage down the Tigris to Bagdad and an account of a visit to Shirauz and Persepolis by the late Claudius James Rich Esquire, the honorable East-India Company's Resident at Bagdad; edited by his widow. Two volumes; Vol. I. XXXIII u. 391 S. Vol. II. 470 Seiten in 8. 1836. (James Duncan).

Der Verfasser dieser, erst nach seinem Tode erscheinenden, Schrift ist unter uns bereits durch seine Nachrichten über das alte Babylon, und seine Mittheilungen Persischer Alterthümer an Hn Grotefend und Andere bekannt. Vorgefetzt ist dieser Schrift eine kurze Biographie, aus der wir Folgendes ausheben. Geboren 1783 zu Dijon erhielt er seine Erziehung zu Brüssel, zeigte schon als Knabe ausgezeichnete Anlagen für Sprachstudien und faßte eine große Vorliebe für orientalische lebende Sprache, das Arabische und Türkische, die er ohne Lehrer für sich aus Büchern erlernte. Im Jahre 1803 gelang es ihm, indem er durch seine Sprachkenntnisse sich empfahl, in den Dienst der ostindischen Compagnie als Cadet aufgenommen zu werden, und seinen Wunsch nach Asien zu gehen erfüllt zu sehen. Hier trat er aus dem Militär= in den Civildienst, und ward, um sich in dem Türkischen und Arabischen zu vervollkommen, über Constantinopel nach Smyrna geschickt, und erlangte es nun durch seine Sprachkenntnisse 1808 als Resident nach Bagdad gesandt zu werden. Hier blieb er nun sechs Jahre, und legte seine reich gewordenen Sammlungen von Handschriften an, und ging darauf seiner Gesundheit wegen auf einige Zeit nach Constantinopel und Wien, wo er zur Zeit des Congresses verweilte. Alsdann ging er nach Bagdad zurück, und von da nach Schiras, wo er nach dem Ausbruche der Cholera daselbst am 5. Oct. 1821 das Opfer dieser furchtbaren Seuche wurde. Einen jungen Deutschen, Hn Bellino aus Tübingen, hatte er zu seinem Secretär und Begleiter gemacht, der aber auch das Opfer seiner Forschungen wurde.

Seine Reise nach Kurdistan unternahm er,

um der großen Hitze in Bagdad zu entgehen, im April 1820. Sie war zuerst nach Sulimania, der Hauptstadt von Kurdistan gerichtet, und ging durch wenig bekannte Gegenden, da man ohne ein bewaffnetes Gefolge, das ihm als britischem Residenten zu Gebote stand, mit Sicherheit das Land nicht bereisen konnte. Keine große Merkwürdigkeiten waren hier zu erwarten. Indes stand er mit dem Pascha in gutem Vernehmen, und ward bey seiner Ankunft gastfreundlich von ihm aufgenommen. Er hatte hier Gelegenheit die Kurden kennen zu lernen, welche in die beiden Classen der Ackerbauenden und der Nomaden, mit einer Clans Verfassung sich theilen, welche letztern auf die erstern mit Stolz herab blicken, und sie nicht einmahl als ihre Brüder ansehen wollen. Der Pascha lebte mit einem gewissen Aufwande. Zu den Lustbarkeiten gehören besonders Kämpfe zwischen zahmen Rebhühnern, die dazu abgerichtet sind. Die Bevölkerung von Sulimania ward auf 10000 Seelen angegeben. Der Verf. stand fortwährend mit dem Pascha auf freundlichem Fuße, der ihn selbst bewegen wollte, jährlich einen Besuch in Sulimania zu machen. Die Unterredungen mit ihm und mehreren Beyn, von denen einzelne große Wißbegierde zeigten die Verhältnisse in Europa und Indien kennen zu lernen, haben kein besonderes Interesse, weshalb wir sie übergehen. Die Abhängigkeit von den Türken schien nicht groß, indes erklärte sich der Pascha bereit, einen festen Tribut an die Pforte zu bezahlen, wenn diese ihn nur vor den Angriffen der benachbarten Paschas schützen wollte. Von Sulimania trat jetzt der Verf. eine Reise in das Gebirge und in das persische Kurdistan an, nach der Hauptstadt Sinna. Der

Weg führte über das Gebirge Zagrus, durch enge und rauhe Pässe. In Sinna fand der Vf. eine glänzende Aufnahme, und erhielt eine Einladung von dem Wali, der in seinem Lager stand, ihn zu besuchen. Die Stadt Sinna enthält etwa 5000 Familien. Der Wali (Fürst) ist von einnehmendem Betragen, aber wegen seiner Grausamkeit berüchtigt. Der Verf. ward von dem Wali freundlich empfangen, der sich nach Bonaparte erkundigte. Er erhielt selbst einen feyerlichen Gegenbesuch von ihm. Er trat darauf seinen Rückweg nach Sulimania an. Er fand hier den Pascha in Trauer, wegen des Verlustes eines Sohnes. Die Versuche, die Vaccine einzuführen, waren mislungen, wie es scheint, nur durch die Ungeschicklichkeit der Aerzte. Der Vf. wohnte einer Hochzeit bey, die mit Tänzen gefeyert ward, und bemerkt bey der Gelegenheit, daß das weibliche Geschlecht viel größere Freyheiten genieße, und nicht so eingeschlossen gehalten werde, wie bey den Persern und Türken.

Der zweyte Band beginnt mit dem Aufbruch des Verfs von Sulimania nach Mosul und Ninive, um die Lage und Alterthümer dieser Stadt zu untersuchen. Der Weg führte über Alton-Cupri nach Arbil oder dem alten Arbela, durch Alexanders Sieg in der Weltgeschichte berühmt. Die Stadt liegt an dem Fuße eines künstlichen Hügel, mit einem Fort (der Verf. hielt es für die Grabstätte der Ursaciden), in einer Ebene, wovon der Verf. eine Ansicht mittheilt. Das Hauptgebäude, ein Minaret, steht auf einer achteckigen Basis, alles andere ist nur ein Haufe von Trümmern. Der Verf. stellte genaue Untersuchungen über das Schlachtfeld an, die er in einer Beylage mittheilt, welche aber nicht beendigt

ist. Die Schlacht ward nicht nahe bey Arbela, sondern bey Gaugamela, einem großen Dorfe, geliefert, dessen Entfernung von Arbela aber verschieden angegeben wird. Es bleiben also immer Ungewißheiten hier übrig. Der Lagerplatz von Darius wird dadurch fest bestimmt, daß er an dem kleinen Flusse Bupelus war, nicht so der von Alexander, wir erfahren nur, daß beide 60 Stadien von einander entfernt waren. Der Vf. setzte nun seine Reise nach Mosul und Ninive fort, wo sein bisher geführtes tägliches Journal endigt, und dafür die ausführlichen Nachrichten über Ninive folgen, wobey wir uns etwas länger aufhalten zu müssen glauben. Das alte Ninive lag an beiden Ufern des Tigris, gerade Mosul gegenüber, das an der Westseite liegt. Der Tigris, über den eine Schiffbrücke führt, hat hier 400 Fuß Breite. Das alte Ninive lag in einer Ebene, in der man jedoch Hügel (mounts) erblickt, die aber nicht durch die Natur gebildet wurden, sondern von den Trümmern großer Gebäude entstanden, über welche aber sich eine Erdrinde in dem Laufe der Jahrhunderte bildete, wie es auch mit dem alten Babylon geschah. Bey dem Nachgraben findet man hier Backsteine größtentheils mit Schrift, und zwar mit Keilschrift bedeckt, welche daher den sicheren Beweis geben, daß die verschütteten Gebäude einem Zeitalter angehörten, wo diese im Gebrauch war, das heißt dem altpersischen oder einem noch früheren, und also über ihr Alter keinen Zweifel übrig lassen. Auf dem ersten und größten dieser Hügel, dem man begegnete, stand ein Dorf von etwa 300 Häusern, Nebbe = James genannt, das doch nicht die ganze Oberfläche des Hügel's bedeckte. Bruchstücke von Backsteinen, ganze Steine und

Platten mit Keilschrift bedeckt, wurden gefunden, wovon eine in das britische Museum gekommen ist. Eine andere sah man in der Wand einer Küche, wo sie noch an ihrem alten Plage in der Mauer zu stehen schien. Ohne Zweifel sind noch viele ähnliche Ueberbleibsel des Alterthums hier verborgen, aber das Nachgraben ist erschwert, weil der Boden mit Häusern bedeckt ist. Das Areal des alten Ninive ist ungefähr eine und eine halbe Meile breit und vier Meilen lang. An der Westseite sind nur Ueberbleibsel von Einer Mauer, die es einschloß, an der Ostseite aber waren drey. In einem anderen Hügel ward vor wenig Jahren ein großes Basrelief gefunden, Figuren von Menschen und Thieren (wahrscheinlich eine Jagd) darstellend, es ist aber zerbrochen und vernichtet. Man fand noch mehrere Hügel; das Areal ward sorgfältig vermessen, und eine Ansicht so wohl des Ganzen, als auch eine Abbildung der Hügel ist gegeben. Mehrere Klöster in Mosul und der Umgegend, die ziemlich angebauet war, wurden besucht.

Der Verf. verließ Mosul, indem er sich auf einem Floß einschiffte, um den Tigris herunter nach Bagdad zu gehen. Das Floß (Kellek) besteht aus aufgeblasenen Ziegenhäuten, die jeden Abend neu aufgeblasen werden. Sie sind mit Holzstücken an einander befestigt, und auch damit bedeckt. Man schwamm gemächlich den Strom herunter, die Ufer waren meist gut angebaut, man hatte fast immer Dörfer im Gesicht. Etwa nach sechs Stunden von Mosul kam man zu großen Ruinen einer Stadt, welche die Einwohner Nimrods-Stadt nannten. Der Verfasser hält sie für Xenophons Larissa. Die Ruinen sind von solchem Umfange, daß der Verf. landete

um sie zu untersuchen. Ein Hügel in Pyramidenform von 144 Fuß Höhe war das Hauptmonument. Der Verf. fand bald Bruchstücke von Ziegeln mit Keilschrift, und es gelang ihm aus dem benachbarten Dorfe einen ganzen Backstein zu erhalten, von dem er die Inschriften mittheilt. Die Ruinen überhaupt kamen mit denen von Ninive sehr überein, und erläuterten zugleich diese. Bey der weiteren Fahrt den Strom abwärts sah man an mehreren Stellen ähnliche Hügel, wenn auch von geringerer Höhe. Der Strom wurde immer reißender, das Floß ward mit dem ihm entgegen geschickten Jagdschiffe vertauscht. An mehreren Stellen sah man Ueberreste von Dämmen, die durch den Fluß gezogene Cascaden bildeten, deren auch schon Strabo gedenkt. Die Perser hatten sie angelegt, um die Schiffahrt zu sperren, aber Alexander hatte sie niederreißen lassen. Man kam glücklich zu Bagdad an.

Hier fand der Verf. eine Einladung von Elphinston, Gouverneur von Bombay, dahin zu kommen, die er annahm. Er schiffte sich daher nach Bassora ein, und von da nach Bushir am persischen Meerbusen. Er konnte aber wegen Dienstgeschäften nicht nach Bombay gehen, und da die Hitze zu Bushir durchaus unerträglich ward, so ging er nach Schiras, das eines gemäßigtern Klimas genießt. Sein Tagebuch reicht nur bis Bassora. Es folgen dann aber vier ausführliche Briefe an seine Gattin, die er nach Bombay geschickt hatte, in denen er von seiner Reise nach Bushir und nach Schiras, und seinem dortigen Aufenthalte Nachricht gibt. Von Schiras ward eine Reise nach Persepolis und Morghaub, dem wahrscheinlichen Grabmahle des

Cyruß, gemacht, doch nicht um gelehrte antiquarische Untersuchungen anzustellen, sondern nur, um den Eindruck dieser so merkwürdigen Gegend zu genießen. Bey Morghaub entscheidet der Vf. nicht, ob es das Grabmahl des Cyruß sey, findet es aber sehr wahrscheinlich, und fand auch Inschriften in Keilschrift an Pfeilern. Es ist aus weißen Marmorblöcken gebaut, und offenbar ein Denkmahl aus dem frühesten Alterthume, und für die Ewigkeit gebaut. Es ist zu beklagen, daß der Verf. nicht den Arrian bey sich hatte, um dessen Beschreibung vergleichen zu können. Als er nach Schiras zurück kam, war dort schon die Nachricht, daß die Cholera in Bushir ausgebrochen sey, und dort furchtbar wüthe. Sie breitete sich aber auch nach Schiras aus, und leider erlag hier der Verf. nach kurzer Krankheit der furchtbaren Seuche am 5. October 1821, wovon in einem vierten Briefe eines Hn Fraser Nachricht gegeben wird.

In den Beylagen werden noch genauere Reiserouten, so wohl zu Lande als auf dem Flusse nach den Entfernungen gegeben, die keines Auszuges fähig sind, aber dem künftigen Entwerfer von Karten höchst nützlich seyn werden. Welch ein weites Feld aber für antiquarische Entdeckungen, besonders aus dem persischen Zeitalter, hier noch offen ist, wird aus dem Mitgetheilten deutlich seyn, und noch besonders daraus hervor gehen, wie sehr die Fortschritte in der Erklärung der Keilschrift und der darin verfaßten Inschriften, die den Schlüssel zu diesen Untersuchungen geben müssen, zu wünschen sey.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 31. August 1837.

R o m.

Printed for the Translation Fund of Great Britain and Ireland:

A Description of the Burmese Empire compiled chiefly from native documents by the rev. father Sangermano and translated from his Ms. by William Tandy, Member of the Roman Sub-Committee.

Die Gesellschaft des Oriental Translation Fund, deren Wirksamkeit man in einem hohen Grade die Staunen erregenden Fortschritte in der genaueren Kenntniß des Orients, deren Zeugen wir sind, verdankt, hat bis jetzt vorzugsweise Uebersetzungen und Textausgaben ihre Unterstützung angeeignet lassen. Dadurch, daß sie hier ein Werk fördert, welches nicht eigentlich Uebersetzungen, sondern nur größtentheils auf einheimische Quellen gestützte Darstellungen und Auszüge aus barmanischen Schriften enthält, gibt sie die Hoffnung, daß sie ihre Unterstützung auch auf mehrere solchartige Arbeiten auszudehnen ge-

sonnen sey, und in der That muß Italien, insbesondere aber das Archiv der Propaganda vieles ähnliche enthalten, und zu wünschen wäre, daß das Bedeutendere davon, welches schwerlich auf einem anderen Wege ins Publicum kommen möchte, durch Hülfe dieser Gesellschaft Gemeingut der Wissenschaft würde. Denn so gut wie Bartholomäus a San Paullino und der Verf. dieses Werkes, Sangermano, werden auch manche andere der katholischen Missionäre, in deren Auswahl die Propaganda bekanntlich im Ganzen sehr glücklich war, manches der Verbreitung werthe hinterlassen haben, was jetzt unbenutzt vermodert.

Sangermano, über dessen Leben der Uebersetzer einiges in der Vorrede mittheilt, schrieb das anzuzeigende Werk theils während seines Aufenthaltes in Ava, theils nach seiner Rückkehr, in Europa. Nach Ava ward er 1782 als Missionär gesandt; er hielt sich fast die ganze Zeit seines Dortseyns in Rangun auf, wo er den Bau der St. Johanniskirche, der Missionärgebäude und das Colleg beaufsichtigte. In letzterem befanden sich 50 Schüler, welche in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften unterrichtet wurden, und von denen einer, wie Hr Landy bemerkt, jetzt als Chirurg in Rom practiciert. Sangermano war bey den Eingebornen, insbesondere dem Vicekönige und seiner Gemahlin, sehr hoch geachtet; letztere besuchte die christliche Kirche und ihn selbst öfters. Auch den Fremden, insbesondere den Engländern, war er gut bekannt, und fertigte für diese einen Plan des Hafens von Rangun, wofür er eine lebenslängliche Pension erhielt. 1808 kehrte er nach Europa zurück, jedoch mit der Absicht, nach einem kurzen Aufenthalte in seinem Vaterlande, seinen Posten von neuem einzunehmen. Daran hinderte ihn aber der damalige

Zustand der europäischen Verhältnisse. 1819 starb er. Die Zwischenzeit ward von ihm bezeugt seine schriftlichen Sammlungen für den Druck zu ordnen; doch konnte er auch diesen Wunsch nicht ausführen. Seine Papiere blieben in den Händen der Barnabiten-Mönche in Arpino, wo er geboren war, und seine letzte Lebenszeit als Vorstand des Klosters zugebracht hatte. Der Uebersetzer hat sich in Beziehung auf dieselbe keine wesentliche Aenderung erlaubt; nur einige kleine Berichtigungen, welche ihm die Uebersicht zu erleichtern schienen.

Ueber die Quellen seiner Sammlungen äußert sich Sangermano an einzelnen Stellen des Buches selbst; insbesondere in einer Notiz, welche sich unter den Papieren fand und von Hn Landy in der Vorrede mitgetheilt ist. Danach ist die barmanische Cosmographie aus einem Buche ausgezogen, welches für den älteren Bruder, d. h. den Kronprinzen, des damahls regierenden Kaisers verfaßt war, und das Weltssystem der Lehre des Gautama und den Erklärungen und Ansichten der berühmtesten barmanischen Gelehrten gemäß auseinander setzte. Die Geschichte des barmanischen Reiches ist eben danach, wie die englische Uebersetzung sagt copied aber ohne allen Zweifel nur ausgezogen aus den einheimischen Annalen maharazaven genannt (aus dem Sanskritischen mahârâg'a). Die Bemerkungen über den Aberglauben, die Astrologie, Religion und Sagen der Talapoins (der barmanischen Mönche, so genannt von dem Sonnenschirm, welchen sie tragen, talapatra im Sskr.) und die Predigten des Godoma (der bekannte Gautama = Buddha) beruhen auf den classischen Schriften der Barmanen. Die Kapitel über die Regeln der Talapoins und die Predigten Godomas enthalten einen Auszug alles

Bedeutenden in den drey Kiam, den heiligen Schriften, welche Vini, Padimot und Sottan heißen (im Sanskrit: Vinaya Sittenlehre, Pratimoksha Seligkeitslehre, Sûtra Sprüche des Gautama). Diese hat Sangermano mit Hülfe eines Ortalapoins fast ganz übersetzt.

Das ganze Werk zerfällt in 6 Haupttheile. Der erste (Kap. 1 — 6.) ist überschrieben: Beschreibung des barmanischen Reiches, enthält aber insbesondere die barmanische Weltansicht. Der zweyte (Kap. 7 — 9.) gibt die barmanische Geschichte. Der dritte (Kap. 10 — 13.) handelt von der Einrichtung des barmanischen Reiches. Der vierte (Kap. 14 — 17.) von der Religion. Der fünfte (Kap. 18 — 23.) von der moralischen und physischen Constitution des barmanischen Reiches; der sechste (Kap. 24.) enthält einen Auszug des barmanischen Gesetzbuches.

Das Interesse der Neuheit knüpft sich fast nur an den letzten Haupttheil. Die fünf übrigen Theile sind seit der Zeit, wo Sangermano seine Sammlungen veranstaltete, zwar nicht in der Ausführlichkeit, wohl aber mit einer größeren, genauer das Bedeutende von dem minder Bedeutenden scheidenden, Präcision, insbesondere von dem durch seine Beobachtungsgabe so sehr ausgezeichneten Crawford (in Embassy to Ava) behandelt; dazu sind eine Menge einzelner Abhandlungen, so wohl in den Asiatic Researches als in dem Asiat. Journ. gekommen, so daß wir in ihnen wenig Neues von Erheblichkeit finden. Für die neueren Zustände des barmanischen Reiches versteht es sich fast von selbst, daß Crawford's Mittheilungen insbesondere zuverlässiger und sorgfältiger sind; und für die Geschichte und Alterthümer hat eben derselbe, durch seine höhere Stellung unterstützt, ebenfalls wesentlich bedeu-

tenderes leisten können. Die barmanische Cosmographie, mit welcher Sangermano seine Darstellung beginnt, und welche von ihm ausführlicher als bey Crawfurd (S. 389.) behandelt ist, wird uns hoffentlich bald aus den eigentlichen Quellen, der buddhistischen Doctrin, wie sie sich in Ceylon ausbildete und nach Hinterindien verbreitete, zugänglich gemacht werden, da die Hülfsmittel dazu theils in London, theils in Paris schon hinlänglich angehäuft sind. Doch zeigt uns auch schon die von Sangermano gegebene Darstellung, was alles, vom Buddhismus bekannte, bestätigt, daß er durchgängig auf ein ihm voraus gehendes Brahmthum bezogen werden muß. Die Welt ist nach der Darstellung der Barmanen und der Doctrin des Gautama vergänglich, und sich wieder erneuend und zwar nach den Gesetzen eines ewigen Verhängnisses dhammata (Pali für dharmatâ Gesetzmäßigkeit) nicht nach dem Willen eines Herrn der Welt, welchen der ceylonische Buddhismus gar nicht und auch die Form desselben, welche einen Adi - Buddha annimmt, nur auf sehr beschränkte Weise anerkennt. Die Welt zerfällt in 3 Regionen; die obere ist der Sitz der Nat (im Sskr. Nâtha, Herr), verschiedener Arten von Geistern; die untere umfaßt die Hölle; die mittlere ist die Wohnung der Menschen und Thiere. Diese ist platt und rund, umgeben von einem Berggürtel; ihre Masse ist zunächst von einer ungeheuren Wassermenge gestützt; diese ruht auf einer doppelt so starken Luftmasse und darunter ist leerer Raum. In der Mitte liegt der Berg Miemmo (im Sskr. mēru); an dessen 4 Cardinalpuncten 4 Inseln; die südliche von diesen ist Zabudipa (im Sanskrit g'ambudvipa der heilige Namen von Indien); in ihr liegen alle den Barmanen bekannteren Länder von

Ceylon bis China. Die Wesen der Welt sind dreyerley: gezeugte, körperliche aber ungezeugt, und unkörperliche. Durch die Seelenwanderung, ein Hauptdogma des Buddhismus, stehen diese allesammt mit einander in Verbindung; die Seele wird nämlich zwar stets mit sammt dem Körper vernichtet, aber aus dieser Vernichtung entsteht stets eine neue Seele, bis ein Besitzer derselben durch Nibban (im Sskr. nirvâna, vollständige Verschwindung) in den Zustand der höchsten Seligkeit übergeht, die vollendete Ruhe erlangt hat. Die Zahl der Welten beträgt übrigens 10,000,000; sie sind alle der unsern an Form und Gestalt gleich; nach ewigen Gesetzen folgt eine stets auf die andere, und kaum ist eine zerstört, so nimmt eine andere ihre Stelle ein. Niemand, selbst Gautama nicht, weiß, welche die erste war und welche die letzte seyn wird. Das Leben der Menschen in Zabudipa fällt und steigt je nach dem Maß ihrer guten Werke. Zuerst lebten sie eine assenchie (im Sanskr. asankhjeja unzählbar); dann fiel ihre Lebensdauer nach und nach bis auf 10 Jahre; die Menschen, hierdurch erschreckt, kehren zum Guten zurück und hierdurch wächst ihr Leben wieder bis zu einer Assenchie. Dieser Wechsel findet in einer Weltdauer 64 Mal statt; allein nur wie bemerkt in Zabudipa. Das Alter der anderen Erdbewohner ist fixiert und sie sind überhaupt in allen Beziehungen von jenen wesentlich verschieden. Ihr Zustand ist gleichmäßiger, glücklicher in gewissen Beziehungen; aber von den Schülern Buddhas dennoch nicht zu beneiden; da sie nicht Nirvâna erlangen können. Die Menschen befinden sich im niedrigsten der glücklichen Zustände; die Thiere im ersten der unglücklichen, im zweyten die preitta (im Sskr. prêta, eine Art Kobold), im dritten die assuri-

che (Sskr. asura, böser Dämon), im vierten die, welche in der Niria (Sskr. nāraka, Hölle) bestraft werden. Die Hölle hat acht große Abtheilungen und viele Aehnlichkeit mit dem Fegefeuer. Die schwerste Strafe trifft hier die deitti (daitja im Sanskrit, eine Art Dämon); das sind diejenigen, welche nicht an Gautamas Offenbarung glauben, den Niban, die Wanderung der Seele in Thierkörper, oder in höhere Wesen leugnen, lehren, daß die guten Werke kein Verdienst bringen und die Nats, Genien der Berge zc. als Götter ehren. — Die moralischen Gründe der Weltvernichtung sind Wollust, Zorn und Unwissenheit; ihnen entsprechen drey physische, Feuer, Wasser und Wind; waltet Wollust vor, so tritt Zerstörung durch Feuer ein, wenn Zorn, durch Wasser zc. Die Zerstörung so wohl als Wiedererneuerung der Welt nimmt eine ungeheure Zeit assenchie ein. 100000 Jahr vorher wird die Zerstörung angekündigt durch einige Nat, welche sie durch Instinct voraus sehen, wie die Vögel den Sturm. Sie mahnen zu guten Werken, welche eine Seelenwanderung in eins der höheren Wesen, rupa und arupa (Sskr. Wörter, welche Gestalt und Gestaltlos bedeuten) möglich machen. Denn diese bleiben bey der Zerstörung durch Feuer unberührt. Sechsfunfzig Mahl wird die Welt durch Feuer, sieben Mahl durch Wasser und ein Mahl durch Wind zerstört. Bey der Wiedererneuerung wirken nur Wasser und Wind. Es regnet eine ungeheure Zeit und der Wind verdichtet das Wasser. Durch die Sonne bildet sich darauf eine Kruste und aus ihr entstehen die zerstörten Geister. Dann formiert sich der Berg Niemmo und die vier Eilande. Auf diesen bildet sich eine Kruste, welche wie Butter riecht und schmeckt. Diese lockt die geistigen Wesen; sie

steigen in Menschengestalt, aber strahlend, herab; zuerst leben sie friedlich, dann entsteht aus Geiz Streit; zur Strafe verschwindet die Kruste und die Gestalt der Herabgestiegenen verliert den Strahlenglanz. Nach und nach verschwinden auch andere mühelos nährenden Naturgaben und Reiß wird das Hauptnahrungsmittel; nun folgen Leidenschaften und die Scheidung in zwey Geschlechter; hieraus endlich die Ehe. Allein viele erhalten ihre Keuschheit; diese sind die Manussa Biamma (im Sskr. Manushja Mensch und Brähmana). Diese üben keinen Handel, Ackerbau, noch sonst technische Künste. Da aber ihre Rasse auszusterben beginnt, schließen auch manche von ihnen Ehen. Doch werden diese nicht geachtet; denn Niban ist nur im Solibat zu erlangen. Die verehelichten Biamma bauen Städte zc., aber auch bey ihnen entsteht Steit; da wählen sie sich einen König; der zehnte nach diesem ist Gautama; so ist die Geschichte der Welt bis auf den Stifter des Buddhismus herab geführt. — Ehe Sangermano zur Darstellung der Geschichte des barmanischen Reiches übergeht, bemerkt er einiges über die dasselbe bewohnenden Völker. Bedeutender sind hier die Mittheilungen von Crawford (S. 372. 470.). Daß diese Völkerschaften nicht alle gleiches Stammes sind, darf man mit Entschiedenheit nach den bis jetzt vorliegenden Angaben annehmen. Urbölker sind von später eingebrochenen, nördlichen Nachbarn überwältigt. Das Verhältniß im einzelnen zu ermitteln, wird man jedoch noch genaueren Untersuchungen überlassen müssen. Sangermano berücksichtigt in Beziehung auf die Geschichte nur die Barmanen selbst. Ihren wahren Namen gibt er als Biamma lautend; geschrieben wird er mranma, welches sich aus der barmanischen Sprache deuten

läßt (W. v. Humboldt *Kawi = Spr. Einleitung CCCL.*); dennoch scheint, so auffallend es auch zuerst klingen mag, manches dafür zu sprechen, daß er hier so gut als in dem oben angeführten *Manussa Biamma* eine Verstümmelung von *Brähmana* sey, wie auch von anderen angenommen. *Sangermano* will sie den Tartaren zuzählen; dahin zielen auch neuere Untersuchungen, welche bedeutende Annäherungen an die mongholische Rasse hervor heben (*Ritter Asien III, 1140.*). *Sangermano* beschränkt sich bey Darstellung der Geschichte der *Barmanen* auf einen bloßen Auszug der *Annalen*, *maharazaven* genannt; und nach diesen wird man sich schwerlich auch nur ein im allerentferntesten richtiges Bild machen können. Allein die *Barmanen* haben nach *Crawfurd* (*S. 496.*) Sinn für geschichtliche Untersuchungen und dieser wird durch eine Menge von Inschriften unterstützt. Auch scheinen sie mit einiger Liebe von ihnen getrieben zu werden und *Crawfurd* theilt uns eine chronologische Tafel aus dem *Barmanischen* mit, welche vom richtigen Standpunkte aufgefaßt, bey dem Hinzutreten von andern Hülfsmitteln eine bedeutende Grundlage für historische Untersuchungen zu werden verspricht (*Crawfurd Embassy to Ava App. № VIII. S. 31.*, vergl. auch die Mittheilung im *As. Journ. 1827. Vol. XXIII, 507.*). *Sangermano's* Darstellung stimmt vielfach mit dieser überein; wo er abweicht, scheinen fast mehr Mißverständnisse von Seiten der Uebersetzer gewaltet zu haben, als wirkliche Verschiedenheiten zu bestehen. Dieses im Einzelnen zu verfolgen, würde uns zu weit führen. Auch dürfen wir hoffen, *Sangermano's* Quellen bald in einer authentischeren Gestalt benutzen zu können. — Die älteste Geschichte der *Barmanen* scheint geradezu aus *singhalesischen*

Quellen herüber gekommen zu seyn; sehr natürlich, da die Barmanen von Ceylon aus die heiligen Schriften ihres Cultus, die Geschichte desselben und wohl überhaupt die Grundlage ihrer literarischen Bildung empfangen haben. Der Schauplatz dieser ältesten Geschichte ist daher Mittelindien (Majjima, im Skr. madhama) und die dort liegenden Königreiche und Städte, wie Kapilavastu, Vaicali, Buddha-Gaya, kurz der eigentliche historische Aufenthaltort Gautama's. Die berühmtesten Könige Indiens werden aufgezählt, selbst Chan-ta-kut-ta (K'andragupta Sandracottos), ohne daß jedoch die ihm angewiesene Zeit mit der des Sandracottos ganz zusammen fiel. Selten steht dazwischen eine Erwähnung einer barmanischen Localität. Der älteste durch Jahrzahl fixierte Punct ist die auf 691 v. Chr. fallende Epoche des Großvaters von Gautama bey Crawfurd An-ja-na, bey Sangermano Zejasena (Gajasena). Diese Epoche ist die erste, nach welcher Crawfurd's Tafel rechnet. Die zweyte Epoche ist die bekannte und viel verbreitete, welche mit Gautama's Nirvâna (543 v. Chr.) beginnt. Die dritte Epoche beginnt 79 v. Chr.; nach Sangermano ist sie unter dem Sohne des Samanda eingeführt, indem ein Nat, wegen eines bevorstehenden Unglücks 642 Jahr der Gautama-Aera zu streichen und — mit Uebergehung des Jahres 643 — von 644 an eine neue Aera zu beginnen gebot. Nach der Crawfurd'schen Tafel hat sie Sumundri (welches mit Samanda identisch und Bali für Samudra-râg'a ist) eingeführt. Wie aber schon von Crawfurd und Anderen bemerkt ist, ist sie die durch ganz Indien verbreitete Saka-Aera. Diese drey Aeren erhielten die Barmanen ohne allen Zweifel mit den buddhistischen Schriften zu-

gleich von Indien her. Anders scheint es mit der vierten Aera zu seyn, nach welcher sie gewöhnlich rechnen und welche ebenfalls in der Crawfurd'schen Tafel angewendet ist. Diese beginnt 638 v. Chr. Nach Sangermano ward sie von Poppozorahen (bey Crawfurd Pup-pachau-ra-han) und zwar wiederum wegen eines bevorstehenden Unglücks eingeführt. Allein auch sie ist, was wir hierbey bemerken wollen, keinesweges den Barmanen allein eigenthümlich; sondern wir finden sie zunächst, ebenfalls als Bulgär=Aera bey den Siamesen (Ritter Asien III, 1155.) und zwar zur Erinnerung an die Einführung des Buddhismus. Ferner erscheint sie in Arakan, wo sie zu Ehren Gaodmas (Gautama) eingefest seyn soll, welcher in diesem Jahre den Dienst des Buddha daselbst eingeführt hätte (Paton, Statistical etc. Account of Aracan in As. Res. XVI. 256.). Die Einwohner von Arakan aber waren, wie wir wissen, in älteren Zeiten mit den Barmanen verbunden; sie heißen zum Unterschied von letzteren, den eigentlichen Mranma, die kleinen Mranma. Die Barmanen selbst leiten ihre Sprache und ihren Ursprung von Arakan ab und nennen es das alte Land (Crawf. Emb. 474.). Endlich aber, was das wichtigste ist, diese Aera heißt in einer alten Inschrift von Pagan (bey Crawf. 67.) die Mákha Aere und ist ohne allen Zweifel so nach den Mugs genannt, welche noch jetzt den zahlreichsten und gebildetsten Bestandtheil der Arakanesen ausmachen und in deren Schrift und Sprache ihre Literatur abgefaßt ist. Wir glauben daher mit Gewißheit annehmen zu können, daß die Barmanen diese Aera von den Arakanesen erhalten haben und tragen kaum Bedenken, zu behaupten, daß in dem Jahre, von welchem an sie

datiert, entweder der Buddhismus in Arakan eingeführt ward, oder eine politisch bedeutsame Begebenheit eintrat, durch welche er als Staatsreligion fixiert ward. Das Gestadeland Arakan bietet sich schon in geographischer Rücksicht als Hauptpunct dar, von welchem aus der Buddhismus sich nach Hinterindien den Eingang verschaffen konnte, sey es nun von seinem Ursitze aus, oder von Ceylon her. Von Arakan verbreitete er sich alsdann mit sammt dee Makha-Aera nach Siam. — Sangermano erwähnt noch eine 5te Aera, nach welcher aber die Crawfurd'sche Tafel nicht rechnet. Diese Aera beginnt im Jahre 798 der Bulgär-Aera (Saka 1358, Gautama 1980 v. Chr. 1436.). Sie ward nach Sangermano unter Saddamaraza, ebenfalls wegen eines bevorstehenden Unglücks eingeführt (bey Crawfurd heißt er Mo = n' h a n y = w a n g = t a = r a); durch einen Schreibfehler, wie deren in Sangermano's Darstellung mehrere vorkommen, wird seine Regierungszeit auf 23 Jahre gesetzt; sie beträgt aber nur 13. — Eine bedeutendere Begebenheit, welche zu dieser Aera Veranlassung gegeben hätte, wird nicht erwähnt.

Die Annalen, Maharazaven, aus welchen Sangermano einen Auszug gibt, scheinen mit der Unterjochung des barmanischen Reiches zu Ava im Jahre 1095 der Bulgär-Aera (1733 nach Chr.), aber auf eine dunkle Weise, zu schließen. Wenigstens stimmen hier Sangermano und Crawfurd's Tafel fast gar nicht zusammen, und jener scheint eine Art prophetischer Sagen über die Zukunft mit in die Geschichte aufgenommen zu haben. Der letzte Punct wo sie zusammen treffen ist 1076 der Bulgär-Aera (1714 n. Chr.). In diesem Jahre lassen beide einen neuen König den Thron besteigen; Sangermano nennt

ihn Sirimahasihafura; Crawfurd Changu p'hru = schang. Nach Sang regierte er 16 Jahre, also bis 1730; nach Crawf. 19 bis 1733. Der Tag seines Todes war nach Sangermano durch ein heftiges Erdbeben bezeichnet, welches mehrere Pagoden umstürzte. Die Menschen erwarteten die Geburt des großen Königs, welchen das Schicksal dem südlichen Eilande gewähren würde zum Heile der Götter und Menschen. Dieser erschien endlich in Mahauparaza, dem Sohne des früheren Königs. Er war mit Weisheit, Verstand und Tapferkeit geschmückt; sein Leben und seine Regierung dauerte 100 Jahre (also von 1730 — 1830). Damit endet der Auszug aus Maharazaven. Sangermano fügt, ohne zu bemerken nach welcher Quelle, hinzu, daß man von Mahauparaza bis Alanpra noch sechs Könige rechne, deren letzter Chioëkman von den Peguern gefangen und später getödtet ward.

In Crawfurd's Tafeln folgt auf den schon erwähnten König, welcher 1733 starb, einer Namens Khaung-thit, welcher noch in dem ersten Jahre seiner Regierung gefangen nach Pegu geführt wird, und derselbe mit Sangerm. Chioëkmen ist.

Nach Sangermano's Darstellung der barmanischen Geschichte bis zu dieser Zeit (1733) eine Uebersicht zu geben, würde wenig furchtbringend seyn; was sich mit Benutzung der Crawf. Mittheilungen in der Kürze geben läßt, ist von Ritter (Asien IV, 1, 300.) versucht.

Die folgende Geschichte theilt Sangermano theils nach Erkundigung bey den ältesten Bewohnern, theils nach eigener Erfahrung mit. Seine Darstellung wird hier durch die von Crawfurd bestätigt. Die Peguer konnten sich in ihrer Herrschaft nur bis 1752 behaupten. In diesem Jahre

erhob sich der Gouverneur von Mozobo (bey Crawfurd Mut-cho-bo) gegen sie; vertrieb sie, eroberte selbst Pegu und bestieg den Thron unter dem Namen Momptra (bey Crawf. Alaung-b'hu-ra) das heißt: einer, der bestimmt ist, ein Buddha zu werden. Er regierte nur bis 1760. Dann folgte ihm sein Sohn Anaundopra (Entstellung seines gewöhnlichen Namens Naong-tan-kri, mit seinem eigentlichen Namen nennt ihn Crawf. Uparaja). In der Staatsprache der Barmanen hieß er bey Lebzeiten des Vaters sein königlicher älterer Bruder; daher er bey Sangerm. irrthümlich der älteste seiner Brüder genannt wird. Momptra hatte eine Bestimmung gemacht, nach welcher ihm seine 7 Söhne der Reihe nach succedieren sollten. Diese führte natürlich zu blutigen Streitigkeiten und Empörungen. Auf Anaundopra folgte 1763 sein Bruder Zempiuscien (bey Crawf. Chany-p'hru-shang); unter ihm wurde der Sitz der Regierung wieder nach Ava verlegt. Ihm folgte 1776 mit Uebertretung der Successionsordnung sein Sohn Zinzuga (bey Crawf. Chany-ku-cha); daher Empörungen, welche 1781 mit seiner Ermordung enden. Zuerst folgte ihm der Sohn des Anaundopra; allein sein Onkel Badonsachen (bey Crawf. Pa-dun-mang), welcher ihn auf den Thron gehoben hatte, stürzte ihn nach kurzer Zeit wieder und erhob sich 1782 selbst zum König. Er regierte bis 1819, also während der ganzen Zeit, wo sich Sangermano in Rangun aufhielt. Die Residenz verlegte er, nach dem, auf überaus tyrannische Weise von ihm gegründeten und bevölkerten Amarapura. Sein Nachfolger, der jetzige König, kehrte jedoch wieder nach Ava zurück; starb 1837.

Die Kapitel über Verfassung und Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, Abgaben und Kriegsordnung können wir ganz übergehen, da die neueren Berichte in dieser Beziehung bey weitem genauer sind. Absoluter Despotismus bildet den Grundzug des Ganzen, und jeder sucht ihn, so weit es seine Stellung erlaubt, nachzuahmen. Allgemeine Bestechlichkeit, eine Rechtspflege, welche die Gesetze zu einer wahren Pein derer, zu deren Schutze sie gegeben sind, macht, und alle Laster, welche die Folge der Tyranney sind, haben einen Zustand tiefer, durch die innere Volkskraft schwerlich zu heilenden, Versunkenheit herbey geführt. Aber der von Europa herüber gebrachte Funke wird auch hier zünden und wie Vorderindien bestimmt zu seyn scheint, einem neuen Zustand durch englische Vermittelung entgegen zu gehen, so scheinen die neuesten Ereignisse auch Hinterindien ein ähnliches Schicksal zu bereiten.

In dem Abschnitte über die Religion der Barmanen theilt Sangermano eine kurze Abhandlung eines Talapoins mit. 'In der jetzigen Welt sind zu verschiedenen Zeiten vier Götter erschienen: Chauchasan (im Sskr. Krakucchanda), Gonagon (Kanaka-muni), Gaspa (Kasjapa) und Godama. Gautama's Gesetz ist bestimmt 5000 Jahre zu herrschen.' In diesem, wie in allen übrigen Puncten stimmt der barmanische Buddhismus mit der Form überein, welche er in den singhalesischen Werken zeigt. Auch schließt der Talapoin seine Abhandlung mit der Versicherung, daß es, außer in dem barmanischen Reiche und Ceylon, keine echten Gautama = Priester gibt. Sie heißen im Barmanischen Talapoins und ihre Beschäftigung besteht einzig darin, daß sie die

Todten zu Grabe geleiten, Predigten halten und Unterricht ertheilen. Sie leben im Eölibat, in einer Art Kloster vereint; fast jedes Dorf hat ein solches. An der Spitze eines solchen Conventikels steht ein Ponghi, ihm zur Seite ein Pezen; die übrigen sind Schüler, deren Zahl um so größer ist, da alle jungen Barmanen auf einige Zeit das geistliche Gewand anlegen, um dadurch für ihr besseres Fortkommen bey der Seelenwanderung zu sorgen. Alle Talapoin's einer Provinz stehen unter einem Obern, dessen Macht Sangermano mit der eines Provinzialen vergleicht; der Zarado, Großmeister des Kaisers, steht an der Spitze des ganzen Ordens. Ihr Kleid ist, wie bey den buddhistischen Priestern überhaupt, gelb. Sie sind eigentlich sehr strengen Regeln unterworfen, wissen sie aber zu umgehen; sie dürfen keine zeitliche Güter besitzen, Gold und Silber nicht einmahl berühren. Allein, wenn sie sich ein Tuch um die Hand gebunden, machen sie sich nicht bloß kein Gewissen zu nehmen, sondern sind sogar unersättlich im Fordern. Das Gelübde der Keuschheit halten sie, nach Sangerm., strenger, und ein Bruch desselben kommt selten vor. Die Regeln der Talapoin's sind in dem Vini (Vinaja) enthalten. Sangerm. theilt einiges daraus mit. Ueberhaupt ist dieses Kapitel eins der interessantesten, und zeigt uns das barmanische Mönchswesen, wenn auch nicht mehr so rein, doch fast eben so geordnet, wie das so entlegene tibetanische.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)
